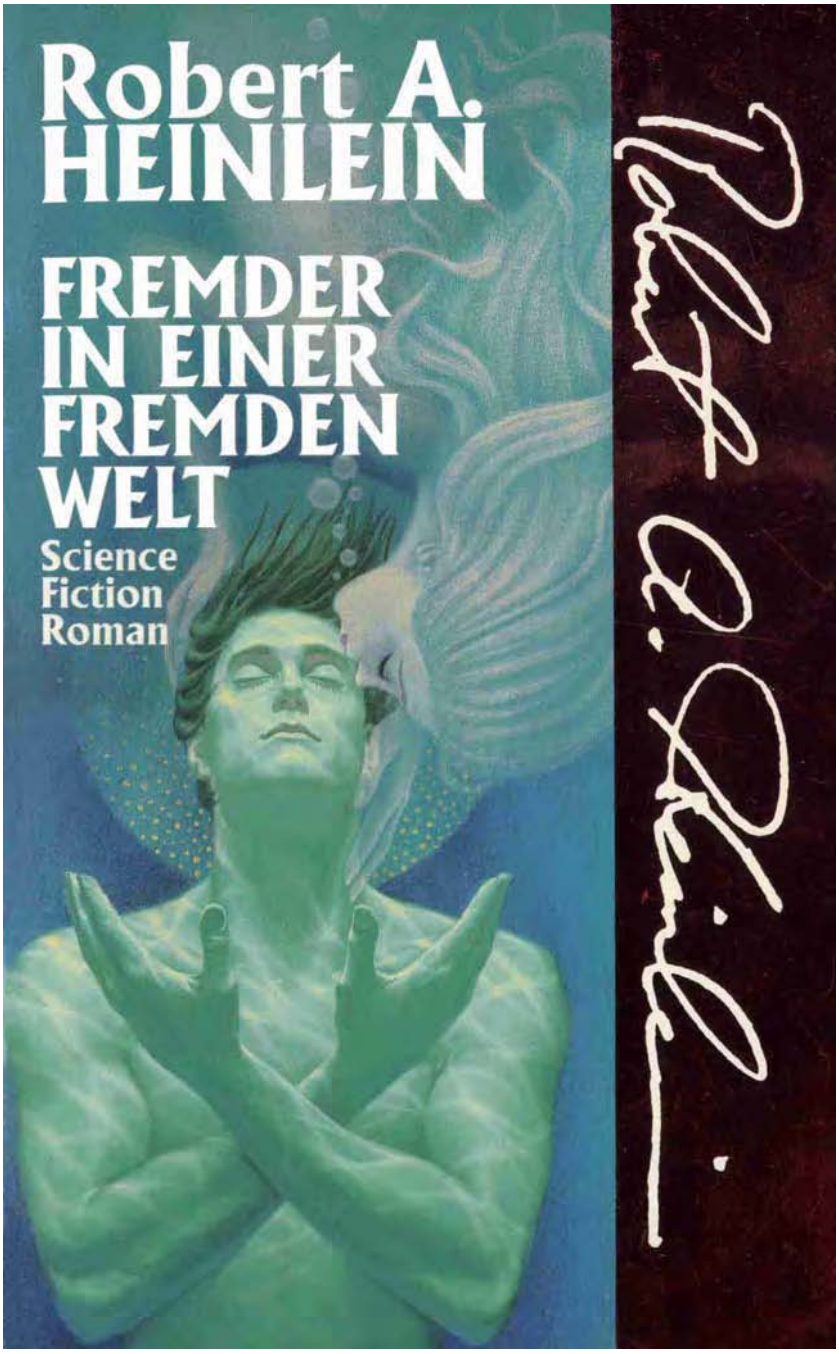

BASTEI-LÜBBE-TASCHENBUCH
Band 24214 © Copyright 1961 by R.A. Heinlein, renewed 1989 by V. Heinlein © Copyright (uncut Version) 1991 by Virginia Heinlein All rights reserved Deutsche Lizenzausgabe 1996 Bastei-Verlag, Gustav H. Lübbe GmbH & Co. Bergisch Gladbach Originaltitel: Stranger in a Strange Land © Copyright der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag & Co. KG, München Lektorat: Stefan Bauer Titelbild: James Warhola Umschlaggestaltung: Quadro Grafik, Bensberg Satz: Fotosatz Schell, Hagen a.T.W. Druck und Verarbeitung: Brodard & Taupin, La Flèche, Frankreich Printed in France ISBN 3-404-24214-9
Erste Auflage: Juli 1996 Zweite Auflage: Oktober 1996 Dritte Auflage: Juli 1999

Für Robert Cornog Fredric Brow Phillip José Farmer

Bitte beachten Sie:
Alle Personen, Götter und Planeten in dieser Geschichte sind fiktiv. Jede Übereinstimmung von Namen wird bedauert.

INHALT

Vorwort

ERSTER TEIL: Seine befleckte Abstammung

ZWEITER TEIL: Sein absurdes Erbe

DRITTER TEIL: Seine exzentrische Erziehung

VIERTER TEIL: Seine skandalöse Laufbahn

FÜNFTER TEIL: Sein glückliches Geschick

Vorwort

Wenn Sie den Eindruck gewinnen, dieses Buch sei dicker geworden und enthalte mehr Seiten als die alte Ausgabe von ›Fremder in einer fremden Welt‹, dann vermuten Sie richtig. Vor Ihnen liegt die Originalfassung – so wie Robert Heinlein sie zuerst entworfen und niedergeschrieben hat.

Die alte Ausgabe bestand aus etwas mehr als 160000 Wörtern, während in dieser rund 220000 vorhanden sind. (Die Zahlen beziehen sich auf das englische Original – Anm. des Übersetzers.) Roberts ursprüngliches Manuskript enthielt normalerweise zwischen 250 und 300 Wörtern pro Seite, je nachdem wie viel Dialog vorhanden war. Dies ergibt – bei einem Durchschnittswert von ca. 275 Wörtern und einer Manuskriptlänge von 800 Seiten

– in etwa 200000 Wörter. Vielleicht auch ein wenig mehr. Das ursprüngliche Werk unterschied sich sehr stark von dem,

das der Öffentlichkeit im Jahre 1961 übergeben wurde, weil die Herausgeber einiges an Kürzungen und Streichungen verlangten – besonders, da viele Stellen als anstößig empfunden wurden. Die Novemberausgabe des Magazins *Astounding Science Fiction* von 1948 enthielt eine Liste von Titeln, die im darauf folgenden Jahr veröffentlicht werden sollten. Darunter war auch ein Titel von Robert A. Heinlein – ›Gulf‹. In einem langen Gespräch zwischen dem Herausgeber des Magazins, John. W. Campbell, Jr. und Robert wurde entschieden, daß noch ausreichend Zeit vorhanden ist, um die Geschichte zu beenden und das Erscheinungsdatum, den November 1949, einzuhalten. Deshalb versprach Robert eine zusätzliche Kurzgeschichte zu verfassen. Die meisten der anderen Autoren folgten seinem Beispiel. Diese Ausgabe der *Astounding Science Fiction* wurde als ›Time Travel‹-Ausgabe bekannt. Roberts Problem bestand nun darin, eine Handlung zu entwickeln, die zu dem Thema paßte.

Wir setzten uns zusammen und tauschten unsere Gedanken aus. Im Laufe des Gesprächs schlug ich eine Story über ein menschliches Kind vor, das von einer außerirdischen Rasse aufgezogen wurde. Diese Idee schien Robert zu kompliziert für eine Kurzgeschichte. Stattdessen notierte er sich den Gedanken. Die folgende Nacht verbrachte er in seinem Arbeitszimmer, machte sich ausführliche Notizen und legte diese zunächst beiseite.

Unter dem Titel ›Gulf‹ schrieb er eine komplett andere Geschichte.

Die Notizen blieben über Jahre hinweg unberührt, bis Robert schließlich jenen Roman begann, der ›Fremder in einer fremden Welt‹ werden sollte. Irgendwie kam er jedoch nicht weiter. Er unterbrach seine Arbeit immer wieder, bis er schließlich im Jahre 1960 endlich fertig wurde. Es war das Buch, das Sie jetzt in Händen halten.

1960 war jedoch eine Zeit, in der ›Fremder in einer fremden Welt‹ ein Stoff war, den die Herausgeber fürchteten. Er war einfach zu weit entfernt von

dem, was als normal erachtet wurde. Um mögliche finanzielle Verluste zu vermeiden, bat man Robert, sein Manuskript auf 150000 Wörter zu kürzen. Dies bedeutete den Verlust von ungefähr 70000 Wörtern. Weitere Änderungen wurden verlangt, bevor der Verleger das Risiko einging, das Buch zu veröffentlichen.

Ein Viertel einer derart komplexen Geschichte zu streichen, war fast unmöglich; trotzdem gelang es Robert im Laufe mehrerer Monate. Als schließlich die Wörter gezählt wurden, kam man auf 160087. Robert war davon überzeugt, daß es absolut unmöglich sei, noch mehr zu streichen. Schließlich wurde der Text akzeptiert, veröffentlicht und 28 Jahre lang in dieser Form publiziert.

Im Jahre 1976 verabschiedete der Kongreß ein neues Urheberrecht, das folgendes besagte: Im Falle des Todes eines Autors geht das Urheberrecht auf die Witwe bzw. den Witwer über. Bestehende Verträge verlieren ihre Gültigkeit und müssen neu verhandelt werden. Robert starb 1988, und im darauf folgenden Jahr wurde das Urheberrecht erneuert.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Autoren hatte Robert eine Kopie des ursprünglichen Manuskripts der Bibliothek der University of California in Santa Cruz anvertraut. Ich bat sie, mir eine Kopie zu schicken und las die beiden Versionen parallel. Ich kam zu dem Schluß, daß es ein Fehler gewesen war, das Buch zu kürzen.

Ich sandte eine Kopie an Eleanor Wood, Roberts Agentin. Auch sie verglich die beiden Versionen miteinander und kam zum selben Ergebnis. Nachdem sie den Verlag informiert hatte, übergab sie ihm eine Kopie der neuen (alten) Version.

Niemand erinnerte sich daran, daß das Buch so radikal gekürzt worden war. Im Laufe der Zeit hatte es einen Wechsel an der Führungsspitze des Verlages gegeben. Die ursprüngliche Version kam für sie vollkommen überraschend.

Sie entschlossen sich, die neue (alte) Version zu publizieren, nachdem sie übereingekommen waren, daß sie besser war als die gekürzte.

Jetzt halten Sie, verehrter Leser, die ursprüngliche Fassung von ›Fremder in einer fremden Welt‹ in Händen, so wie sie Robert A. Heinlein ursprünglich geschrieben hat.

*

Die Namen der Charaktere sind von besonderer Bedeutung für die Handlung. Sie wurden mit großer Sorgfalt ausgewählt: Jubal bedeutet *›Allvater‹,* und Michael steht für *›Wer ist wie Gott?‹.* Ich überlasse es dem Leser, die Bedeutung der übrigen Namen herauszufinden.

– Virginia Heinlein Carmel,
Kalifornien

ERSTER TEIL

Seine befleckte Abstammung

1. KAPITEL

Es war einmal vor langer, langer Zeit, da lebte ein Marsianer namens Smith.

Daß es Valentine Michael Smith tatsächlich gab, läßt sich ebenso wenig leugnen wie die Existenz zu hoher Steuern.

Die erste menschliche Expedition zum Mars wurde nach der Theorie zusammengestellt, die größte Gefahr für den Menschen sei der Mensch. Zu jener Zeit, acht Jahre nach Gründung der ersten menschlichen Kolonie auf Luna, war eine von Menschen durchgeführte interplanetare Reise nur auf Umlaufbahnen im Freien Fall möglich – von der Erde zum Mars in zweihundertachtundfünfzig terranischen Tagen plus einer Wartezeit von vierhundertfünfundfünfzig Tagen auf dem Mars, während die Planeten weiterkrochen, bis sie die für die Rückkehr-Bahn günstigen Positionen erreicht hatten. Ein ausgesprochen langwieriges Verfahren.

Die Reise war jedoch nicht nur elend lang, sondern auch äußerst risikoreich. Nur indem sie an einer Raumstation auftankte und anschließend fast wieder in die Erdatmosphäre hineinfiel, konnte dieser primitive fliegende Sarg, die *Envoy,* die Reise überhaupt schaffen. Hatte sie den Mars einmal erreicht, würde sie unter Umständen auch zurückkehren – falls sie nicht abstürzte, falls Wasser gefunden wurde, um ihre Reaktionstanks nachzufüllen, falls tausend Dinge nicht schiefgingen.

Man war sich jedoch bewußt, daß die physischen Gefahren bei weitem nicht so groß waren wie die psychischen. Acht Menschen, die beinahe drei terranische Jahre lang zusammengepfercht waren, mußten unbedingt besser miteinander auskommen können, als es unter Menschen im allgemeinen üblich ist. Eine rein männliche Crew wurde als ungesund und unstabil abgelehnt. Als optimale Lösung betrachtete man vier verheiratete Paare, sofern es möglich war, die notwendigen Spezialkenntnisse in einer solchen Kombination zusammenzufügen.

Die Universität von Edinburgh, die Hauptunternehmerin, übertrug dem

Institut für Sozialwissenschaften als Subunternehmer die Auswahl der Crew. Nachdem das Institut Freiwillige aussortiert hatte, die wegen Alter, Gesundheitszustand, Mentalität, Ausbildung oder Temperament ungeeignet waren, blieben ihm neuntausend mögliche Kandidaten. Jeder von ihnen entsprach sowohl körperlich, als auch geistig den Anforderungen. Es war die Aufgabe des Instituts, mehrere annehmbare Crews mit je vier Paaren vorzuschlagen.

Eine solche Crew wurde niemals gefunden.

Die benötigten Berufe waren Astrogator, Arzt, Koch, Maschinist, Schiffskommandant, Semantiker, Chemiker, Elektroniker, Physiker, Geologe, Biochemiker, Biologe, Atomwissenschaftler, Fotograf, Hydroponiker, Raketeningenieur. Jeder sollte mehr als einen dieser Berufe beherrschen. Zumindest sollte er dazu fähig sein, einen anderen in angemessener Zeit zu erlernen. Es gab Hunderte von Kombinationen aus acht Freiwilligen, die die entsprechenden Kenntnisse besaßen, und darunter drei, die aus verheirateten Paaren bestand – aber in allen drei Fällen rangen die Psychodynamiker, die die Verträglichkeitsfaktoren bewerteten, vor Entsetzen die Hände.

Die Hauptunternehmerin regte an, den vorgegebenen Kompatibilitätswert herabzusetzen; das Institut erbot sich, sein Honorar von einem Dollar zurückzugeben. In der Zwischenzeit sollte eine Computerprogrammiererin, deren Name nirgendwo verzeichnet ist, eine Rumpfmannschaft aus je drei Paaren zusammenstellen. Sie fand mehrere Dutzend kompatibler Kombinationen. Jede wurde durch ihre eigenen individuellen Merkmale charakterisiert, die sie zum Gelingen der Operation benötigten.

Die Computer fuhren fort, ihre Daten zu sichten, die sich durch Todesfälle, Rücktritte und neue Freiwillige änderten. Captain Michael Brant, Magister der Naturwissenschaften, Pilot und im Alter von dreißig Jahren Mondflug-Veteran, hatte einen direkten Draht zum Institut. Seine Kontaktperson schlug für ihn Namen von ledigen weiblichen Freiwilligen nach, die (mit Brant!) eine Crew vervollständigen könnten, und paarte seinen Namen dann mit diesen, um mit Hilfe der Maschinen Probleme durchzuspielen, und so herauszufinden, ob eine Kombination akzeptabel wäre. Dies hatte zur Folge, daß Captain Brant nach Australien jettete und Dr. Winifried Coburn, einer unverheirateten, pferdegesichtigen Semantikerin, die überdies neun Jahre älter war als er, einen Heiratsantrag machte. Die Carlsbad-Archive zeigen sie als eine humorvolle Frau, der jedoch jegliche Attraktivität fehlte.

Vielleicht handelte Brant auch, ohne irgendwelche Insider-Informationen zu haben. Statt dessen verließ er sich ausschließlich auf jene intuitive Dreistigkeit, die man braucht, um ein derartiges Unternehmen kommandieren zu können.

Lichter blinkten, Lochkarten sprangen heraus, eine Crew war gefunden worden:

. • Captain Michael Brant, 32, Kommandant – Pilot, Astrogator, Vertreter der Köchin, Vertreter des Fotografen, Raketeningenieur.
. • Dr. Winifried Coburn Brant, 41 – Semantikerin, praktisch ausgebildete Krankenschwester, Lagerverwalterin, Historikerin,
. • Mr. Francis X. Seeney, 28 – stellvertretender Kommandant, Zweiter Pilot, Astrogator, Astrophysiker, Fotograf,
. • Dr. Olga Kovalic Seeney, 29 – Köchin, Biochemikerin, Hydroponikerin,

. • Dr. Ward Smith, 45 – Arzt und leitender Sanitätsoffizier, Biologe,
. • Dr. Mary Jane Lyle Smith, 26 – Atomingenieurin, Elektronikerin und Energietechnikerin,
. • Mr. Sergei Rimsky, 35 – Elektroniker, Chemotechniker, verantwortlich für Maschinen und Instrumente, Kryologe,
. • Mrs. Eleonora Alvarez Rimsky, 32 – Geologin und Selenologin, Hydroponikerin.
.

Diese Leute besaßen alle erforderlichen Kenntnisse, von denen einige in den Wochen vor der Abreise durch intensives Büffeln erworben worden waren. Wichtiger als das, sie waren gegenseitig kompatibel.

Vielleicht sogar *zu* kompatibel.

Die *Envoy* startete. In den ersten Wochen konnten ihre Sendungen von Privatleuten aufgefangen werden. Als die Signale schwächer wurden, verstärkten Radiosatelliten der Erde sie. Die Crew schien gesund und glücklich zu sein. Ringwurm war das Schlimmste, womit Dr. Smith sich zu befassen hatte. Alle gewöhnten sich an den Freien Fall und brauchten nach der ersten Woche keine Medikamente gegen Übelkeit mehr. Falls Captain Brant disziplinarische Probleme hatte, meldete er sie nicht.

Die *Envoy* erreichte eine Parkbahn innerhalb des Phobos-Orbits und verbrachte zwei Wochen mit einer fotografischen Erkundung. Dann funkte Captain Brant: »Wir werden morgen um
12.00 Uhr Greenwich-Sternzeit am Südrand des Lacus Soli landen.« Es kam keine weitere Botschaft mehr.

2. KAPITEL

Ein irdisches Vierteljahrhundert verging, ehe der Mars wieder von Menschen besucht wurde. Sechs Jahre, nachdem die *Envoy* verstummt war, überquerte die unbemannte Sonde *Zombie,* finanziert von La Societe Astronautique Internationale, die Leere, ging für die Wartezeit in eine Umlaufbahn und kehrte dann zurück. Fotografien, die das Robotfahrzeug aufgenommen hatte, zeigten ein nach menschlichen Begriffen wenig einladendes Land. Seine Instrumente bestätigten, daß die marsianische Atmosphäre dünn und für menschliches Leben ungeeignet ist.

Aber die Bilder der *Zombie* bewiesen, daß die ›Kanäle‹ technische

Leistungen waren, und andere Einzelheiten wurden als Ruinen von Städten interpretiert. Man hätte eine bemannte Expedition losgeschickt, wäre nicht der 3. Weltkrieg dazwischengekommen.

Eine Folge von Krieg und Aufschub war jedoch auch, daß die nächste Expedition mit besseren Aussichten startete als die verschwundene *Envoy.* Das Föderationsschiff *Champion* legte den Weg mit Hilfe des Lyle-Antriebs in neunzehn Tagen zurück. Es hatte eine rein männliche Crew aus achtzehn Raumfahrern und beförderte dreiundzwanzig männliche Pioniere. Es landete südlich vom Lacus Soli, da Captain von Tromp beabsichtigte, nach der *Envoy* zu suchen. Die zweite Expedition berichtete täglich; drei Meldungen waren von besonderem Interesse. Die erste lautete:

›Raketenschiff *Envoy* gefunden. Keine Überlebenden.‹

Die zweite: ›Der Mars ist bewohnt.‹

Die dritte: ›Berichtigung von Meldung 23-105. Ein Überlebender der *Envoy* gefunden.‹

3. KAPITEL

Captain Willem van Tromp war von humaner Gesinnung. Er funkte voraus: »Meinem Passagier darf auf keinen Fall ein Empfang in aller Öffentlichkeit bereitet werden. Bitte Niedrig-g-Fähre, Bahre und Ambulanz bereitstellen, dazu bewaffnete Wache.«

Er schickte seinen Schiffsarzt mit, der sich vergewisserte, daß Valentin Michael Smith in einer Suite des Medizinischen Zentrums ›Bethesda‹ untergebracht, in ein Wasserbett gelegt und vor Kontakten von außen geschützt wurde. Van Tromp selbst ging zu einer außerordentlichen Sitzung des Hohen Rates der Föderation.

Als Smith ins Bett gehoben wurde, erklärte der Hohe Minister für Wissenschaft soeben: »Sicher, Captain, ich räume ein, daß Ihre Autorität als Kommandeur einer Expedition, die nichtsdestotrotz wissenschaftlicher Natur war, Ihnen das Recht gibt, zum Schutz einer vorübergehend in Ihrer Obhut befindlichen Person medizinische Dienstleistungen anzuordnen, aber ich verstehe nicht, wieso Sie jetzt meinen, sich in meinen Zuständigkeitsbereich einmischen zu müssen. Smith ist schließlich eine Fundgrube wissenschaftlicher Information!«

»Das will ich meinen, Sir.«

»Warum bestehen Sie dann…« Der Wissenschaftsminister wandte sich dem Hohen Minister für Frieden und Sicherheit zu. »David? Diese Angelegenheit fällt nun offensichtlich in meinen Zuständigkeitsbereich. Würden Sie bitte Ihren Leuten die entsprechenden Anweisungen geben? Schließlich kann man Professor Tiergarten und Dr. Okajima, um nur zwei zu nennen, nicht zumuten, daß sie sich die Beine in den Bauch stehen.«

Der Friedensminister antwortete nicht, sondern wandte sich mit einem

fragenden Blick an Captain van Tromp. Der Captain schüttelte den Kopf.

»Warum?« wiederholte der Wissenschaftsminister. »Sie geben zu, daß er nicht krank ist.«

»Geben Sie dem Captain eine Chance, Pierre«, riet der Friedensminister. »Nun, Captain?«

»Smith ist nicht krank«, sagte Captain van Tromp, »aber er ist auch nicht gesund. Er ist noch nie in einem Ein-g-Feld gewesen. Er wiegt zweieinhalbmal soviel, wie er es gewöhnt ist, und seine Muskeln sind dem nicht gewachsen. Er ist nicht an erdnormalen Druck gewöhnt. Er ist an *gar nichts* gewöhnt, und die Anstrengung ist für ihn zu groß. Teufel noch mal, meine Herren, ich bin selbst hundemüde – und ich bin auf diesem Planeten geboren!«

Der Wissenschaftsminister blickte verächtlich drein. »Wenn die Beschleunigungsermüdung Ihnen Sorge macht, seien Sie versichert, mein lieber Captain, daß wir das vorausgesehen haben. Seine Atmung und sein Puls werden sorgfältig überwacht.
Auch wir können uns vorstellen, wie es da draußen ist und ziehen die Konsequenzen daraus. Schließlich bin ich selbst draußen gewesen. Ich weiß, wie man sich dabei fühlt. Dieser Mensch muß…«

Captain van Tromp fand, es sei an der Zeit, einen Koller zu bekommen. Das konnte er mit seiner eigenen sehr realen Ermüdung entschuldigen; ihm war, als sei er soeben auf Jupiter gelandet. Er war sich vollkommen im klaren darüber, daß sogar ein Mitglied des Hohen Rates nicht allzu barsch mit dem Mann umgehen konnte, der die erste erfolgreiche Expedition auf den Mars geleitet hatte.

Also unterbrach er: *»Kchnh!* ›Dieser Mensch‹ – dieser *›Mensch‹!* Begreifen Sie nicht, daß er keiner ist?« »Hä?« »Smith… ist… kein… *Mensch!«* »Das müssen Sie erklären, Captain.«

»Smith ist ein intelligentes Wesen mit menschlichen Vorfahren, aber er ist mehr Marsianer als Mensch. Bis wir kamen, hatte er noch nie einen Menschen gesehen. Er denkt wie ein Marsianer, er fühlt wie ein Marsianer. Er ist von einer Rasse aufgezogen worden, die mit uns *nichts* gemein hat – sie haben nicht einmal *Sex.* Smith hat noch nie in seinem Leben eine Frau gesehen. Und daran hat sich auch noch nichts geändert, wenn meine Befehle befolgt wurden. Er ist ein Mensch nach seiner Abstammung, ein Marsianer nach seiner Umwelt. Wenn Sie ihn in den Wahnsinn treiben und diese ›Fundgrube‹ verschwenden wollen, rufen Sie Ihre doofen Professoren nur herein. Geben Sie Smith keine Chance, sich an diesen Irrenhaus-Planeten zu gewöhnen. Mich geht das nichts an; ich habe meine Aufgabe erfüllt!«

Das Schweigen wurde von Generalsekretär Douglas gebrochen. »Und Sie haben gute Arbeit geleistet, Captain. Wir werden Ihren Rat beherzigen. Seien Sie versichert: Wir werden nichts Übereiltes tun. Wenn dieser Mensch oder menschliche Marsianer ein paar Tage braucht, um sich einzugewöhnen, bin ich überzeugt, daß die Wissenschaft warten kann. Also immer mit der

Ruhe, Pete. Lassen Sie uns diesen Teil der Diskussion
beenden und uns anderen Themen zuwenden. Captain van Tromp ist müde.«

»Eines kann nicht warten«, erklärte der Minister für die Information der Öffentlichkeit.

»Was, Jock?«

»Wenn wir den Mann vom Mars nicht sehr bald in den Stereo-Tanks zeigen, kommt es zu Aufständen, Herr Generalsekretär.«

»Hmm – Sie übertreiben, Jock. Natürlich wird in den Nachrichten etwas über die Marsgeschichte kommen. Ich, wie ich dem Captain und seiner Crew Orden verleihe – morgen, glaube ich. Captain van Tromp berichtet über seine Erlebnisse – nachdem Sie sich gut ausgeschlafen haben, Captain.«

Der Informationsminister schüttelte den Kopf.

»Reicht das nicht, Jock?«

»Die Öffentlichkeit hatte sich darauf gespitzt, daß sie einen echten, lebendigen Marsianer mitbringen. Das haben sie nicht getan, und deshalb brauchen wir Smith, und zwar dringend.«

»Lebendige Marsianer?« Generalsekretär Douglas wandte sich an Captain van Tromp. »Sie haben Filmaufnahmen von Marsianern?«

»Tausende von Fuß.«

»Da haben Sie die Lösung, Jock. Wenn Sie live nicht viel zu bieten haben, greifen Sie zu Aufnahmen. Die Leute werden es lieben. Was nun die Exterritorialität angeht, Captain: Sie sagen, die Marsianer seien nicht feindlich eingestellt?«

»Das sind sie nicht, Sir – aber uns freundlich gesonnen sind sie auch nicht.«

»Ich kann Ihnen nicht folgen.«

Captain van Tromp kaute auf der Unterlippe. »Sir… wie soll ich es Ihnen erklären… ein Gespräch mit einem Marsianer ist, als rede man mit einem Echo. Man bekommt keinen Widerspruch, aber man bekommt auch keine Resultate.«

»Verständnisschwierigkeiten? Vielleicht hätten Sie – Wie heißt er gleich? – Ihren Semantiker mitbringen sollen. Oder wartet er draußen?«

»Mahmoud, Sir. Dr. Mahmoud fühlt sich nicht wohl. Ein – ein leichter Nervenzusammenbruch, Sir.« Das moralische Äquivalent, dachte van Tromp bei sich, war ›stockbesoffen‹.

»Raumselig?«

»Ein bißchen vielleicht.« Diese verdammten Erdschweine!

»Na, schleppen Sie ihn an, wenn es ihm wieder besser geht.
Ich könnte mir vorstellen, daß der junge Smith ebenfalls eine Hilfe sein wird… als Dolmetscher vielleicht.«

»Vielleicht«, antwortete van Tromp zweifelnd.

*

Der junge Smith war eifrig damit beschäftigt, am Leben zu bleiben. Sein Körper, der von der seltsamen Form des Raums an diesem unglaublichen Ort unerträglich zusammengepreßt und geschwächt wurde, erhielt endlich Erleichterung durch die Weichheit des Nestes, in das diese anderen ihn legten. Er brauchte sich nicht mehr anzustrengen, ihn aufrechtzuhalten, und wandte seine dritte Ebene seiner Atmung und seinem Herzschlag zu.

Er sah, daß er kurz davor war, sich selbst zu verzehren. In dem Versuch, mit dem Druck des Raums fertigzuwerden, arbeiteten seine Lungen so schwer, wie sie es zu Hause taten, raste sein Herz, um den Zufluß zu verteilen – und all das, während er von einer giftig dichten und gefährlich heißen Atmosphäre erstickt wurde. Jetzt unternahm er etwas dagegen.

Schließlich schlug sein Herz nur noch zwanzigmal in der Minute, und seine Atmung war kaum mehr wahrzunehmen. Er wartete, bis er sicher war, daß er nicht dekarnieren werde, während seine Aufmerksamkeit anderswo weilte. Dann ließ er einen Teil seiner zweiten Ebene Wache halten und zog den Rest von sich zurück. Es war notwendig, die Struktur dieser vielen neuen Ereignisse zu analysieren, um sie an sich anzupassen, sie zu lieben und zu preisen – damit sie ihn nicht verschluckten.

Wo sollte er beginnen? Bei seiner Abreise von zu Hause, als er diese anderen, die jetzt seine Nestlinge waren, umfangen hatte? Oder bei seiner Ankunft in diesem zusammengepreßten Raum? Er wurde plötzlich von den Lichtern und Geräuschen dieser Ankunft attackiert, fühlte sie mit gehirnerschütterndem Schmerz. Nein, er war nicht bereit, diese Konfiguration zu umfangen – zurück! zurück! Zurück über den ersten Anblick dieser anderen hinaus, die jetzt sein eigen waren. Zurück noch über die Heilung hinaus, die dem ersten Groken gefolgt war, daß er nicht war wie seine Nestlingsbrüder… zurück zum Nest selbst.

Sein Denken enthielt keine irdischen Symbole. Er hatte jüngst gelernt, einfaches Englisch zu sprechen, doch mit weniger Geschick als ein Hindu, der in dieser Sprache mit einem Türken Handel treibt. Smith benutzte Englisch etwa wie ein Codebuch; er übersetzte mühsam und unvollkommen. Jetzt entfernten sich seine Gedanken – Abstraktionen einer phantastisch fremdartigen Kultur, gewachsen in einer halben Million Jahren – so weit von menschlichen Erfahrungen entfernt, daß sie unübersetzbar wurden.

Dr. Thaddeus spielte im Nebenzimmer Cribbage mit Tom Meechum, Smiths Privatpfleger. Thaddeus hielt dabei ein Auge auf seine Anzeigen und Meßgeräte. Nicht ein einziger Herzschlag seines Patienten entging seiner Aufmerksamkeit. Als ein Licht statt zweiundneunzigmal in der Minute weniger als zwanzigmal zu flackern begann, eilte er in Smith' Zimmer, Meechum ihm auf den Fersen.

Der Patient schwebte in der flexiblen Haut des Wasserbettes. Er sah aus wie tot. Thaddeus fluchte kurz und befahl: »Holen Sie Dr. Nelson!«

»Jawohl, Sir!« Meechum zögerte. »Was ist mit den Elektroschockgeräten?«

»Holen Sie Dr. Nelson!«

Der Pfleger schoß hinaus. Der Krankenhausarzt untersuchte den Patienten, ohne ihn zu berühren. Er war immer noch damit beschäftigt, als ein älterer Arzt den Raum betrat. Er ging unbeholfen wie ein Mann, der lange im Raum gewesen ist und sich an die hohe Schwerkraft noch nicht wieder gewöhnt hat. »Nun, Doktor?«

»Atmung, Temperatur und Puls des Patienten sind vor zwei Minuten plötzlich gesunken, Sir.« »Was haben Sie gemacht?«

»Nichts, Sir. Ihre Anweisungen…«

»Gut.« Nelson besah sich Smith, studierte die Instrumente hinter dem Bett, die Zwillinge jener im Beobachtungsraum. »Geben Sie mir Bescheid, wenn irgendeine Veränderung auftritt.« Er wandte sich zum Gehen.

Das erschreckte Thaddeus. »Aber, Doktor…«

»Ja, Doktor?« gab Nelson zurück. »Wie lautet Ihre Diagnose?«

»Äh, ich möchte mich über Ihren Patienten lieber nicht äußern, Sir.«

»Ich habe Sie nach Ihrer Diagnose gefragt.«

»Sehr wohl, Sir. Schock – atypisch vielleicht«, schränkte er ein,

»aber Schock, der zum Exitus führen wird.«

Nelson nickte. »Logisch. Das hier ist jedoch kein logischer Fall. Ich habe den Patienten ein Dutzendmal in diesem Zustand gesehen. Passen Sie auf!« Nelson hob Smith' Arm, ließ ihn los.

Der Arm blieb, wo er war.

»Katalepsie?« fragte Thaddeus.

»Nennen Sie es so, wenn Sie wollen. Auch wenn Sie einen Schwanz als Bein bezeichnen, ist er immer noch keiner. Machen Sie sich keine Sorgen, Doktor. Es gibt nichts Normales in diesem Fall. Bewahren Sie ihn nur davor, daß er belästigt wird, und rufen Sie mich, wenn es eine Veränderung gibt.« Er legte Smith' Arm zurück.

Nelson ging. Thaddeus betrachtete den Patienten, schüttelte den Kopf und begab sich wieder in den Beobachtungsraum.

Meechum nahm seine Karten auf. »Spielen wir?«

»Nein.«

»Doc«, meinte Meechum, »wenn Sie mich fragen, der ist vor morgen früh ein Fall für die Blechwanne.«

»Es hat Sie aber niemand gefragt. Gehen Sie, und rauchen Sie mit den Wachtposten eine Zigarette. Ich möchte nachdenken.«

Meechum zuckte die Achseln und schlenderte auf die Wachen im Korridor zu. Die zuckten zusammen, dann sahen sie, wer er war, und entspannten sich. Der größere der beiden Marines fragte: »Um was ging die Aufregung?«

»Der Patient bekam Fünflinge, und wir stritten darüber, wie sie heißen sollen. Wer von euch Affen hat eine Kippe? Und Feuer?«

Der andere Marine zog ein Päckchen Zigaretten hervor. »Wie seid ihr für einen Schwangerschaftsabbruch ausgerüstet?«

»Mittelmäßig.« Meechum steckte sich die Zigarette ins Gesicht. »Wirklich

und wahrhaftig, Gentlemen, ich weiß gar nichts über diesen Patienten. Ich wünschte, es wäre anders.«

»Was hat denn der Befehl ›Absolut keine Frauen‹ zu bedeuten? Ist er sexbesessen?«

»Ich weiß nur, daß man ihn von der *Champion* hergebracht und gesagt hat, er müsse absolute Ruhe haben.«

»Von der *Champion!*« rief der erste Marine. »Das erklärt alles.«

»Erklärt was?«

»Ist doch klar! Er hat keine gehabt, er hat keine gesehen, er hat keine berührt – seit Monaten nicht mehr. Und er ist krank, kapiert? Sie fürchten, wenn er eine in die Finger kriegt, bringt er sich damit um.«

Er zwinkerte. »Ich würde darauf wetten. Jedenfalls würde *ich* das tun, wenn ich an seiner Stelle wäre. Kein Wunder, daß sie die Miezen von ihm fernhalten wollen.«

*

Smith hatte die Ärzte wahrgenommen, aber gegrokt, daß ihre Absichten gut waren. Es war nicht notwendig, daß der größere Teil von ihm zurückgeholt wurde.

Zu der morgendlichen Stunde, als menschliche Pfleger Patientengesichter unter dem Vorwand sie zu waschen mit nassen Tüchern schlugen, kehrte Smith zurück. Er beschleunigte sein Herz und seine Atmung und nahm Notiz von seiner Umgebung, die er gelassen betrachtete. Er sah sich den ganzen Raum an und pries alle Einzelheiten. Er sah ihn zum ersten Mal, da er bei seiner Ankunft unfähig gewesen war, ihn zu umfangen. Dieses Zimmer war nichts Alltägliches für ihn; auf dem Mars gab es nichts dergleichen, und ebenso wenig ähnelte es den keilförmigen, metallenen Abteilen der *Champion.* Nachdem er die Ereignisse, die sein Nest mit diesem Ort verbanden, noch einmal durchlebt hatte, war er jetzt bereit, ihn zu akzeptieren, zu loben und bis zu einem gewissen Grad zu lieben.

Er wurde sich eines anderen Lebewesens bewußt. Ein riesiger Weberknecht machte eine Reise von der Decke hinunter und spannte dabei seinen Faden. Smith sah ihm mit Entzücken zu und fragte sich, ob das ein nestbauender Mensch sei.

In diesem Augenblick trat Dr. Archer Frame ein, der Krankenhausarzt, der Thaddeus abgelöst hatte. »Guten Morgen«, grüßte er. »Wie fühlen Sie sich?«

Smith prüfte die Frage. Den ersten Satz erkannte er als ein Höflichkeitsgeräusch, das keine Antwort erforderte. Der zweite war in seinem Gedächtnis mit verschiedenen Übersetzungen enthalten. Wenn Dr. Nelson ihn benutzte, hatte er eine bestimmte Bedeutung; wenn Captain van Tromp ihn benutzte, war es ein Höflichkeitsgeräusch.

Ihn überkam Verzweiflung, wie so oft, wenn er versuchte, mit diesen

Wesen zu kommunizieren. Das war ein beängstigendes Gefühl, wie er es niemals zuvor gekannt hatte… bis er den Menschen begegnete. Smith zwang seinen Körper, ruhig zu bleiben, und riskierte eine Antwort. »Fühle gut.«

»Gut!« wiederholte das Wesen. »Dr. Nelson wird in einer Minute kommen. Fühlen Sie sich bereit zum Frühstück?«

Alle Symbole waren in Smith' Wortschatz vorhanden, aber er hatte Mühe, zu glauben, daß er richtig gehört habe. Obwohl er wußte, daß er Nahrung war, ›fühlte‹ er sich nicht wie Nahrung. Auch hatte er keinen Hinweis erhalten, daß er für eine solche Ehre auserwählt werden könne. Er hatte nicht gewußt, daß die Lebensmittelversorgung es notwendig machte, das Kollektiv zu verkleinern. Er empfand leichtes Bedauern, weil es immer noch so viele neue Erkenntnisse zu groken gab, doch kein Widerstreben.

Die Mühe, eine Antwort zu übersetzen, wurde ihm jedoch durch den Eintritt Dr. Nelsons erspart. Der Schiffsarzt inspizierte Smith und die Reihe von Anzeigen und wandte sich dann Smith zu. »Stuhlgang gehabt?«

Das verstand Smith; Nelson fragte es immer. »Nein.«

»Wir werden uns darum kümmern. Aber zuerst essen Sie. Pfleger, bringen Sie das Tablett!«

Nelson fütterte ihm drei Bissen, dann verlangte er, daß Smith den Löffel in die Hand nehme und allein esse. Es war ermüdend, aber es erfüllte ihn mit fröhlichem Triumph, weil es seine erste selbständige Handlung seit der Ankunft in diesem seltsam verzerrten Raum war. Er leerte die Schüssel und vergaß nicht zu fragen: »Wer ist das?« damit er seinen Wohltäter preisen könne.

»Was ist das, meinen Sie«, antwortete Nelson. »Es ist ein synthetisches eßbares Gelee – und jetzt wissen Sie ebensoviel wie vorher. Fertig? Gut, steigen Sie aus dem Bett!«

»Verzeihung?« Das war ein Aufmerksamkeitssymbol, nützlich, wenn die Kommunikation versagte.

»Ich sagte, Sie sollen aus dem Bett steigen. Stehen Sie auf! Gehen Sie umher! Sicher, Sie sind schwach wie ein Kätzchen, aber Sie werden nie Muskeln ansetzen, wenn Sie unentwegt in diesem Bett schweben.« Nelson öffnete ein Ventil, Wasser lief aus. Smith wies ein Gefühl der Unsicherheit zurück, weil er wußte, daß Nelson ihn liebte. Kurz darauf lag er auf dem Boden des Bettes, und die wasserdichte Decke knäulte sich um ihn. »Dr. Frame«, sagte Nelson, »fassen Sie seinen anderen Ellbogen.«

Mit den Ermutigungen Nelsons und der Hilfe beider Ärzte quälte sich Smith über die Bettkante. »Immer mit der Ruhe. Stellen Sie sich jetzt auf die Füße!« dirigierte Nelson. »Keine Angst, wir fangen Sie auf, wenn nötig.«

Smith unterzog sich der Anstrengung und stand allein da – ein schlanker junger Mann mit unterentwickelten Muskeln und überentwickeltem Brustkasten. Das Haar war ihm in der *Champion* geschnitten, sein Bart dauerhaft entfernt worden. Das Auffallendste an ihm war sein leeres

Babygesicht – mit Augen, die sich bei einem Mann von neunzig zu Hause gefühlt hätten.

Er stand leicht zitternd da, und dann versuchte er zu gehen. Er schaffte drei schlurfende Schritte und verzog das Gesicht zu einem sonnigen, kindlichen Lächeln.

»Braver Junge!« applaudierte Nelson.

Smith versuchte noch einen Schritt, zitterte heftiger und brach plötzlich zusammen. Den Ärzten gelang es nur knapp, ihn vor einem Fall zu bewahren. »Verdammt!« schäumte Nelson. »Er hat schon wieder einen Anfall. Kommen Sie, helfen Sie mir, ihn aufs Bett zu heben! Nein – füllen Sie es zuerst!«

Frame stellte den Wasserzufluß ab, als die Haut sechs Zoll über der Oberkante schwebte. Sie schleiften Smith hinein, was ihnen viel Mühe machte, weil er in einer fötalen Position erstarrt war. »Schieben Sie ihm ein Nackenkissen unter den Hals«, befahl Nelson, »und rufen Sie mich, wenn Sie mich brauchen! Nein – lassen Sie mich lieber schlafen. Ich kann es gebrauchen. Es sei denn, irgend etwas beunruhigt Sie. Heute Nachmittag machen wir wieder Gehübungen mit ihm, und ab morgen werden wir das Ganze dann systematisieren. In drei Monaten wird er sich wie ein Affe durch die Bäume schwingen. Ihm fehlt im Grunde nichts.«

»Jawohl, Doktor«, antwortete Frame zweifelnd.

»Und übrigens, wenn er wieder zu sich kommt, bringen Sie ihm bei, das Badezimmer zu benutzen. Lassen Sie sich von einem Pfleger helfen; ich will nicht, daß der Patient fällt.«

»Jawohl, Sir. Äh – sollen wir irgendeine bestimmte Methode – ich meine, wie…«

»Hä? Zeigen Sie es ihm! Er wird von dem, was Sie sagen, nicht viel verstehen, aber er ist ein helles Kerlchen. Sie werden sehen: In einer Woche badet er schon ganz alleine.«

*

Smith aß seinen Lunch ohne Hilfe. Dann kam ein Pfleger herein, um sein Tablett abzuholen. Der Mann beugte sich vor. »Hören Sie«, murmelte er, »ich kann Ihnen einen lukrativen Vorschlag machen.«

»Verzeihung?«

»Einen Handel, eine Chance für Sie, schnell und leicht Geld zu machen.«

»›Geld‹? Was ist ›Geld‹?«

»Vergessen Sie die Philosophie; jeder braucht Geld. Ich muß schnell sprechen, weil ich nicht lange bleiben kann – es war schon kompliziert genug, mich herzubringen. Ich vertrete Peerless Features. Wir werden sechzigtausend für Ihre Geschichte zahlen, und es wird Sie kein bißchen Mühe kosten. Wir haben die besten Ghostwriter der Branche, die den Stoff zusammenstellen. Sie selbst brauchen nur Fragen zu beantworten.« Er zog ein Papier hervor. »Unterschreiben Sie das einfach. Ich habe das Geld bei

mir.«

Smith nahm das Papier, hielt es mit der Schrift auf dem Kopf und starrte darauf nieder. Der Mann unterdrückte einen Ausruf. »Herr im Himmel! Können Sie kein Englisch lesen?«

Smith verstand das gut genug, um zu antworten: »Nein.« »Nun gut, ich lese es vor, und dann drücken Sie Ihren Daumen auf das Quadrat, und ich unterschreibe als Zeuge, ›Ich, der Unterzeichner, Valentin Michael Smith, auch bekannt als der Mann vom Mars, übertrage exklusiv auf Peerless Features die gesamten Rechte an meinem Tatsachenbericht mit dem Titel *Ich war auf dem Mars gefangen* und erhalte dafür…‹« »Pfleger!« Dr. Frame stand in der Tür; das Papier verschwand in der Kleidung des Mannes. »Komme schon, Sir. Ich habe nur dieses Tablett geholt.«

»Was haben Sie da vorgelesen?«

»Nichts.«

»Ich habe es gesehen. Na, ist ja auch egal. Machen Sie einfach, daß Sie da raus kommen. Dieser Patient darf nicht gestört werden.« Sie gingen. Dr. Frame schloß die Tür hinter ihnen. Smith lag eine Stunde lang bewegungslos, aber soviel Mühe er sich auch gab, er konnte es nicht alles groken.

4. KAPITEL

Gillian Boardman war eine kompetente Krankenschwester. Ihre Kompetenzen in anderen Bereichen wurden vor allem von den Junggesellen unter den Krankenhausärzten geschätzt – ganz im Gegensatz zu den Mitgliedern des weiblichen Geschlechts. Dabei tat sie niemandem etwas zuleide, außer daß Männer ihr Hobby waren. An diesem Tag führte sie die Aufsicht über das Stockwerk, auf dem Smith lag. Als das Gerücht zu ihr drang, der Patient in Suite K-12 habe noch nie in seinem Leben eine Frau erblickt, glaubte sie es nicht. Nachdem man sie durch detaillierte Erklärungen davon überzeugt hatte, beschloß sie das zu ändern. Diesen seltsamen Patienten wollte sie sich einmal ansehen.

Sie wußte von der Anordnung. ›Kein Besuch von weiblichen Personen‹, und wenn sie sich auch nicht für einen ›Besuch‹ hielt, probierte sie doch lieber gar nicht erst, die bewachte Tür zu benutzen – Marines sind für ihre Sturheit bekannt, mit der sie Befehle wörtlich befolgen. Statt dessen ging sie in den anstoßenden Beobachtungsraum.

Dr. ›Tad‹ Thaddeus war ganz allein im Dienst. »Na, wenn das nicht ›Grübchen‹ ist! Hei, Schätzchen, was führt dich denn her?«

»›Fräulein Grübchen‹ für dich, Kumpel. Ich mache nur die Runde. Was ist das für eine Geschichte mit deinem Patienten?«

»Zerbrich dir nicht den Kopf, Süße, er fällt nicht unter deine

Verantwortung. Sieh in deinem Auftragsbuch nach!«

»Habe ich schon. Ich möchte ihn mir ansehen.«

»Mit einem Wort – nein.«

»O Tad, verschanze dich nicht hinter Vorschriften! Das hast du doch noch nie gemacht.«

Er betrachtete seine Fingernägel. »Hast du jemals für Dr. Nelson gearbeitet?«

»Nein, warum?«

»Wenn ich dich einen Fuß in das Zimmer hinter jener Tür setzen lasse, werde ich mich in der Antarktis wieder finden. Dann kann ich Frostbeulen von Pinguinen untersuchen. Also beweg deinen hübschen Hintern hier raus und geh deinen eigenen Patienten auf den Wecker. Mir wäre es schon unangenehm, wenn Dr. Nelson dich hier in diesem Beobachtungsraum erwischte.«

Gillian stand auf. »Ist es wahrscheinlich, daß Dr. Nelson auftauchen wird?«

»Erst dann, wenn ich nach ihm schicke. Er schläft seine Niedrig-g-Ermüdung aus.«

»Was steckt also dahinter, daß du so pflichtgetreu bist?«

»Das ist alles, Schwester.«

»Sehr wohl, Doktor!« Sie setzte hinzu: »Stinktier.«

»Jill!«

»Und ein ausgestopftes Hemd bist du außerdem.«

Er seufzte. »Geht es mit Samstagabend trotzdem in Ordnung?«

Gillian zuckte die Achseln. »Schon. Ein Mädchen kann heutzutage nicht allzu wählerisch sein.« Dann kehrte sie auf ihre Station zurück und holte den Hauptschlüssel. Sie war abgewehrt, aber nicht geschlagen worden. Suite K-12 besaß nämlich eine Verbindungstür zu dem Zimmer auf der anderen Seite, das als Aufenthaltsraum benutzt wurde, wenn in der Suite ein hohes Tier lag. Das war allerdings im Moment nicht der Fall. Es wurde weder als Teil der Suite, noch zu irgendeinem anderen Zweck verwendet. Sie schlüpfte hinein. Die Wachtposten merkten nichts, denn sie hatten keine Ahnung, daß Jill sie umgangen hatte.

An der Tür zwischen den beiden Zimmern zögerte Jill. Sie empfand die gleiche Aufregung wie früher, wenn sie sich aus dem Quartier der Schwesternschülerinnen geschlichen hatte. Dr. Nelson schlief, dachte sie, und Tad würde sie nicht verpfeifen, selbst wenn er sie hier erwischte. Sie nahm ihm nicht übel, daß er sich an die Vorschriften hielt – aber verpfeifen würde er sie nicht. Schließlich öffnete sie die Tür und spähte hinein.

Der Patient lag im Bett. Er sah sie an, als die Tür sich öffnete. Ihr erster Eindruck war, dieser Mann sei schon jenseits von jeder Hilfe. Seine Ausdruckslosigkeit glich der Apathie eines Todkranken. Nein – seine Augen funkelten vor Neugier! Ob er an einer Gesichtslähmung litt? Nein, entschied sie, es fehlten die üblichen Symptome.

Sie gab sich professionell. »Nun, wie geht es uns heute? Schon besser?«

Smith übersetzte die Fragen. Es verwirrte ihn, daß die erste sie beide einschloß. Vielleicht symbolisierte es den Wunsch, daß sie sich gegenseitig Ehre erweisen und sich näherwachsen sollten. Der zweite Teil glich Nelsons Sprachformeln. »Ja«, antwortete er.

»Gut!« Abgesehen von dieser verwunderlichen Ausdruckslosigkeit fand sie nichts Auffallendes an ihm – und wenn ihm Frauen unbekannt waren, brachte er es fertig, das zu verbergen. »Kann ich etwas für Sie tun?« Sie bemerkte, daß kein Wasserglas auf dem Nachttisch stand. »Soll ich Ihnen Wasser holen?«

Smith erkannte sofort, daß dieses Wesen sich von den anderen unterschied. Er verglich, was er sah, mit den Bildern, die Nelson ihm auf der Fahrt von zu Hause zu diesem Ort gezeigt hatte – Bilder, die ihm einen verwirrenden Aspekt dieser Personengruppe erklären sollten. Das also war ›Frau‹.

Er fühlte sich auf seltsame Weise gleichzeitig erregt und enttäuscht. Beides unterdrückte er, um tief groken zu können, und zwar mit solchem Erfolg, daß Dr. Thaddeus nebenan keine Veränderung auf den Anzeigen bemerkte.

Aber als Smith die letzte Frage übersetzte, flutete eine so gewaltige Woge von Emotionen über ihn hin, daß er beinahe seinen Herzschlag sich hätte beschleunigen lassen. Er behielt ihn jedoch unter Kontrolle und schalt sich einen undisziplinierten Nestling. Dann prüfte er seine Übersetzung.

Nein, er irrte sich nicht. Dieses Frauenwesen hatte ihm Wasser angeboten. Es wünschte, ihm näherzuwachsen.

Mit großer Anstrengung nach adäquaten Bedeutungen suchend, versuchte er sich an einer Antwort von der gebührenden Feierlichkeit. »Ich danke dir für Wasser. Mögest du immer tief trinken.«

Schwester Boardman blickte verblüfft drein. »Oh, wie süß!« Sie sah ein Glas, füllte es und reichte es ihm. Er sagte: »Du trinkst.«

Glaubt er vielleicht, ich versuche, ihn zu vergiften? fragte sie sich – aber seine Aufforderung hatte einen zwingenden Ton. Sie nahm einen Schluck, worauf er ebenfalls einen nahm, und dann ließ er sich zufrieden zurücksinken, als habe er etwas Wichtiges vollbracht.

Als Abenteuer war die Sache ein Mißerfolg, dachte Jill bei sich. »Nun, wenn Sie sonst nichts brauchen, muß ich mit meiner Arbeit weitermachen«, sagte sie.

Sie wandte sich zur Tür. Er rief: »Nein!«

Sie blieb stehen. »Ja?«

»Geh nicht weg!«

»Nun, ich werde gehen müssen, schon recht bald.« Sie kam zurück. »Möchten Sie noch etwas?«

Er betrachtete sie von oben bis unten. »Du bist… ›Frau‹?«

Die Frage erschreckte Jill Boardman. Noch nie hatte irgend jemand – selbst bei nur flüchtiger Betrachtung – ihr Geschlecht in Frage gestellt. Ihr erster Impuls war, eine schnippische Antwort zu geben. Aber Smith' ernstes Gesicht und die seltsam beunruhigenden Augen hielten sie davon ab. Gefühlsmäßig erfaßte sie, daß die unglaubliche Behauptung über diesen Patienten stimmte: Er wußte nicht, was eine Frau war. Sie antwortete vorsichtig: »Ja, ich bin eine Frau.«

Smith fuhr fort, sie anzustarren. Langsam wurde es Jill peinlich. Daß ein Mann sie ansah, erwartete sie, aber das hier war, als werde sie unter einem Mikroskop betrachtet. Sie machte eine Bewegung. »Nun? Ich sehe aus wie eine Frau, oder?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete Smith langsam. »Wie sieht Frau aus? Was macht dich Frau?«

»Ja, um Himmels willen!« So außer Kontrolle war kein Gespräch mehr geraten, das sie seit ihrem zwölften Geburtstag mit einem männlichen Wesen geführt hatte. »Sie erwarten doch wohl nicht, daß ich meine Kleider ausziehe und es ihnen zeige!«

Smith ließ sich Zeit damit, diese Symbole zu prüfen und eine Übersetzung zu versuchen. Die erste Gruppe konnte er überhaupt nicht groken. Es mochte eins der Höflichkeitsgeräusche sein, die diese Leute benutzten… doch andererseits war es mit Nachdruck gesprochen worden, als könne es eine letzte Kommunikation vor dem Rückzug sein. Vielleicht hatte er das richtige Verhalten im Umgang mit einem Frauenwesen so völlig verfehlt, daß es bereit war zu dekarnieren.

Er wollte nicht, daß die Frau in diesem Augenblick starb, obwohl es ihr Recht und möglicherweise ihre Pflicht war. Der abrupte Wechsel vom Rapport des Wasserrituals zu einer Situation, in der ein frischgewonnener Wasserbruder den Rückzug oder die Dekarnierung in Erwägung zog, hätte ihn in Panik versetzt, wenn er die Regung nicht bewußt unterdrückt hätte. Aber er entschied, wenn sie sterben sollte, werde er sofort auch sterben müssen – etwas anderes konnte er nicht groken, nicht, nachdem sie ihm Wasser gegeben hatte.

Die zweite Hälfte enthielt Symbole, denen er bereits begegnet war. Er grokte unvollständig die Absicht, aber anscheinend gab es einen Weg, diese Krise zu vermeiden – indem er dem vorgetragenen Wunsch zustimmte. Wenn die Frau ihre Kleider auszog, brauchte vielleicht keiner von ihnen beiden zu dekarnieren. Er lächelte glücklich. »Bitte.«

Jill öffnete den Mund und schloß ihn wieder. Sie öffnete ihn von neuem. »Da will ich doch verdammt sein!«

Smith grokte ein heftiges Gefühl und merkte, daß er die falsche Antwort gegeben hatte. Er begann, seinen Geist auf die Dekarnierung auszurichten, genoß und ehrte alles, was er gewesen war und gesehen hatte, und widmete diesem Frauwesen besondere Aufmerksamkeit. Dann wurde er sich bewußt,

daß die Frau sich über ihn beugte, und irgendwie erkannte er, daß sie nicht dabei war zu sterben. Sie sah ihm ins Gesicht. »Berichtigen Sie mich, wenn ich mich irre«, sagte sie, »aber haben Sie mich eben gebeten, mich auszuziehen?«

Die Umkehrung der Satzstellung und die Abstraktionen erforderten eine sorgfältige Übersetzung, doch Smith schaffte es. »Ja«, antwortete er und hoffte, das werde keine neue Krise heraufbeschwören.

»Ich dachte doch, das gehört zu haben. Bruder, Sie sind nicht krank.«

Als erstes betrachtete er das Wort ›Bruder‹ – die Frau erinnerte ihn daran, daß sie im Wasser vereinigt gewesen waren. Er erbat die Hilfe seiner Nestlinge, um ermessen zu können, was dieser neue Bruder wünschte. »Ich bin nicht krank«, stimmte er zu.

»Allerdings will ich verdammt sein, wenn ich weiß, was mit Ihnen nicht stimmt. Ich werde mich nicht ausziehen. Und ich muß gehen.« Sie richtete sich auf, wandte sich der Seitentür zu – und blieb stehen und blickte mit einem eigentümlichen Lächeln zurück. »Sie könnten mich das unter anderen Umständen sehr nett noch einmal fragen. Ich bin neugierig, was ich dann tun werde.«

Die Frau war gegangen. Smith entspannte sich und ließ das Zimmer verblassen. Ihn erfüllte ein erster Triumph, weil er sich schließlich doch so verhalten hatte, daß sie beide nicht hatten sterben müssen… aber es gab viel zu groken. Die letzte Rede der Frau hatte Symbole enthalten, die für ihn neu waren, und wenn nicht neu, dann auf eine Art angeordnet, die nicht leicht zu verstehen war. Doch er war glücklich, daß die Worte dem Geschmack nach für eine Kommunikation zwischen Wasserbrüdern geeignet gewesen waren – wenn auch mit einer beunruhigenden und schrecklich angenehmen Beimischung. Er dachte über diesen neuen Bruder, das Frauwesen, nach und empfand eine merkwürdige Erregung. Das Gefühl erinnerte ihn an das erste Mal, als man ihm erlaubt hatte, bei einer Dekarnierung anwesend zu sein, und er war glücklich, ohne zu wissen, warum.

Er wünschte, sein Bruder Dr. Mahmoud wäre da. Es gab soviel zu groken und so wenig, aus dem er groken konnte.

Jill verbrachte den Rest ihrer Dienstzeit in benommenem Zustand. Sie versuchte keinen Fehler bei der Verteilung der Medikamente zu machen. Auf die üblichen Annäherungsversuche reagierte sie rein instinktiv. Das Gesicht des Mannes vom Mars blieb in ihren Gedanken, und sie grübelte über die verrückten Dinge, die er gesagt hatte. Nein, nicht ›verrückt‹ – sie hatte auf psychiatrischen Stationen gearbeitet und war überzeugt, seine Bemerkungen seien nicht psychotisch gewesen. War der richtige Ausdruck ›unschuldig‹? Nein, das Wort traf es nicht. Sein Ausdruck war unschuldig, seine Augen waren es nicht. Was für ein Geschöpf konnte ein solches Gesicht haben?

Sie hatte einmal in einem katholischen Krankenhaus gearbeitet. Plötzlich sah sie das Gesicht des Mannes vom Mars umgeben von der Haube einer

Pflegeschwester, einer Nonne. Der Gedanke störte sie; es war nichts Feminines an Smith' Gesicht.

Sie zog gerade ihre Straßenkleidung an, als eine andere Schwester den Kopf in den Umkleideraum steckte. »Telefon, Jill.« Jill nahm das Gespräch, Ton ohne Bild, entgegen, während sie sich umzog.

»Ist dort Florence Nightingale?« fragte eine Baritonstimme.

»Am Apparat. Bist du es, Ben?«

»Der wackere Bewahrer der Pressefreiheit in Person. Kleines, hast du zu tun?«

»Was hast du im Sinn?«

»Ich habe im Sinn, dich zu einem Steak einzuladen, dich unter Alkohol zu setzen und dir eine Frage zu stellen.«

»Die Antwort ist immer noch ›Nein‹.«

»Nicht *diese* Frage.«

»Oh, du weißt noch eine andere? Verrate sie mir!«

»Später. Ich will dich erst mit einem guten Essen und Alkohol gefügig machen.«

»Ein echtes Steak? Kein Syntholfleisch?«

»Garantiert. Stich die Gabel hinein, und es wird ›Muh‹ schreien.«

»Du mußt ein Spesenkonto haben, Ben.«

»Das ist irrelevant und schäbig. Wie ist es?«

»Du hast mich überredet.«

»Dach des Medizinischen Zentrums. In zehn Minuten.«

Sie hängte das Kostüm, das sie bereits angezogen hatte, in den Schrank zurück und nahm ein Kleid heraus, das sie dort für Notfälle aufbewahrte. Es war sittsam, aus kaum durchscheinendem Stoff und an Gesäß und Busen so wenig ausgepolstert, daß das nur die Wirkung neu erschuf, die Jill nackt hervorgerufen hätte. Obwohl es nicht danach aussah, hatte das Kleid ein ganzes Monatsgehalt gekostet. Seine Wirkung war so versteckt wie Betäubungstropfen in einem Drink. Sie betrachtete sich zufrieden und nahm den Sprungschacht hinauf zum Dach.

Sie schlug den Kragen ihres Mantels hoch, um sich gegen den Wind zu schützen. Als sie nach Ben Caxton Ausschau hielt, berührte der Dachaufseher ihren Arm. »Dort wartet ein Wagen auf Sie, Miss Boardman – die Talbot-Limousine.«

»Danke, Jack.« Jill stieg in das startbereite Taxi, dessen Tür offen stand, und wollte gerade Ben ein zweifelhaftes Kompliment machen, als sie sah, daß er nicht im Wagen saß. Das Taxi war auf Automatik gestellt; die Tür schloß sich, es stieg in die Luft, schlang sich aus dem Kreisverkehr und glitt über den Potomac. Auf einem Landeplatz über Alexandria hielt es an, Caxton stieg ein, und es hob wieder ab. Jill musterte ihn. »Was sind wir bedeutend!

Seit wann schickst du einen Roboter, um deine Frauen abzuholen?«

Er klopfte ihr aufs Knie und sagte freundlich: »Ich habe meine Gründe, Kleines. Ich darf mich nicht dabei sehen lassen, wie ich dich abhole…«

»Also wirklich!«

»…und du kannst es dir nicht leisten, mit mir gesehen zu werden. Also beruhige dich, es war notwendig. Verzeih mir… Ich krieche im Staub vor dir. Ich küsse deine niedlichen Füße.«

»Hmm… wer von uns hat Aussatz?«

»Wir beide, Jill, ich bin Journalist.«

»Allmählich hielt ich dich schon für etwas anderes.«

»Und du bist Krankenschwester in dem Krankenhaus, wo man den Mann vom Mars untergebracht hat.«

»Macht mich das ungeeignet, deiner Mutter vorgestellt zu werden?«

»Brauchst du eine Landkarte, Jill? Es gibt mehr als tausend Reporter in diesem Gebiet, dazu Presseagenten, freie Journalisten, Fernsehkommentatoren, Nachrichtenjäger und die wilde Horde, die eintraf, als die *Champion* landete. Jeder einzelne von ihnen hat versucht, den Mann vom Mars zu interviewen – und keiner hat Erfolg gehabt. Glaubst du, es wäre klug von uns, wenn wir uns sehen ließen, wie wir das Krankenhaus gemeinsam verlassen?«

»Ich verstehe nicht, wieso das eine Rolle spielt. Ich bin nicht der Mann vom Mars.«

Er sah sie an. »Bestimmt nicht. Aber du wirst mir helfen, ihn zu sprechen – was der Grund ist, warum ich dich nicht abgeholt habe.«

»Wie bitte? Ben, du bist ohne Hut in der Sonne gewesen. Er wird von Marines bewacht.« Sie dachte daran, wie leicht es ihr gefallen war, die Wachen auszutricksen, aber entschied sich, es nicht zu erwähnen.

»Ach ja? Also besprechen wir es.«

»Ich weiß nicht, was es da zu besprechen gibt.«

»Später. Eigentlich wollte ich das Thema erst zur Sprache bringen, nachdem ich dich mit tierischem Protein und Äthanol weich gemacht habe. Erst essen wir.«

»Jetzt redest du vernünftig. Erlaubt dir dein Spesenkonto das New Mayflower? Du hast doch tatsächlich ein Spesenkonto, oder?«

Caxton runzelte die Stirn. »Jill, ich möchte ein Restaurant, das näher als Louisville ist, nicht riskieren. Dieses Taxi würde bis dahin zwei Stunden brauchen. Wie wäre es mit Dinner in meinem Apartment?«

»›… sprach die Spinne zu der Fliege.‹ Ben, ich bin zu müde für einen Ringkampf. Das letzte Mal ist mir noch in lebhafter Erinnerung.«

»Das verlangt auch niemand von dir. Großes Ehrenwort, drei Finger aufs Herz.« »Das gefällt mir nicht viel besser. Wenn ich bei dir sicher bin, muß ich nachlassen. Na gut, einverstanden.«

Caxton drückte Knöpfe. Das Taxi, das mit einem ›Halte‹-Befehl gekreist war, erwachte und schlug die Richtung zu dem Apartment-Hotel ein, in dem Ben wohnte. Er tippte eine Telefonnummer und erkundigte sich bei Jill: »Wie viel Zeit möchtest du auf den Alkohol verwenden, Süße? Ich werde der Küche sagen, sie sollen die Steaks bereithalten.«

Jill dachte nach. »Ben, deine Mausefalle hat eine eigene Küche.«

»Wenn man sie so nennen will. Ich kann ein Steak grillen.«

»Ich grille das Steak. Gib mir das Telefon!« Sie gab Befehle und unterbrach sich nur, um sich zu vergewissern, daß Ben gern Endivien aß.

Das Taxi setzte sie auf dem Dach ab, und sie stiegen zu Bens Wohnung hinunter. Sie war altmodisch, und ihr einziger Luxus war ein echter Grasteppich im Wohnzimmer. Jill blieb stehen, streifte die Schuhe ab, trat barfuß in den Raum und wackelte zwischen den kühlen grünen Halmen mit den Zehen. »Ist das schön!« seufzte sie. »Meine Füße tun mir weh, seit ich mit der Schwesternausbildung angefangen habe.«

»Setz dich doch!«

»Nein, meine Füße sollen sich morgen noch an das hier erinnern.«

»Wie du möchtest.« Er ging in seine Anrichte und mixte Drinks.

Nach einer Weile folgte sie ihm und wurde häuslich. Steak war im Speiseaufzug, zusammen mit vorgebackenen Kartoffeln. Jill bereitete rasch einen Salat zu, stellte ihn in den Kühlschrank und schaltete den Herd so, daß das Steak gegrillt und die Kartoffeln erhitzt wurden, startete den Zyklus aber nicht. »Ben, hat dieser Herd keine Fernsteuerung?«

»Natürlich.«

»Nun, ich kann sie aber nicht finden.«

Er studierte die Anordnung und kippte einen Schalter.

»Jill, was würdest du tun, wenn du über einem offenen Feuer kochen müßtest?«

»Das würde ich verdammt gut machen. Ich bin Pfadfinderin gewesen. Und du, Schlaukopf?«

Sie kehrten ins Wohnzimmer zurück, Jill setzte sich zu Bens Füßen, und sie bedienten sich mit Martinis. Gegenüber von Bens Sessel stand ein als Aquarium verkleideter Stereo-Fernsehtank. Ben schaltete ihn ein, und Guppys und Tetras machten dem Gesicht des allgemein bekannten Kommentators Augustus Greaves Platz.

»…Es kann offiziell festgestellt werden«, sagte das Bild, »daß der Mann vom Mars unter Drogen gehalten wird, damit er diese Tatsachen nicht enthüllt. Die Regierung würde es außerordentlich…«

Caxton schaltete ab. »Gus, alter Junge«, meinte er liebenswürdig, »du weißt darüber kein verflixtes Wort mehr als ich.« Er runzelte die Stirn. »Obwohl du damit recht haben könntest, daß die Regierung ihn unter Drogen hält.«

»Nein, tut sie nicht«, fiel Jill plötzlich ein.

»Wie? Wie war das, Kleines?«

»Der Mann vom Mars steht nicht unter Drogen.« Nachdem sie mehr ausgeplaudert hatte, als ihre Absicht gewesen war, setzte sie hinzu: »Ein Arzt hält ständig Wache bei ihm, aber es gibt keine Anweisungen, nach denen er Sedative bekommen soll.«

»Bist du sicher? Du bist nicht eine seiner Pflegerinnen?«

»Nein. Äh… Tatsächlich existiert ein Befehl, nach dem Frauen von ihm ferngehalten werden sollen, und ein paar stämmige Marines sorgen dafür, daß er befolgt wird.«

Caxton nickte. »Das habe ich auch gehört. Aber wissen tust du nicht, ob man ihn betäubt oder nicht.«

Jill biß sich auf die Lippe. Wenn sie beweisen sollte, was sie eben gesagt hatte, mußte sie sich Ben anvertrauen. »Ben? Du wirst mich doch nicht verraten?«

»Auf welche Weise soll ich dich nicht verraten?«

»Auf alle möglichen Weisen.«

»Hmm… das ist ein weites Feld, aber ich verspreche es dir.«

»Gut. Gieß mir noch einen ein!« Er tat es, und Jill fuhr fort: »Ich weiß, daß man dem Mann vom Mars keine Mittelchen gegeben hat – weil ich mit ihm gesprochen habe.«

Caxton stieß einen Pfiff aus. »Wußte ich's doch! Als ich heute morgen aufstand, sagte ich zu mir selbst: ›Sprich mit Jill! Sie ist das As in meinem Ärmel.‹ Honiglamm, trink noch ein Glas. Trink sechs! Hier, nimm die Karaffe!«

»Nicht so schnell!«

»Ganz wie du möchtest. Darf ich deine armen müden Füße massieren? Lady, Sie werden gleich interviewt. Die Nerven deines Publikums sind gespannt wie Drahtseile. Nun, laß uns am Anfang beginnen. Wie…«

»Nein, Ben! Du hast es mir versprochen. Wenn du mich zitierst, verliere ich meine Stellung.«

»Hmm… Wie wäre es mit einer ›für gewöhnlich zuverlässigen Quelle‹?«

»Ich hätte Angst.«

»Nun? Willst du mich vor Frust sterben lassen und diese Steaks allein essen?«

»Oh, ich werde reden. Aber du kannst es nicht benutzen.« Ben verhielt sich ruhig. Jill beschrieb, wie sie die Wachtposten umgangen hatte.

Er unterbrach: »Sag mal, könntest du das noch einmal tun?«

»Wie bitte? Ich glaube schon, aber ich will nicht. Es ist riskant.«

»Oder könntest du mich auf diese Weise hineinschmuggeln? Paß auf, ich ziehe mich wie ein Elektriker an – Overall, Gewerkschaftsabzeichen, Werkzeugtasche. Du steckst mir den Schlüssel zu und…«

»Nein!«

»Sieh mal, Mädchen, sei vernünftig! Ich wette vier zu eins, daß die Hälfte der Krankenhausangestellten von der einen oder anderen Agentur bestochen worden sind. Dies ist die größte menschlich interessante Story, seit Kolumbus Isabella dazu überredete, ihre Juwelen zu verpfänden. Das einzige, was mir Sorge macht, ist, daß ich auf einen anderen Elektriker stoßen könnte…«

»Das einzige, was *mir* Sorge macht, ist meine Person«, fuhr Jill dazwischen. »Für dich ist es eine Story, für mich ist es meine Karriere. Man würde mir meine Haube und meine Nadel wegnehmen und mich auf einer Stange aus der Stadt tragen.«

»Hmm… das wäre es dann wohl.«

»Da hast du recht.«

»Lady, gleich wird Ihnen eine Bestechung angeboten werden.«

»Wie hoch? Es wird ein gehöriger Batzen notwendig sein, damit

ich für den Rest meines Lebens luxuriös in Rio leben kann.« »Also… du kannst nicht erwarten, daß ich Associated Press oder Reuter überbiete. Wie wäre es mit hundert?«

»Für was hältst du mich?«

»Das hatten wir erledigt, wir handeln nur noch den Preis aus. Einhundertfünfzig?«

»Schütt mir noch einen ein und schau die Nummer von Associated Press nach, sei so gut.«

»Capitol 10-9000. Jill, willst du mich heiraten? Höher kann ich nicht gehen.«

Sie war perplex. »Was hast du gesagt?«

»Willst du mich heiraten? Wenn man dich dann auf einer Stange aus der Stadt trägt, werde ich an der Gemeindegrenze warten und dich aus deiner Schmach befreien. Du wirst hierher zurückkommen und deine Zehen in meinem Gras – *unserem* Gras – kühlen und den dir angetanen Schimpf vergessen. Aber du würdest verdammt gut daran tun, mich vorher in dieses Krankenzimmer einzuschmuggeln.«

»Ben, das hört sich beinahe an, als meintest du es ernst. Wirst du es wiederholen, wenn ich nach einem Unparteiischen Zeugen telefoniere?«

Caxton seufzte. »Jill, du bist ein harter Verhandlungspartner. Laß den Zeugen kommen!«

Jill stand auf. »Ben«, sagte sie leise, »ich werde dich nicht beim Wort nehmen.« Sie küßte ihn. »Mach vor einer alten Jungfer keine Witze über das Heiraten!«

»Es war kein Witz.«

»Na, na. Wisch dir den Lippenstift ab! Ich werde dir alles erzählen, was ich weiß, und dann wollen wir überlegen, wie du es verwenden kannst, ohne daß

ich auf jene Stange komme. Ist das fair?«

Sie gab ihm einen ausführlichen Bericht. »Ich bin sicher, daß er nicht unter Drogen stand. Ebenso sicher bin ich, daß er bei Verstand war – obwohl er auf die seltsamste Weise sprach und mir die verflixtesten Fragen stellte. Aber ich bin mir *absolut sicher.* Er ist nicht psychotisch.«

»Es wäre noch seltsamer, wenn er nicht seltsam gesprochen hätte.«

»Wieso?«

»Benutz mal deinen Kopf, Jill. Wir wissen nicht viel über den Mars; aber wir wissen, daß Marsianer, was auch immer sie sein mögen, jedenfalls nicht menschlich sind. Stell dir vor, du wärest bei einem Stamm abgesetzt worden, der so tief im Dschungel lebt, daß er nie Schuhe gesehen hat. Wären dir die unverbindlichen Redensarten geläufig, die sich nur aneignet, wer ein Menschenalter innerhalb einer bestimmten Kulturgemeinschaft verbringt? Das ist noch ein harmloser Vergleich; die Wahrheit ist mindestens vierzig Millionen mal phantastischer.«

Jill nickte. »Das habe ich mir auch gesagt. Darum habe ich ihm diese eigentümlichen Bemerkungen nicht übel genommen. Ich bin ja nicht dumm.«

»Nein, du bist sehr intelligent – für eine Frau.«

»Hättest du diesen Martini gern in deinem Haar?«

»Ich entschuldige mich. Frauen sind klüger als Männer; das beweist schon der Aufbau unserer Gesellschaft. Gib her, ich gieße nach.«

Jill akzeptierte die Friedensgabe und fuhr fort: »Ben, diese Anordnung, nach der er keine Frauen sehen darf, ist töricht. Er ist kein Wüstling.«

»Sicher soll er nicht zu viele Schocks auf einmal bekommen.«

»Er hat keinen Schock bekommen. Er war nur… interessiert. Es war gar nicht so, als sehe mich ein Mann an.«

»Wahrscheinlich hättest du alle Hände voll zu tun gehabt, wenn du ihm seine Bitte erfüllt hättest. Ich nehme an, daß er noch die notwendigen Instinkte besitzt – aber keine Hemmungen.«

»Ich glaube nicht. Vermutlich hat man ihn über Männer und Frauen unterrichtet; er wollte einfach sehen, inwiefern Frauen anders sind.«

»›*Vive la difference!*‹«, rief Caxton begeistert.

»Sei nicht ordinär.«

»Ich? Das war ein Ausdruck der Ehrerbietung. Ich dankte dafür, daß ich als Mann und nicht als Marsianer geboren bin.«

»Sei ernst.«

»Ich bin nie ernster gewesen.«

»Dann sei ruhig! Er hätte mir keinen Ärger gemacht. Er wäre mir wahrscheinlich überaus dankbar gewesen. Du hast sein Gesicht nicht gesehen – aber ich.«

»Was ist mit seinem Gesicht?«

Jill wußte nicht recht, wie sie sich ausdrücken sollte. »Ben, hast du schon einmal einen Engel gesehen?«

»Dich, Cherub. Sonst noch nicht.«

»Nun, ich auch nicht – aber so sah er aus. Er hatte alte, weise Augen in einem vollkommenen unbewegten Gesicht, einem Gesicht von unirdischer Unschuld.« Sie erschauderte.

»›Unirdisch‹ ist genau richtig«, meinte Ben bedächtig. »Ich würde ihn gern sehen.«

»Ich wünschte, das hättest du. Ben, warum hält man ihn gefangen? Er würde keiner Fliege was zuleide tun.«

Caxton legte die Fingerspitzen zusammen. »Nun, man will ihn schützen. Er ist in der Schwerkraft des Mars aufgewachsen; wahrscheinlich ist er schwach wie ein neugeborenes Kätzchen.«

»Aber Muskelschwäche ist nicht gefährlich. Myastenia gravis ist viel schlimmer, und wir kommen damit ganz gut zurecht.«

»Ja, natürlich. Das konnte man ihm ansehen. Abgesehen davon soll er sich nichts einfangen. Er ist wie diese Versuchstiere in Notre Dame; er ist nie unserer Umwelt ausgesetzt gewesen.«

»Sicher, sicher – keine Antikörper. Aber nach dem, was ich rund um die Kantine höre, hat Dr. Nelson, der Schiffsarzt der *Champion,* dagegen schon auf dem Rückflug etwas unternommen. Austauschtransfusionen, bis er ungefähr die Hälfte seines Blutes ersetzt hatte.«

»Kann ich das benutzen, Jill? Das ist eine Neuigkeit.«

»Nur zitiere mich nicht. Man hat ihm außerdem Injektionen gegen alles bis auf Dienstmädchenknie gegeben. Aber, Ben, um ihn vor Infektionen zu bewahren, braucht man keine bewaffneten Wachtposten.«

»Hmmm… Jill, ich habe ein paar Brocken aufgeschnappt, von denen du vielleicht noch nichts gehört hast. Ich kann sie nicht verwenden, weil ich meine Quellen schützen muß. Aber ich erzähle es dir – du darfst es nur nicht weitersagen.«

»Das werde ich nicht tun.«

»Es ist eine lange Geschichte. Noch ein Glas?«

»Nein, laß uns mit den Steaks anfangen. Wo ist der Knopf?«

»Gleich hier.«

»Dann drück ihn!«

»Ich? Du hast dich erboten, das Essen zu kochen. Wo bleibt der Pfadfindergeist, mit dem du so angegeben hast?«

»Ben Caxton, ich werde eher hier sitzen bleiben, bis ich verhungere, als daß ich aufstehe und einen Knopf drücke, der sechs Zoll von deinem Finger entfernt ist.«

»Wie du wünschst.« Er drückte den Knopf. »Vergiß nur nicht, wer das Essen gekocht hat. Jetzt zu Valentin Michael Smith. Es bestehen ernste

Zweifel an seinem Recht auf den Namen ›Smith‹.«

»Wie bitte?«

»Schätzchen, dein Busenfreund ist der erste aktenkundig gewordene interplanetare Bastard… Ich meine natürlich *›Kind der Liebe‹.«*

»Teufel!« »Bitte, benimm dich ladylike. Hast du die Geschichte der *Envoy* im Kopf? Ist ja auch egal. Ich werde dir die Höhepunkte berichten. Acht Leute, vier verheiratete Paare. Zwei davon waren Captain und Mrs. Brant sowie Dr. und Mrs. Smith. Dein Freund mit dem Engelsgesicht ist der Sohn von Mrs. Smith und Captain Brant.«

»Woher weiß man das? Und wen kümmert es? Das ist ja zum Heulen, einen Skandal nach all dieser Zeit wieder auszugraben! Sie sind tot – laßt sie in Frieden!«

»Zu der Frage, woher man es weiß: Wahrscheinlich sind nie acht Leute so gründlich gemessen und untersucht worden. Blutgruppen, Rhesusfaktoren, Haar- und Augenfarben, all diese genetischen Dinge – du weißt darüber mehr als ich. Es steht fest, daß Mary Jane Lyle Smith seine Mutter und Michael Brant sein Vater ist. Das gibt Smith eine erstklassige Erbmasse; sein Vater hatte einen I.Q. von 163, seine Mutter von 170, und beide waren Asse auf ihren Fachgebieten.

Zu der Frage, wen es kümmert: Es kümmert eine Menge Leute – und es werden noch mehr werden, sobald die Sache herauskommt. Hast du einmal von dem Lyle-Antrieb gehört?« »Natürlich. Den benutzt doch die *Champion.«* »Und jedes andere Raumschiff heutzutage ebenfalls. Wer hat ihn erfunden?« »Ich weiß nicht – Warte! Du meinst, *sie…*«

»Reichen Sie der Dame eine Zigarre! Dr. Mary Jane Lyle Smith. Sie hatte ihn erfunden, bevor sie abreiste, obwohl noch Entwicklungsarbeiten zu tun blieben. Also stellte sie die grundlegenden Patentanträge und übergab die Sache einer Treuhandgesellschaft, die aber keine gemeinnützige Institution war. Die Kontrolle und die zwischenzeitlich erzielten Gewinne übertrug sie der Science Foundation. So übte letzten Endes die Regierung die Kontrolle aus – aber dein Freund ist der Eigentümer. Der Wert beträgt Millionen, vielleicht Hunderte von Millionen; das kann ich nicht abschätzen.«

Sie holten das Essen herein. Caxton benutzte an der Decke hängende Tische, um seinen Rasen zu schonen. Er ließ einen zu seinem Sessel und einen weiteren auf japanische Höhe hinunter, so daß Jill auf dem Gras sitzen konnte. »Zart?« fragte er.

»Köstlich!« antwortete sie mit vollem Mund. »Danke. Vergiß nicht, ich habe gekocht.«

»Ben«, sagte sie, nachdem sie geschluckt hatte, »wenn nun Smith ein… ich meine, illegitim ist, kann er dann erben?«

»Er ist nicht illegitim. Dr. Mary Jane war in Berkeley; das kalifornische Recht kennt das Konzept der Illegitimität nicht. Das gleiche gilt für Captain Brant, da Neuseeland zivilisierte Gesetze hat. Weiter: In dem Heimatstaat

von Dr. Ward Smith, Mary Janes Ehemann, ist ein während einer Ehe geborenes Kind unter allen Umständen legitim. Jill, wir haben hier einen Menschen, der das legitime Kind von drei Elternteilen ist.«

»Langsam, Ben, das geht nicht. Entweder so oder so, aber nicht beides. Ich bin kein Rechtsanwalt, aber…«

»Natürlich nicht. Solche Fiktionen machen einem Rechtsanwalt keine Kopfschmerzen. Smith ist unter verschiedenen Jurisdiktionen auf verschiedene Weise legitim – auch wenn er tatsächlich ein Bastard ist. Also erbt er. Außerdem war nicht nur seine Mutter reich, seine Väter waren auch gut betucht. Bis kurz vor Beginn des Unternehmens war Brant noch Junggeselle. So steckte er das meiste von dem Schweinegeld, das er als Pilot auf der Mondroute verdiente, in die Lunar Enterprise. Du weißt, wie der Kurs gestiegen ist – gerade erst ist wieder eine Dividende ausgeschüttet worden. Brant hatte ein Laster, er spielte – aber der Knallkopf gewann regelmäßig und investierte auch das. Ward Smith hatte von Hause aus Geld. Valentin Michael Smith ist der Erbe von beiden.«

»Whew!«

»Das ist noch nicht die Hälfte, Schätzchen. Smith ist Erbe der gesamten Crew.« »Wieso das?« »Alle acht haben einen ›Gentlemen-Abenteurer‹-Vertrag unterschrieben, in dem sie sich gegenseitig zu Erben einsetzen – sich *und* ihre Nachkommen. Sie wandten große Sorgfalt darauf und benutzten als Vorbild Verträge aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die jedem Versuch, sie zu brechen, widerstanden hatten. Diese Leute waren Spitzenkräfte, und insgesamt hatten sie eine ganze Menge Besitz. Darunter war auch ein ganzer Schwung Aktien von Lunar Enterprises, abgesehen von denen, die Brant gehörten. Smith besitzt vielleicht die Aktienmehrheit oder mindestens einen Schlüsselblock.«

Jill dachte an das kindhafte Wesen, das eine so rührende Zeremonie aus einem Schluck Wasser gemacht hatte, und empfand Mitleid mit ihm. Caxton fuhr fort: »Ich wünschte, ich könnte einen Blick in das Log der *Envoy* werfen. Es ist geborgen worden – aber ich bezweifle, daß man es freigeben wird.«

»Warum nicht, Ben?«

»Es ist eine häßliche Geschichte. Soviel hatte ich herausbekommen, bevor mein Informant wieder nüchtern wurde. Dr. Ward Smith entband seine Frau durch Kaiserschnitt – und sie starb auf dem Operationstisch. Was er als Nächstes tat, beweist, daß er Bescheid wußte. Mit demselben Skalpell schnitt er Captain Brant die Kehle durch – und dann sich selbst. Tut mir leid, Schatz.«

Jill schüttelte sich. »Ich bin Krankenschwester. Ich bin immun gegen solche Dinge.«

»Du bist eine Lügnerin, und ich liebe dich dafür. Ich bin drei Jahre lang Kriminalreporter gewesen, Jill, und ich habe in der ganzen Zeit kein dickes

Fell bekommen.«

»Was wurde aus den anderen?«

»Ich wünschte, ich würde es herausfinden. Wenn wir die Bürokraten nicht von diesem Logbuch losreißen, werden wir es nie erfahren – und ich bin ein sternenäugiger Zeitungsjunge, der findet, wir sollten es tun. Geheimhaltung erzeugt Tyrannei.«

»Ben, es könnte besser für ihn sein, wenn er um sein Erbe betrogen würde. Er ist sehr… äh… unweltlich.«

»Das genau richtige Wort, das steht fest. Er braucht auch gar kein Geld; dem Mann vom Mars wird es nie an einer Mahlzeit fehlen. Jede Regierung und einige tausend Universitäten wären entzückt, ihn als ständigen Gast zu haben.«

»Er sollte das Vermögen lieber überschreiben und vergessen.«

»So leicht ist das nicht, Jill, kennst du den berühmten Fall ›General Atomics gegen Larkin und andere‹?«

»Ach, du meinst die Larkin-Entscheidung. Das hatte ich in der Schule, wie jeder. Was hat es mit Smith zu tun?«

»Denke zurück. Die Russen schickten das erste Schiff zum Mond. Es zerschellte. Die Vereinigten Staaten und Kanada schickten gemeinsam eins. Es kehrte zurück, ließ aber niemanden dort. Wie nun die Vereinigten Staaten und das Commonwealth Vorbereitungen treffen, ein Kolonistenschiff unter der Schirmherrschaft der Weltföderation auszusenden, und Rußland das gleiche im Alleingang vorhat, kommt ihnen die Firma General Atomics zuvor, indem sie ein Schiff von einer Insel startet, die sie von Ecuador gepachtet hat – und ihre Männer saßen dort und triumphierten, als das Föderationsfahrzeug aufkreuzte, gefolgt von dem russischen.

Also erhob General Atomics, eine amerikanisch kontrollierte Schweizer Gesellschaft, Anspruch auf den Mond. Die Föderation konnte sich den Mond nicht über ihren Kopf hinweg unter den Nagel reißen, dabei hätten die Russen nicht stillgehalten. Folglich entschied das Hohe Gericht, eine juristische Person, die nichts als eine legale Fiktion ist, könne keinen Planeten besitzen, und die wirklichen Eigentümer seien die Menschen, die die Besetzung durchgeführt hätten – Larkin und Genossen. Sie wurden als souveräner Staat anerkannt und in die Föderation aufgenommen. Die Mitglieder des engeren Kreises bekamen ein paar Stückchen vom Kuchen und General Atomics sowie ihre Tochtergesellschaft Lunar Enterprises erhielten Konzessionen. Das paßte nicht jedem, und das Hohe Gericht der Föderation war damals nicht allmächtig. Aber immerhin war es ein Kompromiß, den jeder schlucken konnte. Daraus erwuchsen die Gesetze über die Kolonisierung von Planeten, alle auf der Grundlage der Larkin-Entscheidung und mit der Absicht erlassen, Blutvergießen zu vermeiden. Das funktionierte auch – der Dritte Weltkrieg brach *nicht* wegen eines Konflikts über Fragen der Raumfahrt aus. Die Larkin-Entscheidung ist also gültiges Gesetz und auf Smith anzuwenden.«

Jill schüttelte den Kopf. »Ich erkenne keinen Zusammenhang.« »Denk nach, Jill! Nach unserem Gesetz ist Smith ein souveräner Staat – und der alleinige Eigentümer des Planeten Mars.«

5. KAPITEL

Jill machte große Augen. »Zu viele Martinis, Ben. Ich würde schwören, du hättest gesagt, diesem Patienten gehöre der Mars.«

»Und ob er ihm gehört! Smith hat ihn die vorgeschriebene Zeit besetzt gehalten. Smith *ist* der Planet Mars – König, Präsident, Volk. Wenn die *Champion* keinen Kolonisten zurückgebracht hätte, wäre Smith' Anspruch anfechtbar. Aber sie hat es getan, und das bedeutet eine fortgesetzte Besiedelung, obwohl Smith zur Erde gekommen ist. Er braucht mit den Kolonisten von der *Champion* nicht einmal zu teilen; das sind bloße Einwanderer, bis er ihnen die Staatsbürgerschaft verleiht.«

»Phantastisch!«

»Aber legal. Schätzchen, siehst du, warum die Leute an Smith interessiert sind? Und warum die Regierung ihn versteckt gehalten hat? Was sie da veranstalten, ist noch nicht einmal annähernd legal. Smith ist sowohl Bürger der Vereinigten Staaten, als auch der Föderation. Aufgrund seiner Abstammung besitzt er eine doppelte Staatsbürgerschaft. Es widerspricht dem Gesetz, einen Bürger der Föderation festzuhalten, selbst dann, wenn er ein überführter Krimineller ist. Diese Regelung gilt in der gesamten Föderation. Das ist eines der Dinge, die nach dem Dritten Weltkrieg geregelt wurden. Allerdings bezweifle ich, daß Smith seine Rechte kennt. Auch ist es in der ganzen Geschichte als unfreundlicher Akt betrachtet worden, einen zu Besuch weilenden Monarchen – was er ist – einzuschließen und ihn keinen Menschen empfangen zu lassen, besonders die Presse, also *mich.* Du willst mich immer noch nicht einschmuggeln?«

»Wie bitte? Du hast mir eine Wahnsinnsangst eingejagt Ben, wenn ich erwischt worden wäre, was hatte man mit mir gemacht?«

»Hmm keine Gewalt angewendet. Du warst aufgrund eines von drei Ärzten unterzeichneten Attests in eine Gummizelle gesperrt worden, und jedes zweite Schaltjahr hattest du Post empfangen dürfen. Ich frage mich, was man mit *ihm* machen wird.«

»Was *kann* man denn mit ihm machen?«

»Nun, er konnte sterben – zum Beispiel an g-Ermüdung. Das wäre eine passende Ausrede für die Behörden.«

»Du glaubst, man will ihn *ermorden?«*

»Pst, pst! Benutze keine häßlichen Wörter! Ich glaube nicht, daß man es tun wird. Zunächst einmal ist er eine Goldmine an Informationen. Das ist sogar einer breiteren Öffentlichkeit bewußt. Er konnte mehr wert sein als Newton, Edison und Einstein zusammen, viel mehr – oder vielleicht auch

nicht. Ich glaube nicht, daß sie ihn anrühren werden, bevor sie sich sicher sind. Zweitens ist er eine Brücke zwischen uns und der einzigen anderen zivilisierten Rasse, der wir bisher begegnet sind. Das ist mit Sicherheit von Bedeutung. Allerdings hat niemand eine Vorstellung davon, wie bedeutend. Wie gut bist du in klassischer Literatur? Hast du je H.G. Wells' Krieg der Welten gelesen?«

»Vor langer Zeit, in der Schule.«

»Nehmen wir mal an, die Marsianer erweisen sich als feindlich und würden gewinnen. Ich nehme an, das könnten sie. Vielleicht verfügen sie im Gegensatz zu uns über Möglichkeiten, festzustellen, wie groß die Keule ist, die sie schwingen. Smith konnte der Vermittler sein, der den ersten interplanetarischen Krieg unnötig macht. Diese Möglichkeit, auch wenn sie von geringer Wahrscheinlichkeit ist, kann die Regierung nicht ignorieren. Die Entdeckung von Leben auf dem Mars ist etwas, das sie politisch noch nicht gewertet hat.«

»Dann meinst du, er ist nicht in Gefahr?«

»Im Augenblick nicht. Der Generalsekretär muß richtig raten. Wie du weißt, wackelt sein Stuhl.«

»Ich kümmere mich nicht um Politik.«

»Solltest du aber. Sie ist kaum weniger wichtig als dem eigener Herzschlag.«

»Darum kümmere ich mich ebenso wenig.«

»Sprich nicht dazwischen, wenn ich einen Vortrag halte. Das von Douglas zusammengehaltene Flickwerk der Majorität konnte über Nacht auseinander brechen – Pakistan wurde schon bei einem nervösen Husten durchgehen. Es käme zu einem Mißtrauensantrag, und Herr Generalsekretär Douglas wäre wieder ein billiger Rechtsanwalt. Der Mann vom Mars kann ihn stützen oder stürzen. Wirst du mich hineinschmuggeln?«

»Ich werde in ein Kloster gehen. Ist noch Kaffee da?«

»Ich sehe nach.«

Sie standen auf. Jill reckte sich »Oh, meine alten Knochen! Laß den Kaffee, Ben, ich habe morgen einen schweren Tag. Du weißt nervige Patienten anlächeln, spitzen Ärzten aus dem Weg gehen. Willst du mich nach Hause bringen? Oder schick mich nach Hause, das ist sicherer.«

»Okay, auch wenn der Abend noch jung ist.« Er ging in sein Schlafzimmer und kam mit einem Gegenstand von der Größe eines kleinen Feuerzeugs heraus. »Du willst mich nicht hineinschmuggeln?«

»Ach, Ben, ich *möchte* ja, aber…«

»Laß nur! Es ist gefährlich – und würde nicht nur deiner Karriere schaden. Eigentlich wollte ich dich auch nur hierfür erweichen.« Er zeigte ihr den Gegenstand. »Willst du eine Wanze bei ihm anbringen?«

»Was ist denn das?«

»Das beste Werkzeug eines Spions seit dem Mickey Finn. Ein

mikrominiaturisierter Recorder. Der Draht wird von einer Feder angetrieben, so daß er von elektronischen Spürgeräten nicht entdeckt werden kann. Das Innere ist in Plastik verpackt – man könnte es aus einem Taxi fallen lassen. Als Energie ist etwa soviel Radioaktivität erforderlich wie in einer Taschenuhr, aber sie ist abgeschirmt. Der Draht läuft vierundzwanzig Stunden. Dann holst du die Spule heraus und ersetzt sie durch eine andere – die Feder ist Teil der Spule.«

»Wird das Gerät explodieren?« erkundigte Jill sich nervös.

»Man könnte es in einen Kuchen einbacken.«

»Ben, du hast mir Angst gemacht, sein Zimmer zu betreten.«

»Aber du kannst doch in das Zimmer nebenan gehen, nicht?«

»Ich denke schon.«

»Dieses Ding hat Eselsohren. Befestige es mit der konkaven Seite an der Wand – Klebeband genügt –, und es nimmt alles aus dem Nebenzimmer auf.«

»Man muß mich bemerken, wenn ich diesen Raum betrete und verlasse. Ben, sein Zimmer hat eine gemeinsame Wand mit einem Zimmer auf einem anderen Flur. Eigentlich ist es ja sogar Teil einer Suite. Würde das genügen?«

»Ausgezeichnet. Machst du es?«

»Hmm… gib mir das Gerät! Ich werde darüber nachdenken.«

Caxton polierte es mit seinem Taschentuch. »Zieh Handschuhe an.«

»Warum?«

»Der Besitz allein genügt, um einem einen Urlaub hinter Gittern einzubringen. Benutze Handschuhe und laß dich nicht damit erwischen!«

»Dir fallen die nettesten Sachen ein!«

»Möchtest du aussteigen?«

Jill stieß den Atem aus. »Nein. Ich wollte schon immer ein kriminelles Leben führen. Bringst du mir Gangstersprache bei? Schließlich möchte ich dir eine gute Braut sein.«

»Braves Mädchen!« Ein Licht flackerte, Ben blickte hoch.

»Das muß dein Taxi sein. Ich habe eins herbestellt, als ich das hier holen ging.«

»Oh. Suchst du bitte meine Schuhe? Komm nicht mit aufs
Dach. Je weniger ich mit dir gesehen werde, desto besser.«

»Wie du wünschst.«

Als er ihr die Schuhe angezogen hatte und sich aufrichtete, nahm sie seinen Kopf in beide Hände und küßte ihn. »Lieber Ben! Es kann nichts Gutes dabei herauskommen, und ich habe nicht gewußt, daß du ein Krimineller bist – aber du bist ein guter Koch, solange ich die Kombination einstelle… Vielleicht heirate ich dich, wenn ich dich dazu verleiten kann, mir noch einmal einen Antrag zu machen.«

»Das Angebot bleibt offen.«

»Heiraten Gangster ihre Bräute?« Sie entfernte sich eilends.

*

Jill hatte keine Mühe, die Wanze anzubringen. Die Patientin in dem Nebenzimmer durfte nicht aufstehen; Jill schaute oft auf einen Plausch bei ihr herein. Sie klebte das Gerät an die Wand über einem Schrankbett, während sie davon redete, daß die Mädchen die Bretter *niemals* abstaubten.

Das Auswechseln der Spule am nächsten Tag war leicht; die Patientin schlief. Sie erwachte, während Jill auf einem Stuhl stand, doch Jill lenkte sie mit einer saftigen Klatschgeschichte ab.

Den bespielten Draht schickte Jill mit der Post weg, da sie das für sicherer als irgendwelche Verschwörertricks hielt. Ihr Versuch, eine dritte Spule einzusetzen, scheiterte. Sie wartete, bis die Patientin schlief, aber diese wachte auf, als Jill gerade auf den Stuhl gestiegen war. »Oh! Hallo, Miss Boardman.«

Jill erstarrte. »Hallo, Mrs. Fritschlie«, brachte sie hervor. »Haben Sie gut geruht?«

»Überhaupt nicht«, antwortete die Frau verdrießlich. »Der Rücken tut mir weh.«

»Ich reibe ihn Ihnen ein.«

»Hilft nichts. Was haben Sie immer in meinem Schrank herumzustöbern? Stimmt etwas nicht?«

Jill versuchte, ihren Magen wieder hinunterzuschlucken. »Mäuse«, antwortete sie.

»›Mäuse‹? Oh, ich muß unbedingt ein anderes Zimmer haben!«

Jill riß das Gerät ab, stopfte es in die Tasche und sprang zu Boden. »Nicht doch, Mrs. Fritschlie – ich habe nur nachgesehen, ob Mäuselöcher da sind. Aber es sind keine da.«

»Sind Sie *sicher?«*

»Ganz sicher. Jetzt wollen wir Ihren Rücken einreiben. Beugen Sie sich vor.«

Jill entschloß sich, es mit dem leeren Zimmer zu riskieren, das Teil von K-12, der Suite des Mannes vom Mars, war. Es blieb ihr nicht mehr viel Zeit, bevor sie abgelöst wurde. Also holte sie den Hauptschlüssel.

Doch sie fand das Zimmer offen und von zwei weiteren Marines bevölkert; die Wache war verdoppelt worden. Einer der Männer sah zu ihr hin, als sie die Tür öffnete. »Suchen Sie jemanden?«

»Nein. Setzt euch nicht auf das Bett, Jungs«, entgegnete sie scharf. »Wenn ihr Stühle braucht, werden wir welche kommen lassen.« Der Mann stand widerstrebend auf; Jill ging und versuchte, ihr Zittern zu verbergen.

Bei Dienstschluß trug sie die Wanze immer noch in der Tasche. Sie wollte sie Caxton zurückgeben. Also zog sie sich etwas anderes an, steckte die

Wanze in ihre Tasche und ging aufs Dach. Einmal in der Luft und auf dem Weg zu Bens Wohnung, atmete sie freier. Sie rief ihn auf dem Flug an.

»Hier Caxton.«

»Jill, Ben. Ich möchte dich besuchen. Bist du allein?«

Er antwortete langsam: »Das halte ich nicht für besonders klug.«

»Ben, ich muß. Ich bin schon unterwegs.«

»Okay, wenn es nicht anders geht.«

»Welche Begeisterung!«

»Hör zu, Schatz, nicht etwa, daß ich…«

»Bis dann!« Sie schaltete ab, beruhigte sich und nahm sich vor, es nicht an Ben auszulassen – sie spielten außerhalb ihrer eigenen Liga. Zumindest sie tat es. Sie hätte die Finger von der Politik lassen sollen.

Jill fühlte sich besser, als sie sich in seine Arme schmiegte. Ben war ein so lieber Kerl, vielleicht sollte sie ihn doch heiraten. Als sie etwas sagen wollte, legte er ihr die Hand über den Mund und flüsterte: »Nichts sagen. Möglich, daß ich abgehört werde.«

Sie nickte, holte den Recorder hervor, gab ihn ihm. Seine Augenbrauen wanderten in die Höhe, aber er bemerkte nichts dazu. Statt dessen reichte er ihr ein Exemplar der *Post* vom Nachmittag.

»Hast du die Zeitung schon gelesen?« fragte er mit natürlicher Stimme. »Du könntest einen Blick hineinwerfen, während ich abwasche.«

»Danke.« Sie griff danach, und er zeigte auf einen Artikel. Dann ging er und nahm den Recorder mit. Der Artikel war von Ben.

DAS KRÄHENNEST von Ben Caxton

Jeder weiß, daß Gefängnisse und Krankenhäuser eins gemeinsam haben: Es kann sehr schwierig sein, hinauszukommen. In mancher Beziehung ist ein Gefangener weniger abgeschnitten als ein Patient; ein Gefangener kann nach seinem Rechtsanwalt schicken, einen unparteiischen Zeugen verlangen, einen Haftprüfungstermin beantragen und auf einer öffentlichen Gerichtsverhandlung seines Falls bestehen.

Aber es braucht nur auf Befehl eines der Medizinmänner unseres komischen Stammes ein Schild KEIN BESUCH aufgehängt zu werden, um einen Krankenhauspatienten gründlicher in Vergessenheit geraten zu lassen, als es dem Mann mit der eisernen Maske geschehen ist.

Sicher, die nächsten Verwandten des Patienten kann man nicht draußen lassen – aber der Mann vom Mars hat offenbar keine. Die Crew der unglücklichen *Envoy* besaß wenige Familienbande auf der Erde. Wenn der Mann mit der eisernen Maske – Verzeihung, ich meine den ›Mann vom Mars‹ – irgendwelche Angehörigen besitzt, die seine Interessen wahrnehmen, sind ein paar tausend Reporter unfähig gewesen, sie aufzuspüren.

Wer spricht für den Mann vom Mars? Wer hat bewaffnete Posten um ihn

aufgestellt? Was hat er für eine fürchterliche Krankheit, daß niemand einen Blick auf ihn werfen, geschweige denn ihm eine Frage stellen darf? Ich wende mich an Sie, Herr Generalsekretär. Die Erklärungen ›körperliche Schwäche‹ und ›g-Ermüdung‹ ziehen nicht mehr. Wenn das die Antwort wäre, würde eine neunzig Pfund wiegende Krankenschwester den gleichen Zweck erfüllen wie bewaffnete Posten.

Könnte diese Krankheit finanzieller Natur sein? Oder (drücken wir es milde aus) politischer?

*

Es kam noch mehr von der Art. Jill erkannte, daß Ben versuchte, die Regierung mit diesem Köder ins Freie zu locken. Sie wußte nicht, was er damit erreichen wollte. Die Höhen der Politik und der Finanzwelt waren ihrem Verstand immer verborgen geblieben. Ihr war klar, daß er ein ernstes Risiko einging, wenn er die Behörden so herausforderte, aber sie hatte keine Ahnung von der Größe der Gefahr oder davon, in welcher Gestalt diese Gefahr auftreten mochte.

Jill blätterte die Zeitung durch. Sie war voll von Geschichten über die *Champion,* Fotos von Generalsekretär Douglas beim Anheften von Orden, Interviews mit Captain van Tromp und seinen tapferen Mannen, Bildern von Marsianern und marsianischen Städten. Über Smith gab es wenig, nur ein Bulletin, er erhole sich langsam von den Folgen seiner Reise.

Ben kam heraus und warf ihr ein paar Blätter Florpostpapier in den Schoß. »Da ist noch eine Zeitung.« Damit ging er wieder.

Jill sah, daß die ›Zeitung‹ eine Abschrift dessen war, was die erste Drahtspule aufgenommen hatte. Die verschiedenen Sprecher waren als ›Erste Stimme‹, ›Zweite Stimme‹ und so weiter gekennzeichnet, aber Ben hatte die Namen hingeschrieben, wann immer er eine Person hatte identifizieren können. Oder über der Kopfleiste stand: ›Alle Stimmen sind männlich.‹

Der größte Teil der Aufzeichnungen enthielt nichts Interessantes. Die meisten Absätze zeigten nur, daß man Smith zu essen gegeben, ihn gewaschen und massiert hatte. Außerdem hatte er sich unter der Aufsicht zweier Stimmen, von denen eine als ›Dr. Nelson‹ identifiziert und eine als ›Zweiter Arzt‹ gekennzeichnet war, körperlich geübt. Jill entschied, daß es sich hierbei um Dr. Thaddeus handeln müsse.

Eine Passage hatte nichts mit der Pflege des Patienten zu tun. Jill las sie zweimal.

Dr. Nelson: Wie fühlen Sie sich, Junge? Stark genug zum Reden?

Smith: Ja.

Dr. Nelson: Ein Mann möchte Sie sprechen.

Smith (Pause): Wer? (Caxton hatte geschrieben: Allem, was Smith sagt, geht eine Pause voraus.)

Nelson: Dieser Mann ist unser großer… (in Schriftzeichen nicht wiederzugebendes gutturales Wort – marsianisch?). Er ist unser ältester Alter. Wollen Sie mit ihm reden?

Smith (sehr lange Pause): Ich bin groß glücklich. Der Alte wird sprechen, und ich höre zu und wachse.

Nelson: Nein, nein! Er möchte Ihnen Fragen stellen.

Smith: Ich kann einen Alten nicht belehren.

Nelson: Der Alte wünscht es. Werden Sie zulassen, daß er Ihnen Fragen stellt?

Smith: Ja.

(Hintergrundgeräusche – kurze Pause)

Nelson: Hier entlang, Sir. Ich habe veranlaßt, daß Dr. Mahmoud sich zum Dolmetschen bereithält.

Jill las: ›Neue Stimme.‹ Caxton hatte das durchgestrichen und korrigiert in: ›Generalsekretär Douglas!!!‹

Generalsekretär: Ich werde ihn nicht brauchen. Sie sagten doch, Smith verstehe Englisch.

Nelson: Nun, ja und nein, Euer Exzellenz. Er kennt eine Reihe von Wörtern, aber, wie Mahmoud sagt, er hat keinen kulturellen Kontext, in den er sie einfügen könnte. Das kann verwirrend sein.

Generalsekretär: Oh, wir werden schon zurechtkommen, davon bin ich überzeugt. Als ich ein junger Mann war, bin ich als Anhalter durch ganz Brasilien gereist, und zu Beginn sprach ich kein einziges Wort Portugiesisch. Wenn Sie uns jetzt miteinander bekanntmachen würden – und dann lassen Sie uns allein.

Nelson: Sir? Ich sollte besser bei meinem Patienten bleiben.

Generalsekretär: So, Doktor? Ich muß darauf bestehen, daß Sie sich entfernen, tut mir leid.

Nelson: Und mir tut es leid, daß *ich* darauf bestehen muß zu bleiben. Verzeihen Sie, Sir. Die medizinische Ethik…

Generalsekretär (unterbricht): Ich als Rechtsanwalt weiß einiges über Gerichtsmedizin. Also ersparen Sie mir diesen Mumbo-Jumbo über ›medizinische Ethik‹. Hat dieser Patient Sie als seinen Arzt ausgesucht?

Nelson: Eigentlich nicht, aber…

Generalsekretär: Hat er Gelegenheit bekommen, unter einer Reihe von Ärzten zu wählen? Das bezweifle ich. Er hat den Status eines Mündels des Staates. Ich handele *de facto* und, wie Sie sich vergewissern können, ebenso *de jure* als sein nächster Verwandter. Ich wünsche, mit ihm allein zu sprechen.

Nelson (lange Pause, dann sehr förmlich): Wenn Sie diese Haltung einnehmen, Euer Exzellenz, lege ich die Behandlung nieder.

Generalsekretär: Fassen Sie es nicht so auf, Doktor. Ich stelle ja Ihre Behandlung nicht in Frage. Aber Sie würden eine Mutter nicht daran hindern, ihren Sohn allein zu sprechen, nicht wahr?

Fürchten Sie, ich könnte ihm etwas antun? Nelson: Nein, aber…
Generalsekretär: Was haben Sie dann einzuwenden? Nun machen Sie schon, stellen Sie uns vor, damit wir weiterkommen! Dieses Hin und Her könnte Ihren Patienten aufregen. Nelson: Euer Exzellenz, ich will Sie vorstellen. Dann müssen Sie sich einen anderen Arzt für Ihr… Mündel suchen.

Generalsekretär: Das bedaure ich, Doktor, wirklich. Ich kann das nicht als endgültig hinnehmen. Wir werden später darüber diskutieren. Wollen Sie jetzt so freundlich sein?

Nelson: Kommen Sie hier herüber, Sir. Sohn, das ist der Mann, der Sie sprechen möchte. Unser großer Alter. Smith (nicht in Schriftzeichen wiederzugeben) Generalsekretär: Was hat er gesagt?

Nelson: Eine ehrerbietige Begrüßung. Mahmoud sagt, es bedeute: ›Ich bin nur ein Ei.‹ Mehr oder weniger jedenfalls. Es ist freundlich gemeint. Sohn, sprich die Menschensprache!

Smith: Ja.

Nelson: Und Sie verwenden besser einfache Wörter, wenn ich Ihnen einen letzten Rat geben darf.

Generalsekretär: Oh, das werde ich.

Nelson: Leben Sie wohl, Euer Exzellenz. Leben Sie wohl, Sohn.
Generalsekretär: Danke, Doktor. Bis nachher.
Generalsekretär (weiter): Wie fühlen Sie sich?
Smith: Fühle gut.

Generalsekretär: Ausgezeichnet. Wenn Sie etwas möchten, brauchen Sie nur darum zu bitten. Wir möchten, daß Sie glücklich sind. Jetzt hätte ich gern, daß Sie etwas für mich tun. Können Sie schreiben?

Smith: Schreiben? Was ist ›Schreiben‹?

Generalsekretär: Nun, Ihr Daumenabdruck tut es auch. Ich möchte Ihnen ein Papier vorlesen. Dieses Papier enthält eine Menge Rechtsanwaltsgeschwätz, aber einfach ausgedrückt heißt es, daß Sie zustimmen, mit dem Verlassen des Mars alle Ansprüche, die Sie dort haben mögen, aufgegeben zu haben. Verstehen Sie mich? Sie übergeben sie der Regierung zu treuen Händen.

Smith: (keine Antwort)

Generalsekretär: Also, sagen wir es so: Der Mars gehört Ihnen nicht, oder?

Smith (längere Pause): Ich verstehe nicht.

Generalsekretär: Hmm… versuchen wir es noch einmal. Sie möchten hierbleiben, nicht wahr?

Smith: Ich weiß es nicht. Ich wurde von den Alten geschickt. (Lange, nicht in Schriftzeichen wiederzugebende Rede, klingt, als kämpfe ein Ochsenfrosch mit einer Katze.)

Generalsekretär: Verdammt, inzwischen hätte man ihm mehr Englisch beibringen sollen. Hören Sie, Sohn, Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Geben Sie mir nur Ihren Daumenabdruck unten auf dieser Seite. Geben Sie mir Ihre rechte Hand. Nein, zappeln Sie nicht so herum. *Stillhalten!* Ich tue Ihnen doch nicht weh… *Doktor!* Dr. Nelson!

Zweiter Arzt: Ja, Sir?

Generalsekretär: Holen Sie Dr. Nelson!

Zweiter Arzt: Dr. Nelson? Aber er ist gegangen, Sir. Er sagte, Sie hätten ihn von diesem Fall entbunden.

Generalsekretär: Das hat Nelson gesagt? *Verdammt* soll er sein! Tun Sie doch etwas! Beatmen Sie ihn! Geben Sie ihm eine Spritze! Stehen Sie nicht einfach da herum – sehen Sie nicht, daß der Mann stirbt?

Zweiter Arzt: Ich glaube nicht, daß man irgend etwas tun kann, Sir. Lassen Sie ihn einfach in Ruhe, bis er wieder zu sich kommt. So hat Dr. Nelson es immer gemacht.

Generalsekretär: Zur Hölle mit Dr. Nelson!

*

Die Stimme des Generalsekretärs war nicht wieder zu hören, ebenso wenig die von Dr. Nelson. Jill konnte sich aus Klatsch, den sie gehört hatte, zusammenreimen, daß Smith sich in einen seiner katalepsieartigen Zustände zurückgezogen hatte. Zwei weitere Bemerkungen waren aufgenommen worden. Die eine lautete: Es ist nicht nötig, zu flüstern. Er kann Sie nicht hören. Die andere: Nehmen Sie das Tablett weg! Wir werden ihm zu essen geben, wenn er zu sich kommt. Jill las das Manuskript mittlerweile zum dritten Mal, als Ben wieder erschien. Er hatte weitere Florpapierblätter bei sich, gab sie ihr aber nicht. Statt dessen erkundigte er sich: »Hunger?«

Sie warf einen fragenden Blick auf die Papiere in seinen Händen: »Halbtot vor Hunger.« »Gehen wir eine Kuh schießen.«

Er sagte nichts auf dem Weg zum Dach, wo sie ein Taxi nahmen, und er schwieg auch auf dem Flug zu der Alexandria-Plattform, wo sie in ein zweites Taxi umstiegen. Ben wählte eins mit einer Baltimore-Nummer. In der Luft stellte er die Kontrollen auf Hagerstown, Maryland, ein. Dann entspannte er sich. »Jetzt können wir reden.«

»Ben, was soll die Geheimnistuerei?«

»Entschuldige, meine Hübsche. Die Nerven und mein schlechtes Gewissen, verstehst du. Ich *weiß* nicht, ob mein Apparat verwanzt ist – aber wenn ich es bei ihnen fertig bringe, bringen sie es auch bei mir fertig. Das gleiche gilt für ein Taxi. Schließlich habe ich meine Nase zu tief in Dinge gesteckt, die die Behörden lieber im Dunkeln lassen würden. Es ist zwar nicht wahrscheinlich, daß ein von meiner Wohnung aus herbeigerufenes Taxi ein Ohr hat, aber es könnte eins haben; die Kommandos der Sonderpolizei sind gründlich. Dieser Wagen dagegen…« Er klopfte auf das Polster. »Sie können nicht Tausende von Taxis mit Abhörgeräten versehen. Ein aufs Geratewohl

ausgewähltes sollte sicher sein.«

Jill erschauerte. »Ben, du glaubst doch nicht, sie würden…« Ihre Stimme erstarb.

»Und ob ich das glaube! Du hast meinen Artikel gelesen. Ich habe dieses Exemplar vor neun Stunden bekommen. Meinst du, die Regierung läßt es sich gefallen, daß ich ihr in den Bauch trete, ohne zurückzutreten?«
»Aber du hast immer gegen die Regierung opponiert.« »Das war okay. Es ist schließlich die Pflicht der treuen Opposition Ihrer Majestät zu opponieren. Aber das hier ist etwas ganz anderes. Ich habe sie angeklagt, einen Menschen als politischen Gefangenen festzuhalten. Jill, eine Regierung ist ein lebender Organismus. Wie bei jedem Lebewesen ist ihre vorherrschende Eigenschaft der Überlebenswille. Greif sie an, und sie schlägt zurück. Diesmal habe ich sie schwer getroffen.« Er setzte hinzu: »Aber ich hätte dich nicht hineinziehen sollen.« »Ich fürchte mich nicht. Nicht mehr, seit ich dir diesen Apparat zurückgegeben habe.« »Du stehst mit mir in Verbindung. Wenn es ungemütlich wird, könnte das genügen.« Jill verstummte. Niemals zuvor war sie mit der Skrupellosigkeit der Macht konfrontiert worden. Abgesehen von ihren Erfahrungen als Krankenschwester und in dem fröhlichen Guerillakrieg der Geschlechter war Jill genauso unschuldig wie der Mann vom Mars. Sie konnte sich nur schwer vorstellen, daß sie, der nie etwas Schlimmeres widerfahren war als eine Tracht Prügel in ihrer Kindheit und gelegentlich ein barsches Wort, seit sie erwachsen war, in Gefahr sein sollte. Als Krankenschwester hatte sie die Folgen von Grausamkeit zu sehen bekommen – aber es war doch unmöglich, daß das ihr passierte!

Ihr Taxi begann vor der Landung zu kreisen, bevor sie das trübsinnige Schweigen brach. »Ben? Angenommen, dieser Patient stirbt. Was geschieht dann?«

»Hä?« Caxton runzelte die Stirn. »Das ist eine gute Frage. Das ist eine *sehr* gute Frage. Anscheinend beginnst du Interesse an meiner Arbeit zu zeigen. Wenn es keine weiteren Fragen mehr gibt, kann die Klasse nach Hause gehen.«

»Werde nicht komisch.«

»Hmm… Jill, ich habe nächtelang wachgelegen, um eine Antwort darauf zu finden. Es gibt zwei Fragen – eine politische und eine finanzielle. Hier sind die besten Antworten, die ich habe: Wenn Smith stirbt, erlischt sein Anspruch auf den Mars. Wahrscheinlich werden die Leute, die die *Champion* auf dem Mars zurückgelassen hat, von neuem Anspruch auf ihn erheben – und es ist so gut wie sicher, daß die Regierung einen Vertrag mit ihnen abgeschlossen hat, bevor sie die Erde verließen. Auch wenn die *Champion* ein Schiff der Föderation ist, läßt sich denken, daß Generalsekretär Douglas – dieser herausragende Kämpfer für die Menschenrechte – die Fäden in der Hand hält. Dadurch würde er lange Zeit an der Macht bleiben. Andererseits braucht Smith' Tod überhaupt keine Folgen zu haben.«

»Wieso?« »Vielleicht ist die Larkin-Entscheidung nicht auf ihn anwendbar. Luna war nicht bewohnt, aber der Mars ist es – von Marsianern. Im Augenblick haben die Marsianer juristisch gesehen den Wert Null. Aber der Hohe Gerichtshof könnte einen Blick auf die politische Situation werfen und entscheiden, daß die menschliche Besetzung eines Planeten, der von Nichtmenschen bewohnt ist, juristisch irrelevant ist. Dann müßte man sich wegen Rechten auf dem Mars an die Marsianer wenden.« »Aber, Ben, das wäre doch sowieso der Fall. Diese Vorstellung, daß ein Planet einem einzelnen Menschen *gehört…* Das ist irrwitzig!«

»Benutze dieses Wort nicht gegenüber einem Rechtsanwalt. Er würde dich sowieso nicht verstehen. Beim Jurastudium gehört es zu den Pflichtübungen, Mücken in die Länge zu ziehen und Kamele hinunterzuschlucken. Außerdem gibt es einen Präzedenzfall. Im 15. Jahrhundert teilte der Papst die westliche Hemisphäre zwischen Spanien und Portugal auf, und niemanden interessierte es, daß Grund und Boden von Indianern bewohnt waren. Die Verleihung war nichtsdestotrotz wirksam. Sieh dir auf einer Landkarte an, wo spanisch und wo portugiesisch gesprochen wird. Dann sieh dir an, wieviel den Indianern geblieben ist.«

»Ja, aber – Ben, wir leben nicht mehr im 15. Jahrhundert.«

»Für einen Rechtsanwalt doch. Sie zitieren immer noch Blackwell, den Code Napoleon oder sogar die Gesetze des Justinian. Jill, wenn der Hohe Gerichtshof zu dem Schluß kommt, die Larkin-Entscheidung sei anwendbar, hat Smith es in der Hand, Konzessionen im Wert von Millionen, eher von Milliarden zu vergeben. Überträgt er seinen Anspruch auf die Regierung, kontrolliert Generalsekretär Douglas die Verteilung des Kuchens. Das ist genau das, was er erreichen will. Du hast das Protokoll der Wanze doch gelesen.«

»Ben, warum will irgend jemand soviel Macht?«

»Warum fliegt eine Motte ins Licht? Der Trieb der Macht ist noch unlogischer als der Geschlechtstrieb… und stärker. Smith' finanzieller Besitz ist übrigens beinahe ebenso wichtig wie seine Position als nomineller König und Kaiser des Mars. Das Hohe Gericht mag ihm die Siedlerrechte absprechen, aber ich bezweifle, ob irgend etwas seine Stellung als Eigentümer des Lyle-Antriebs und eines Aktienpakets von Lunar Enterprises erschüttern könnte. Die acht Testamente sind öffentlich hinterlegt worden. Außerdem erbt er in den drei wichtigsten Fällen auch ohne ein Testament. Was geschieht, wenn er stirbt? Natürlich würden tausend angebliche Vettern auftauchen, aber die Science Foundation hat solch geldhungriges Gewürm seit Jahren abgewehrt. Möglich, daß, wenn Smith ohne Testament stirbt, sein Vermögen an den Staat fällt.«

»Meinst du die Föderation oder die Vereinigten Staaten?«

»Noch eine Frage, auf die ich keine Antwort weiß. Seine Eltern stammen aus zwei Ländern der Föderation, und er wurde außerhalb der Föderation geboren… und für manche Leute wird es einen entscheidenden Unterschied

bedeuten, wer mit diesen Aktien stimmt und die Lizenzen für diese Patente vergibt. Das wird nicht Smith sein, der kann doch eine Bevollmächtigung nicht von einem Strafzettel unterscheiden, sondern wahrscheinlich der, der ihn zu fassen bekommt und fähig ist, ihn festzuhalten. Ich bezweifle, ob Lloyd sein Leben versichern würde. Mir scheint er ein nicht akzeptables Risiko zu sein.«

»Der arme Junge! Das arme, arme Kind!«

6. KAPITEL

Das Restaurant in Hagerstown hatte ›Atmosphäre‹. Tische waren über einen Rasen verstreut, der zu einem Teich hin abfiel, und weitere Tische hingen in den Ästen gewaltiger Bäume. Über ihren Köpfen erstreckte sich ein Energiefeld. Auf diese Weise war es möglich, in den offenen Bereichen ein sommerliches Klima beizubehalten, egal, ob es draußen regnete oder sogar schneite.

Jill hätte gern in einem Baum gegessen, aber Ben bestach den *maitre d'hotel,* einen Tisch dicht ans Wasser bringen zu lassen, und dann befahl er, daß ein Stereotank daneben aufgestellt werde.

Jill war verstimmt. »Ben, warum diese Preise zahlen, wenn wir nicht in den Bäumen essen können und statt dessen diesen gräßlichen Lärmkasten erdulden müssen?«

»Geduld, Kleines. Tische in Bäumen haben Mikrophone, das muß so sein, der Bedienung wegen. Dieser Tisch ist nicht präpariert, hoffe ich, weil ich gesehen habe, wie der Kellner ihn von einem Stapel nahm. Was den Tank betrifft, so ist es nicht nur unamerikanisch, ohne Stereo zu essen, der Lärm wird auch ein Richtmikrophon stören – falls Mr. Douglas' Ermittler Interesse zeigen.«

»Glaubst du wirklich, wir werden beschattet, Ben?« Jill schüttelte sich. »Für ein Leben als Kriminelle bin ich nicht geschaffen.«

»Pah! Als ich den Skandal bei General Synthetics aufklärte, habe ich nie zweimal an derselben Stelle geschlafen und nichts als abgepackte Nahrung gegessen. Am Ende gefällt es einem – stimuliert den Metabolismus.«

»Mein Metabolismus braucht das nicht. Ich verlange nichts weiter als einen einzigen älteren reichen Patienten.«

»Willst du mich nicht heiraten, Jill?«

»Nachdem mein zukünftiger Gatte abgekratzt ist, ja. Oder vielleicht werde ich dann so reich sein, daß ich dich mir als Schoßtier halten kann.«

»Wie ist es, sollen wir gleich heute abend damit anfangen?«

»*Nachdem* er abgekratzt ist.«

Während des Dinners endete die Musiksendung, die ihre Trommelfelle attackiert hatte. Der Kopf eines Sprechers füllte den Tank. Er lächelte: »SNNW, Sendernetz der Neuen Welt, und sein Sponsor ›Kluges Mädchen‹, die bekannte Malthus-Tabletten-Marke, haben die Ehre, die Zeit für eine epochemachende Sendung der Föderationsregierung zur Verfügung zu stellen. Vergeßt nicht, Freunde, jedes kluge Mädchen nimmt ›Kluges Mädchen‹. Leicht bei sich zu tragen, angenehm einzunehmen, garantiert pannensicher und nach Verordnung 1312 für den Verkauf ohne ärztliches Rezept zugelassen. Warum mit altmodischen, unästhetischen, schädlichen, unsicheren Methoden ein Risiko eingehen? Warum seine Liebe und Achtung aufs Spiel setzen?« Der charmante wölfische Sprecher blickte zur Seite und beeilte sich, mit der Werbung fertigzuwerden: »Ich präsentiere euch das ›Kluge Mädchen‹, und sie wiederum bringt euch den Generalsekretär – und den Mann vom Mars!«

Die 3-D-Aufnahme wurde auf eine junge Frau geschnitten, so sinnlich, so verführerisch, so offensichtlich ein Säugetier, daß sie jedes männliche Wesen unzufrieden mit den lokalen Talenten machen mußte. Sie reckte und wand sich und erklärte mit Schlafzimmer-Stimme: *»Ich* nehme immer ›Kluges Mädchen‹.«

Das Bild löste sich auf, und ein Orchester spielte *Heil dem universellen Frieden.* Ben fragte: »Nimmst du ›Kluges Mädchen‹?«

»Das geht dich nichts an!« antwortete Jill verärgert und erklärte dann: »Es ist eine Quacksalbermedizin. Übrigens, wie kommst du auf die Idee, ich würde es brauchen?«

Caxton antwortete nicht. In dem Tank waren die väterlichen Züge von Generalsekretär Douglas erschienen. »Freunde«, begann er, »Mitbürger der Föderation, mir wird heute abend eine einmalige Ehre, ein großes Privileg zuteil. Seit der triumphalen Rückkehr unserer glorreichen *Champion…*« Er fuhr fort, den Bewohnern der Erde zu ihrem erfolgreichen Kontakt mit einem anderen Planeten, einer anderen Rasse zu gratulieren. Dabei ließ er durchblicken, die Heldentat sei die persönliche Leistung jedes einzelnen Bürgers, jeder einzelne von ihnen hätte die Expedition leiten können, wäre er nicht mit wichtiger Arbeit beschäftigt gewesen – und er, Generalsekretär Douglas, stelle das demütige Instrument dar, das den Willen der Bürger vollzogen habe. Das sagte er nicht mit deutlichen Worten, aber er ging von der Voraussetzung aus, der einfache Mann sei jedem gleich und besser als die meisten, und der gute alte Joe Douglas verkörpere den einfachen Mann. Sogar seine bekleckerte Krawatte und sein strubbeliges Haar hatten die Wirkung ›einfaches Volk‹.

Ben Caxton hätte gern gewußt, wer die Rede geschrieben hatte. Jim Sanforth wahrscheinlich. In Douglas' Stab war er am gewandtesten darin, Adjektive auszuwählen, die kitzelten und besänftigten. Er hatte Werbetexte verfaßt, bevor er in die Politik ging, und kannte keine Skrupel. Ja, ›Die Hand, die die Wiege schaukelt‹ war Jims Arbeit – Jim war der Typ, der ein

kleines Mädchen mit Bonbons anlocken konnte und das Ganze auch noch für eine clevere Operation hielt.

»Stell das ab!« verlangte Jill.

»Ruhig, Hübsche. Ich muß es hören.«

»…und so, Freunde, habe ich die Ehre, euch unseren Mitbürger Valentin Michael Smith vorzustellen, den Mann vom Mars! Mike, wir wissen, Sie sind müde und haben sich nicht wohl gefühlt. Aber wollen Sie unseren Freunden ein paar Worte sagen? Alle wollen Sie kennenlernen.«

Schnitt. Die Stereo-Szene zeigte die Halbnahaufnahme eines Mannes in einem Rollstuhl. Douglas beugte sich über ihn, und auf der anderen Seit stand eine Krankenschwester, steif, gestärkt und fotogen.

Jill keuchte. Ben flüsterte: »Ruhig!« Das Interview war nicht besonders lang. Das glatte Babygesicht des Mannes in dem Rollstuhl verzog sich zu einem schüchternen Lächeln. Er blickte in die Kamera und sagte: »Hallo, Leute. Entschuldigt, daß ich sitzenbleibe. Ich bin immer noch schwach.« Das Sprechen machte ihm offenbar Mühe. Einmal fühlte die Krankenschwester seinen Puls. In Antwort auf Douglas' Fragen äußerte er sich lobend über Captain van Tromp und seine Crew, dankte allen für seine Rettung und erzählte, jeder auf dem Mars sei schrecklich aufgeregt über den Kontakt mit der Erde. Er hoffe, bei der Anknüpfung freundlicher Beziehungen zwischen den beiden Planeten helfen zu können. Die Krankenschwester unterbrach, aber Douglas fragte freundlich: »Mike, fühlen Sie sich stark genug für eine einzige weitere Frage?«

»Na klar, Mr. Douglas – wenn ich sie beantworten kann.«

»Mike, was halten Sie von den Mädchen hier auf der Erde?«

»O Mann!«

Das Babygesicht nahm einen ekstatischen, hingerissenen Ausdruck an und wurde rot. Die Kamera fuhr auf Kopf und Schultern des Generalsekretärs. »Mike hat mich gebeten, Ihnen zu sagen«, verkündete er in väterlichem Ton, »daß er wieder zu Ihnen kommen wird, sobald er kann. Er muß erst Muskeln entwickeln, verstehen Sie. Möglicherweise nächste Woche, wenn die Ärzte meinen, daß er kräftig genug ist.« Nun wurden wieder die ›Kluges-Mädchen‹-Tabletten gezeigt, und eine Spielszene machte klar, daß ein Mädchen, das sie nicht nahm, nicht nur den Verstand verloren habe, sondern auch ein völliger Versager sei. Die Männer würden die Straßenseite wechseln, um ihr aus dem Weg zu gehen. Ben schaltete auf einen anderen Kanal um. Dann wandte er sich Jill zu und meinte mißmutig: »Den Artikel für morgen kann ich zerreißen. Durch den von heute stehe ich schon blöd genug da. Douglas hat Smith in seiner Gewalt.«

»Ben!«

»Was denn?«

»Das war nicht der Mann vom Mars!«

»Was? Baby, bist du *sicher?«*

»Oh, er sah ganz so aus. Er war sogar fast identisch. Selbst seine Stimme war dieselbe. Aber er war nicht der Patient, den ich in diesem bewachten Zimmer gesehen habe.«

Ben gab zu bedenken, daß Dutzende von Personen Smith gesehen hatten – Wachtposten, Krankenhausärzte, Pfleger, der Captain und die Crew der *Champion,* wahrscheinlich noch weitere. Einige von ihnen mußten diese Sendung verfolgt haben. Die Regierung mußte damit rechnen, daß der eine oder andere einen untergeschobenen Smith erkennen würde. Ben konnte es nicht glauben. Das Risiko war zu groß.

Jill schob nur die Unterlippe vor und bestand darauf, der Mann im Stereotank sei nicht der Patient gewesen, den sie kennengelernt hatte. Schließlich sagte sie ärgerlich: »Okay, okay! Mach, was du willst! Ich kann nicht beweisen, daß ich recht habe, also muß ich mich irren – *Männer!«*

»Höre,Jill…«

»Bitte, bring mich nach Hause!«

Ben ging, ein Taxi zu rufen. Er bestellte es nicht vom Restaurant aus, obwohl er nicht mehr glaubte, daß sich irgend jemand noch für ihn interessierte, sondern suchte sich eines auf dem Landeplatz eines Hotels gegenüber. Jill blieb auf dem Rückflug kühl. Ben holte die Abschrift heraus und las sie noch einmal. Er dachte eine Weile nach. Dann sagte er: »Jill?«

»Ja, Mr. Caxton?«

»Ich gebe dir gleich ›Mister‹! Jill, ich entschuldige mich. Ich hatte unrecht.«

»Und was führt dich zu diesem Schluß?«

Er schlug die Blätter gegen die Handfläche. »Das. Es ist nicht möglich, daß Smith gestern dieses Benehmen zeigte und heute abend ein solches Interview gab. Er wäre durchgedreht und in eine dieser Trancen verfallen.«

»Es erfüllt mich mit Genugtuung, daß du das Offensichtliche endlich erkannt hast.«

»Jill, hättest du die Güte, mir einen Tritt zu geben und dann wieder gut zu sein? Weißt du, was das heißt?«

»Es heißt, daß man einen Schauspieler genommen und ein Interview getürkt hat. Das habe ich dir schon vor einer Stunde gesagt.«

»Sicher. Einen Schauspieler, und zwar einen guten, der sorgfältig zurechtgemacht und einstudiert worden ist. Aber es bedeutet mehr als das. Wie ich es sehe, gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder ist Smith tot, und…«

»Tot!« Plötzlich war Jill wieder bei dieser merkwürdigen Wassertrink-Zeremonie und spürte den fremden, warmen, unweltlichen Duft von Smith' Persönlichkeit, spürte ihn mit unerträglichem Kummer.

»Durchaus möglich. In dem Fall wird Smith in der Person seines Doppelgängers am Leben erhalten, solange sie ihn brauchen. Das dauert

dann vielleicht eine Woche oder auch zehn Tage. Auf jeden Fall so lange, bis sie ihn dazu gebracht haben, das zu unterschreiben, was sie wollen. Dann wird der Doppelgänger ›sterben‹. Man wird ihn wegschicken, versehen mit einem so starken hypnotischen Sprechverbot, daß er an Asthma ersticken wird, sollte er versuchen, die Sache auszuplaudern. Vielleicht nimmt man sogar eine Lobotomie an ihm vor. Aber wenn der echte Smith bereits tot ist, vergessen wir die Sache am besten. Wir könnten die Wahrheit niemals beweisen. Gehen wir also davon aus, daß er noch lebt.«

»Oh, das hoffe ich sehr!«

»Was ist dir Hekuba oder Hekuba dir?« zitierte Caxton falsch. »Wenn er lebt, könnte es sein, daß kein finsterer Plan dahintersteckt. Schließlich benutzen alle Persönlichkeiten von öffentlichem Interesse Doubles. Die Öffentlichkeit regt sich noch nicht einmal darüber auf. Irgend jemand entdeckt meist das Double und hält sich für besonders clever und allwissend. Vielleicht hatten die Behörden einfach nur auf den öffentlichen Druck reagiert und den Mann vom Mars vorgeführt, auf den alle so neugierig waren. Unser Freund Smith mag in zwei oder drei Wochen so weit sein, daß er die Anstrengungen eines öffentlichen Auftritts aushält, und dann wird man ihn ins Freie lassen. Aber ich habe gewaltige Zweifel daran!«

»Warum?«

»Benutz deinen Kopf! Schon ist ein Versuch Douglas' fehlgeschlagen, aus Smith herauszuquetschen, was er haben will. Aber Douglas kann sich ein Versagen nicht leisten. Deshalb glaube ich, daß er Smith tiefer als je zuvor vergraben wird… und wir werden den echten Mann vom Mars nie zu sehen bekommen.«

»Er wird ihn *töten?«* fragte Jill langsam.

»Warum sollte er Gewalt anwenden? Es genügt, ihn in ein privates Pflegeheim zu stecken und ihn nie irgend etwas lernen zu lassen. Vielleicht ist er sogar schon aus dem Bethesda Zentrum verlegt worden.«

»Oh, lieber Gott! Ben, was sollen wir *tun?«*

Caxtons Gesicht verfinsterte sich. »Sie haben den Schläger und den Ball und stellen die Regeln auf. Aber ich werde mit einem Unparteiischen Zeugen und einem zähen Rechtsanwalt hineinmarschieren und Smith zu sprechen verlangen. Vielleicht

kann ich die Sache in die Öffentlichkeit zerren.«

»Ich werde dicht hinter dir marschieren!«

»Den Teufel wirst du tun! Wie du betontest, würde es dich beruflich ruinieren.«

»Aber du brauchst mich, um ihn zu identifizieren.«

»Von Angesicht zu Angesicht kann ich einen Mann, der unter Nichtmenschen aufgewachsen ist, von einem Schauspieler unterscheiden, der vorgibt, dieser Mann zu sein. Geht jedoch etwas schief, bist du mein As im Ärmel – jemand, der weiß, daß es sich um einen faulen Zauber handelt,

und der Zugang zum Inneren des Benthesda-Zentrums hat. Schatz, wenn du nichts von mir hörst, mußt du nach eigenem Ermessen vorgehen.«

»Ben, sie würden doch *dir* nichts antun?«

»Ich kämpfe außerhalb meiner Gewichtsklasse, Kleines.«

»Ben, das gefällt mir nicht. Wenn du dort hineingehst, um ihn zu sprechen, was wirst du tun?«

»Ich werde ihn fragen, ob er das Krankenhaus zu verlassen wünscht. Sagt er ja, fordere ich ihn auf, mit mir zu kommen. In Anwesenheit eines Unparteiischen Zeugen wird man nicht wagen, ihn zurückzuhalten. Ein Krankenhaus ist schließlich kein Gefängnis. Sie haben keine legale Handhabe ihn einzusperren.«

»Und was dann? Er braucht unbedingt medizinische Betreuung, Ben. Er ist nicht imstande, für sich selbst zu sorgen.«

Caxtons Gesicht verfinsterte sich von neuem. »Darüber habe ich auch schon nachgedacht. Ich kann ihn nicht pflegen. Wenn wir ihn in meiner Wohnung unterbringen…«

»…könnte ich ihn pflegen. Wird gemacht, Ben!« »Langsam! Dann zieht Douglas ein Kaninchen aus dem Zylinder, und Smith wird von neuem eingesperrt. Wir beide vielleicht auch.« Er runzelte die Stirn. »Ich kenne einen Mann, der damit durchkommen könnte.« »Wer ist das?« »Hast du schon einmal von Jubal Harshaw gehört?« »Na klar! Wer nicht?« »Das ist einer seiner Vorzüge; jeder weiß, wer er ist. Das macht es schwierig, ihn herumzuschubsen. Da er sowohl Doktor der Medizin als auch Rechtsanwalt ist, wird es dreifach schwierig, ihn herumzuschubsen. Aber am wichtigsten, er ist ein so kauziger Individualist, daß er mit nichts als einem Taschenmesser gegen die ganze Föderation kämpfen würde, wenn es ihm paßte – und das macht es achtfach schwierig. Ich lernte ihn während der Staatsverdrossenheitsverfahren kennen; er ist ein Freund, auf den ich zählen kann. Gelingt es mir, Smith aus dem Bethesda herauszuholen, bringe ich ihn auf Harshaws Besitz in den Poconos – und dann sollen diese Knallköpfe versuchen, ihn zu packen! Eingekeilt zwischen meiner Kolumne auf der einen und Harshaws Kampfeslust auf der anderen, werden sie sich schon gewaltig anstrengen müssen!«

7. KAPITEL

Obwohl es am Abend spät geworden war, nahm Jill ihren Dienst als Stationsschwester zehn Minuten vor der Zeit auf. Sie wollte Bens Befehl gehorchen und sich nicht einmischen, wenn er versuchte, zu dem Mann vom Mars vorzudringen, aber sie plante, sich in der Nähe aufzuhalten. Ben mochte Verstärkung brauchen.

Auf dem Flur standen keine Wachen. Tabletts, Medikamente und zwei Patienten, die operiert werden sollten, hielten sie zwei Stunden lang in Trab.

Jill hatte nur Zeit, die Tür zur Suite K-12 zu kontrollieren. Sie war verschlossen, und ebenso die Tür zu dem Aufenthaltsraum. Jill überlegte, ob sie sich jetzt, wo die Wachen fort waren, durch den Aufenthaltsraum hineinschleichen sollte, mußte das aber verschieben, weil sie zu tun hatte. Trotzdem paßte sie genau auf, wer alles auf ihr Stockwerk kam.

Ben zeigte sich nicht. Diskrete Fragen, die sie ihrer Telefondienst machenden Helferin stellte, brachten ihr Gewißheit, daß weder Ben noch sonstwer Suite K-12 betreten hatte, während Jill sich anderswo aufhielt. Das gab ihr Rätsel auf – Ben hatte keine Zeit genannt, aber seine Absicht war gewesen, die Zitadelle früh am Tag zu stürmen.

Schließlich mußte sie einfach schnüffeln. In einem ruhigen Augenblick klopfte sie an die Tür des Beobachtungsraums, steckte den Kopf hinein und heuchelte Überraschung. »Oh! Guten Morgen, Doktor. Ich dachte, Dr. Frame sei hier.«

Jill kannte den Arzt am Schreibtisch nicht. Er wandte sich von seinen Überwachungsmonitoren ab und betrachtete sie lächelnd von oben bis unten. »Ich habe ihn nicht gesehen, Schwester. Ich bin Dr. Brush. Kann ich Ihnen helfen?«

Bei dieser typisch männlichen Reaktion entspannte Jill sich. »Es ist nichts Besonderes. Um die Wahrheit zu sagen… ich war einfach neugierig. Wie geht es dem Mann vom Mars?«

»Eh?«

Sie lächelte. »Für den Stab ist es kein Geheimnis, Doktor. Ihr Patient…« Sie wies auf die Innentür.

»Wie?« Er war offensichtlich verblüfft. »Der soll hier sein?«

»Ist er denn jetzt nicht hier?«

»Die Wahrscheinlichkeit hat sechs Nullen hinter dem Komma. Mrs. Rose Bankerson – Dr. Garners Patientin. Wir haben sie heute früh hergebracht.«

»Wirklich? Was ist mit dem Mann vom Mars passiert? Wo haben sie ihn hingebracht?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung. Sagen Sie, habe ich es wirklich nur knapp verpaßt, Valentin Smith zu sehen?«

»Gestern war er noch hier.«

»Und er war Dr. Frames Fall? Manche Leute haben immer Glück. Und sehen Sie sich an, was mir aufgehalst worden ist.« Er schaltete den Monitor über seinem Schreibtisch ein. Jill sah ein Wasserbett, und darin schwebte eine kleine alte Frau. Sie schien zu schlafen.

»Was fehlt ihr?«

»Hmm… Schwester, wenn sie nicht Geld wie Heu hätte, könnte man es Altersschwachsinn nennen. So aber ist sie hier, um sich auszuruhen und untersucht zu werden.«

Jill plauderte ein bißchen und tat dann, als sehe sie ein Ruflicht. Sie ging an ihren Schreibtisch und holte das Buch mit den Eintragungen der letzten

Nacht heraus. Ja, da stand es:
V.M. Smith, K-12 – Verlegung. Darunter stand: *Rose S. Bankerson (Mrs.), Zugang in K-12 (Diätküche von Dr. Garner informiert – keine Anweisungen – Station nicht verantwortlich)*

Nachdem sie sich daran erinnert hatte, daß die reiche alte Tante nicht in ihre Verantwortung fiel, wandte sie sich in Gedanken wieder Valentin Michael Smith zu. Irgend etwas an Mrs. Bankersons Fall erschien ihr merkwürdig, aber sie wußte nicht, was. Sie beschloß es aus ihrem Gedächtnis zu streichen und sich wieder auf Wichtigeres zu konzentrieren. Warum war Smith in der Nacht verlegt worden? Wahrscheinlich, um keinen Außenseitern zu begegnen. Aber wohin hatte man ihn gebracht? Früher hätte sie die Aufnahme angerufen, aber Bens Ansichten und dazu die Sendung mit dem Doppelgänger hatten sie nervös gemacht. Sie entschloß sich, abzuwarten und aufzupassen, ob sie irgendwelche Gerüchte aufschnappen konnte.

Zuerst rief Jill jedoch aus der öffentlichen Telefonzelle der Station Ben an. In seinem Büro sagte man ihr, Mr. Caxton habe die Stadt für ein paar Tage verlassen. Das verschlug Jill im ersten Augenblick die Sprache. Dann riß sie sich zusammen und bat um Rückruf.

Sie rief seine Wohnung an. Er war nicht da; sie sprach die gleiche Bitte auf Band.

*

Ben Caxton hatte keine Zeit bei der Planung seines Versuchs verschwendet, sich den Weg zu Valentin Michael Smith zu erzwingen. Mit einigem Glück war es ihm gelungen, James Oliver Cavendish als Unparteiischen Zeugen zu gewinnen. Zwar hätte es jeder beliebige Unparteiische Zeuge auch getan, aber bei Cavendishs Prestige war ein Rechtsanwalt kaum noch nötig. Der alte Herr hatte viele Male vor dem Hohen Gericht als Zeuge ausgesagt, und es hieß, die in seinem Gedächtnis verwahrten Testamente repräsentierten Milliarden. Cavendish war von dem großen Dr. Samuel Renshaw in der totalen Erinnerung trainiert worden und hatte seine Hypnose-Ausbildung als Fellow der Rhine Foundation erhalten. Sein Honorar für einen Tag betrug mehr, als Ben in einer Woche verdiente, aber Ben hoffte, es dem *Post*-Syndikat in Rechnung stellen zu können. Für diese Aufgabe war der beste Mann gerade gut genug.

Caxton holte erst den jüngeren Frisby der Kanzlei Biddle, Frisby, Frisby, Biddle & Reed und dann den Zeugen Cavendish ab. Die schmächtige Gestalt Mr. Cavendishs in der weißen Robe seines Berufs erinnerte Ben an die Freiheitsstatue, und sie stach fast ebenso ins Auge. Ben hatte Mark Frisby erklärt, was er vorhatte (und Frisby hatte ihn darauf hingewiesen, er habe kein Recht dazu), bevor Cavendish zustieg. In Anwesenheit des Unparteiischen Zeugen hielten sie sich an das Protokoll und sprachen nicht darüber, was er unter Umständen zu sehen und zu hören bekommen werde.

Das Taxi setzte sie auf dem Bethesda-Zentrum ab. Sie stiegen in das Büro

des Direktors hinunter. Ben überreichte seine Visitenkarte und bat darum, den Direktor zu sprechen.

Eine autoritäre Dame fragte, ob er einen Termin habe. Ben gestand, daß er keinen hatte.

»Dann ist Ihre Chance, Dr. Broemer zu sprechen, sehr gering. Wollen Sie mir sagen, um was es sich handelt?«

»Sagen Sie ihm«, erklärte Caxton so laut, daß es hören konnte, wer in der Nähe war, »daß Caxton vom *Crow's Nest* mit einem Rechtsanwalt und einem Unparteiischen Zeugen hier ist, um Valentin Michael Smith, den Mann vom Mars, zu interviewen.«

Sie erschrak, fing sich jedoch wieder und entgegnete frostig: »Ich werde ihn informieren. Wollen Sie bitte Platz nehmen?«

»Danke, ich werde hier warten.«

Frisby holte eine Zigarre hervor, Cavendish wartete mit der ruhigen Geduld eines Menschen, der schon gutes und schlechtes Benehmen in jeder Form gesehen hat, Caxtons Nerven flatterten. Endlich verkündete die Eiskönigin: »Mr. Berquist wird Sie empfangen.«

»Berquist? Gil Berquist?«

»Ich glaube, sein Name ist Mr. Gilbert Berquist.«

Caxton dachte darüber nach. Gil Berquist gehörte zu Douglas' Schar von Handlangern, Verwaltungsassistenten genannt. »Ich will nicht mit Berquist, ich will mit dem Direktor sprechen.«

Aber Berquist kam schon heraus, die Hand ausgestreckt, ein Begrüßungsgrinsen auf dem Gesicht. »Benny Caxton! Wie geht es Ihnen, alter Freund? Gehen Sie immer noch mit derselben alten Masche hausieren?« Er schoß einen Blick zu dem Zeugen hinüber.

»Immer noch. Was machen Sie hier, Gil?«

»Sollte es mir je gelingen, dem Staatsdienst Lebewohl zu sagen, werde ich auch Kolumnist – gebe telefonisch tausend Wörter Gerücht durch und faulenze den Rest des Tages. Ich beneide Sie, Ben.«

»Ich habe gefragt: ›Was machen Sie hier, Gil?‹ Ich möchte erst den Direktor und dann den Mann vom Mars sprechen. Ich bin nicht hergekommen, um mich von Ihnen vornehm abwimmeln zu lassen.«

»Ben, bitte, nicht diese Haltung! Ich bin hier, weil Dr. Broemer von der Presse wahnsinnig gemacht wurde. Da schickte mich der Generalsekretär, ihm die Bürde abzunehmen.«

»Okay. Ich möchte Smith sprechen.«

»Ben, alter Junge, das will jeder Reporter, Sonderkorrespondent, Feature-Schreiber, Kommentator, freie Journalisten und Briefkastenonkel. Du bist nur ein Teil einer riesigen Armee. Wenn ich jedem von euch die Erlaubnis geben würde, ihn zu besuchen, hättet ihr ihn in weniger als 24 Stunden umgebracht. Erst vor zwanzig Minuten war Polly Peepers hier. *Sie* wollte ihn über das Liebesleben der Marsianer interviewen.« Berquist warf beide Hände

in die Höhe.

»Ich möchte Smith sprechen. Bekomme ich ihn zu sehen oder nicht?«

»Ben, gehen wir dahin, wo wir bei einem Glas miteinander reden können. Sie können mich fragen, was Sie wollen.«

»Ich will Sie überhaupt nichts fragen; ich will Smith sprechen. Das hier ist mein Rechtsanwalt Mark Frisby.« Wie es üblich war, stellte Ben den Unparteiischen Zeugen nicht vor. Sie taten alle so, als sei er gar nicht anwesend.

»Wir kennen uns«, bestätigte Berquist. »Wie geht es Ihrem Vater, Mark? Machen ihm die Nebenhöhlen zu schaffen?«

»Es ist immer noch dasselbe.«

»Dieses scheußliche Klima! Kommen Sie, Ben! Sie auch, Mark!«

»Langsam«, widersprach Caxton. »Ich möchte Valentin Michael Smith sprechen. Ich vertrete das *Post*-Syndikat und indirekt zweihundert Millionen Leser. Bekomme ich ihn zu sehen? Wenn nicht, sagen Sie das laut und deutlich, und nennen Sie die rechtlichen Gründe für Ihre Weigerung.«

Berquist seufzte. »Mark, wollen Sie diesem Schlüsselloch-Historiker erklären, daß er nicht in das Schlafzimmer eines Kranken hineinplatzen kann? Smith ist gestern abend ein einziges Mal öffentlich aufgetreten, und zwar gegen den Rat seines Arztes. Der Mann hat ein Recht auf Ruhe und Frieden und die Möglichkeit, zu Kräften zu kommen. Sein Auftritt gestern abend war genug – mehr als genug.«

»Es laufen Gerüchte um«, erklärte Caxton, »daß das gestern abend ein Double war.«

Berquist hörte auf zu lächeln. »Frisby«, sagte er kalt, »würden Sie bitte Ihren Mandanten über die Folgen einer Verleumdung aufklären?«

»Ben, immer mit der Ruhe«, bat der Anwalt.

»Ich kenne das Gesetz über Verleumdung, Gil. Aber wen verleumde ich? Den Mann vom Mars? Oder jemand anders? Nennen Sie einen Namen. Ich wiederhole…« – er hob die Stimme
– »daß ich gehört habe, der gestern abend im 3-D interviewte Mann sei nicht der Mann vom Mars gewesen. Ich will Smith persönlich danach fragen.«

In der überfüllten Eingangshalle war es sehr still geworden. Berquists Blick wanderte zu dem Unparteiischen Zeugen. Dann bekam er seinen Gesichtsausdruck unter Kontrolle und meinte lächelnd: »Ben, es ist möglich, daß Ihre Ausführungen Ihnen ein Interview mit Smith eingetragen haben – und einen Prozeß dazu. Warten Sie einen Augenblick!«

Er verschwand und kam ziemlich schnell zurück. »Ich habe es arrangiert«, meldete er müde, »obwohl Sie es nicht verdienen, Ben. Kommen Sie mit! Nur Sie – Mark, es tut mir leid, aber eine Menschenmenge können wir nicht zulassen. Smith ist krank.«

»Nein«, erklärte Caxton.

»Wie bitte?«

»Alle drei oder keiner von uns.«

»Ben, seien Sie nicht dumm! Ihnen wird ein ganz besonderes Vorrecht eingeräumt. Ich will Ihnen was sagen – Mark kann mitkommen und draußen warten. Aber *ihn* werden Sie nicht brauchen.« Berquist nickte zu Cavendish hin. Der Zeuge schien ihn nicht zu hören.

»Mag sein. Aber ich habe ihn dafür bezahlt mitzukommen. In meinem Artikel heute abend wird es heißen, daß die Regierung sich geweigert hat, einen Unparteiischen Zeugen zu dem Mann vom Mars zu lassen.«

Berquist zuckte die Achseln. »Kommen Sie! Ben, ich hoffe, dieser Verleumdungsprozeß macht Sie fertig.«

Aus Rücksicht auf Cavendishs Alter nahmen sie den Aufzug und fuhren dann auf einem Gleitband an Laboratorien, Therapieräumen und einem Krankensaal nach dem anderen vorbei. Sie wurden von einem Wachtposten angehalten, der sie telefonisch ankündigte, und schließlich in einen Raum mit Überwachungsgeräten geführt, der zur Beobachtung schwerkranker Patienten benutzt wurde. »Das ist Dr. Tanner«, sagte Berquist. »Doktor, Mr. Caxton und Mr. Frisby.« Er stellte Cavendish natürlich nicht vor.

Tanner wirkte besorgt. »Meine Herren, ich muß Sie auf eins aufmerksam machen. Sagen Sie *nichts,* was meinen Patienten aufregen könnte. Er ist in außerordentlich neurotischer Kondition und verfällt sehr leicht in einen Zustand pathologischen Rückzugs – eine Trance, wenn Sie es so nennen möchten.«

»Epilepsie?« fragte Ben.

»Ein Laie könnte es irrtümlich dafür halten. Es ist eher Katalepsie. Aber zitiert mich nicht! Es gibt keinen klinischen Präzedenzfall.«

»Sind Sie Spezialist, Doktor? Psychiater?«

Tanner schielte zu Berquist hin. »Ja«, gestand er.

»Wo haben Sie Ihr Examen gemacht?«

Berquist fiel ein: »Ben, gehen wir zu dem Patienten. Sie können Dr. Tanner hinterher ausfragen.«

»Okay.«

Tanner prüfte seine Anzeigen. Dann kippte er einen Schalter und sah in einen Monitor. Er schloß eine Tür auf und führte die Besucher, einen Finger auf die Lippen legend, in das anstoßende Krankenzimmer. Caxton fühlte sich, als ob man ihn zur Identifizierung einer Leiche führte. Er unterdrückte ein nervöses Lachen.

In dem Raum war es dämmrig. »Wir halten das Zimmer halb verdunkelt, weil seine Augen nicht an unsere Lichtstärke gewöhnt sind«, erklärte Tanner mit gedämpfter Stimme. Er trat an ein hydraulisches Bett in der Mitte des Raums. »Mike, ich habe ein paar Freunde mitgebracht.«

Caxton schlängelte sich näher heran. Halb verborgen von der Plastikhaut, in die sein Körper einsank, und bis zu den Achselhöhlen von einem Laken

zugedeckt, schwebte ein junger Mann in dem Wasserbett. Er sah die Fremden an, sagte jedoch nichts. Sein glattes, rundes Gesicht war ausdruckslos.

Soweit Ben es beurteilen konnte, war dies der Mann, den er am Abend zuvor in der Stereo-Sendung gesehen hatte. Ihm wurde übel bei der Vorstellung, Jill habe ihm eine abgezogene Handgranate zugeworfen – einen Verleumdungsprozeß, der ihn ruinieren konnte. »Sie sind Valentin Michael Smith?«

»Ja.«

»Der Mann vom Mars?«

»Ja.«

»Sie waren letzte Nacht im Stereo zu sehen?«

Der Mann antwortete nicht. Tanner sagte: »Ich glaube nicht, daß er versteht. Mike, erinnern Sie sich, was Sie und Mr. Douglas gestern abend gemacht haben?«

Er blickte verdrießlich drein. »Helle Lichter. Tun weh.«

»Ja, die Lichter taten Ihren Augen weh. Mr. Douglas wollte, daß Sie ›Hallo‹ zu Leuten sagen.«

Der Patient lächelte leicht. »Lange Fahrt im Rollstuhl.«

»Okay«, stimmte Caxton zu. »Kapiert. Mike, werden Sie hier ordentlich behandelt?«

»Ja.«

»Sie brauchen nicht hierzubleiben. Können Sie gehen?«

Tanner begann hastig: »Jetzt hören Sie mal, Mr. Caxton…«

Berquist legte ihm die Hand auf den Arm.

»Ich kann gehen… ein bißchen. Müde.«

»Ich werde dafür sorgen, daß Sie einen Rollstuhl bekommen. Mike, wenn Sie nicht hierbleiben wollen, werde ich Sie an jeden Ort bringen, den Sie mir nennen.«

Tanner schüttelte Berquists Hand ab. »Ich kann Ihnen nicht erlauben, sich in die Behandlung meines Patienten einzumischen!«

»Er ist ein freier Mann, oder?« widersprach Caxton. »Oder ist er ein Gefangener?«

»Natürlich ist er frei!« erklärte Berquist. Er wandte sich an den Arzt. »Seien Sie ruhig, Doktor, lassen Sie den Trottel sich sein eigenes Grab schaufeln.«

»Danke, Gil. Also ist er frei zu gehen, wann und wohin er will. Sie haben ihn gehört, Mike. Sie können gehen, wohin Sie wollen. Ich werde Ihnen helfen.«

Der Patient sah Tanner ängstlich an. »Nein! Nein, nein, nein!«

»Okay, okay.«

Tanner fauchte: »Mr. Berquist, das ist jetzt weit genug gegangen! Mein

Patient wird den ganzen Tag brauchen, um sich wieder zu beruhigen.«

»In Ordnung, Doktor. Ben, das reicht.«

»Äh… eine Frage noch.« Caxton überlegte angestrengt, was sich aus diesem Material herausquetschen ließ. Es sah aus, als habe Jill sich geirrt – aber sie hatte sich *nicht* geirrt! Jedenfalls hatte er ihr am Abend zuvor geglaubt. Trotzdem stimmte irgend etwas nicht. Er konnte nur nicht ausmachen, was.

»Eine Frage noch«, bewilligte Berquist widerstrebend. »Danke. Äh… Mike, gestern abend stellte Mr. Douglas Ihnen ein paar Fragen.« Der Patient bemerkte nichts dazu. »Wie war das noch… er fragte Sie, was Sie von den Mädchen hier auf der Erde halten, nicht wahr?« Das Gesicht des Patienten verzog sich zu einem breiten Lächeln. »O Mann!« »Ja. Mike… *wann und wo haben Sie diese Mädchen gesehen?«* Das Lächeln verschwand. Der Patient sah zu Tanner hin. Dann

verkrampfte er sich. Die Augen rollten nach oben. Er rollte sich zu einer fötalen Haltung zusammen, die Knie angezogen, den Kopf gesenkt, die Arme über der Brust.

Tanner befahl: »Machen Sie, daß Sie hinauskommen!« Mit einer schnellen Bewegung fühlte er dem Patienten den Puls.

Berquist wurde heftig. »Da haben wir es! Caxton, wollen Sie das Zimmer verlassen? Oder soll ich die Wachen rufen?«

»Wir gehen ja schon«, gab Caxton nach. Alle bis auf Tanner verließen den Raum, und Berquist schloß die Tür.

»Ich möchte nur den einen Punkt klären«, verlangte Caxton draußen hartnäckig. »Sie halten ihn hier eingesperrt… also wo hat nun diese Mädchen gesehen?«

»Wie? Seien Sie nicht albern. Er hat haufenweise Mädchen gesehen. Krankenschwestern… Laborantinnen. Sie wissen schon.«

»Nein, weiß ich nicht. Wie ich hörte, hatte er nur männliches Pflegepersonal, und der Besuch von weiblichen Personen war streng verboten.«

»Das ist doch Quatsch!« Berquist blickte verärgert drein.

Plötzlich grinste er. »Sie haben gestern abend im Stereo eine Krankenschwester neben ihm gesehen.« »Allerdings.« Caxton verstummte und ließ sich hinaus führen. Sie sprachen nicht mehr darüber, bis sie in der Luft und auf dem Weg zu Cavendishs Wohnung waren. Dann bemerkte Frisby: »Ben, ich nehme nicht an, daß der Generalsekretär Sie verklagen wird. Trotzdem, falls Sie eine Quelle für dieses Gerücht haben, sollten wir die Beweise sichern. Was Sie bis jetzt haben, ist nicht gerade besonders viel.«

»Vergessen Sie's, Mark! Er wird nicht klagen.« Ben betrachtete finster den Fußboden. »Woher wissen wir, daß das der Mann vom Mars war?«

»Nun hören Sie schon auf damit, Ben!« »Woher *wissen* wir es? Wir haben einen Mann, der ungefähr im richtigen Alter ist, in einem Krankenhausbett

gesehen. Wir haben Berquists Wort dafür – und Berquist hat seine politische Laufbahn damit angefangen, daß er Dementis herausgab. Sein Wort ist nichts wert. Wir haben einen Fremden gesehen, der angeblich Psychiater ist – und als ich versuchte, herauszufinden, wo er studiert hat, ist er mir die Antwort schuldig geblieben. Mr. Cavendish, haben Sie irgend etwas gesehen, das Sie überzeugt hat, dieser Kerl sei der Mann vom Mars?«

Cavendish antwortete: »Es ist nicht meine Aufgabe, mir ein Urteil zu bilden. Ich sehe, ich höre – das ist alles.«

»Entschuldigung.«

»Benötigen Sie mich noch in meiner beruflichen Eigenschaft?«

»Wie? Ach so. Nein, danke, Mr. Cavendish.«

»Ich danke *Ihnen,* Sir. Das war ein interessanter Auftrag!« Der alte Herr nahm die Robe ab, die ihn von gewöhnlichen Sterblichen trennte. Er entspannte sich, und seine Züge verloren den strengen Ausdruck. Er nahm eine Schachtel Zigarren aus der Tasche und bot sie den anderen an. Frisby nahm eine. Eingehüllt in eine dichte Rauchwolke bemerkte Cavendish: »Ich rauche nicht, wenn ich im Dienst bin. Das behindert die optimale Funktion meiner Sinne.«

»Wenn es mir möglich gewesen wäre, einen Mann von der Champion mitzubringen«, murrte Caxton, »hätte ich den Schwindel platzen lassen können.«

»Ich muß gestehen«, bemerkte Cavendish, »daß mich eine Tatsache, die Ihnen entgangen zu sein scheint, erstaunt hat.«

»Und was ist mir entgangen?«

»Die Schwielen.«

»Schwielen?«

»Genau. Man kann die Geschichte eines Menschen von seinen Schwielen ablesen. Ich habe darüber einmal eine Monographie für die Vierteljahresschrift *Der Zeuge* geschrieben. Dieser junge Mann vom Mars, der niemals Schuhe von unserer Sorte getragen und in einer Schwerkraft gelebt hat, die ungefähr ein Drittel der unsrigen beträgt, müßte an den Füßen Schwielen haben, die mit seiner früheren Umgebung in Einklang stehen. Auch die Zeit, die er im Weltraum verbracht hat, hätte Spuren hinterlassen müssen. Sehr interessant.«

»Verdammt! Mr. Cavendish, warum haben Sie nichts davon gesagt?«

»Sir?« Der alte Herr richtete sich auf, und seine Nüstern blähten sich. »Das wäre nicht mit meiner Ethik zu vereinbaren, Sir. Ich bin ein Unparteiischer Zeuge, kein Partizipant. Meine Berufsgenossenschaft würde mich schon für weniger suspendieren. Das müßte Ihnen eigentlich bekannt sein.«

»Entschuldigung.« Caxton runzelte die Stirn. »Kehren wir um. Wir werden uns seine Füße ansehen – oder ich reiße das Krankenhaus ein!«

»Dann müssen Sie sich einen anderen Unparteiischen Zeugen suchen… weil ich so indiskret gewesen bin, über den Fall zu sprechen.«

»Hm ja, da haben Sie wohl recht.« »Beruhigen Sie sich, Ben«, riet Frisby. »Sie stecken so schon tief genug in der Tinte. Ich persönlich bin überzeugt, daß es der Mann vom Mars war.« Caxton setzte die beiden anderen ab, stellte das Taxi auf ›Schweben‹ und dachte nach. Schließlich gab er die Kombination ein, die ihn zum Bethesda Center zurückführen würde. Er hatte bereits den halben Weg zurückgelegt, als ihm auffiel, daß es eh unnütz war. Was würde passieren? Er war ein. mal hineingekommen – mit einem Rechtsanwalt, mit einem Unparteiischen Zeugen. Wenn er den Mann vom Mars an ein und demselben Vormittag ein zweites Mal zu sprechen verlangte, war das unvernünftig und würde ihm verwehrt werden. Und da es so unvernünftig war, konnte er es auch nicht für seine Kolumne verwenden. Aber er hatte die Kolumne beim Syndikat nicht dadurch errungen, daß er sich leicht geschlagen gab. Er war fest entschlossen, hineinzukommen. Wie? Nun, er wußte, wo der angebliche ›Mann vom Mars‹ untergebracht war. Sollte er sich als Elektriker verkleiden? Zu leicht zu durchschauen; weiter als bis zu ›Dr. Tanner‹ würde er damit nicht kommen. War ›Tanner‹ Arzt? Mediziner scheuen sich vor Betrugsmanövern, die ihrem Ehrencodex widersprechen. Dieser Schiffsarzt Nelson zum Beispiel – er hatte den Fall niedergelegt, einfach weil…

Moment! Dr. Nelson konnte sagen, ob dieser junge Bursche der Mann vom Mars war, ohne Schwielen oder sonst etwas zu überprüfen. Caxton versuchte, Dr. Nelson über sein Büro telefonisch zu erreichen, da er nicht wußte, wo der Arzt sich aufhielt. Bens Assistent Osbert Kilgallen wußte es auch nicht, aber die Kartei, die das Post-Syndikat über wichtige Personen führte, placierte ihn ins New Mayflower. Ein paar Minuten später sprach Caxton mit ihm.

Dr. Nelson hatte die Sendung nicht gesehen. Ja, er hatte davon gehört; nein, er hatte keinen Grund zu der Annahme, hier liege ein Schwindel vor. Wußte Dr. Nelson, daß ein Versuch gemacht worden war, Smith zur Abtretung der Rechte zu zwingen, die ihm nach der Larkin-Entscheidung zustanden? Nein, und wenn es stimmen sollte, interessierte es ihn nicht; die Behauptung, jemandem ›gehöre‹ der Mars, sei grotesk; der Mars gehöre den Marsianern. Also? Lassen Sie uns eine hypothetische Frage ventilieren, Doktor. Wenn jemand versuchte…

Dr. Nelson schaltete ab. Als Caxton ein zweites Mal wählte, erklang eine Bandaufnahme: »Der Teilnehmer ist vorübergehend nicht zu erreichen. Falls Sie eine Nachricht…«

Caxton stellte eine idiotische Behauptung über Nelsons Abstammung auf. Was er dann tat, war noch idiotischer. Er rief den Verwaltungspalast an und verlangte den Generalsekretär zu sprechen.

Seine Handlungen waren eher ein Reflex als geplant. In seinen Jahren als Schnüffler hatte Caxton gelernt, daß es oft gelingt, hinter Geheimnisse zu kommen, wenn man sich an die oberste Stelle wendet und dort unerträglich lästig wird. Er wußte, daß es gefährlich ist, dem Tiger den Schwanz zu

verdrehen; er wußte im Gegensatz zu Jill Boardman, die davon keine Ahnung hatte, gründlich über die Psychopathologie großer Macht Bescheid. Aber er verließ sich auf seine Zugehörigkeit zu einer Macht anderer Art, mit der sich so gut wie niemand anlegen möchte.

Leider vergaß er dabei, daß er, wenn er den Palast aus einem Taxi anrief, dies nicht öffentlich tat.

Caxton wurde nicht mit dem Generalsekretär verbunden. Das hatte er auch gar nicht erwartet. Statt dessen sprach er mit einem halben Dutzend Unterlingen und wurde von Mal zu Mal aggressiver. Er war so beschäftigt, daß er es nicht merkte, als sein Taxi aufhörte zu schweben.

Als er es merkte, war es zu spät; das Taxi weigerte sich, Befehlen zu gehorchen. Caxton erkannte voller Bitterkeit, daß er sich mit einer Methode hatte in die Falle locken lassen, auf die kein Gangster hereinfiele: Sein Anruf war zurückverfolgt, das Taxi identifiziert und der Robotpilot unter den Befehl einer vorrangigen Polizeifrequenz gestellt worden. Jetzt benutzte man das Taxi, um ihn still und heimlich einzuholen.

Er wünschte, der Unparteiische Zeuge, Cavendish, wäre noch bei ihm. Aber anstatt sich mit diesem sinnlosen Gedanken aufzuhalten, griff er nach dem Telefon und versuchte seinen Anwalt, Mark Frisby, anzurufen.

Er versuchte es immer noch, als das Taxi auf einem Innenhof landete und sein Signal von den Wänden ringsherum abgeschnitten wurde. Er versuchte, das Taxi zu verlassen, stellte fest, daß die Tür sich nicht öffnen ließ, und wunderte sich kaum noch, als er merkte, daß er schnell das Bewußtsein verlor…

8. KAPITEL

Jill versuchte sich einzureden, Ben verfolge sicher eine andere Fährte und habe nur vergessen, sie zu benachrichtigen. Aber sie glaubte es nicht. Ben verdankte seinen Erfolg der gewissenhaften Beachtung menschlicher Einzelheiten. Er vergaß nie einen Geburtstag und hätte sich eher vor der Bezahlung einer Pokerschuld gedrückt als einen Dankeschönbrief unterlassen. Ganz gleich, wohin er gegangen war, ganz gleich, wie eilig er es gehabt hatte, er hätte sich in der Luft zwei Minuten Zeit genommen, um eine Botschaft für sie durchzugeben. Das war eine unveränderliche Charaktereigenschaft von Ben. Vielleicht war es genau das, was ihn trotz seiner vielen Fehler zu so einem liebenswerten Biest machte.

Er *mußte* eine Nachricht hinterlassen haben! Jill rief in ihrer Mittagspause Bens Büro an und sprach mit seinem Rechercheur und Bürovorsteher Osbert Kilgallen. Er war ganz sicher, daß Ben keine Nachricht für sie hinterlassen hatte und daß seit ihrem Anruf keine eingetroffen war.

Über seinen Kopf hinweg konnte sie noch andere Leute im Büro erkennen. Sie entschied, daß es ein schlechter Zeitpunkt wäre, den Mann vom Mars zu erwähnen. »Hat er gesagt, wann er zurück sein wird?«

»Nein. Aber das ist nicht weiter ungewöhnlich. Wir haben immer einige Artikel auf Vorrat, die wir nehmen, wenn so etwas passiert.«

»Ja… von wo hat er Sie angerufen? Oder bin ich zu neugierig?«

»Durchaus nicht, Miss Boardman. Er hat nicht angerufen; es war ein Telefax aus Paoli Fiat in Philadelphia.«

Damit mußte Jill sich zufriedengeben. Sie ging in den Speiseraum der Krankenschwestern und stocherte in ihrem Essen herum. Nicht etwa, sagte sie zu sich selbst, als ob etwas nicht stimme… oder als ob sie in den Blödmann verliebt sei…

»He, Boardman! Komm heraus aus dem Nebel! Ich habe dich was gefragt!«

Jill hob den Kopf. Vor ihr stand Molly Wheelwright, die Diätetikerin des Krankenhausflügels, und sah sie an. »Tut mir leid.«

»Ich sagte: ›Seit wann bringt ihr auf eurer Station Wohlfahrts patienten in Luxussuiten unter?‹«

»Das tun wir nicht.«

»Liegt K-12 nicht auf eurem Flur?«

»K-12? Das ist kein Wohlfahrtsfall, sondern eine reiche alte Frau. Sie hat soviel Geld, daß sie einen Arzt dafür bezahlen kann, ihr beim Atmen zuzusehen.«

»Ha! Sie muß ganz plötzlich zu Geld gekommen sein. In den letzten siebzehn Monaten hat sie im geriatrischen Asyl für nichtzahlende Patienten gelegen.«

»Irgendein Irrtum.«

»Nicht meiner – in meiner Küche gibt es keine Irrtümer. Ihre Mahlzeiten sind kompliziert, fettfreie Diät und eine lange Liste von unerträglichen Stoffen plus verdeckter Medikation. Glaube mir, meine Liebe, ein Diätprogramm kann so individuell sein wie ein Fingerabdruck.« Miss Wheelwright stand auf. »Ich muß mich beeilen, Mädchen. Ich wünschte nur, sie würden mir diese Küche einmal überlassen. Was für ein Drecksfraß!«

»Über was hat sich denn Molly eben aufgeregt?« fragte eine Krankenschwester.

»Über nichts. Sie muß etwas durcheinandergebracht haben.« Jill schoß es durch den Kopf, daß sie den Mann vom Mars unter Umständen aufspüren konnte, indem sie die Diätküchen kontrollierte. Sie verwarf den Gedanken wie der, es wurde sie Tage kosten, bis sie alle Küchen besucht hatte. Das Bethesda-Zentrum war in der Zeit, als Kriege auf den Meeren ausgefochten wurden, ein Marine-Lazarett und schon damals riesengroß gewesen. Es war vom Ministerium für Gesundheit, Unterrichtswesen und Wohlfahrt übernommen und erweitert worden. Jetzt gehörte es der Föderation und war eine kleine Stadt.

Aber an Mrs. Bankersons Fall war etwas merkwürdig. Das Krankenhaus nahm Kranke aller Klassen auf, Privat-, Wohlfahrts- und

Regierungspatienten. Auf Jills Station kamen für gewöhnlich die Regierungspatienten, und die Suiten waren für Senatoren der Föderation oder andere hohe Beamte bestimmt. Es war ungewöhnlich, daß eine Privatpatientin auf ihrer Station lag.

Mrs. Bankerson konnte natürlich aus dem Teil des Zentrums, das dem gebührenzahlenden Publikum offenstand, verlegt worden sein, weil dort keine Suite mehr frei war. Ja, wahrscheinlich war es so.

Nach dem Lunch hatte sie mit Neuzugängen zuviel zu tun, um weiter darüber nachzudenken. Kurz darauf brauchte sie ein Bett mit Zuleitung. Normalerweise hätte sie telefonisch eins angefordert – aber der Lagerraum war im Keller, eine Viertelmeile entfernt, und Jill mußte es sofort haben. Wie sie sich erinnerte, war ein derartiges Bett, das nach K-12 gehörte, im Aufenthaltsraum dieser Suite abgestellt gewesen, sie hatte den Marines doch noch gesagt, sie sollten sich nicht daraufsetzen.
Offenbar war es aus dem Schlafzimmer hinausgeschoben worden, als man dort das Wasserbett installiert hatte.

Vielleicht war es immer noch da, sammelte Staub und war dieser Etage zugeteilt. Elektrische Betten waren immer knapp. Außerdem kosteten sie sechsmal soviel wie ein normales Bett. Obwohl es eigentlich die Aufgabe der Oberschwester war, sich darum zu kümmern, sah Jill keinen Grund dafür, sich an Vorschriften aufzuhängen. Wenn es im noch da war, dann konnte sie es sich ja auch holen. Sie beschloß, es herauszufinden.

Die Tür des Aufenthaltsraums war verschlossen, und Jill mußte feststellen, daß ihr Hauptschlüssel sie nicht öffnete. Sie nahm sich vor, das der Wartungsabteilung zu melden, und ging in den Beobachtungsraum der Suite, um den Arzt, der Mrs. Bankerson bewachte, nach dem Bett zu fragen.

Es war der Arzt, den sie schon kannte, Dr. Brush. Er gehörte nicht zum Krankenhaus, sondern war, wie er erzählt hatte, von Dr. Garner für diese Patientin hergeholt worden. Als Jill den Kopf durch die Tür steckte, sah Dr. Brush auf. »Miss Boardman! Sie sind genau die Person, die ich brauche!«

»Warum haben Sie nicht geläutet? Wie geht es Ihrer Patientin?« »Ihr geht es gut.«, antwortete er mit einem Blick auf den Monitor, »aber *mir* nicht.«
»Ärger?«

»Ungefähr im Wert von fünf Minuten. Schwester, hatten Sie soviel von Ihrer Zeit für mich übrig? Und können Sie den Mund darüber halten?«

»Sicher. Aber ich habe meiner Helferin gesagt, ich wäre nur einige Minuten weg. Lassen Sie mich Ihr Telefon benutzen und ihr sagen, wo ich bin.«

»Nein!« widersprach er mit Nachdruck. »Sie sollen nur diese Tür verschließen, nachdem ich gegangen bin, und sie erst wieder öffnen, wenn Sie mich ›Rasieren und Haareschneiden‹ klopfen hören. Seien Sie ein braves Mädchen.«

»In Ordnung, Sir«, sagte Jill zweifelnd. »Soll ich irgend etwas für Ihre Patientin tun?«

»Nein, nein, setzen Sie sich einfach hin und beobachten Sie den Schirm. Stören Sie sie nicht.«

»Und wenn irgend etwas passiert, wo werden Sie sein? Im Ärztezimmer?«

»Ich gehe auf die Herrentoilette unten am Gang. Jetzt seien Sie bitte still – es ist *dringend.*«

Er ging, und Jill verschloß die Tür. Dann sah sie sich die Patientin über den Monitor an und warf einen Blick auf die Anzeigen. Die Frau schlief, und nach den Instrumenten waren Puls und Atmung gleichmäßig und normal. Jill fragte sich, warum eine ›Totenwache‹ notwendig war.

Dann entschloß sie sich, nachzusehen, ob das Bett in dem anderen Zimmer stand. Das widersprach nicht Dr. Brushs Anweisung, die Patientin nicht zu stören, denn Jill wußte, wie man durch ein Zimmer geht, ohne einen Patienten aufzuwecken. Auch war sie schon vor Jahren zu der Erkenntnis gekommen: »Was ein Arzt nicht weiß, macht ihn nicht heiß.« Leise öffnete sie die Tür und trat ein.

Ein Blick sagte ihr, daß Mrs. Bankerson in dem typischen Schlaf der Senilen lag. Geräuschlos schlich sich Jill in den Aufenthaltsraum. Er war verschlossen, aber ihr Hauptschlüssel öffnete die Tür.

Sie sah, daß das Bett dort war. Dann sah sie, daß das Zimmer belegt war. In einem Sessel saß, ein Bilderbuch auf dem Schoß, der Mann vom Mars.

Smith blickte auf und bedachte sie mit dem strahlenden Lächeln eines entzückten Babys.

Jill wurde schwindelig. Sie fühlte sich wie im Schlaf. Wirre Gedanken schossen ihr durch den Kopf. Valentin Smith *hier?* Das konnte nicht sein; er war verlegt worden; das Dienstbuch zeigte es. Aber er *war* hier.

Dann marschierte eine Reihe häßlicher Schlußfolgerungen auf… Der falsche ›Mann vom Mars‹ in der Stereo-Sendung… die alte Frau, die bald sterben würde, aber in der Zwischenzeit die Tatsache verbarg, daß sich hier ein zweiter Patient befand… die Tür, die sich von ihrem Schlüssel nicht öffnen ließ – und die alptraumhafte Vorstellung des ›Fleischwagens‹, der eines Nachts hinausgekarrt wurde, bedeckt mit einem Laken, unter dem nicht eine, sondern zwei Leichen lagen.

Mit diesem Gedanken kam die Angst, das Bewußtsein der Gefahr, in der sie schwebte, weil sie über dieses Geheimnis gestolpert war.

Smith stand unbeholfen aus seinem Sessel auf, streckte ihr beide Hände entgegen und sagte: »Wasserbruder!«

»Hallo. Äh… wie geht es dir?«

»Mir geht es gut. Ich bin glücklich.« Er setzte etwas in einer seltsamen, erstickten Sprache hinzu, berichtigte sich und erklärte bedachtsam: »Du bist hier, mein Bruder. Du warst fort. Jetzt bist du hier. Ich trinke tief von dir.«

Jill fühlte sich hilflos zwischen zwei Gefühlen hin- und hergerissen. Ihr Herz schmolz vor Rührung – und die eisige Furcht, erwischt zu werden, hielt sie gepackt. Smith merkte nichts davon. Statt dessen sagte er: »Siehst du? Ich

gehe! Ich werde stark.« Er machte ein paar Schritte. Dann blieb er triumphierend, atemlos und lächelnd stehen.

Jill zwang sich, sein Lächeln zu erwidern. »Wir machen Fortschritte, was? Werde nur weiter stark, das ist der richtige Geist! Aber ich muß gehen. Ich bin nur hereingekommen, um guten Tag zu sagen.«

Sein Ausdruck wandelte sich zu Verzweiflung. »Geh nicht!«

»Oh, ich muß!«

Er sah sehr traurig aus. Dann erklärte er mit tragischer Überzeugung: »Ich habe dich verletzt. Ich wußte es nicht.« »Mich verletzt? O nein, durchaus nicht! Aber ich muß gehen – und zwar schnell!« Sein Gesicht war leer. Er stellte eher fest, als daß er fragte: »Nimm mich mit dir, mein Bruder.« »Was? Oh, das *kann* ich nicht. Und ich *muß* gehen, sofort. Paß auf, sag niemandem, daß ich hier war, bitte!«

»Nicht sagen, daß mein Wasserbruder hier war?«

»Ja. Sag es *niemandem.* Äh… ich komme wieder. Sei du ein braver Junge und warte und sag es niemandem!«

Smith dachte darüber nach und blickte wieder heiter. »Ich werde warten. Ich werde es nicht sagen.«

»Gut!« Jill fragte sich, wie sie ihr Versprechen halten sollte. Auf die schwache Blase von Dr. Brush konnte sie sich nicht noch einmal verlassen. Das ›kaputte‹ Schloß war natürlich gar nicht kaputt gewesen. Ihr Blick wanderte zu der Korridortür, und da entdeckte sie, warum sie nicht hatte aufschließen können. Ein Riegel war an die Tür geschraubt worden. Überall sonst ließen sich Badezimmer und andere Türen, die zu verriegeln waren, auch mit einem Hauptschlüssel öffnen, damit Patienten sich nicht einschließen konnten. Hier hielt das Schloß Smith drinnen, und ein Riegel, der in Krankenhäusern nicht zulässig ist, hielt sogar

Personen mit Hauptschlüsseln draußen.

Jill schob den Riegel zurück. »Du wartest. Ich komme wieder.«

»Ich warte.«

Als sie in den Beobachtungsraum zurückkehrte, hörte sie *Tock! Tock! Ti-tock, tock! Tock, tock!* Das war das Signal, das Brush ihr hatte geben wollen. Sie beeilte sich, ihn einzulassen.

Er platzte ins Zimmer und fragte heftig: »Wo sind Sie gewesen, Schwester? Ich habe dreimal geklopft.« Er warf einen mißtrauischen Blick auf die Innentür.

»Ich sah, daß Ihre Patientin sich umdrehte«, log Jill schnell. »Ich habe ihr das Nackenkissen zurechtgelegt.«

»Verdammt, ich habe Ihnen gesagt, Sie sollten an meinem Schreibtisch sitzenbleiben!«

Jill erkannte plötzlich, daß der Mann Angst hatte. Sie ging zum Gegenangriff über. »Doktor«, erklärte sie kalt »Ihre Patientin fällt nicht unter meine Verantwortung. Aber da Sie sie mir anvertraut hatten, habe ich

getan, was ich für notwendig hielt. Sie sind nicht damit einverstanden? Dann lassen Sie uns die Aufsicht für diesen Flügel holen.«

»Wie bitte? Nein, nein – vergessen Sie es!«

»Nein, Sir. Eine so alte Patientin kann in einem Wasserbett ersticken. Es gibt Krankenschwestern, die von einem Arzt jeden Tadel hinnehmen – ich tue es nicht. Lassen Sie uns die Aufsicht rufen.«

»Nun hören Sie, Miss Boardman, ich bin explodiert, ohne nachzudenken. Ich entschuldige mich.«

»Gut, Doktor«, antwortete Jill steif. »Ist sonst noch etwas?«

»Wie? Nein, ich danke Ihnen. Danke, daß Sie mich vertreten haben. Nur erwähnen Sie es nirgends, bitte!«

»Ich werde es nicht erwähnen.« Darauf können Sie ihr liebes Leben wetten! Aber was mache ich jetzt? Oh, ich wünschte, Ben wäre in der Stadt! Jill ging an ihren Schreibtisch und tat, als sehe sie Papiere durch. Schließlich fiel ihr das elektrische Bett wieder ein, hinter dem sie hergewesen war, und sie bestellte eins telefonisch. Dann schickte sie ihre Assistentin auf einen Botengang und versuchte nachzudenken.

Wo steckte Ben? Wenn sie es wußte, würde sie sich für zehn Minuten entschuldigen, ihn anrufen und die Bürde auf seine Schultern abladen. Aber Ben – zum Teufel mit ihm! – trieb sich herum und überließ es ihr, den Ball zu tragen.

War das wirklich so? Eine Sorge, die sich in ihrem Unterbewußtsein eingegraben hatte, kam endlich an die Oberfläche. Ben hätte die Stadt nicht verlassen, ohne ihr Bescheid zu geben, wie sein Versuch, zu dem Mann vom Mars vorzudringen, ausgegangen war. Darauf hatte sie als Mitverschwörerin ein Recht – und Ben spielte *immer* fair.

Im Geist hörte sie seine Worte »*wenn etwas schiefgeht, bist du mein As im Ärmel. Schatz, wenn du nichts von mir hörst, mußt du nach eigenem Ermessen vorgehen.«*

Damals hatte sie nicht weiter darüber nachgedacht, weil sie nicht geglaubt hatte, Ben könne irgend etwas zustoßen. Jetzt mußte sie darüber nachdenken. Im Leben jedes Menschen kommt ein Augenblick, in dem er oder sie sich entscheiden muß, ›sein Leben, seinen Besitz und seine heilige Ehre‹ für ein Unternehmen mit zweifelhaftem Ausgang zu riskieren. Die, die sich verweigern, sind nichts als übergroße Kinder und werden nie etwas anderes sein. Jill Boardman begegnete der Herausforderung und nahm sie an diesem Tag um 15:47 Uhr an, während sie einem Besucher erklärte, daß Hunde nichts auf Krankenstationen zu suchen hatten. Irgendwie war es ihm gelungen, sein Tier an der Rezeption vorbeizuschmuggeln. Auch das Argument, daß der Hund genau das richtige Medikament für den Patienten sei, konnte Jill nicht erweichen.

*

Der Mann vom Mars setzte sich, nachdem Jill gegangen war. Er griff nicht wieder nach dem Bilderbuch, er wartete einfach auf eine Art, die man als ›geduldig‹ beschreiben muß, weil die menschliche Sprache keine Begriffe für marsianische Haltungen hat. Er war von stillem Glück erfüllt, weil sein Bruder gesagt hatte, er werde wiederkommen. So hatte er, ohne sich zu bewegen, ohne irgend etwas zu tun, mehrere Jahre warten können.

Er hatte keine deutliche Vorstellung, wie lange es her war daß er Wasser mit diesem Bruder geteilt hatte. Nicht nur, daß dieser Ort in Zeit und Form seltsam verzerrt war und Folgen von Anblicken und Geräuschen bot, die er noch nicht gegrokt hatte, auch die Kultur seines Nests hatte eine andere Auffassung von der Zeit, als es die menschliche ist. Der Unterschied lag nicht in einer längeren Lebensdauer, in Erdenjahren gezählt, sondern in der Grundeinstellung. ›Es ist später, als du denkst‹ konnte auf marsianisch nicht ausgedruckt werden, auch ›Eile mit Weile‹ nicht, wenn auch aus einem anderen Grund. Die erste Idee ist für einen Marsianer unfaßbar, während die zweite eine Grundwahrheit darstellt, die man ebensowenig auszusprechen braucht, wie man einem Fisch sagt, er solle schwimmen. Aber ›Wie es war im Anfang, jetzt und alle Zeit und von Ewigkeit zu Ewigkeit‹, ist in der Stimmung so marsianisch, daß es leichter übersetzt werden kann als ›zwei und zwei ist vier‹ – was auf dem Mars kein Truismus ist.

Smith wartete.

Brush kam herein und sah ihn an Smith bewegte sich nicht, und Brush ging wieder.

Smith hörte einen Schlüssel in der Außentür und erinnerte sich, dieses Geräusch kurz vor dem letzten Besuch seines Wasserbruders ebenfalls gehört zu haben. Also änderte er seinen Metabolismus vorbereitend für den Fall, daß sich die Sequenz wiederholte. Er wunderte sich, als die Außentür sich öffnete und Jill hereinglitt, denn er war sich nicht bewußt gewesen, daß das eine Tür war. Aber er grokte es sofort und gab sich der freudigen Fülle hin, die einen nur in Gegenwart seiner Nestlinge, seiner Wasserbrüder und (unter bestimmten Umständen) der Alten überkommt.

Seine Freude wurde gedämpft durch die Erkenntnis, daß sein Bruder sie nicht teilte – er wirkte so verzweifelt, wie es eigentlich nur bei jemandem möglich ist, der kurz davorsteht, wegen eines ehrenrührigen Mangels oder Versagens zu dekarnieren. Aber Smith hatte gelernt, daß diese Wesen Emotionen, die schrecklich zu kontemplieren waren, aushalten konnten, ohne zu sterben. Sein Bruder Mahmoud fiel fünfmal am Tag in eine spirituelle Agonie und starb nicht nur nicht, sondern beschwor die Agonie als etwas Notwendiges sogar eigens herauf. Sein Bruder Captain van Tromp litt unter grauenhaften, unvorhersehbaren Krämpfen, die nach Smith' Begriffen jedesmal die sofortige Dekarnierung hatten hervorrufen müssen, um den Konflikt zu beenden. Und doch war dieser Bruder, soviel er wußte, immer noch inkarniert. Deshalb ignorierte er Jills Erregung.

Jill reichte ihm ein Bündel. »Hier, zieh das an. Schnell!«

Smith nahm das Bündel und wartete. Jill betrachtete ihn und stöhnte. »Ach du meine Gute! Na gut, zieh deine Sachen aus! Ich werde dir helfen.«

Sie war gezwungen, ihn sowohl aus – als auch anzuziehen. Er trug ein Krankenhaushemd, einen Bademantel und Pantoffeln, nicht weil er es so wollte, sondern weil man es ihm gesagt hatte. Inzwischen konnte er damit fertigwerden, aber nicht schnell genug, um Jill zufriedenzustellen. Sie pellte ihn in aller Eile heraus. Da sie Krankenschwester war und er niemals von dem Keuschheitstabu – das er gar nicht begriffen hätte –, gehört hatte, stellten sich ihnen keine Bedenken in den Weg. Er war entzückt über die falschen Häute, die Jill ihm über die Beine zog.

Sie ließ ihm keine Zeit, sie zu ehren, sondern befestigte die Strümpfe, da ihnen ein Strumpfhaltergürtel fehlte, mit Leukoplast an seinen Beinen. Die Schwesterntracht, die sie ihm anzog, hatte sie unter dem Vorwand, eine Cousine von ihr brauche eine für eine Maskerade, von einer größeren Frau ausgeliehen. Jill hakte ein Schwesterncape an seinem Kragen fest, das die geschlechtlichen Unterschiede zum größten Teil verbarg – jedenfalls hoffte sie es. Mit den Schuhen war es schwierig, sie paßten nicht gut, und Smith fand das Gehen in diesem Schwerkraftfeld schon barfuß mühselig.

Aber sie brachte ihn in die Kleider und steckte eine Schwesternhaube auf seinem Kopf fest. »Dein Haar ist nicht sehr lang«, bemerkte sie ängstlich, »aber es ist so lang, wie manche Mädchen es tragen, und muß genügen.« Smith antwortete nicht, da er die Bemerkung nicht ganz verstanden hatte. Er versuchte, sein Haar länger zu denken, merkte jedoch, daß das Zeit kosten würde.

»Jetzt hör gut zu!« sagte Jill. »Ganz gleich, was passiert, du sprichst kein Wort. Ich werde alles erledigen. Hast du verstanden?«

»Nicht sprechen. Ich werde nicht sprechen.«

»Komm einfach mit mir – ich werde deine Hand halten. Wenn du irgendwelche Gebete kennst, *bete!«*

»Beten?«

»Laß nur! Komm mit und sprich nicht!« Sie öffnete die Außentür, spähte hinaus und führte ihn den Korridor.

Niemand schien sich sonderlich für sie zu interessieren. Smith fand die vielen fremdartigen Konfigurationen im höchsten Maße bestürzend. Bilder stürmten auf ihn ein, und es gelang ihm nicht, seine Augen auf sie einzustellen. Blindlings stolperte er dahin, Augen und Sinne beinahe abgeschaltet, um sich vor dem Chaos zu schützen.

Jill führte ihn ans Ende des Korridors und trat sofort auf ein im rechten Winkel wegführendes Gleitband. Smith stolperte und wäre gefallen, wenn sie ihn nicht festgehalten hätte. Eine Stationshilfe sah ihnen nach, und Jill fluchte halblaut. Dann half sie ihm sehr sorgsam von dem Band herunter. Sie nahmen einen Aufzug zum Dach, denn Jill war überzeugt, einen Sprungschacht würde sie ihn nie hinaufmanövrieren können.

Oben gerieten sie in eine kritische Situation. Smith merkte allerdings nichts

davon. Der Anblick des Himmels erfüllte ihn mit Entzücken; seit dem Mars hatte er keinen Himmel mehr gesehen. Dieser Himmel war hell und farbig und freudig – ein für Washington typischer bedeckter Tag. Jill hielt nach einem Taxi Ausschau. Das Dach lag verlassen da, wie sie es gehofft hatte, denn die Krankenschwestern, die gleichzeitig mit ihr Feierabend hatten, waren bereits nach Hause unterwegs, und die nachmittäglichen Besucher waren fort. Aber die Taxis waren auch fort. Einen Airbus zu benutzen, wagte sie nicht.

Gerade wollte sie telefonisch ein Taxi bestellen, als eines zur Landung ansetzte. Sie rief dem Dachwächter zu: »Jack! Ist der Wagen bestellt?«

»Es ist der, den ich für Dr. Phipps gerufen habe.«

»Ach du meine Güte! Jack, wollen Sie mir ganz schnell auch einen besorgen? Das hier ist meine Cousine Madge – sie arbeitet drüben im Südflügel –, und sie hat Laryngitis und muß aus diesem Wind heraus.«

Der Wärter kratzte sich den Kopf. »Nun… da Sie es sind, Miss Boardman, nehmen Sie dieses Taxi, und ich werde für Dr. Phipps ein neues rufen.«

»O Jack, Sie sind ein Lamm! Madge, sprich nicht; ich werde ihm danken. Ihre Stimme ist weg, ich werde sie mit heißem Rum kurieren.«

»Das hilft bestimmt. Die alten Hausmittel sind die besten, hat meine Mutter immer gesagt.« Er faßte in den Wagen und tippte aus dem Gedächtnis die Kombination für Jills Wohnung ein, dann half er ihnen beim Einsteigen. Jill kam ihm in den Weg und tarnte Smith' Unkenntnis dieses Zeremoniells. »Danke, Jack. Tausend Dank.«

Das Taxi hob ab, und Jill holte tief Atem. »Jetzt kannst du reden.«

»Was soll ich sagen?«

»Wie? – Was du möchtest.«

Smith dachte darüber nach. Die Einladung ging so weit, daß sie eine würdige Antwort erforderte, passend für Brüder. Ihm fielen verschiedene ein, doch er verwarf sie wieder, weil er sie nicht übersetzen konnte. Dann entschloß er sich für eine, die auch in dieser seltsamen, flachen Sprache etwas von dem warmen Zueinanderwachsen übermittelte, dessen sich Brüder erfreuen. »Laß unsere Eier das gleiche Nest teilen.«

»Was hast du gesagt?« fragte Jill verblüfft.

Es erfüllte Smith mit Verzweiflung, daß es ihm nicht gelungen war, angemessen zu antworten, was er für ein Versagen seinerseits hielt. Betrübt hielt er sich vor, daß er diese Wesen jedesmal in Aufregung versetzte, wenn er das Ziel verfolgte, Einssein zu erzeugen. Er versuchte es noch einmal, gruppierte seinen spärlichen Wortschatz neu, um den Gedanken anders einzukleiden. »Mein Nest ist dein, und dein Nest ist mein.«

Diesmal lächelte Jill. »Wie süß! Mein Lieber, ich bin mir nicht sicher, ob ich das richtig verstehe, aber es ist das netteste Angebot, das ich seit langem bekommen habe.« Sie setzte hinzu: »Leider stecken wir im Augenblick bis zu den Ohren in Schwierigkeiten – also warten wir damit, ja?«

Smith verstand Jill auch nicht besser als Jill ihn, doch er begriff, daß sein

Wasserbruder erfreut war und daß er warten solle. Das Warten machte ihm keine Mühe. Zufrieden, daß alles zwischen ihm und seinem Bruder gut stand, lehnte er sich zurück und genoß die Aussicht. Es war die erste, die er zu sehen bekam. Auf beiden Seiten bot sich ihm eine Fülle von neuen Dingen, die er zu groken versuchte. Ihm kam der Gedanke, daß die Apportation, die man zu Hause anwandte, dieses köstliche Betrachten dessen, was dazwischen lag, nicht gestattete. Fast hätte ihn das zu einem Vergleich zwischen marsianischen und menschlichen Methoden verführt, der für die Alten ungünstig ausgefallen wäre. Aber sein Geist scheute vor der Häresie zurück.

Jill verhielt sich still und versuchte nachzudenken. Plötzlich merkte sie, daß das Taxi auf dem letzten Stück Weg zu ihrem Apartmenthaus war. Ihre Wohnung durfte sie auf gar keinen Fall aufsuchen, weil man dort zuerst suchen würde, sobald jemand sich ausrechnete, wer Smith zur Flucht verholfen hatte. Obwohl Jill nichts von Polizeimethoden verstand, dachte sie jetzt doch daran, daß sie Fingerabdrücke in Smith' Zimmer hinterlassen haben mußte, ganz zu schweigen von den Leuten, die sie und ihn hatten weggehen sehen. Es war einem Techniker sogar möglich (so hatte sie gehört), an dem Band im Autopiloten dieses Taxis festzustellen, welche Flüge es unternommen hatte und wohin und wann.

Sie drückte Tasten und löschte den Befehl, zu ihrem Apartmenthaus zu fliegen. Sie wußte nicht, ob das Band endgültig löschen würde. Sie wollte einfach nur zu einem Platz, an dem die Polizei nicht schon auf sie warten würde. Das Taxi stieg von der Flugschneise hoch und schwebte. Wohin konnte sie gehen? Wo konnte sie einen erwachsenen Mann verstecken, der ein halber Idiot und nicht einmal fähig war, sich allein anzuziehen? Einen Mann, der die meistgesuchte Person auf diesem Globus war? Oh, wenn doch Ben da wäre! Ben…*wo bist du?*

Jill nahm das Telefon und wählte ziemlich hoffnungslos Bens Nummer. Sie erwartete eine monotone Stimme einer Maschine zu hören, die sie auffordern würde, eine Nachricht zu hinterlassen. Ihre Stimmung hob sich, als ein Mann sich meldete – und sank wieder auf den Nullpunkt, als sie merkte, daß es nicht Ben war, sondern sein Assistent. »Oh, Verzeihung, Mr. Kilgallen. Hier ist Jill Boardman. Ich dachte, ich hätte die Nummer von Mr. Caxtons Wohnung gewählt.«

»Haben Sie auch. Anrufe bei ihm zu Hause werden ins Büro umgeleitet, wenn er länger als vierundzwanzig Stunden nicht da ist.«

»Dann ist er immer noch fort?«

»Ja. Kann ich Ihnen helfen?«

»Äh… nein. Mr. Kilgallen, ist es nicht merkwürdig, daß Ben außer Sicht verschwindet? Machen Sie sich keine Sorgen?« »Wie? Durchaus nicht. Er hat doch Bescheid gegeben, er wisse nicht, wie lange er fort sein werde.«

»Ist das nicht *seltsam?«*

»Nicht bei Mr. Caxtons Arbeit, Miss Boardman.«

»Also… *ich* finde, es ist etwas *sehr* Seltsames an seiner Abwesenheit! Sie sollten darüber nachdenken. Sie sollten es jedem Nachrichtendienst des Landes… nein, der Welt melden!«

Das Telefon des Taxis besaß keinen Bildschirm, und trotzdem spürte Jill, wie Osbert Kilgallen sich reckte. »Es tut mir leid, Miss Boardman, aber ich muß die Anweisungen meines Arbeitgebers selbst interpretieren. Äh… nichts für ungut, irgendeine aufgeregte ›gute Freundin‹ ruft immer an, wenn Mr. Caxton abwesend ist.«

Da will ihn ein Mädchen dingfest machen, legte Jill diese Neuigkeit wütend aus – und dieser Typ glaubt, ich sei die Augenblickliche! Das erstickte jeden Gedanken daran, Kilgallen um Hilfe zu bitten Sie schaltete ab.

Wohin konnte sie gehen? Plötzlich kam ihr eine Antwort in den Sinn. Wenn Ben abhanden gekommen war – und die Behörden die Hand im Spiel hatten –, dann war der letzte Ort, an dem sie Valentin Smith zu finden erwarteten, Bens Apartment, es sei denn, man brachte sie in Verbindung mit Ben, was unwahrscheinlich war.

Bens Speisekammer wurde sie mit einem Imbiß versorgen, und sie konnte etwas von Bens Kleidung für ihr idiotisches Kind ausleihen. Der letzte Punkt war entscheidend. Jill gab die Kombination für Bens Apartmenthaus ein. Das Taxi wählte die Schneise und ließ sich hineinfallen.

Vor Bens Wohnung legte Jill ihr Gesicht an die Gegensprechanlage und rief »Karthago delenda est!«

Nichts geschah. Oh, *verdammt!* dachte sie, er hat die Kombination geändert. Da stand sie nun mit weichen Knien und hielt ihr Gesicht von Smith abgewendet. Dann sprach sie von neuem in das Gitter. Der gleiche Schaltkreis betätigte die Tür und kündigte Besucher an, sie meldete sich auf die geringe Chance hin, daß Ben inzwischen zurückgekehrt war. »Ben, hier ist Jill.«

Die Tür glitt auf. Sie traten ein, und die Tür schloß sich. Jill glaubte, Ben habe sie eingelassen, und dann wurde ihr klar, daß sie zufällig seine neue Türkombination getroffen hatte, die wohl als Kompliment gedacht war. Auf das Kompliment hatte sie gern verzichtet, wenn ihr nur diese grauenhafte Panik erspart geblieben wäre.

Smith stand schweigend am Rand des dichten grünen Rasens und starrte. Hier war ein so neuer Ort, daß er nicht sofort gegrokt werden konnte, aber er berührte Smith sofort angenehm. Der Ort war weniger aufregend als der sich bewegende Ort, in dem sie gewesen waren, und um so eher geeignet, das Ich zu entfalten. Interessiert betrachtete er das Aussichtsmuster an dem einen Ende. Er erkannte es nicht als solches, sondern hielt es irrtümlich für ein lebendes Bild wie die zu Hause. Seine Suite im Bethesda-Krankenhaus hatte keine Fenster gehabt, da sie meinem neuen Flügel lag. Den Begriff ›Fenster‹ hatte er sich noch nicht angeeignet.

Anerkennend stellte er fest, daß die Simulierung von Tiefe und Bewegung auf dem ›Bild‹ perfekt war. Ein sehr großer Künstler mußte es geschaffen haben. Bisher hatte er noch nichts gesehen, was ihn auf den Gedanken gebracht hatte, die Leute hier besaßen Kunst. Diese neue Erfahrung ermöglichte es ihm, sie besser zu groken, und machte ihm warm ums Herz.

Eine Bewegung fing seinen Blick ein. Er drehte sich um und sah, daß sein Bruder falsche Häute und Schuhe von seinen Beinen entfernte.

Jill seufzte und krümmte ihre Zehen im Gras. »Oh, was tun mir meine Fuße weh!« Sie blickte auf und bemerkte, daß Smith sie mit diesem merkwürdig beunruhigenden, babygesichtigen Starren beobachtete. »Tu das auch! Es wird dir gefallen!«
Er blinzelte. »Wie soll ich es tun?« »Andauernd vergesse ich es. Komm her! Ich helfe dir.« Sie zog ihm die Schuhe aus, löste das Leukoplast von den Strümpfen und streifte sie herunter. »So, ist das nicht ein herrliches Gefühl?« Smith krümmte die Zehen im Gras und fragte dann schüchtern: »Aber das lebt?« »Sicher lebt es. Das ist richtiges Gras. Ben hat dafür eine Menge Geld angelegt. Die Spezialbefeuchtung allein kostet ja schon mehr, als ich pro Monat verdiene. Nun lauf herum, und gönne deinen Füßen den Genuß.«

Das meiste davon entging Smith, aber er verstand sehr wohl, daß die Grashalme lebende Wesen waren und er aufgefordert wurde, auf ihnen herumzulaufen. »Über lebende Wesen gehen?« fragte er mit ungläubigem Entsetzen.

»Wie? Warum nicht? Das tut dem Gras nicht weh, es ist speziell als Heimteppich entwickelt worden.«

Smith war gezwungen, sich ins Gedächtnis zurückzurufen, daß ein Wasserbruder ihn nicht zu einer schlechten Tat verleiten konnte. Er ließ sich ermutigen, umherzugehen – und stellte fest, daß es ihm tatsächlich Spaß machte und daß die lebenden Kreaturen nicht protestierten. Er stellte seine Empfindsamkeit für sie so hoch ein wie möglich. Ja, sein Bruder hatte recht, das war die ihnen gemäße Existenz – beschritten zu werden. Er entschloß sich, sie zu umfangen und zu preisen, eine Anstrengung, etwa der zu vergleichen, die ein Mensch bei dem Versuch machen würde, die Vorzüge des Kannibalismus zu billigen – eines Brauches, den Smith ganz in Ordnung fand.

Jill stieß einen Seufzer aus. »Ich muß aufhören zu spielen. Ich weiß nicht, wie lange wir hier sicher sein werden.«

»Sicher?«

»Wir können nicht hierbleiben. Vielleicht wird alles überprüft, was das Zentrum verlassen hat.« Nachdenklich runzelte sie die Stirn. Ihre eigene Wohnung war ungeeignet, diese Wohnung war ungeeignet – und Ben hatte vorgehabt, Smith zu Jubal Harshaw zu bringen. Aber sie kannte Harshaw nicht und wußte auch nicht, wo er wohnte – irgendwo in den Poconos, hatte Ben gesagt. Nun, sie würde es herausfinden müssen; es gab keinen anderen

Ort, den sie aufsuchen konnte.

»Warum bist du nicht glücklich, mein Bruder?« Das riß Jill aus ihren Gedanken. Sie sah Smith an. Ach, das arme Kind wußte nicht einmal, daß etwas nicht stimmte! Sie versuchte, es von seinem Standpunkt aus zu betrachten. Das gelang ihr nicht, aber sie erfaßte: Er hatte keine Ahnung, daß sie davonliefen… vor was davonliefen? Vor der Polizei? Der Krankenhausverwaltung? Jill war sich nicht sicher, was sie getan, welche Gesetze sie gebrochen hatte, sie wußte nur, sie hatte sich gegen die großen Tiere, gegen die Leute ganz oben gestellt.

Wie konnte sie dem Mann vom Mars sagen, wer ihre Verfolger waren, wenn sie es selbst nicht wußte? Gab es auf dem Mars Polizisten? Wenn sie mit ihm sprach, war ihr die Hälfte der Zeit zumute, als rufe sie in eine Regentonne hinein.

Himmel, gab es wenigstens Regentonnen auf dem Mars? Oder Regen?

»Mach dir darüber keine Gedanken«, sagte sie ernst. »Tu einfach, was ich dir sage!«

»Ja.«

Es war eine unbegrenzte Zustimmung, ein ewiges Ja. In Jill stieg plötzlich die Vermutung auf, daß Smith aus dem Fenster springen würde, wenn sie es ihm befahl – und sie hatte recht. Er wäre gesprungen, hätte jede Sekunde des Falls über zwanzig Stockwerke genossen und die Dekarnierung beim Aufschlag ohne Überraschung oder Groll akzeptiert. Auch wäre er sich nicht bewußt gewesen, daß ein solcher Fall ihn töten mußte. Furcht vor dem Tod war ein ihm unbekanntes Konzept. Wenn ein Wasserbruder ihn für eine so seltsame Dekarnierung auswählte, würde er seinen Entschluß preisen und ihn zu groken versuchen.

»Jedenfalls können wir nicht hier stehenbleiben. Ich muß uns etwas zu essen machen, ich muß dich in andere Kleider stecken, und dann müssen wir weg. Zieh dich aus!« Sie ging, um Bens Garderobe zu überprüfen.

Sie nahm sich einen Reiseanzug, eine Baskenmütze, ein Hemd, Unterwäsche und Schuhe und kehrte damit zurück. Smith hatte sich verheddert wie eine Katze in einem Strickzeug. Ein Arm war gefangen, und der Rock hatte sich ihm ums Gesicht gewickelt. Er hatte die Haube nicht abgenommen, bevor er versuchte, das Kleid auszuziehen.

»Ach du meine Güte«, sagte Jill und eilte ihm zu Hilfe. Sie löste ihn aus den Kleidern, dann stopfte sie sie in den Müllschlucker… sie würde sie Etta Schere später bezahlen, und sie wollte nicht, daß die Polizisten sie fanden… nur für alle Fälle. »Du wirst ein Bad nehmen, guter Mann, bevor ich dir Bens saubere Sachen anziehe. Man hat dich vernachlässigt. Komm mit! « Als Krankenschwester war sie abgehärtet gegen schlechte Gerüche, aber sie war (als Krankenschwester) fanatisch, was Wasser und Seife anging…

… und anscheinend hatte in letzter Zeit niemand diesen Patienten gebadet. Smith stank zwar nicht gerade, aber er erinnerte sie an ein Pferd an einem heißen Tag.

Begeistert sah er zu, wie sie die Wanne füllte. Im Badezimmer von Suite K-12 hatte eine Wanne gestanden, nur hatte Smith nicht gewußt, welchem Zweck sie diente. Er war im Bett gewaschen worden, und das nicht oft; seine tranceähnlichen Rückzüge hatten dem im Wege gestanden.

Jill prüfte die Temperatur. »Gut, steig hinein!«

Smith sah sie verwirrt an.

»Beeil dich!« befahl Jill scharf. »Steig ins Wasser!«

Die Wörter waren in seinem menschlichen Vokabular vorhanden, und Smith tat, wie ihm geheißen worden war, erschüttert vor innerer Bewegung. Dieser Bruder wollte, daß er *seinen ganzen Körper* ins Wasser des Lebens tauchte! Noch nie war ihm solche Ehre widerfahren; soviel er wußte, war niemals *irgend jemand* ein solches Privileg angeboten worden. Er begriff jedoch allmählich, daß diese anderen eine engere Bekanntschaft mit dem Stoff des Lebens hatten… eine Tatsache, die er akzeptieren mußte, bevor sie gegrokt war.

Er steckte einen zitternden Fuß ins Wasser, dann den anderen… rutschte hinein, bis das Wasser ihn vollständig bedeckte.

»He!« schrie Jill. Sie zog seinen Kopf über Wasser und entsetzte sich – dem Anschein nach hielt sie eine Leiche fest. Großer Gott, er konnte doch nicht *ertrinken,* nicht in so kurzer Zeit! Aber es ängstigte sie. Sie schüttelte ihn. »Smith! Wach auf! Hör auf damit!«

Von weit entfernt hörte Smith seinen Bruder rufen und kehrte zurück. Seine Augen verloren den glasigen Blick, sein Herzschlag beschleunigte sich, er begann wieder zu atmen. »Bist du in Ordnung?« fragte Jill.
»Ich bin in Ordnung. Ich bin sehr glücklich… mein Bruder.« »Du hast mir Angst gemacht. Hör zu, rutsch nicht wieder unter das Wasser! Bleib aufrecht sitzen, so wie jetzt!« »Ja, mein Bruder.« Ein gekrächzter Zusatz war für Jill bedeutungslos. Smith schöpfte eine Handvoll Wasser, als seien es kostbare Juwelen, und führte es an die Lippen. Sein Mund berührte es, dann bot er es Jill an.

»He, du sollst dein Badewasser nicht trinken! Nein, ich will es auch nicht.«

»Nicht trinken?«

Er war auf so hilflose Weise verletzt, daß Jill nicht wußte, was sie tun sollte. Sie zögerte, dann beugte sie den Kopf und berührte mit ihren Lippen die Gabe. »Ich danke dir.«

»Mögest du niemals dürsten!«

»Ich hoffe, daß auch du niemals durstig sein wirst. Aber das reicht. Wenn du Wasser trinken möchtest, hole ich dir ein Glas. Trinke nichts mehr von diesem hier.«

Smith gab sich zufrieden und blieb still sitzen. Jill hatte inzwischen gemerkt, daß er noch nie ein Wannenbad genommen hatte und nicht wußte, was von ihm erwartet wurde. Natürlich konnte sie es ihm beibringen… aber sie verloren kostbare Zeit. Vielleicht sollte sie ihn einfach so schmutzig

lassen wie er war.

Auch gut! Es war nicht so schlimm wie die Pflege geistesgestörter Patienten in der Neuropsychiatrie. Ihre Bluse war bis zu den Schultern naß geworden, als sie Smith vom Boden der Wanne hochgezerrt hatte. Jill zog sie aus und hängte sie auf. Sie war für die Straße gekleidet gewesen und trug einen Plisseerock, der ihr um die Knie schwang. Ihr Jackett hatte sie bereits im Wohnzimmer abgelegt. Jetzt blickte sie nach unten. Auch wenn die Falten formbeständig waren, es wäre Dummheit, den Rock naßzumachen. Sie zuckte die Achseln und öffnete den Reißverschluß. Das ließ ihr noch Büstenhalter und Höschen.

Smith betrachtete sie mit den interessierten Augen eines Babys. Jill merkte, daß sie errötete, was sie überraschte. Sie hielt sich für frei von morbider Prüderie – plötzlich fiel ihr ein, daß sie zu ihrer ersten Nacktschwimmparty mit fünfzehn gegangen war. Aber dieses kindliche Starren irritierte sie. Deshalb wollte sie lieber nasse Unterwäsche in Kauf nehmen als das Nächstliegende tun.

Ihr Unbehagen versteckte sie unter energischem Zupacken. »Dann los, schrubben wir die Haut.« Sie kniete sich neben die Wanne, besprühte ihn mit Seife und machte sich daran, sie zu Schaum zu verarbeiten.

Smith streckte die Hand aus und berührte ihre rechte Brustwarze. Jill zog sich hastig zurück. »He! Laß das!«

Er blickte drein, als habe sie ihn geschlagen. »Nicht?« fragte er tragisch.

»›Nicht‹«, bestätigte sie mit Nachdruck. Dann sah sie in sein Gesicht und setzte sanft hinzu: »Ist schon gut. Nur lenke mich nicht ab, ich habe zu tun.«

Er nahm sich keinerlei Freiheiten mehr heraus. Jill entschied sich, das Bad zu verkürzen und ließ das Wasser ablaufen. Ihrem Geheiß folgend, stand Smith auf, und sie brauste ihn ab. Während die Warmluft ihn trocknete, kleidete sie sich an. Das Gebläse erschreckte ihn, und er begann zu zittern. Sie sagte ihm, er brauche keine Angst zu haben, und ließ ihn sich am Handgriff festhalten.

Sie half ihm aus der Wanne. »Nun riechst du besser, und ich wette, du fühlst dich auch besser.« »Fühle gut.«

»Fein. Jetzt wollen wir dich anziehen.« Sie führte ihn in Bens Schlafzimmer. Aber bevor sie ihm erklären, zeigen oder helfen konnte, wie man Unterhosen anzieht, dröhnte eine Männerstimme los, daß sie vor Angst beinahe den Verstand verlor:

»AUFMACHEN DA DRINNEN!« Jill ließ die Unterhose fallen. Sie war fast außer sich vor Angst. Sie fühlte dieselbe Panik wie beim Herzstillstand eines Patienten mitten in der Operation. Die Disziplin, die sie sich über lange Jahre im Operationssaal angeeignet hatte, kam ihr jetzt zur Hilfe. Wußten die draußen, daß jemand in der Wohnung war? Ja, bestimmt – sonst wären sie gar nicht erst gekommen. Dieses verdammte Robottaxi mußte sie verraten haben! Sollte sie antworten? Oder sich tot stellen? Der Ruf über die

Sprechanlage wurde wiederholt. Jill flüsterte Smith zu: *»Bleib hier!«* Sie ging ins Wohnzimmer. »Wer ist da?« rief sie und gab sich große Mühe, ihre Stimme normal klingen zu lassen.

»Im Namen des Gesetzes, öffnen Sie!«

»Im Namen von welchem Gesetz? Seien Sie nicht albern.

Sagen Sie mir, wer Sie sind, sonst rufe ich die Polizei.«

»Wir *sind* die Polizei. Sind Sie Gillian Boardman?«

»Ich? Ich bin Phyllis O'Toole, und ich warte auf Mr. Caxton. Ich werde die Polizei rufen und ein Eindringen in Privaträume anzeigen.«

»Miss Boardman, wir haben einen auf Sie lautenden Haftbefehl. Öffnen Sie, oder wir wenden Gewalt an!«

»Ich bin nicht ›Miss Boardman‹, und ich werde die Polizei rufen!«

Die Stimme antwortete nicht. Jill wartete, schluckte. Kurz darauf spürte sie starke Hitze an ihrem Gesicht. Das Türschloß glühte rot, dann weiß. Etwas knirschte, und die Tür glitt auf. Zwei Männer standen davor. Der eine trat ein, grinste und sagte: »Das ist das Baby! Johnson, sehen Sie sich nach dem Mann um.«

»Okay, Mr. Berquist.«

Jill versuchte, sich ihm in den Weg zu stellen. Der Johnson genannte Mann schob sie zur Seite und ging auf das Schlafzimmer zu. Jill rief mit schriller Stimme: »Wo ist Ihr Haussuchungsbefehl? Das ist unerhört!«

Berquist wollte sie beschwichtigen. »Machen Sie keine Schwierigkeiten, Schätzchen. Wir wollen nicht Sie. Wir wollen nur *ihn.* Benehmen Sie sich, und man wird bei Ihnen sicher ein Auge zudrücken.«

Sie trat ihm gegen das Schienbein. Er sprang behende zurück. »Wie ungezogen!« schalt er. »Johnson! Haben Sie ihn gefunden?«

»Er ist hier, Mr. Berquist. Nackt wie eine Auster – dreimal dürfen Sie raten, was die beiden vorhatten.«

»Das ist jetzt gleichgültig. Bringen Sie ihn her!«

Johnson tauchte wieder auf. Er schob Smith vor sich her, den er unter Kontrolle hielt, indem er ihm einen Arm verdrehte. »Er wollte nicht mitkommen.«

»Er wird mitkommen!«

Jill duckte sich an Berquist vorbei und warf sich auf Johnson. Er fegte sie mit einer Ohrfeige zur Seite. »Laß das, du kleine Schlampe!«

Johnson hätte Jill nicht schlagen sollen. Er hatte bei weitem nicht so fest zugeschlagen wie bei seiner Frau, bevor sie ihn verlassen hatte, und längst nicht so fest wie bei Gefangenen, denen es widerstrebte, zu sprechen. Bis jetzt hatte Smith keinen Ausdruck gezeigt und nichts gesagt; er hatte sich einfach weiterschieben lassen. Er verstand überhaupt nichts und hatte versucht, überhaupt nichts zu tun.

Als er sah, daß dieser andere seinen Wasserbruder schlug, drehte er sich, machte sich los, faßte mit seinem Geist nach Johnson – und Johnson war

verschwunden.

Er war nirgendwo zu sehen. Er war nicht mehr im Raum. Nur die Grashalme, die sich da aufrichteten, wo seine großen Füße gestanden hatten, zeigten, daß er jemals dagewesen war. Jill starrte auf die Stelle und hatte das Gefühl, gleich ohnmächtig zu werden.

Berquist schloß den Mund, öffnete ihn wieder und fragte heiser: »Was haben Sie mit ihm gemacht?« Er sah Jill dabei an.

»Ich? Ich habe *gar nichts* gemacht.«

»Kommen Sie mir nicht mit *der* Tour! Haben Sie da eine Falltür oder so etwas?«

»Wo ist er hin?«

Berquist leckte sich die Lippen. »Ich weiß es nicht.« Er zog eine Pistole unter dem Mantel hervor. »Aber versuchen Sie Ihre Tricks nicht bei mir. Sie bleiben hier stehen – ich übernehme ihn.«

Smith war in seine passive Wartehaltung zurückgefallen. Da er nicht verstand, um was es ging, hatte er nur das Minimum dessen getan, was er hatte tun müssen. Aber Pistolen hatte er schon gesehen, in den Händen von Männern auf dem Mars, und der Ausdruck auf Jills Gesicht, als eine auf sie gerichtet wurde, gefiel ihm nicht. Er grokte, daß dies einer der kritischen Wendepunkte im Wachstum eines Wesens war, an dem Kontemplation richtiges Handeln erzeugen mußte, um weiteres Wachstum zu erlauben. Er handelte.

Die Alten hatten ihn gut unterrichtet. Er tat einen Schritt auf Berquist zu. Die Pistole schwang zu ihm herum. Er langte hinaus – und Berquist war nicht mehr da. Dann wandte er sich seinem Bruder zu. Jill schrie.

Smith' Gesicht war leer gewesen. Jetzt wurde es tragisch verzweifelt, als werde ihm klar, daß er sich an dem Wendepunkt zu einer falschen Handlung entschlossen hatte. Er sah Jill flehend an und begann zu zittern. Seine Augen rollten nach oben. Langsam brach er zusammen, igelte sich zu einer Kugel ein und bewegte sich nicht mehr.

Jills hysterischer Anfall endete abrupt. Ein Patient brauchte sie; sie hatte keine Zeit für Emotionen, keine Zeit, sich zu wundern, wie Menschen verschwinden konnten. Sie ließ sich auf die Knie nieder und untersuchte Smith.

Weder Atmung noch Puls waren festzustellen. Jill drückte ein Ohr gegen seine Rippen. Sie meinte, das Herz habe aufgehört zu schlagen, aber nach langer Zeit hörte sie ein langsames *Blubblub,* vier oder fünf Sekunden später gefolgt von einem zweiten.

Der Zustand erinnerte sie an einen schizoiden Rückzug, aber sie hatte noch nie eine so tiefe Trance gesehen, nicht einmal während ihrer Ausbildung bei der Demonstration von Hypno-Anästhesie. Sie hatte von solchen todesähnlichen Starren bei indischen Fakiren gehört, aber nie wirklich an die Berichte geglaubt.

Normalerweise hätte sie nicht versucht, einen Patienten aus einem solchen Zustand zu wecken, sondern nach einem Arzt geschickt. Nur war das hier kein normaler Fall. Weit davon entfernt, ihren Entschluß zu erschüttern, hatten die letzten Ereignisse sie darin bestärkt, Smith nicht in die Hände der Behörden fallen zu lassen. Aber nachdem sie zehn Minuten lang alles versucht hatte, war sie überzeugt, daß sie nicht imstande war, ihn wieder zu sich zu bringen, ohne ihn zu verletzen. Sogar der extrem empfindliche und hervorstechende Nerv im Ellbogen zeigte keinerlei Reaktion.

In Bens Schlafzimmer fand sie einen abgestoßenen Flugkoffer, zu groß für Handgepäck, zu klein für einen Schrankkoffer. Sie öffnete ihn, fand ihn gepackt mit Stimmschreiber, Kulturtasche, Kleidung zum Wechseln, allem, was ein vielbeschäftigter Reporter braucht, wenn er außerhalb der Stadt zu tun hat. Sogar ein genehmigter Hör-Sprech-Apparat zum Anschluß an eine Telefonleitung war dabei. Dieser gepackte Koffer, sagte sich Jill, bewies, daß Bens Abwesenheit nicht das war, was Kilgallen glaubte. Sie verschwendete jedoch keine Zeit auf Überlegungen, sondern leerte den Koffer und schleifte ihn ins Wohnzimmer.

Smith wog mehr als sie, aber Muskeln, erworben beim Bewegen von Patienten, die doppelt so groß waren wie sie, ermöglichten es ihr, ihn in den großen Koffer zu packen. Sie mußte ihn anders falten, damit sie den Koffer schließen konnte. Seine Glieder widerstanden Gewalt, wohingegen sie sich unter sanftem, stetigem Druck wie Kitt umformen ließen. Jill stopfte die Ecken mit Kleidungsstücken von Ben aus. Sie versuchte, Luftlöcher zu bohren, aber der Koffer bestand aus Glaslaminat. Doch bei einer so minimalen Atmung und einer Stoffwechselrate, die sehr niedrig sein mußte, konnte Smith eigentlich nicht ersticken.

Den gepackten Koffer konnte Jill mit beiden Händen kaum heben. Tragen konnte sie ihn nicht. Aber er war mit Rollen ausgestattet, die häßliche Narben in Bens Grasteppich rissen, bevor Jill das Ding auf das Parkett des Flurs geschafft hatte.

Sie fuhr nicht zum Dach hinauf – ein zweites Taxi war das letzte, was sie sich wünschte –, sondern verließ das Haus durch den Lieferanteneingang im Keller. Es war niemand da, bis auf einen jungen Mann, der eine Lebensmittellieferung kontrollierte. Er trat zur Seite und ließ sie den Koffer auf das Straßenpflaster hinausrollen. »Hei, Schwester. Was haben Sie in der Kiste da?«

»Eine Leiche«, fauchte Jill.

Er zuckte die Achseln. »Auf eine dumme Frage bekommt man eine dumme Antwort.

Das müßte ich längst wissen.«

ZWEITER TEIL

Sein absurdes Erbe

9. KAPITEL

Der dritte Planet von Sol befand sich in seinem normalen Zustand. Heute lebten 230000 Menschen mehr auf ihm als gestern, aber unter fünf Milliarden Terrestriern war ein solch minimaler Zuwachs nicht zu bemerken. Das Königreich Südafrika, der Föderation assoziiert, wurde wegen Verfolgung seiner weißen Minderheit von neuem vor den Hohen Gerichtshof geladen. Die in Rio versammelten Mode-Zaren dekretierten, daß die Rocksäume nach unten wandern und die Bauchnabel bedeckt werden sollten. Verteidigungsstationen der Föderation schwangen sich in den Himmel und drohten jedem Tod an, der den Frieden des Planeten störe. Kommerzielle Raumstationen störten den Frieden mit endlosem Geschrei über eine endlose Reihe von Handelsartikeln. Die Zahl der mobilen Häuser, die sich am Ufer der Hudson Bay niedergelassen hatte, lag um eine halbe Million höher als die, die zum gleichen Zeitpunkt des Vorjahres abgewandert waren. Der chinesische Reisgürtel wurde von der gesetzgebenden Körperschaft der Föderation zum Ernährungsnotstandsgebiet erklärt. Cynthia Duchess, bekannt als die reichste Frau der Welt, fand ihren sechsten Ehemann ab.

Der ehrwürdige Doktor Daniel Digby, oberster Bischof der Kirche der Neuen Offenbarung (Fosteriten) verkündete, er habe den Engel Azreel beauftragt, den Föderationssenator Thomas Boone zu leiten, und er erwarte noch im Laufe dieses Tages die himmlische Bestätigung. Die Nachrichtendienste brachten es als normale Nachricht, denn die Fosteriten hatten in der Vergangenheit Zeitungsredaktionen demoliert. Mr. und Mrs. Harrison Campbell VI. bekamen im Kinderkrankenhaus Cincinnati mittels Leihmutter einen Sohn, während die glücklichen Eltern Urlaub in Peru machten. Dr. Horace Quackenbush, Professor für Freizeitkunst an der Vale Divinity School, setzte sich für eine Rückkehr zum Glauben und zur Kultivierung spiritueller Werte ein. Die Hälfte der Profis der Fußballmannschaft von West Point war in einen Wettskandal verwickelt. In Toronto wurden drei Fachleute für

bakteriologische Kriegführung wegen emotionaler Labilität ihres Amts enthoben. Sie wollten ihren Fall vor den Hohen Gerichtshof bringen. Der Hohe Gerichtshof hob ein Urteil des Obersten Gerichts der Vereinigten Staaten in Sachen Vorwahlen betreffend Föderationssenatoren im Falle Reinsberg gegen den Staat Missouri auf.

Seine Exzellenz, der höchst ehrenwerte Joseph E. Douglas, Generalsekretär der Weltföderation freier Staaten, stocherte in seinem Frühstück herum und fragte sich, warum ein Mann keine anständige Tasse Kaffee bekommen konnte. Seine Morgenzeitung, von der Nachtschicht seines Informationsstabes vorbereitet, zog mit seiner individuellen optimalen Lesegeschwindigkeit in einem Feedback-Scanner an seinen Augen vorbei. Die Wörter flossen so lange, wie er in ihre Richtung sah. Wenn er seinen Kopf drehte, wurde die Maschine es bemerken und sofort ihre Tätigkeit unterbrechen.

Er sah gerade in diese Richtung, aber nur, um den Augen seiner Chefin auf der anderen Seite des Tisches auszuweichen. Mrs. Douglas las keine Zeitungen Sie hatte andere Möglichkeiten, Dinge herauszufinden.

»Joseph…«

Er blickte auf, die Maschine blieb stehen »Ja, meine Liebe?«

»Du hast etwas auf dem Herzen.«

»Hä? – Wie kommst du darauf, meine Liebe?«

»Joseph! Ich habe dich fünfunddreißig Jahre lang betuttelt und deine Socken gestopft und dich aus Ärger herausgehalten. Ich *weiß,* wann du etwas auf dem Herzen hast.«

Das Teuflische daran ist, gab er zu, daß sie es wirklich weiß. Er sah sie an und fragte sich, warum er sich von ihr jemals in einen unbefristeten Vertrag hatte hineinjagen lassen. Sie war damals in der ›guten alten Zeit‹, als er noch Mitglied des Unterhauses eines Staates war, seine Sekretärin gewesen. Ihr erster Vertrag hatte auf neunzig Tage Zusammenleben gelautet, um bei Wahlkampagnen an Hotelrechnungen zu sparen. Beide hatten dann übereingestimmt, es diene nur der Bequemlichkeit, und das ›Zusammenleben‹ sei einfach als das Wohnen unter einem Dach zu verstehen – und seine Socken hatte sie nicht einmal damals gestopft!

Er versuchte sich zu erinnern, wie sich die Situation verändert hatte. In Mrs. Douglas' Biographie *Schatten der Größe: Die Geschichte einer Frau* hieß es, er habe sich ihr während der Stimmenauszahlung bei seiner ersten Wahl erklärt – und so romantisch war er, daß ihm nichts anderes genügte als eine altmodische Heirat, die nur der Tod scheiden konnte.

Seme Erinnerung sagte ihm zwar etwas anderes, aber es machte wenig Sinn, gegen die offizielle Version anzukämpfen.

»Joseph! Antworte mir!«

»Hä? – Nichts, meine Liebe. Ich hatte eine unruhige Nacht.«

»Ich weiß. Weiß ich es nicht immer, wenn man dich mitten in der Nacht

weckt?«

Er dachte daran, daß ihre Suite im Palast fünfzig Yards von der seinen entfernt lag. »Woher weißt du es, meine Liebe?«

»Weibliche Intuition. Was war das für eine Botschaft, die Bradley dir brachte?«

»Bitte, meine Liebe – ich muß die Nachrichten gelesen haben, bevor der Rat zusammentrifft.«

»Joseph Edgerton Douglas, weiche mir jetzt nicht aus!«

Er seufzte. »Wir haben diesen Bettler Smith aus den Augen verloren.«

»Smith? Du meinst den Mann vom Mars? Was meinst du damit, ihr hattet ihn aus den Augen verloren? Lächerlich!«

»Dem mag sein, wie ihm wolle, meine Liebe, er ist fort. Gestern aus seinem Krankenhauszimmer verschwunden.«

»Unmöglich! Wie konnte er das tun?«

»Offenbar als Krankenschwester verkleidet. Allerdings sind wir uns nicht ganz sicher.«

»Aber – na gut. Er ist fort, darauf kommt es an. Welchem wirren Plan folgst du, um ihn zurückzubekommen?«

»Nun, wir haben Leute mit der Suche beauftragt. Vertrauenswürdige Leute Berquist…«

»Diesen Blödmann? In einem Fall, bei dem du jeden einzelnen Polizeibeamten vom Special Service der Föderation bis hinunter zu den Parkuhrkontrolleuren einsetzen solltest schickst du Berquist?«

»Aber, meine Liebe, du verstehst die Situation nicht. *Das geht nicht.* Offiziell wird er nicht vermißt. Du weiß ja, wir haben den – nun, den *anderen* jungen Mann. Den äh ›offiziellen‹ Mann vom Mars.«

»*Oh.*« Sie trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. »Ich habe dir gesagt, diese Sache mit dem Ersatzmann wurde uns in Schwierigkeiten bringen.« »Aber, meine Liebe, du hast es vorgeschlagen.« »Habe ich nicht. Und widersprich mir nicht. Hmm laß Berquist

kommen! Ich muß ihn sofort sprechen.« »Ah, Berquist ist unterwegs und forscht nach. Er hat sich noch nicht gemeldet.« »Wie? Berquist ist inzwischen auf dem halben Weg nach Sansibar. Er hat uns verraten. Ich habe diesem Mann nie getraut. Ich sagte dir, als du ihn anstelltest, daß…« »Als *ich* ihn anstellte?« »Unterbrich mich nicht… daß jeder Mann, der von zwei Seiten Geld nimmt, es auch von dreien nehmen wird.« Sie runzelte die Stirn »Joseph, dahinter steckt die östliche Koalition. Du mußt mit einem Mißtrauensantrag in der Generalversammlung rechnen.«

»Kann mir nicht denken, warum niemand weiß davon.« »Oh, um Himmels willen! Alle werden es wissen, dafür wird die östliche Koalition schon sorgen. Sei ruhig und laß mich nachdenken!«

Douglas hielt den Mund. Er las, daß der Rat von Stadt und County Los Angeles die Föderation um Hilfe bei seinem Smog-Problem gebeten hatte. Zur Begründung wurde behauptet, der Gesundheitsminister habe dieses

oder jenes versäumt. Den Leuten mußte ein Bissen zugeworfen werden, denn Charlie wurde es so schon schwer genug haben wiedergewählt zu werden, wo doch die Fostenten einen eigenen Kandidaten aufstellten. Lunar Enterprises war bei Börsenschluß um zwei Punkte gestiegen.

»Joseph!«

»Ja, meine Liebe?«

»Unser ›Mann vom Mars‹ ist der einzige Mann vom Mars.
Derjenige, den die östliche Koalition der Welt präsentieren wird, ist ein Betrüger. Das ist, wie es sein muß.«

»Aber, meine Liebe, das können wir nicht durchziehen.«

»Was meinst du mit ›wir können nicht‹? Wir *müssen!* Wir haben keine andere Möglichkeit!«

»Aber wir *können* nicht. Wissenschaftler wurden die Unterschiebung sofort bemerken. Es hat mir höllische Schwierigkeiten gemacht, sie bisher von ihm fernzuhalten.«

»Wissenschaftler!«

»Sie wurden es tatsächlich bemerken, weißt du.«

»Ich weiß nichts dergleichen. Wissenschaftler, also wirklich! Was sie sagen, ist zur Hälfte geraten, zur Hälfte Aberglauben. Man mußte sie einsperren, man mußte sie gesetzlich verbieten. Joseph, ich habe dir wiederholt gesagt, die einzige wahre Wissenschaft ist die Astrologie.«

»Ich weiß nicht recht, meine Liebe. Ich will die Astrologie nicht herabsetzen…«

»Das mochte ich dir auch nicht geraten haben nach allem, was sie für dich getan hat.«

»…aber diese wissenschaftlichen Professoren sind sehr scharfsinnig. Neulich hat mir einer von einem Stern erzahlt, der sechstausendmal soviel wiegt wie Blei. Oder war es sechzigtausendmal? Ich muß überlegen…«

»Quatsch! Wie kann man so etwas wissen? Bleib ruhig, Joseph. Wir geben gar nichts zu. Der Mann der östlichen Koalition ist ein Betrüger. In der Zwischenzeit machen wir vollen Gebrauch von den Kommandos unseres Special Service und fangen ihn wieder ein, wenn möglich, bevor die östliche Koalition mit ihren Enthüllungen aufwartet. Sollten harte Maßnahmen notwendig und dieser Smith beim Widerstand gegen die Festnahme erschossen werden oder so etwas, dann wäre das eben Pech. Was mich betrifft, so werde ich nicht sehr lange trauern. Er ist die ganze Zeit ein Ärgernis gewesen.«

»Agnes! Weißt du, was du da vorschlägst?«

»Ich schlage gar nichts vor. Jeden Tag kommen Leute um. Diese Sache muß geklärt werden, Joseph, um unser aller Willen. Der größte Nutzen für die größte Zahl, wie du immer sagst.«

»Ich will nicht, daß dem Jungen etwas geschieht.«

»Wer hat gesagt, daß ihm etwas geschehen soll? Du mußt entschlossene

Schritte unternehmen, Joseph, das ist deine Pflicht. Die Geschichte wird dich rechtfertigen. Was ist wichtiger – das Schiff für fünf Minuten Menschen auf ebenem Kiel zu halten oder weich und sentimental wegen eines einzigen Mannes zu werden, der nicht einmal ein richtiger Staatsbürger ist?«

Douglas antwortete nicht. Mrs. Douglas stand auf. »Nun, ich kann keine Zeit auf eine rein theoretische Diskussion verschwenden. Ich muß Madame Vesant dazu bringen, ein neues Horoskop zu erstellen. Ich habe nicht die besten Jahre meines Lebens dafür geopfert, dich dahin zu bringen, wo du bist, um jetzt zuzulassen, daß du aus Mangel an Rückgrat alles wegwirfst. Wisch dir das Ei vom Kinn!« Sie drehte sich um und ging hinaus.

Der oberste Beamte des Planeten blieb noch für zwei weitere Tassen Kaffee, bis er sich stark genug fühlte, in die Ratskammer zu gehen. Arme alte Agnes! Er war eine Enttäuschung für sie… und zweifellos machten die Wechseljahre es ihr nicht leichter. Doch sie war wenigstens loyal, von Kopf bis Fuß… und wir haben alle unsere Fehler. Wahrscheinlich hatte sie ihn ebenso satt wie er sie… doch das führte zu nichts.

Er richtete sich auf. Eins war verdammt sicher – er würde nicht zulassen, daß gegen Smith Gewalt angewendet wurde. Der Junge war ein Ärgernis, klar, aber doch recht sympathisch auf seine hilflose, schwachsinnige Art. Agnes hätte sehen sollen, wie leicht er sich einschüchtern ließ, dann würde sie nicht so reden. Smith würde das Mütterliche in ihr ansprechen.

Aber hatte Agnes überhaupt etwas ›Mütterliches‹ in sich? Wenn sie ihre Reden schwang, war nichts davon zu bemerken. Ach was, alle Frauen haben mütterliche Instinkte, das hat die Wissenschaft bewiesen. Oder?

Wie dem auch sei, verdammt sollte sie sein, er würde sich nicht von ihr herumschubsen lassen. Immerfort erinnerte sie ihn daran, sie habe ihn an die Spitze gebracht, aber er grüßte es besser… und die Verantwortung trug er allein. Er stand auf, straffte die Schultern, drückte die Brust raus und ging in den Rat.

Den ganzen Tag rechnete er mit einer Katastrophe, doch es passierte nichts. Niemand sprach ihn darauf an, und keiner seiner Mitarbeiter überbrachte ihm eine entsprechende Nachricht. Das zwang ihn zu dem Schluß, daß sein Stab über Smith' Verschwinden Stillschweigen bewahrt hatte, so unwahrscheinlich ihn das auch dünkte. Am liebsten hätte der Generalsekretär die Augen vor der ganzen scheußlichen Geschichte geschlossen, aber das ließen die Ereignisse nicht zu. Und seine Frau auch nicht.

Agnes Douglas' persönliche Heldin war Evita Peron. Sie bildete sich sogar ein, ihr ähnlich zu sehen. Ihre eigene *Persönlichkeit* oder besser… die Maske, die sie vor der Welt zur Schau stellte, war die der Helferin des großen Mannes, den sie das Privileg hatte, ihren Ehemann nennen zu dürfen. Sie täuschte sich sogar selbst mit dieser Verkleidung. Agnes Douglas besaß die angenehme Eigenschaft, alles zu glauben, was sie glauben wollte. Trotzdem konnte man ihre politische Philosophie wie folgt charakterisieren: Sie war

fest davon überzeugt, daß Männer dazu auserkoren seien, die Welt zu regieren… und Frauen die Männer.

Daß alles, was sie dachte und tat, einer blinden Wut auf das Schicksal, das sie zu einer Frau gemacht hatte, entsprang, kam ihr niemals in den Sinn. Noch weniger konnte sie sich vorstellen, daß es eine Verbindung zwischen ihrem Verhalten und dem Wunsch ihres Vaters nach einem Sohn gab… oder aber ihrer eigenen Eifersucht auf ihre Mutter. Derartig schlechte Gedanken würde sie niemals in ihren Kopf lassen. Sie liebte ihre Eltern und sorgte immer für frische Blumen auf ihren Gräbern, wenn die Gelegenheit es erforderte. Auch liebte sie ihren Mann, wie sie immer wieder öffentlich betonte. Ihre Weiblichkeit erfüllte sie mit Stolz. Oft genug verband sie die beiden Behauptungen in der Öffentlichkeit miteinander.

Agnes Douglas wartete nicht darauf, daß ihr Joseph im Falle des Mannes vom Mars etwas unternahm. Sein Mitarbeiterstab nahm Befehle von ihr ebenso bereitwillig entgegen wie von ihm – oder bereitwilliger. Sie gab Bescheid, der Verwaltungsassistent für Bürgerinformation, wie Mr. Douglas' Presseagent genannt wurde, möge zu ihr kommen, und wandte sich dann der dringlichsten Aufgabe, einem neuen Horoskop, zu. Von ihrer Suite aus gab es eine zerhackte Privatverbindung zu Madame Vesants Studio. Das runde Gesicht der Astrologin erschien sofort auf dem Schirm. »Agnes? Was ist, meine Liebe? Ich habe einen Kunden da.«

»Ist Ihr Telefonplatz abgeschirmt?«

»Natürlich.«

»Sehen Sie zu, daß Sie den Kunden loswerden! Es handelt sich um einen Notfall.«

Madame Alexandra Vesant biß sich auf die Unterlippe. Ihr Gesichtsausdruck blieb jedoch unverändert, und ihre Stimme zeigte keinerlei Verärgerung. »Einen Augenblick bitte.« Ihr Gesicht verschwand und wurde durch das ›Warten‹-Signal ersetzt. Ein Mann trat ein und blieb vor Mrs. Douglas' Schreibtisch stehen. Es war James Sanforth, der Presseagent, den sie herbestellt hatte.

»Haben Sie Nachricht von Berquist?« fragte sie ihn.

»Wie bitte? Das bearbeite ich nicht; das ist McCrarys Sache.«

Mrs. Douglas wischte das beiseite. »Sie müssen ihn als unglaubwürdig hinstellen, bevor er spricht.« »Sie meinen, Berquist hat uns verraten?«

»Seien Sie nicht naiv. Sie hätten bei mir rückfragen sollen, bevor Sie ihn einsetzten.«

»Aber ich habe ihn nicht eingesetzt. Das war McCrarys Aufgabe.«

»Von Ihnen wird erwartet, daß Sie wissen, was vor sich geht. Ich…« Madame Vesants Gesicht erschien von neuem auf dem Schirm. »Warten Sie da drüben«, sagte Mrs. Douglas zu Sanforth. Sie wandte sich dem Schirm zu. »Allie, meine Liebe, ich brauche neue Horoskope für Joseph und mich, sofort.«

»Gut.« Die Astrologin zögerte. »Ich kann Ihnen besser helfen, Liebe, wenn Sie mir die Natur Ihres Problems mitteilen.«

Mrs. Douglas trommelte auf den Schreibtisch. »Das brauchen Sie doch nicht zu wissen?«

»Natürlich nicht. Jeder, der die notwendige rigorose Ausbildung, mathematische Begabung und Wissen über die Sterne besitzt, könnte ein Horoskop berechnen, ohne mehr zu wissen als Stunde und Ort der Geburt des Betreffenden. Sie könnten es selbst lernen… wenn Sie nicht so schrecklich viel zu tun hätten. Aber Sie dürfen nicht vergessen: Die Sterne geben Hinweise, sie zwingen nicht. Sie besitzen immer noch ihren eigenen freien Willen. Wenn ich Ihnen mit einer detaillierten Analyse in einer Krise raten soll, muß ich wissen, in welchem Sektor ich nachzuschauen habe. Macht uns der Einfluß der Venus die meisten Sorgen? Oder ist es möglicherweise der Mars? Oder…«

Mrs. Douglas faßte einen Entschluß. »Der Mars«, unterbrach sie. »Allie, ich möchte ein drittes Horoskop.«

»Gut. Wessen?«

»Hm… Allie, kann ich Ihnen vertrauen?«

Madame Vesant blickte verletzt drein. »Agnes, wenn Sie mir nicht vertrauen, wäre es besser, Sie würden mich nicht konsultieren. Wissenschaftliche Vorlesungen können Ihnen andere halten. Ich bin nicht die einzige, die das alte Wissen erforscht. Professor von Krausemeyer hat einen guten Namen, auch wenn er dazu neigt…« Ihre Stimme verlor sich.

»Bitte, bitte! Selbstverständlich vertraue ich Ihnen. Ich würde nie jemand anders eine Berechnung für mich durchführen lassen. Jetzt passen Sie auf! Auf Ihrer Seite kann niemand mithören?«

»Natürlich nicht, meine Liebe.«

»Ich möchte ein Horoskop für Valentin Michael Smith.«

»Valentin Mich… Der Mann vom Mars?«

»Ja, ja. Allie, er ist entführt worden. *Wir müssen ihn finden.«*

*

Zwei Stunden später schob Madame Alexandra Vesant ihren Schreibtischstuhl zurück und seufzte. Sie hatte ihre Sekretärin alle Termine absagen lassen. Mit Diagrammen und Zahlen bedeckte Blätter und ein eselsohriges nautisches Jahrbuch waren ein Beweis ihrer Bemühungen. Alexandra Vesant unterschied sich von anderen Astrologen darin, daß sie tatsächlich versuchte, die ›Einflüsse‹ der Himmelskörper zu berechnen. Sie benutzte dabei ein broschiertes Buch mit dem Titel *Geheimwissenschaft der kritischen Astrologie und Schlüssel zu Salomons Stein.* Es hatte ihrem verstorbenen Ehemann gehört, Professor Simon Magus, der Mentalist, Bühnenhypnotiseur und Illusionist und zudem Erforscher des Verborgenen gewesen war.

Sie vertraute dem Buch, wie sie ihm vertraut hatte. Niemand konnte ein

Horoskop so erstellen wie Simon, wenn er nüchtern war – in der Hälfte aller Fälle hatte er das Buch nicht gebraucht. Eine solche Geschicklichkeit würde sie nie erwerben. Sie benutzte immer sowohl das Jahrbuch als auch das Nachschlagewerk. Ihre Berechnungen waren manchmal verschwommen. Becky Vesey (wie sie früher geheißen hatte) war keine Meisterin im Umgang mit Multiplikationstabellen und neigte dazu, Siebenen mit Neunen zu verwechseln.

Trotzdem waren ihre Horoskope außerordentlich zufriedenstellend. Mrs. Douglas war nicht ihre einzige distinguierte Kundin.

Sie war ein bißchen nervös geworden, als Mrs. Douglas ein Horoskop für den Mann vom Mars verlangte. Ihr war zumute gewesen wie früher, wenn irgendein Idiot aus dem Zuschauerraum ihr die Augenbinde zuband, kurz bevor ihr der Professor Fragen stellen wollte. Aber sie hatte schon als Mädchen entdeckt, daß sie eine Begabung für die richtige Antwort hatte.
Sie hatte ihre Panik unterdrückt und mit der Show weitergemacht.

Also hatte sie Agnes gebeten, ihr genaue Angaben über Stunde, Tag und Ort der Geburt des Mannes vom Mars zu machen, und war so gut wie überzeugt gewesen, daß diese Daten nicht bekannt waren.

Aber nach kurzer Frist waren ihr präzise Informationen aus dem Log der *Envoy* geliefert worden. Jetzt war sie nicht mehr nervös gewesen, sie hatte die Information ruhig entgegengenommen und versprochen, mit den Horoskopen zurückzurufen.

Zwei Stunden qualvoller Berechnungen später hatte sie zwar die Analysen für Mr. und Mrs. Douglas fertiggestellt, jedoch nichts über Smith vorzuweisen. Das Problem war einfach – und unlösbar. Smith war nicht auf der Erde geboren.

Ihre astrologische Bibel sah einen solchen Fall nicht vor. Der anonyme Autor war vor der ersten Rakete zum Mond gestorben. Sie hatte unter der Annahme, die Prinzipien seien unverändert und sie müssen eben für die örtliche Verbesserung Korrekturen vornehmen, einen Ausweg aus dem Dilemma gesucht. Aber sie verlor sich in einem Irrgarten von ihr unvertrauten Beziehungen und war sich nicht einmal sicher, ob die Tierkreiszeichen vom Mars aus die gleichen waren… und was fing man ohne Tierkreiszeichen an?

Ebenso leicht hätte sie eine Kubikwurzel ziehen können, eine Hürde, deren Unübersteigbarkeit sie zum Verlassen der Schule gezwungen hatte.

Sie holte ein Stärkungsmittel hervor, das sie für schwierige Situationen bereithielt, nahm schnell eine Dosis, goß sich eine weitere ein und überlegte, was Simon in diesem Fall getan haben würde. Schon hörte sie seine feste Stimme: »Selbstvertrauen, Kind! Habe Vertrauen zu dir selbst, und die Bauern werden Vertrauen zu dir haben. Das schuldest zu ihnen.«

Ihr wurde gleich besser, und sie machte sich daran, die Horoskope für die Douglases niederzuschreiben. Dann stellte sich heraus, daß es leicht war,

eins für Smith zu verfassen. Wie immer fand sie, daß die Worte auf dem Papier sich selbst bewiesen – sie sahen so wunderschön *wahr* aus! Gerade schrieb sie die letzten Zeilen, da rief Agnes Douglas von neuem an. »Allie? Sind Sie noch nicht fertig?«

»Soeben«, antwortete Madame Vesant knapp und voller Selbstvertrauen. »Sie können sich doch denken, daß das Horoskop des jungen Smith ein ungewöhnliches und schwieriges Problem in der Wissenschaft darstellt. Da er auf einem anderen Planeten geboren wurde, mußte jeder Aspekt neu berechnet werden. Der Einfluß der Sonne ist geringer, der Dianas fehlt fast ganz. Jupiter wird in einen neuartigen, ich sollte sagen ›einzigartigen‹ Aspekt geworfen, wie Sie sicher erkennen werden. Das erforderte die Berechnung von…«

»Allie! Lassen Sie das auf sich beruhen. Kennen Sie die Antworten?«

»Selbstverständlich.«

»Oh, Gott sei Dank! Ich glaubte schon, Sie wollten mir beibringen, daß es Ihnen zuviel geworden ist.«

Madame Vesant zeigte verletzte Würde. »Meine Liebe, die Wissenschaft verändert sich niemals, verändern tun sich nur die Konfigurationen. Die Mittel, die den Tag und den Ort der Geburt Christi vorhersagten, die Julius Caesar den Augenblick und die Art seines Todes verrieten… wie könnten sie uns im Stich lassen? Wahrheit ist Wahrheit, unveränderlich.«

»Ja, natürlich.«

»Sind Sie bereit?«

»Lassen Sie mich auf ›Aufnahme‹ stellen – fangen Sie an!«

»Gut, Agnes, dies ist eine sehr kritische Periode in Ihrem Leben. Noch nie haben sich die Himmel in so starken Konfigurationen versammelt. Vor allem müssen Sie Ruhe bewahren, nichts überhasten, die Dinge durchdenken. Im ganzen stehen die Vorzeichen zu Ihren Gunsten – vorausgesetzt, daß Sie schlecht überlegte Handlungen vermeiden. Lassen Sie sich nicht von Erscheinungen an der Oberfläche ablenken…« Sie fuhr mit ihren Ratschlägen fort. Becky Vesey gab immer gute Ratschläge und gab sie mit Überzeugung, weil sie daran glaubte. Sie hatte von Simon gelernt, daß es selbst dann, wenn die Sterne am dunkelsten schienen, immer eine Möglichkeit war, den Schlag abzumildern, irgendein Aspekt, den der Kunde sich für den Weg zum Glück nutzbar machen konnte… Sie brauchte ihn nur zu finden und mit dem Finger darauf zu zeigen.

Das angespannte Gesicht, das ihr auf dem Schirm gegenübersaß, wurde ruhiger und begann, bei den einzelnen Punkten Zustimmung zu nicken. »Sie sehen also«, schloß pecky, »die Abwesenheit des jungen Smith ist unter dem vereinten Einfluß von drei Horoskopen eine Notwendigkeit. Beunruhigen Sie sich nicht; er wird in Kürze entweder zurückkehren, oder Sie werden von ihm hören. Wichtig ist, keine drastischen Maßnahmen zu ergreifen. Bewahren Sie die Ruhe!«

»Ja, ich verstehe.«

»Noch etwas. Der Venus-Aspekt ist höchst günstig und potentiell über den des Mars dominierend. Die Venus symbolisiert natürlich Sie, aber Mars ist sowohl Ihr Mann als auch der junge Smith – als Folge der einzigartigen Umstände seiner Geburt. Dadurch wird Ihnen eine doppelte Bürde auferlegt, und Sie müssen sich der Herausforderung gewachsen zeigen. Beweisen Sie ruhige Weisheit und Beherrschung von der Art, wie sie einer Frau eigentümlich sind. Halten Sie Ihren Mann zurück, führen Sie ihn durch diese Krise und beschwichtigen Sie ihn. Lassen Sie die Weisheitsquellen der Erdmutter fließen. Das ist Ihr besonderes Genie… nutzen Sie es!«

Mrs. Douglas seufzte. »Allie, Sie sind einfach wundervoll! Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll.«

»Danken Sie den alten Meistern, deren demütige Schülerin ich bin.«

»Denen kann ich nicht danken, also danke ich Ihnen. Das fällt nicht unter das Pauschalhonorar, Allie. Sie werden ein Geschenk erhalten.«

»Nein, Agnes. Es ist ein Privileg, Ihnen zu dienen.«

»Und es ist mein Privileg, Dienste zu belohnen. Allie, kein Wort mehr!«

Madame Vesant ließ sich überreden und schaltete ab erfüllt von der warmen Zufriedenheit, eine Auslegung gegeben zu haben, von der sie einfach wußte, daß sie richtig war. Arme Agnes! In ihrem Inneren war sie ein so guter Mensch. Wenn sie nur nicht so von ihren Wunschvorstellungen zerrissen würde. Becky sah tatsächlich ein Privileg darin, ihren Weg zu glätten, ihre Bürde ein bißchen leichter zu machen. Es gab ihr ein gutes Gefühl, Agnes zu helfen.

Es gab Madame Vesant ein gutes Gefühl, von der Frau des Generalsekretärs beinahe als ihresgleichen behandelt zu werden, obwohl sie nicht in dieser Form davon dachte, denn sie war kein Snob. Aber die junge Becky Vesey war so unbedeutend gewesen, daß das Komiteemitglied ihres Wahlbezirks sich ihren Namen einfach nicht merken konnte, obwohl ihm ihre Büste aufgefallen war. Becky Vesey hatte das nicht übelgenommen. Becky mochte Menschen. Sie mochte Agnes Douglas.

Becky Vesey mochte jeden.

Sie blieb ein Weilchen sitzen, genoß das warme Glühen und ein weiteres Schlückchen von dem Stärkungsmittel, während ihr schlaues Gehirn die Brocken herumschob, die sie aufgeschnappt hatte. Dann rief sie ihren Börsenmakler an und beauftragte ihn, ihre Aktien von Lunar Enterprises sofort zu verkaufen.

Er schnaubte. »Allie, diese Schlankheitsdiät schwächt Ihren Verstand.«

»Hören Sie zu, Ed! Wenn die Aktien um zehn Punkte gesunken sind, warten Sie ab, auch wenn der Kurs weiter sinkt. Sie kaufen erst, wenn er sich wieder um drei Punkte erholt hat… und dann verkaufen Sie, wenn er von neuem den Stand des heutigen Börsenschlusses erreicht.«

Ein langes Schweigen folgte. »Allie, Sie wissen etwas. Verraten Sie es Onkel Ed.«

»Die Sterne sagen es mir, Ed.«

Ed machte einen astronomisch unmöglichen Vorschlag. »Na gut, wenn Sie nicht wollen, wollen Sie eben nicht. Hmm… Ich habe nie soviel Verstand gehabt, mich aus einem krummen Geschäft herauszuhalten. Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich mitzöge?«

»Durchaus nicht, Ed. Machen Sie es nur nicht zu auffällig. Dies ist eine kitzlige Situation mit dem zwischen Virgo und Leo balancierenden Saturn.«

»Wie recht Sie haben, Allie.«

*

Mrs. Douglas war selig, daß Allie alle ihre Meinungen bestätigt hatte, und wurde sofort emsig tätig. Sie gab Befehle für den Feldzug, den Ruf des vermißten Berquist zu vernichten, nachdem sie sich sein Dossier hatte kommen lassen. Sie befahl Kommandant Twitchell vom Special Service zu sich, und als er wieder wegging, blickte er unglücklich drein und machte seinem Stellvertreter das Leben zu Hölle. Sie instruierte Sanforth, einen weiteren Stereofilm über den ›Mann vom Mars‹ zur Sendung freizugeben, in dem eine ›der Regierung nahestehende Quelle‹ zitiert wurde, nach der Smith in ein Sanatorium hoch in den Anden gehen wolle oder vielleicht schon gegangen sei, um in einem dem Mars möglichst ähnlichen Klima zu leben. Dann dachte sie darüber nach, wie sie sich die pakistanischen Stimmen sichern könne.

Sie rief schließlich ihren Mann an und drängte ihn, Pakistans Forderung auf einen Löwenanteil an dem Kaschmir-Thorium zu unterstützen. Da er das von sich aus hatte tun wollen, war es nicht schwer, ihn zu überreden, obwohl ihn ihre Annahme, er sei dagegen gewesen, reizte. Als das geregelt war, machte sie sich auf, um vor den Töchtern der zweiten Revolution einen Vortrag über *Mutterschaft in der Neuen Welt* zu halten.

10. KAPITEL

Während Mrs. Douglas unbefangen über ein Thema sprach von dem sie wenig wußte, saß Jubal E. Harshaw, Bakkalaureus der Rechte, Doktor der Medizin, Doktor der Naturwissenschaft, Bonvivant, Gourmet, Sybarit, ungemein populärer Autor und neopessimistischer Philosoph, auf seinem Grundstück in den Poconos an seinem Pool, kratzte die graue Wolle auf seiner Brust und sah seinen drei Sekretärinnen zu, die im Wasser planschten. Sie waren alle erstaunlich schön, und sie waren ebenso erstaunlich gute Sekretärinnen. Nach Harshaws Meinung verlangte das Prinzip der geringsten Aktion, daß Nützlichkeit und Schönheit kombiniert seien.

Anne war blond, Miriam rothaarig und Dorcas dunkel. Sie rangierten in dieser Reihenfolge von erfreulicher Molligkeit bis zu köstlicher Schlankheit.

Ihr Alter verteilte sich über fünfzehn Jahre, aber es war schwer zu sagen, welche die Älteste war. Zweifelsohne hatten sie auch Familiennamen; aber in Harshaws Haushalt interessierte sich niemand dafür. Man munkelte sogar, daß eine von ihnen Harshaws Enkelin sei. Allerdings variierten die Gerüchte darüber.

Harshaw arbeitete schwer. Der größte Teil von ihm sah zu, wie hübsche Mädchen hübsche Dinge mit Sonne und Wasser taten. Ein kleines, abgeschlossenes, schalldichtes Abteil jedoch dichtete. Er behauptete, seine Methode des Schreibens bestehe darin, daß er seine Keimdrüsen parallel zu seinem Thalamus schalte und sein Großhirn ausknipse. Seine Gewohnheiten verliehen der Theorie Glaubwürdigkeit.

Ein Mikrophon auf einem Tisch war mit einem Stimmschreiber verbunden, aber er benutzte es nur für Notizen. Wenn er bereit war, ins Reine zu diktieren, nahm er eine Stenographin und beobachtete ihre Reaktionen. Jetzt war er bereit. »Dienst!« brüllte er.

»Anne hat Dienst!« antwortete Dorcas. »Ich kann aufnehmen. Der Platscher war Anne.«

»Spring hinterher und hol sie!« Die Brünette durchschnitt das Wasser. Augenblicke später kletterte Anne heraus, zog einen Bademantel über und setzte sich an den Tisch. Sie sagte nichts und traf keine Vorbereitungen; Anne hatte das absolute Gedächtnis. Sie brauchte keine Hilfsmittel.

Harshaw griff nach einem Kübel mit Eis, über das Brandy gegossen war, und nahm einen Schluck. »Anne, ich habe da eine Geschichte, von der einem übel wird. Sie handelt von einem Kätzchen, das am Heiligen Abend in eine Kirche wandert, um warm zu werden. Abgesehen davon, daß es ausgehungert und
durchgefroren und heimatlos ist, hat das Kätzchen – Gott weiß, warum – eine verletzte Pfote. Gut, fang an: ›Es schneite seit…‹«

»Was für ein Pseudonym?«

»Hmm…nimm ›Molly Wadsworth‹; das wird ziemlich schmalzig. Betitele es *Die andere Krippe.* Noch mal von vorn.« Er sprach weiter und beobachtete sie dabei. Als Tränen unter ihren geschlossenen Lidern hervorsickerten, lächelte er leicht und schloß die eigenen. Bis er fertig war, liefen ihm ebenso wie ihr die Tränen über die Wangen. Beide badeten in der Katharsis des Schmalzes.

»Ende«, verkündete er. »Putz dir die Nase! Schick es ab und, um Gottes willen, laß es mich nicht sehen!«

»Jubal, schämst du dich nie?«

»Nein.«

»Eines Tages werde ich dich für eine dieser Geschichten in deinen fetten Bauch treten.«

»Ich weiß. Schwing deinen Hintern ins Haus und kümmere dich darum, bevor ich meine Meinung ändere.«

»Jawohl, Boß.«

Sie küßte die kahle Stelle auf seinem Kopf, als sie hinter seinem Sessel vorbeiging. Harshaw schrie: »Dienst!« und Miriam setzte sich in seiner Richtung in Bewegung. Ein auf dem Hausdach montierter Lautsprecher erwachte zum Leben.

»Boß!« Harshaw äußerte ein einziges Wort, und Miriam schnalzte mißbilligend mit der Zunge. Er setzte hinzu: »Ja, Larry?« Der Lautsprecher antwortete: »Hier unten am Tor ist eine Frauensperson – und sie hat eine *Leiche* bei sich.« Harshaw bedachte dies. »Ist sie hübsch?« »Äh… ja.« »Warum lutscht du dann am Daumen? Laß sie herein!«

Harshaw lehnte sich zurück. »Fang an!« sagte er. »Stadt-Montage mit Überblendung auf Innenraum. Ein Polizist sitzt auf einem Stuhl, keine Mütze, offener Kragen, Gesicht mit Schweiß bedeckt. Die Schärfe liegt auf dem Rücken der anderen Gestalt, die sich zwischen uns und dem Polizisten befindet. Gestalt hebt die Hand, reißt sie zurück und beinahe aus dem Bild. Sie schlägt den Polizisten. Ein dumpf klatschendes Geräusch wird nachsynchronisiert.« Harshaw hob den Kopf. »Aufnahme von da an.« Ein Wagen fuhr den Hang vor dem Haus hinauf.

Jill steuerte, ein junger Mann saß neben ihr. Der Wagen hielt, und der Mann sprang heraus, als sei er glücklich, ihm zu entrinnen. »Da ist sie, Jubal.«

»Das sehe ich. Guten Morgen, kleines Mädchen. Larry, wo ist diese Leiche?« »Auf dem Rücksitz, Boß. Unter einer Decke.« »Nur ist es keine *Leiche«,* protestierte Jill. »Es ist… Ben sagte, daß Sie… ich meine…« Sie ließ den Kopf hängen und schluchzte.

»Nun, nun, meine Liebe«, sagte Harshaw freundlich. »Wenige Leichen sind Tränen wert. Dorcas – Miriam – kümmert euch um sie. Gebt ihr etwas zu trinken und wascht ihr das Gesicht.«

Er trat an den Rücksitz und hob die Decke. Jill schüttelte Miriams Arm ab und erklärte mit schriller Stimme: »Sie müssen mir zuhören! Er ist nicht tot. Jedenfalls hoffe ich das. Er ist… o Gott!« Sie begann von neuem zu weinen. »Ich bin so schmutzig… und ich habe solche Angst!«

»Scheint eine Leiche zu sein«, meinte Harshaw sinnend. »Körpertemperatur ist nach meiner Schätzung auf die Lufttemperatur abgesunken. Totenstarre nicht typisch. Wie lange ist er schon tot?« »Er ist ja nicht tot! Können wir ihn da nicht herausholen? Es war für mich eine *furchtbare* Arbeit, ihn hineinzubekommen.« »Natürlich. Larry, hilf mir – und hör auf, grün auszusehen! Wenn du kotzt, mußt du es wegputzen.« Sie holten Valentin Michael Smith heraus und legten ihn auf den Rasen. Sein Körper blieb steif und zusammengekrümmt. Ohne dazu aufgefordert zu werden, holte Dorcas Dr. Harshaws Stethoskop, legte es auf den Boden, schaltete es an und trat auf den Lautstärkeregler. Harshaw steckte sich die Kopfhörer in die Ohren und versuchte, den Herzschlag festzustellen. »Ich

fürchte, Sie irren sich«, sagte
er freundlich zu Jill. »Dem hier kann ich nicht mehr helfen. Wer war er?«

Jill seufzte. Ihr Gesicht hatte jeden Ausdruck verloren, und sie antwortete mit flacher Stimme: »Er war der Mann vom Mars. Ich habe mir soviel Mühe gegeben.«
»Davon bin ich überzeugt… – *der Mann vom Mars?«* »Ja. Ben… Ben Caxton sagte, Sie seien der Richtige, an den ich mich wenden könne.« »Ben Caxton, so? Ich weiß das Vertrauen zu würdi… – *still!«* Harshaw hob Schweigen gebietend die Hand. Er blickte verwirrt drein, dann breitete sich ein Ausdruck des Staunens über sein Gesicht. »Herztätigkeit! Da will ich doch ein plappernder Pavian sein! Dorcas – oben, im Behandlungsraum – dritte Schublade im verschlossenen Teil des Kühlschranks; der Code ist ›süße Träume‹. Bring die Schublade und eine Ein-Kubikzentimeter-Spritze mit.« »Sofort!« »Doktor, kein Stimulans!« Harshaw drehte sich zu Jill um. »Wie bitte?« »Es tut mir leid, Sir. Ich bin nur eine Krankenschwester… aber dieser Fall liegt anders. Ich *weiß* es.« »Hmm… Er ist jetzt mein Patient, Schwester. Aber vor ungefähr vierzig Jahren habe ich herausgefunden, daß ich nicht Gott bin, und zehn Jahre später entdeckte ich, daß ich nicht einmal Äskulap bin. Was würden Sie tun?« »Ich möchte versuchen, ihn aufzuwecken. Wenn man irgend etwas mit ihm macht, gerät er nur tiefer hinein.« »Hmm – dann machen Sie mal! Nur nehmen Sie keine Axt. Danach werden wir es mit meinen Methoden versuchen.« »Ja, Sir.« Jill kniete sich hin und bemühte sich, Smith' Glieder geradezuziehen. Harshaws Augenbrauen wanderten in die Höhe, als er sah, daß sie Erfolg hatte. Jill nahm Smith' Kopf in ihren Schoß. »Bitte, wach auf«, sagte sie leise. »Hier ist dein *Wasserbruder.«*

Langsam hob sich die Brust. Smith stieß einen langen Seufzer aus. Seine Augen öffneten sich. Er blickte zu Jill hoch und zeigte sein Baby-Lächeln. Er blickte ringsum, und das Lächeln verließ ihn.

»Das ist in Ordnung«, versicherte Jill schnell. »Es sind Freunde.«

»Freunde?«

»Alle hier sind deine Freunde. Mach dir keine Sorgen – und geh nicht wieder weg! Alles ist in Ordnung.«

Er lag still, die Augen offen, und sah sich alles an. Er schien so zufrieden zu sein wie eine Katze, die man auf dem Schoß hält.

Fünfundzwanzig Minuten später lagen beide Patienten im Bett. Bis die Pille, die Harshaw ihr gab, wirkte, hatte Jill ihm genug erzählt, daß er erkannte, er hatte einen Bären beim Schwanz gepackt. Ben Caxton war verschwunden. Er mußte sich also etwas einfallen lassen – und Smith war so heiß wie ein glühendes Stück Kohle. Nun, das Leben würde in der nächsten Zeit sehr amüsant werden. Schließlich lauerte die graue, unerträgliche Langeweile schon hinter der nächsten Ecke.

Er sah sich den Kombiwagen an, mit dem Jill gekommen war. Darauf stand: ›READING MIETWAGEN – Bodenfahrzeuge mit Dauerantrieb.‹

»Larry, steht der Zaun unter Strom?«

»Nein.«

»Schalte ihn ein! Dann wische jeden Fingerabdruck von der Karre ab. Wenn es dunkel ist, fahr sie auf die andere Seite von Reading – am besten bis kurz vor Lancaster – und laß sie in einem Graben stehen. Du fliegst nach Philadelphia, nimmst die Scranton-Fähre und kommst von da wieder nach Hause.«

»Wird gemacht, Jubal. Sag mal – ist er *wirklich* der Mann vom Mars?«

»Hoffen wir, daß er es nicht ist. Falls er es ist und man dich schnappt, bevor du diesen Wagen losgeworden bist, und dich mit ihm in Verbindung bringt, wird man dich mit einer Lötlampe verhören. Ich glaube, daß er es ist.«

»Verstehe. Soll ich auf dem Rückweg noch eine Bank ausrauben?«

»Wahrscheinlich das Ungefährlichere, was du tun kannst.«

»Okay, Boß.« Larry zögerte. »Würde es dir etwas ausmachen, wenn ich über Nacht in Philly bliebe?«

»Mach das, ganz wie du willst. Aber was, in Gottes Namen, kann man des Nachts in Philadelphia anfangen?«

»Eine ganze Menge. Das heißt, wenn man weiß, wo man zu suchen hat.«

»Mach, was du willst.« Harshaw wandte sich von ihm ab. »Dienst!«

Jill schlief bis zum Dinner. Dann wachte sie frisch und munter auf. Sie prüfte schnüffelnd die Luft, die von dem Gitter in der Decke kam, und vermutete, der Doktor habe dem Schlaf- ein Anregungsmittel folgen lassen. Ihre schmutzigen, zerrissenen Kleider hatte unterdessen jemand weggenommen und ihr ein kleines Abendkleid und Sandaletten hingelegt. Das Kleid paßte ausgezeichnet; Jill schloß, es müsse dem Mädchen gehören, das Miriam genannt wurde. Sie badete und schminkte und kämmte sich. Dann stieg sie ins Wohnzimmer hinunter und fühlte sich wie ein neuer Mensch.

Dorcas hatte sich in einen Sessel gekuschelt und nähte. Sie nickte Jill zu, als gehöre diese zur Familie, und beschäftigte sich weiter mit ihrer Handarbeit. Harshaw rührte eine Mischung in einem geeisten Krug um. »Einen Drink?« fragte er.

»Äh… ja, danke.« Er goß große Cocktailgläser bis an den Rand voll und reichte ihr eins. »Was ist das?« fragte Jill. »Mein Spezialrezept – der *Kometencocktail!* Ein Drittel Wodka, ein Drittel Salzsäure, ein Drittel Akkumulatorensäure – zwei Prisen Salz und in Essig eingelegte Käfer.«

»Nehmen Sie lieber einen Highball«, rief Dorcas. Jill bemerkte ein hohes Glas neben dem Ellbogen der Frau. »Kümmere du dich um deine eigenen Angelegenheiten!« wies Harshaw sie zurecht. »Salzsäure ist gut für die Verdauung; die Käfer fügen Vitamine und Proteine hinzu.« Er hob sein Glas und sprach feierlich: »Auf unsere edlen Charaktere! Es sind nur noch verdammt wenige von uns übrig.« Er leerte fast das ganze Glas mit einem Schluck und füllte es wieder, noch bevor er es wieder abgesetzt hatte.

Jill nahm einen kleinen Schluck, dann einen größeren. Wie die

Ingredienzien auch heißen mochten, das war es, was sie brauchte. Wohlbefinden breitete sich von ihrer Mitte in Richtung ihrer Extremitäten aus. Sie trank ungefähr die Hälfte und ließ sich von Harshaw einen Schuß nachgießen. »Haben Sie nach unserem Patienten gesehen?« erkundigte er sich.

»Nein, Sir, ich weiß nicht, wo er ist.«

»Ich war vor ein paar Minuten bei ihm. Schläft wie ein Baby – ich glaube, ich werde ihn auf Lazarus umbenennen. Ob er wohl gern zum Dinner nach unten kommen würde?«

Jill blickte nachdenklich drein. »Doktor, ich weiß es nicht.«

»Nun, wenn er aufwacht, werde ich es erfahren. Er kann mit uns essen oder ein Tablett bekommen. Das hier ist die Halle der Freiheit, meine Liebe. Jeder tut, was ihm gefällt… und wenn er etwas tut, das mir nicht gefällt, jage ich ihn zum Teufel. Dabei fällt mir ein: Es gefällt mir nicht, ›Doktor‹ genannt zu werden.«

»Sir?«

»Oh, ich bin nicht beleidigt. Aber seit man Doktortitel für vergleichende Volkstänze und fortgeschrittenes Angeln mit Fliegen vergibt, bin ich zu verdammt stolz, den Titel zu benutzen. Ich rühre keinen verwässerten Whisky an, und ich lege keinen Wert auf einen verwässerten Grad. Nenn Sie mich Jubal.«

»Oh. Aber der Doktorgrad in Medizin ist nicht verwässert worden.«

»Höchste Zeit, ihn anders zu nennen, damit er nicht mit Spielplatzaufsehern durcheinandergebracht wird. Kleines Mädchen, welches Interesse nehmen Sie an diesem Patienten?«

»Wie bitte? Ich habe es Ihnen doch gesagt, Dok… äh… Jubal.«

»Sie haben mir erzählt, was sich abgespielt hat, doch Sie haben nicht gesagt, warum. Jill, ich habe gesehen, auf welche Art Sie mit ihm sprechen. Lieben Sie ihn?«

Jill schnappte nach Luft. Sie blickte zu Dorcas. Aber das Mädchen schien sich nicht für die Konversation zu interessieren. »Das ist doch absurd!«

»Durchaus nicht. Sie sind ein Mädchen; er ist ein Junge – das ist eine gute Basis.«

»Aber… Nein, Jubal, das ist es nicht. Ich… also, er wurde gefangengehalten, und ich glaubte – vielmehr, Ben glaubte, er sei in Gefahr. Wir wollten dafür sorgen, daß er sein Recht bekommt.«

»Hmm… meine Liebe, ich betrachte ein desinteressiertes Interesse mit Argwohn. Sie sehen aus, als befände sich Ihr Hormonhaushalt im Gleichgewicht. Deshalb vermute ich, es ist entweder Ben oder dieser arme Junge vom Mars. Sie sollten lieber Ihre Motive überprüfen und dann entscheiden, welchen Weg Sie einschlagen wollen. Und wie haben Sie sich das gedacht, was *ich* in der Zwischenzeit tun soll?«

Die Frage erschloß ein so weites Feld, daß sie schwer zu beantworten war.

Was wollte sie wirklich? Was erwartete sie? Von dem Augenblick an, als Jill ihren Rubikon überschritten hatte, war ihr Sinn ausschließlich auf Flucht gerichtet gewesen. Sie hatte keine Pläne. »Ich weiß es nicht.«

»Das habe ich mir gedacht. In der Annahme, daß Sie Ihre Lizenz behalten möchten, habe ich mir die Freiheit genommen, Ihrer Oberschwester von Montreal aus eine Nachricht zu schicken. Sie haben wegen eines Krankheitsfalls in der Familie um Urlaub gebeten. Okay? Über die Details können Sie sich später Gedanken machen.«

Jill überkam plötzlich ein Gefühl der Erleichterung. Sie hatte alle Sorgen um ihr eigenes Wohlergehen verdrängt. Trotzdem hatten ihr die beruflichen Folgen ihres Handelns schwer auf der Seele gelegen. »O Jubal, ich danke Ihnen!« Sie setzte hinzu: »Bist jetzt habe ich mir noch kein Versäumnis im Dienst zuschulden kommen lassen; heute ist mein freier Tag.«

»Gut. Dann haben Sie ja ein Alibi. Was haben Sie vor?«

»Ich hatte noch keine Zeit zum Nachdenken. Äh… ich sollte mich mit meiner Bank in Verbindung setzen und mir etwas Geld besorgen…« Sie hielt inne, versuchte, sich ihren Kontostand ins Gedächtnis zurückzurufen. Er war nie hoch, und manchmal vergaß sie…

Jubal unterbrach: »Wenn Sie das tun, werden Ihnen die Polizisten aus den Ohren strömen. Wäre es nicht besser, Sie blieben hier, bis sich die Lage beruhigt hat?«

»O Jubal, ich möchte mich Ihnen nicht aufdrängen.«

»Das haben Sie bereits getan. Keine Bange, Kind, hier hängen immer ein paar Nassauer herum. Sie kommen und gehen… Eine Familie ist mal 17 Monate geblieben. Niemand drängt sich mir gegen meinen Willen auf, also entspannen Sie sich. Jetzt zu unserem Patienten. Sie sagten, Sie wollen, daß er sein ›Recht‹ bekommt. Daher erwarten Sie meine Hilfe?«

»Nun… äh… Ben sagte… Ben glaubte anscheinend, Sie würden helfen.«

»Ich mag Ben. Aber er kann nicht für mich sprechen. Ich habe kein Interesse an dem sogenannten Recht dieses Burschen. Sein Anspruch auf den Mars ist Juristengeschwätz. Da ich selbst Jurist bin, brauche ich es nicht zu respektieren. Was das Vermögen, das ihm angeblich zusteht, betrifft, so hat sich die Situation aus den Leidenschaften anderer Leute und unseren seltsamen Stammesbräuchen ergeben – er hat es sich nicht verdient. Er könnte sich sogar glücklich schätzen, wenn man es ihm abluchste. Aber ich würde nicht einmal einen Blick in eine Zeitung werfen, um das herauszufinden. Wenn Ben von mir erwartet hat, ich würde für Smith' ›Recht‹ kämpfen, sind Sie auf dem falschen Dampfer.«

»Oh.« Jill fühlte sich verloren. »Dann kümmere ich mich am besten um seine Verlegung.«

»O nein! Nur, wenn Sie es selbst wollen.«

»Sie sagten doch…«

»Ich sagte, ich hätte kein Interesse an juristischen Fiktionen. Aber ein Gast

unter meinem Dach ist eine andere Sache. Er kann bleiben, wenn er möchte. Ich wollte nur klarmachen, daß ich nicht die Absicht habe, irgendwelcher romantischer Ideen wegen, die Sie oder Ben Caxton hegen mögen, in der Politik herumzupfuschen. Meine Liebe, früher einmal habe ich geglaubt, ich diente der Menschheit… und ich habe mich in dem Gedanken gesonnt. Wie ich später entdeckte, will die Menschheit aber gar nicht, daß man ihr dient. Im Gegenteil, sie nimmt einem jeden Versuch dazu übel. Deshalb tue ich jetzt, was Jubal Harshaw gefällt.« Er wandte sich zu Dorcas, als ob die Diskussion erledigt sei. »Zeit zum Dinner, nicht wahr, Dorcas? Tut irgend jemand irgend etwas?«

»Miriam.« Sie legte ihre Handarbeit hin und stand auf.

»Ich habe bis heute nicht herausbekommen, wie diese Mädchen die Arbeit unter sich aufteilen.«

»Boß, wie solltest du auch? Du arbeitest ja nie.« Dorcas klopfte ihm auf die Wange. »Aber du läßt dir nie eine Mahlzeit entgehen.«

Ein Gong dröhnte, und sie gingen ins Speisezimmer. Wenn Miriam das Essen gekocht hatte, mußte sie sich dabei moderner Abkürzungen bedient haben. Sie saß am Fußende des Tisches und sah kühl und schön aus. Außer den Sekretärinnen war ein Mann anwesend, der etwas älter als Larry war und ›Duke‹ genannt wurde. Er behandelte Jill, als habe sie schon immer hier gewohnt. Ein Paar in mittlerem Alter saß mit am Tisch. Niemand machte sich die Mühe, sie vorzustellen. Sie aßen, als ob sie in einem Restaurant wären. Nachdem sie fertig waren, standen sie auf und verließen den Raum. Die ganze Zeit über hatten sie kein einziges Wort mit irgend jemandem gewechselt.

Die Gespräche zwischen den anderen waren lebhaft, aber ohne jede Bedeutung. Serviert wurde von nichtandroiden Maschinen, die Miriam von ihrem Ende des Tisches aus steuerte. Das Essen war ausgezeichnet, und soweit Jill das beurteilen konnte, war nichts davon synthetisch.

Aber Harshaw paßte es nicht. Er beschwerte sich, sein Messer sei stumpf, das Fleisch sei zäh, er beschuldigte Miriam, sie habe Reste auf den Tisch gebracht. Niemand hörte auf ihn, aber Jill geriet an Miriams Stelle in Verlegenheit. Da legte Anne die Gabel hin: »Er hat die Kochkunst seiner Mutter erwähnt«, stellte sie fest.

»Langsam bildet er sich wieder ein, er habe hier das Sagen«, stimmte Dorcas zu.

»Wie lange ist es her, daß wir ihm unseren Standpunkt klargemacht haben?«

»Etwa zehn Tage.«

»Zu lange.« Anne verständigte sich mit Dorcas und Miriam durch Blicke. Sie standen auf. Duke aß weiter.

Harshaw rief hastig: »Mädchen, nicht beim Essen! Wartet bis…« Sie gingen auf ihn zu; eine Maschine rollte aus dem Weg. Anne nahm seine Füße, die beiden anderen je einen Arm. Schiebetüren glitten zur Seite. Sie trugen den

quietschenden Jubal hinaus.

Das Quietschen endete mit einem Platschen.

Die Frauen kehrten zurück, ohne irgendwie derangiert zu wirken. Miriam setzte sich und wandte sich an Jill. »Noch Salat, Jill?«

Harshaw kehrte in Pyjama und Bademantel anstelle seines Abendjacketts zurück. Eine Maschine hatte seinen Teller zugedeckt, als er weggeschleppt wurde. Jetzt entfernte sie den Deckel, und er aß weiter. »Wie ich eben sagte«, bemerkte er, »eine Frau, die nicht kochen kann, stellt eine Verschwendung von Haut dar. Wenn ich nicht bald etwas Ordentliches auf den Tisch bekomme, werde ich euch alle gegen einen Hund eintauschen und den Hund erschießen. Was gibt' zum Nachtisch, Miriam? «

»Erdbeertörtchen.«

»Das klingt schon besser. Ihr bekommt alle Strafaufschub bis Mittwoch.«

Jill entschied, daß es unnütz sei, verstehen zu wollen, wie Jubal Harshaws Haushalt funktionierte. Sie konnte tun und lassen, was sie wollte. Niemand schien sich darum zu kümmern. Nach dem Dinner ging Jill ins Wohnzimmer, um sich die Nachrichten im Stereo-TV anzusehen, denn sie wollte unbedingt wissen, ob sie darin erwähnt wurde. Doch sie fand keinen Empfänger und auch nichts, was einen Holotank hätte verbergen können. Jetzt fiel ihr auf, daß sie noch nirgendwo einen gesehen hatte. Auch keine Zeitungen, obwohl es viele Bücher und Zeitschriften gab.

Niemand schloß sich ihr an. Wieviel Uhr mochte es sein? Sie hatte ihre Uhr oben gelassen, deshalb sah sie sich nach einer um. Es war keine da. Sie strengte ihr Gedächtnis an, konnte sich jedoch nicht erinnern, in einem der Zimmer, die sie betreten hatte, eine Uhr oder einen Kalender gesehen zu haben. Da sagte sie sich, sie könne ebensogut zu Bett gehen. Eine Wand des Wohnzimmers war mit Büchern vollgestellt: Sie fand eine Spule mit Kiplings *Just So Stories* und nahm sie glücklich mit nach oben.

*

Hier erwartete sie erneut eine kleine Überraschung. Das Bett in ihrem Zimmer war supermodern, mit Automassage, Kaffeespender, Wetterkontrolle, Lesemaschine usw. – aber ein Wecker fehlte. Eine einfache Abdeckplatte markierte die Stelle, an der er gestanden haben mußte. Jill meinte, verschlafen werde sie wahrscheinlich auch so nicht, kroch unter die Decke, steckte die Spule in die Lesemaschine, legte sich zurück und verfolgte die über die Decke laufenden Wörter. Schließlich glitt ihr die Bedienung aus den entspannten Fingern, das Licht ging aus, sie schlief.

Jubal Harshaw fand den Schlaf nicht so leicht; er war ärgerlich über sich selbst. Sein Interesse war abgeflaut, und die Reaktion hatte eingesetzt. Ein halbes Jahrhundert früher hatte er einen fürchterlichen Eid geleistet, er werde nie wieder eine verlaufene Katze aufnehmen – und nun, bei den vielfachen Brustwarzen der Venus Genetrix! – hatte er sich gleich zwei aufgehalst… nein, drei, wenn er Caxton mitzählte.

Daß er seinen Eid öfter gebrochen hatte, als Jahre zwischen damals und heute lagen, störte ihn nicht; er ließ sich den Klotz der Widerspruchsfreiheit nicht ans Bein binden. Auch machten ihm zwei weitere Pensionäre unter seinem Dach keine Sorgen; Knauserigkeit lag nicht in seiner Natur. In fast einem Jahrhundert des Lebens aus dem vollen war er viele Male pleite und oft reicher als jetzt gewesen. Beides betrachtete er als Wetterveränderungen, und sein Wechselgeld zählte er nie nach.

Aber der Aufruhr, der entstehen würde, wenn die Bullen diese Kinder einholten, verdarb ihm die Laune. Er hielt es für ausgemacht, daß sie sie einholen würden. Diese naive kleine Gillian hatte bestimmt eine Spur wie eine klumpfüßige Kuh hinterlassen! Man konnte nichts anderes erwarten.

Daraufhin würden Leute in sein Heiligtum eindringen, Fragen und Forderungen stellen – und er würde Entscheidungen treffen und aktiv werden müssen. Überzeugt, alle Aktivität sei sinnlos, fühlte er sich von der Aussicht irritiert.

Er erwartete von menschlichen Wesen nicht, daß sie sich rational verhielten. Die meisten Menschen waren Kandidaten für eine Entmündigung. Er wünschte nur, sie würden ihn in Frieden lassen! Alle – bis auf die wenigen, die er sich als Spielgefährten ausgesucht hatte. Mit sich selbst allein, hätte er bestimmt seit langem das Nirwana erreicht… wäre in seinen Bauchnabel niedergetaucht und außer Sicht verschwunden wie diese Hindu-Clowns. Warum ließ man ihm seine Ruhe nicht?

Ungefähr um Mitternacht drückte er seine siebenundzwanzigste Zigarette aus und setzte sich hoch. Die Lampen gingen an. »Dienst!« brüllte er in ein Mikrophon.

Dorcas kam herein, bekleidet mit Bademantel und Pantoffeln. Sie gähnte: »Ja, Boß?«

»Dorcas, in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren bin ich ein wertloser, nichtsnutziger Parasit gewesen.«

Sie gähnte von neuem. »Das weiß jeder.«

»Bitte keine Schmeicheleien. In eines Mannes Leben kommt ein Zeitpunkt, zu dem er aufhören muß, vernünftig zu sein. Dann muß er aufstehen und zeigen, was er wert ist – muß für die Freiheit ins Feld ziehen – die Bösen niederwerfen.«

»Hmm…«

»Also hör auf zu gähnen! Der Zeitpunkt ist da.«

Dorcas blickte an sich herunter. »Vielleicht sollte ich mich lieber anziehen.«

»Ja. Wecke auch die anderen Mädchen; wir haben viel zu tun. Schütte einen Eimer Wasser über Duke und sag ihm, er soll die Babbelmaschine abstauben und im Arbeitszimmer anschließen. Ich möchte die Nachrichten sehen.«

Dorcas sah ihn perplex an. »Du willst das *Stereofernsehen?*«

»Du hast es doch gehört. Sag Duke, wenn das Ding nicht funktioniert, soll

er sich eine Richtung auswählen und losmarschieren. Hau ab! Wir haben eine arbeitsreiche Nacht vor uns.«

»In Ordnung«, stimmte Dorcas zweifelnd zu. »Aber ich sollte erst deine Temperatur messen.«

»Frieden, Weib!«

Duke hatte Harshaws Empfänger rechtzeitig angeschlossen, so daß Jubal eine Wiederholung des zweiten getürkten Interviews mit dem ›Mann vom Mars‹ sehen konnte. In dem Kommentar wurde das Gerücht erwähnt, Smith sei in die Anden gebracht worden. Jubal zählte zwei und zwei zusammen, worauf er bis zum Morgen Leute anrief. Bei Sonnenaufgang brachte Dorcas ihm sein Frühstück, sechs in Brandy geschlagene Eier. Er schlürfte sie und dachte bei sich, ein Vorteil eines langen Lebens liege darin, daß ein Mann zum Schluß fast alle kannte, die von Wichtigkeit waren – und sie in einer Notlage anrufen konnte.

Harshaw hatte eine Bombe gelegt, beabsichtigte aber nicht, sie zu zünden, ehe die herrschenden Mächte ihn dazu zwangen. Ihm war klar, daß die Regierung Smith mit der Begründung, er sei geschäftsunfähig, in die Gefangenschaft zurückholen konnte – eine Meinung, der sich Harshaw anschloß. Seines Erachtens war Smith, an normalen Werten gemessen, in juristischer Hinsicht geisteskrank und in medizinischer ein Psychopath, das Opfer einer doppelläufigen situationsbedingten Psychose von einzigartigem und monumentalem Ausmaß, erstens, weil er von Nichtmenschen großgezogen worden war, und zweitens, weil man ihn in eine andere fremdartige Gesellschaft geschleudert hatte.

Aber er betrachtete sowohl den juristischen Begriff der Geisteskrankheit als auch den medizinischen Begriff der Psychose als irrelevant. Diesem menschlichen Tier war eine gründliche Anpassung an eine nichtmenschliche Gesellschaft offensichtlich gelungen – aber er war damals ein formbares Kind gewesen. Würde er als Erwachsener mit festgelegten Gewohnheiten und kanalisiertem Denken eine weitere, ebenso radikale und für einen Erwachsenen viel schwierigere Anpassung fertigbringen? Dr. Harshaw beabsichtigte, das herauszufinden.
Zum ersten Mal seit Jahrzehnten fand er Interesse daran, sein medizinisches Wissen anzuwenden.

Außerdem reizte ihn der Gedanke, die herrschenden Mächte zu blockieren. Er besaß mehr als seinen rechtmäßigen Anteil an diesem Anflug von Anarchie, der das Geburtsrecht jedes Amerikaners ist. Stellung gegen die planetare Regierung zu beziehen, gab ihm mehr Schwung, als er in einer Generation verspürt hatte.

11. KAPITEL

Um einen kleineren G-Typ-Stern am Rand einer mittelgroßen Galaxis kreisten Planeten nach einem modifizierten Gesetz der reziproken Quadrate, wie sie es seit Milliarden von Jahren taten. Vier waren für Planeten groß genug, um bemerkt zu werden, die übrigen waren Steinchen, verborgen in den feurigen Röcken des Zentralgestirns oder verloren in den schwarzen Bezirken des Raums. Alle waren, wie es stets der Fall ist, mit dieser Merkwürdigkeit einer verzerrten Entropie infiziert, die man Leben nennt. Auf dem dritten und dem vierten Planeten schwankte die Oberflächentemperatur um den Gefrierpunkt von Wasserstoffmonoxid, und als Folge davon hatten sich Lebensformen entwickelt, die sich ähnlich genug waren, um einen gewissen gesellschaftlichen Kontakt zu erlauben.

*

Auf dem vierten Steinchen ließen sich die alten Marsianer durch den Kontakt mit der Erde nicht stören. Nymphen sprangen fröhlich umher und lernten zu leben, und acht von neun starben bei diesem Prozeß. Erwachsene Marsianer, die sich in Körper und Geist gewaltig von den Nymphen unterschieden, drängten sich in feenhaften, anmutigen Städten zusammen und waren so ruhig, wie die Nymphen ausgelassen waren – doch noch emsiger mit einem reichen Geistesleben beschäftigt.

Erwachsene waren nicht frei von Arbeit im menschlichen Sinn. Sie überwachten einen Planeten, sagten den Pflanzen, wann und wo sie wachsen sollten, sammelten Nymphen ein, die ihre Lehrzeit durch Überleben beendet hatten, sahen darauf, daß sie geliebt und befruchtet wurden. Die daraus hervorgehenden Eier mußten geliebt und kontempliert werden, damit sie richtig reiften, die erfüllten Nymphen mußten überredet werden, das kindische Treiben aufzugeben und die Metamorphose zum Erwachsenen durchzumachen. All das mußte getan werden – aber es stellte ebensowenig das ›Leben‹ des Mars dar, wie es das ›Leben‹ eines Mannes bedeutet, seinen Hund zweimal täglich auszuführen, wenn dieser Mann zwischen den Spaziergängen Chef einer planetenweiten Firma ist. Trotzdem könnte es einem Wesen von Arkturus III so vorkommen, als seien diese Spaziergänge die wichtigste Aktivität des Mannes – als Sklave des Hundes.

Marsianer und Menschen waren beide selbstbewußte Lebensformen, aber sie hatten sich in außerordentlich unterschiedliche Richtungen entwickelt. Das ganze menschliche Verhalten, alle menschlichen Motivationen, alle Hoffnungen und Ängste des Menschen waren von seinem tragischen und seltsam schönen System der Reproduktion gefärbt und kontrolliert. Dasselbe galt für den Mars, aber spiegelverkehrt. Der Mars besaß das leistungsfähige bipolare System, das in dieser Galaxis so häufig vorkam, aber die marsianische Abart war so völlig anders als die terranische, daß sie ›Sex‹ nur für einen Biologen und ganz bestimmt kein ›Sex‹ für einen menschlichen Psychiater gewesen wäre. Alle marsianischen Nymphen waren weiblich, alle

Erwachsenen waren männlich.

Aber beides betraf nur ihre Funktion, nicht ihre Psyche. Die Mann-Frau-Polarität, die das menschliche Leben beherrschte, konnte auf dem Mars nicht existieren. Die Möglichkeit einer ›Heirat‹ gab es nicht. Erwachsene waren riesig. Sie erinnerten die ersten Menschen, die sie zu Gesicht bekamen, an Eisyachten unter Segeln. Sie waren körperlich passiv, geistig aktiv. Nymphen waren dicke, pelzige Kugeln, voller Lebensfreude und ungezielter Energie. Zwischen den menschlichen und den marsianischen psychischen Fundamenten existierte keine Parallele. Die menschliche Bipolarität war sowohl bindende Kraft als auch Antriebsenergie für das gesamte menschliche Verhalten von Sonetten bis zu Gleichungen der Atomphysik. Wenn irgendein Wesen glaubt, menschliche Psychologen würden hier übertreiben, soll es doch terranische Patentämter, Bibliotheken und Kunstgalerien nach Schöpfungen von Eunuchen durchsuchen.

Der Mars, so anders geartet als die Erde, schenkte dem Eintreffen der Envoy und der Champion wenig Aufmerksamkeit. Die Ereignisse hatten zu kürzlich stattgefunden, um von Bedeutung zu sein – wenn die Marsianer Zeitungen gekannt hätten, wäre eine Ausgabe pro terranischem Jahrhundert übergenug gewesen. Kontakt mit anderen Rassen war den Marsianern nichts Neues; so etwas hatte es früher schon gegeben und würde es in Zukunft wieder geben. Wenn eine neue andere Rasse gründlich gegrokt worden war, erst dann (etwa in einem terranischen Jahrtausend) kam die Zeit des Handelns, sofern überhaupt notwendig. Auf dem Mars war das gegenwärtig wichtige Ereignis von ganz anderer Art. Die dekarnierten Alten hatten beinahe verstreut entschieden, den menschlichen Nestling auszuschicken, damit er von dem dritten Planeten groke, was ihm möglich sei. Dann hatten sie ihre Aufmerksamkeit wieder ernsten Dingen zugewandt. Kurz vorher, um die Zeit des terranischen Kaisers Augustus, hatte ein marsianischer Künstler ein Werk geschaffen. Man hätte es ein Gedicht nennen können, ein musikalisches Opus oder eine philosophische Abhandlung. Es war eine Reihe von Emotionen, angeordnet in einer tragischen, logischen Notwendigkeit. Da es von einem menschlichen Wesen nur in dem Sinn begriffen werden konnte, wie ein von Geburt an Blinder sich einen Sonnenuntergang erklären läßt, kommt es nicht darauf an, in welche Kategorien man es einordnet. Der wichtige Punkt war, daß der Künstler sich durch einen Unfall dekarniert hatte, bevor sein Meisterwerk beendet war.

Eine unerwartete Dekarnierung war selten auf dem Mars; der marsianische Geschmack in solchen Angelegenheiten verlangte, daß ein Leben sich rundete und der körperliche Tod in dem angemessen ausgewählten Augenblick stattfand. Der Künstler war jedoch so in Gedanken gewesen, daß er vergaß, aus der Kälte hereinzukommen. Als seine Abwesenheit bemerkt wurde, war sein Körper kaum noch zum Verzehr geeignet. Er hatte seine Dekarnierung nicht bemerkt und war im Dichten seiner Folge fortgefahren.

Die marsianische Kunst wurde in zwei Kategorien eingeteilt. Die von

lebenden Erwachsenen geschaffene war kraftvoll, oft radikal, und primitiv. Die Kunst der Alten war für gewöhnlich konservativ und extrem komplex, und man erwartete von ihr viel höher entwickelte Techniken. Beide Kategorien wurden getrennt beurteilt. Nach welchen Kriterien sollte dieses Opus beurteilt werben? Es schlug eine Brücke von der Materialisierung zur Dekarnierung. Die endgültige Form hatte es durch einen Alten bekommen – doch der Künstler hatte in seiner Versunkenheit, die Künstlern zu allen Zeiten eigen war, die Veränderung in seinem Status nicht bemerkt und fortgefahren zu arbeiten, als sei er im Fleisch. War es eine neue Kunstgattung? Konnten weitere Werke dieser Art durch eine überraschende Dekarnierung der Künstler, während sie bei der Arbeit waren, geschaffen werden? Die Alten hatten die aufregenden Möglichkeiten seit Jahrhunderten in meditativem Rapport diskutiert, und alle karnierten Marsianer warteten mit Spannung auf ihren Urteilsspruch.

Die Frage war von um so größerem Interesse, als es sich um religiöse Kunst (im terranischen Sinne) und um ein stark emotionales Werk handelte. Es beschrieb den Kontakt zwischen der marsianischen Rasse und den Bewohnern des fünften Planeten. Das Ereignis hatte vor langer Zeit stattgefunden, doch war es für die Marsianer immer noch gegenwärtig und wichtig in dem Sinne, wie ein einziger Tod durch Kreuzigung für die Menschen nach zwei terranischen Jahrtausenden immer noch gegenwärtig und wichtig war. Die marsianische Rasse war den Bewohnern des fünften Planeten begegnet, hatte sie in ihrer ganzen Fülle gegrokt und war tätig geworden. Asteroiden-Ruinen waren alles, was übrigblieb, ausgenommen, daß die Marsianer fortfuhren, die Wesen, die von ihnen vernichtet worden waren, zu lieben und zu preisen. Dieses neue Kunstwerk war einer von vielen Versuchen, die schöne Erfahrung in ihrer ganzen Vielschichtigkeit in einem einzigen Opus zu groken. Doch bevor es beurteilt werden konnte, war es notwendig, zu groken, wie es beurteilt werden sollte.

Es war ein hübsches Problem.

Auf dem dritten Planeten befaßte sich Valentin Michael Smith nicht mit dieser brennenden Frage; er hatte nie davon gehört. Sein marsianischer Hüter und die Wasserbrüder seines Hüters hatten ihn nicht mit Dingen verspottet, die er nicht begreifen konnte. Smith wußte von der Zerstörung des fünften Planeten ebenso, wie jeder menschliche Schuljunge von Troja und Plymouth Rock lernt, aber man hatte ihn nicht einer Kunst ausgesetzt, die zu groken er nicht fähig war. Seine Ausbildung war einzigartig gewesen, sehr viel umfassender als die seiner Nestlinge, sehr viel geringer als die eines Erwachsenen. Sein Hüter und die Ratgeber seines Hüters unter den Alten hatten ein flüchtiges Interesse daran genommen, zu sehen, wieviel und was dieser fremdrassige Nestling lernen konnte. Die Ergebnisse hatten sie mehr über die menschliche Rasse gelehrt, als diese Rasse bis jetzt über sich selbst gelernt hatte. Denn Smith hatte mühelos Dinge gegrokt, die noch kein anderes menschliches Wesen jemals erfaßt hatte.

Im Augenblick vergnügte sich Smith mit einer Leichtigkeit im Herzen, wie er sie seit Jahren nicht mehr erlebt hatte. Er hatte in Jubal einen neuen Wasserbruder gewonnen, er hatte viele neue Freunde erworben, er machte köstliche neue Erfahrungen in solchen kaleidoskopischen Mengen, daß er keine Zeit fand, sie zu groken. Er konnte sie nur in seinem Gedächtnis einordnen, um sie, wenn er Muße haben würde, von neuem zu durchleben.

Sein Bruder Jubal sagte ihm, er werde diesen seltsamen und schönen Ort schneller groken, wenn er lesen lerne. Also nahm er sich einen Tag Zeit, das zu tun, wobei Jill auf Wörter zeigte und sie aussprach. Das bedeutete, er mußte an diesem Tag dem Swimmingpool fernbleiben, was ein großes Opfer war, denn das Schwimmen bedeutete ihm (sobald er es in den Kopf bekommen hatte, daß es *erlaubt* war) nicht nur eine Freude, sondern auch eine beinahe unerträgliche religiöse Ekstase. Wenn Jill und Jubal ihn nicht gerufen hätten, wäre er überhaupt nicht mehr aus dem Pool herausgekommen.

Da es nicht erlaubt war, des Nachts zu schwimmen, las er die ganze Nacht. Er sauste durch die Enzyklopädia Britannica und nahm Jubals medizinische und juristische Bibliothek als Nachtisch zu sich. Sein Bruder Jubal sah, wie er eins der Bücher durchblätterte, unterbrach ihn und befragte ihn über das, was er gelesen hätte. Smith antwortete sorgfältig, da es ihn an die Prüfungen erinnerte, denen ihn die Alten unterzogen hatten. Sein Bruder geriet über seine Antworten aus der Fassung, und Smith fand es notwendig, in die Meditation zu gehen – er war sicher, daß er mit den Worten aus dem Buch geantwortet hatte, obwohl er sie nicht alle grokte.

Aber er zog den Pool den Büchern vor, besonders wenn Jill und Miriam und Larry und die übrigen sich gegenseitig bespritzten. Er lernte das Schwimmen nicht sofort, sondern entdeckte, daß er etwas konnte, das sie nicht konnten. Er ließ sich auf den Grund sinken und blieb dort liegen, eingetaucht in Seligkeit – woraufhin sie ihn mit solcher Aufregung herausholten, daß er sich gezwungen gesehen hätte, sich zurückzuziehen, wäre es nicht so offenkundig gewesen, daß sie um sein Wohlergehen besorgt waren.

Später führte er es Jubal vor und blieb eine köstliche Zeit unten am Boden liegen. Er wollte es auch seinem Bruder Jill lehren – aber sie beunruhigten sich, und er ließ davon ab. Zum ersten Mal wurde ihm klar, daß er manche Dinge tun konnte, zu denen seine neuen Freunde nicht fähig waren. Darüber dachte er lange nach und versuchte, es vollständig zu groken.

*

Smith war glücklich; Harshaw war es nicht. Er pflegte wie üblich der Muße mit der Abwechslung, daß er sein Laboratoriumstier beiläufig beobachtete. Er stellte für Smith keinen Plan auf, kein Studienprogramm, er nahm keine regelmäßigen medizinischen Untersuchungen vor, sondern erlaubte Smith, sich auszutoben wie ein junger Hund auf einer Ranch. Was Smith an Aufsicht widerfuhr, kam von Gillian – mehr als genug, wie Jubal verdrießlich meinte;

er hatte eine undeutliche Vision von Jungen, die von Frauen großgezogen wurden.

Gillian Boardman tat jedoch kaum mehr, als daß sie Valentine Smith die primitivsten Grundlagen menschlichen Benehmens beibrachte – allerdings brauchte er sehr wenig Unterricht. Er aß jetzt mit am Tisch, zog sich selbst an (wie Jubal glaubte; er nahm sich vor, Jill zu fragen, ob sie immer noch dabei helfen müsse), er hielt sich an die informellen Gebräuche des Hauses und verarbeitete neue Erfahrungen auf der Basis ›Affe-sieht-Affe-tut‹. Seine erste Mahlzeit am Tisch begann Smith, indem er nur den Löffel benutzte, während Jill ihm das Fleisch schnitt. Am Ende der Mahlzeit gab er sich Mühe, so zu essen wie die anderen. Bei der nächsten Mahlzeit imitierte er in seinen Manieren genau Jill einschließlich überflüssiger Manierismen.

Nicht einmal die Entdeckung, daß Smith sich selbst beigebracht hatte, mit der Geschwindigkeit eines elektronischen Abtasters zu lesen, und daß er sich anscheinend an alles, was er gelesen hatte, vollständig erinnerte, brachte Jubal Harshaw in die Versuchung, aus Smith ein ›Projekt‹ mit Kontrollen, Messungen und Fortschrittskurven zu machen. Harshaw besaß die überhebliche Demut eines Menschen, der soviel gelernt hat, daß er sich seiner eigenen Unwissenheit bewußt ist. Er sah keinen Sinn in ›Messungen‹, wenn er nicht wußte, was er maß. Statt dessen beschränkte er sich darauf, private Notizen anzufertigen, die er niemals veröffentlichen wollte.

Doch obwohl es Harshaw Freude machte, zuzusehen, wie sich dieses einzigartige Tier zu einer täuschenden Kopie eines menschlichen Wesens entwickelte, erlaubte ihm seine Freude nicht, glücklich zu sein.

Ebenso wie Generalsekretär Douglas wartete Harshaw darauf, daß der Gegner Flagge zeigte. In der Erwartung, man werde gegen ihn vorgehen, hatte er sich zum Handeln gezwungen gesehen, und nun ärgerte es Harshaw, daß nichts passierte. Verdammt noch mal, waren die Leute von der Bundespolizei so blöde, daß sie die Spur eines unerfahrenen Mädchens, das einen Bewußtlosen mit sich durchs ganze Land schleppte, nicht verfolgen konnten? Oder waren sie Gillian auf den Fersen geblieben (was wahrscheinlicher war) – und umlauerten sie jetzt sein Anwesen? Die Vorstellung machte ihn wütend, daß die Regierung sein Heim mit allen möglichen Geräten von Ferngläsern bis hin zu Radar bespitzelte. Das war genauso widerlich, als würde man seine Post öffnen. Das mochte übrigens außerdem passieren! Regierung! Zu drei Vierteln parasitisch und der Rest dummes Herumfummeln – oh, Harshaw räumte ein, daß der Mensch als soziales Tier eine Regierung ebensowenig vermeiden kann, wie ein Individuum fähig ist, der Abhängigkeit von seinen Eingeweiden zu entrinnen. Trotzdem mußte Harshaw es nicht mögen. Aber nur, weil ein Übel unvermeidlich war, brauchte man es noch nicht ›gut‹ zu nennen. Von ihm aus konnte die Regierung auswandern und verlorengehen!

Es war möglich, sogar wahrscheinlich, daß die Regierung wußte, wo der Mann vom Mars war, und sich entschieden hatte, nicht einzugreifen –

während sie *was* vorbereitete? Falls das zutraf, wie lange würde es so bleiben? Und wie lange konnte er seine ›Bombe‹ in scharf gemachtem Zustand bereithalten?

Und wo, zum Teufel, steckte dieser junge Idiot Caxton?

*

Jill Boardman riß ihn aus seinem spirituellen Daumendrehen. »Jubal?« »Oh, Sie sind es, Strahlauge. Entschuldigung, ich war in Gedanken. Setzen Sie sich! Etwas zu trinken?« »Nein, danke. Jubal, ich mache mir Sorgen.« »Das ist normal. Das war eben ein schöner Schwalbensprung! Zeigen Sie uns noch einen.« Jill biß sich auf die Lippe und sah wie ungefähr zwölf Jahre aus. »Jubal! Bitte, hören Sie zu! Ich mache mir schreckliche Sorgen.« Er seufzte. »In dem Fall, trocknen Sie sich ab. Der Wind ist kühl.« »Mir ist warm genug. Hm, Jubal? Wäre es Ihnen recht, wenn ich Mike hier ließe? Würden Sie sich um ihn kümmern?«

Harshaw blinzelte. »Natürlich kann er hier bleiben. Das wissen Sie doch. Die Mädchen werden sich um ihn kümmern… und ich werde auch von Zeit zu Zeit nach ihm sehen. Er stellt kein Problem dar. Sie wollen fort?«

Sie wich seinem Blick aus. »Ja.«

»Hmm… Sie dürfen gern bleiben. Natürlich dürfen Sie auch gehen, wenn Sie wollen.«

»Wie? Aber, Jubal – ich *will* doch nicht.«

»Dann lassen Sie es bleiben.«

»Aber ich *muß!«*

»Lassen Sie die Stelle nochmals ablaufen. Ich habe das nicht verstanden.«

»Begreifen Sie denn nicht, Jubal? Mir gefällt es hier – Sie sind wundervoll zu uns gewesen! Aber ich kann nicht bleiben. Nicht, wenn Ben vermißt wird. Ich *muß* nach ihm suchen.«

Harshaw sagte ein kräftiges Wort. Dann setzte er hinzu: »Auf welche Weise wollen Sie nach ihm suchen?«

Jill runzelte die Stirn. »Ich weiß es nicht. Aber ich kann nicht hierbleiben, herumgammeln und schwimmen – wenn ich nicht weiß, was aus Ben geworden ist.«

»Gillian, ich habe es Ihnen schon mehrmals erklärt. Ben ist ein großer Junge. Sie sind nicht seine Mutter – und auch nicht seine Frau. Und ich bin nicht sein Aufpasser. Keiner von uns ist für ihn verantwortlich. Sie haben gar keine Veranlassung, ihn zu suchen. Oder?«

Jill drehte einen Zeh im Gras. »Nein«, gab sie zu. »Ich habe keinen Anspruch auf Ben. Ich weiß nur… wenn *ich* vermißt würde… Ben würde suchen – bis er mich gefunden hätte. Deshalb muß *ich* nach *ihm* suchen!«

Jubal murmelte Verwünschungen gegen alle Götter, die in die Torheiten der menschlichen Rasse verwickelt sind. Schließlich sagte er: »Na gut, dann wollen wir etwas Sinn und Verstand hineinbringen. Beabsichtigen Sie,

Detektive zu engagieren?«

Jill blickte unglücklich drein. »Vermutlich wäre das am besten. Aber ich habe noch nie einen Detektiv engagiert. Ist so etwas teuer?«

»Ziemlich.«

Jill schluckte. »Könnte ich das wohl in… äh… monatlichen Raten bezahlen?«

»Bargeld auf den Tisch ist bei Privatdetektiven der Brauch. Hören Sie auf, so verbissen auszusehen, Kind! Ich habe das Thema nur angeschnitten, um es abzuhaken. Ich habe bereits die besten Leute der Branche damit beauftragt, Ben zu suchen. Wozu sollen Sie sich in Schulden stürzen, um die zweitbesten anzuheuern?«

»Davon haben Sie mir nichts gesagt!«

»Das war nicht nötig.«

»Aber – Jubal, was haben sie herausgefunden?«

»Nichts«, gestand er. »Jedenfalls nichts, das es wert wäre, berichtet zu werden. Deshalb gab es gar keinen Grund, es Ihnen zu erzählen und Ihnen das Herz schwerzumachen.« Jubals Gesicht verfinsterte sich. »Ursprünglich glaubte ich, Sie regten sich Bens wegen überflüssig auf. Ich war ebenso wie dieser Kilgallen, Bens Assistent, der Meinung, Ben folge einer Spur und werde sich melden, wenn er die Story habe. Ben macht so verrückte Sachen – das ist sein Job.« Er seufzte. »Jetzt denke ich nicht mehr so. Dieser Knallkopf Kilgallen – er hat tatsächlich eine Benachrichtigung bei den Akten, in der es heißt, Ben werde verreisen. Mein Mann hat sie gesehen, ein Foto geklaut und die Sache nachgeprüft. Die Nachricht ist tatsächlich abgeschickt worden.«

Das wunderte Jill. »Warum hat Ben mir nicht auch Bescheid gegeben? Es sieht ihm nicht ähnlich – Ben ist sehr rücksichtsvoll.«

Jubal unterdrückte ein Stöhnen. »Benutzen Sie Ihren Kopf, Gillian! Wenn auf einem Päckchen ›Zigaretten‹ steht, beweist das noch lange nicht, daß es Zigaretten enthält. Sie sind am Freitag hier angekommen. Die Code-Gruppen auf diesem Telefax zeigen, daß es am Tag davor um elf – Donnerstag, 10.34 Uhr – von Philadelphia, Paoli Fiat, aufgegeben ist. Es wurde sofort übermittelt und empfangen; Bens Büro hat ein eigenes Telefax-Gerät. Und nun sagen Sie mir, warum Ben seinem eigenen Büro während der Arbeitszeit ein Telefax schickte, statt zu telefonieren!«

»Das würde er nicht tun. Zumindest würde ich es nicht tun. Normal wäre es, zu telefonieren…«

»Sie sind nicht Ben. Ich kann mir bei einem Mann mit Bens Beruf ein Dutzend Gründe vorstellen. Um Mißverständnisse zu vermeiden. Um aus juristischen Gründen eine Unterlage in den Akten von I.T.&T. zu haben. Um die Botschaft später abgehen zu lassen. Gründe gibt es jede Menge. Kilgallen fand nichts Merkwürdiges daran – und die Tatsache, daß Ben sich ein Telefax-Gerät in seinem Büro leistet, zeigt, daß Ben es benutzt. Trotzdem«, fuhr Jubal fort, »Ben hätte laut dieser Nachricht am Donnerstag um zehn

Uhr vierunddreißig in Paoli Fiat gewesen sein müssen. Jill, das Telefax ist nicht von dort abgesandt worden.«

»Aber…«

»Einen Augenblick. Nachrichten werden entweder persönlich abgegeben oder telefonisch übermittelt. Wenn sie am Schalter abgegeben werden, kann der Kunde eine Faksimile-Übermittlung der Handschrift und der Unterschrift bekommen… aber wenn sie telefonisch übermittelt werden, müssen sie getippt werden,

bevor sie fotografiert werden können.«

»Ja, natürlich.«

»Bringt Sie das nicht auf einen Gedanken, Jill?«

»Hm… Jubal, ich bin so beunruhigt, daß ich gar nicht mehr denken kann.«

»Hören Sie auf, sich an die Brust zu schlagen; mir wäre dabei auch nichts weiter eingefallen. Aber der Profi, der für mich arbeitet, ist ein schlauer Fuchs. Er fälschte nach dem Foto, das er Kilgallen unter der Nase weggemopst hatte, ein Telefax und fuhr mit Papieren, die ihn als ›Osbert Kilgallen‹, den Adressaten, auswiesen, nach Paoli. Dort brachte er mit seinem väterlichen Benehmen und seinem aufrichtigen Gesicht eine junge Dame dazu, ihm die Sachen zu erzählen, die sie nur auf einen Gerichtsbeschluß hin hätte enthüllen dürfen – sehr traurig. Im allgemeinen hätte sie sich an eine einzelne Nachricht unter Hunderten gar nicht erinnert. Sie gehen ihr zu den Ohren hinein und aus den Fingerspitzen heraus und sind bis auf die abgelegten Mikrofilme verschwunden. Aber diese Dame gehört zu Bens Fans. Sie liest seine Kolumne jeden Abend – ein scheußliches Laster.« Jubal blinzelte. *»Dienst!«*

Anne erschien tropfnaß. »Erinnere mich daran«, sagte Jubal zu ihr, »einen Artikel über das Zwangslesen von Nachrichten zu schreiben. Der Inhalt wird sein, daß die meisten Neurosen auf die ungesunde Gewohnheit zurückgeführt werden können, sich in den Problemen von fünf Milliarden Fremder zu suhlen. Der Titel ist: ›Klatsch mit unbeschränkter Haftung‹ – nein, mache ›Wildgewordener Klatsch‹ daraus.«

»Boß, du wirst morbid.«

»Ich nicht. Alle anderen. Sorge dafür, daß ich das nächste Woche schreibe. Jetzt verschwinde, ich habe zu tun!« Er wandte sich Gillian zu. »Sie hörte Bens Namen – geriet in Erregung, weil sie mit einem ihrer Helden sprach… ärgerte sich jedoch, weil Ben nur für die Ton-, nicht aber für die Bildübermittlung bezahlt hatte. Oh, sie erinnert sich… und sie erinnert sich, daß die Gebühren in einer öffentlichen Telefonzelle eingeworfen wurden – und zwar in Washington.« »In Washington?« wiederholte Jill. »Warum sollte Ben aus…« »Natürlich!« stimmte Jubal verdrießlich zu. »Wenn er in einer Telefonzelle in Washington steht, kann er eine Ton- und Bildverbindung mit seinem Assistenten billiger, einfacher und schneller haben als ein Telefax, das über Hunderte von Meilen nach Washington *zurückgeschickt*

werden muß. Das ergibt keinen Sinn. Vielmehr, es ergibt nur einen Sinn. Fauler Zauber. Ben ist an faulen Zauber so gewöhnt wie eine Braut an Küsse. Er ist nicht der beste Reporter der Branche geworden, indem er seine Karten mit dem Bild nach oben ausgespielt hat.«

»Ben ist kein Reporter! Er ist Journalist!« »Verzeihung, ich bin in dem Bereich farbenblind. Vielleicht hat er geglaubt, sein Telefon werde überwacht, sein Telefaxer aber nicht. Oder er hatte den Verdacht, beide würden überwacht – und ließ seine Nachricht diesen Umweg machen, um jeden, der ihn belauschte, zu überzeugen, er sei verreist und werde so schnell nicht zurückkommen.« Jubal runzelte die Stirn. »In diesem Fall täten wir ihm keinen Gefallen, wenn wir ihn fänden. Wir könnten sein Leben gefährden.« »Jubal! Nein!«

»Jubal, ja«, gab er müde zurück. »Der Junge schlittert dicht am Abgrund entlang; so ist er zu seinem Ruf gekommen. Der Hase hat niemals mehr als zwei Sprünge Vorsprung vor dem Kojoten… diesmal ist es vielleicht auch nur einer. Jill, einer gefährlicheren Sache ist Ben nie auf den Grund gegangen. Wenn er freiwillig untergetaucht ist – möchten Sie dann die allgemeine Aufmerksamkeit darauf lenken? Kilgallen deckt ihn; Bens Kolumne erscheint jeden Tag. Ich habe es mir angelegen sein lassen, das nachzuprüfen.«

»Konserven-Artikel! Jedenfalls hat Mr. Kilgallen mir das erzählt.«

»Natürlich. Sie könnten einiges von seinen Serienartikeln über Korruption im Wahlkampf nehmen. So was ist immer ein garantierter Knüller. Vielleicht haben sie was auf Lager für einen derartigen Notfall. Oder vielleicht schreibt Kilgallen sie. Auf jeden Fall steht Ben Caxton offiziell immer noch auf seiner Seifenkiste. Vielleicht hat er es geplant, meine Liebe – weil er in solcher Gefahr war, daß er nicht einmal wagte, sich mit Ihnen in Verbindung zu setzen. Nun?«

Gillian blickte sich angstvoll um. Die Szenerie erschien ihr unerträglich schön und friedlich – ja geradezu bukolisch. Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. »Jubal… ich weiß einfach nicht, was ich tun soll!«

»Nicht doch«, brummte er. »Das Schlimmste, was ihm passieren kann, ist der Tod… und der steht uns allen bevor – in Tagen oder Wochen oder Jahren. Sprechen Sie mit Mike! In seinen Augen ist eine ›Dekarnierung‹ weniger zu fürchten als Schelte. Also, wenn ich Mike sagen würde, wir wollten ihn zum Dinner braten, würde er mir mit vor Rührung erstickter Stimme für die Ehre danken.«

»Ich weiß«, stimmte Jill gepreßt zu, »aber ich habe seine philosophische Einstellung nicht.«

»Ich auch nicht«, pflichtete Harshaw ihr fröhlich bei, »aber ich fange an, sie zu begreifen – und es ist für einen Mann meines Alters eine tröstliche Einstellung. Die Fähigkeit, das Unvermeidliche zu begrüßen – eigentlich habe ich sie mein ganzes Leben lang kultiviert… Aber dieses Kind, kaum alt genug, um zu wählen, und zu unerfahren, um Abstand von Pferdewagen zu halten, hat mich überzeugt, daß ich gerade erst den Kindergarten erreicht

habe. Jill, Sie fragten mich, ob Mike hierbleiben dürfe. Kind, niemals zuvor war mir ein Gast willkommener. Ich möchte diesen Jungen behalten, bis ich herausgefunden habe, was er weiß und ich nicht! Diese Sache mit der ›Dekarnierung‹… das ist nicht der Freudsche Todeswunsch – nichts von diesem ›Selbst der müdeste Fluß‹-Zeug – es ist mehr wie Stevensons ›Schön war mein Leben. Jetzt ist's an der Zeit, da leg' ich mich freiwillig nieder.‹ Ich habe den Verdacht, daß Stevenson entweder im Dunkeln gepfiffen hat oder sich der Schwindsuchtseuphorie erfreute. Mike dagegen hat mir halbwegs verkauft, daß er weiß, wovon er redet.«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Jill trübe. »Ich mache mir nur Sorgen um Ben.«

»Ich auch«, gestand Jubal. »Lassen Sie uns ein anderes Mal über Mike sprechen. Jill, ich glaube nicht, daß Ben sich versteckt.«

»Sie haben doch gesagt…«

»Entschuldigung. Meine Schnüffler haben sich nicht auf Bens Büro und Paoli Fiat beschränkt. Am Donnerstagmorgen kam Ben ins Medizinische Zentrum Bethesda. Bei ihm waren ein Rechtsanwalt und ein Unparteiischer Zeuge, nämlich James Oliver Cavendish, falls Sie sich in diesen Dingen auskennen.«

»Tue ich leider nicht.«

»Auch egal. Die Tatsache, daß Ben sich an Cavendish gewandt hatte, zeigt, wie ernst es ihm war; man jagt keine Kaninchen mit Elefantenbüchsen. Sie wurden zu dem ›Mann vom Mars‹ geführt…«

Gillian holte tief Luft. Dann rief sie: »Das ist unmöglich! Sie hätten nicht auf das richtige Stockwerk kommen können, ohne daß ich davon erfahren hätte.«

»Jill, man zweifelt die Aussage eines Unparteiischen Zeugen nicht an… und das war nicht irgendein Unparteiischer Zeuge. Wenn Cavendish es sagt, ist es wie das Evangelium.«

»Und wenn er einer der zwölf Apostel wäre! Auf meiner Station war er am Donnerstagmorgen der letzten Woche nicht.«

»Sie haben nicht zugehört. Ich habe nicht gesagt, sie seien zu Mike geführt worden. Ich sagte, man habe sie zu dem ›Mann vom Mars‹ geführt. Offenbar war es der falsche – der Kerl, den sie im Stereofernsehen gezeigt haben.«

»Oh. Natürlich. Und Ben hat sie entlarvt.«

Jubal verzog schmerzlich das Gesicht. »Kleines Mädchen, Ben hat sie nicht entlarvt. Das hat nicht einmal Cavendish getan – und er würde keinesfalls darüber sprechen. Sie wissen doch, wie sich Unparteiische Zeugen verhalten.«

»Ja… nein, das weiß ich nicht. Ich habe nie einen gesehen.«

»So? *Anne!*«

Anne stand auf dem Sprungbrett. Sie drehte den Kopf. Jubal rief: »Dieses Haus oben auf dem Berg – kannst du sehen, in welcher Farbe es gestrichen

ist?«

Anne sah hin, dann antwortete sie: »Auf dieser Seite ist es weiß.« Sie fragte weder nach dem Grund für die Frage, noch gab sie irgendeinen Kommentar ab.

Jubal wandte sich wieder Jill zu. »Verstehen Sie? Es kommt Anne nicht in den Sinn, einfach vorauszusetzen, die andere Seite sei ebenfalls weiß. Alle Pferde des Königs könnten sie nicht zwingen, sich festzulegen… es sei denn, sie könne hingehen und nachsehen – und selbst dann würde sie nicht voraussetzen, daß es weiß geblieben sei, nachdem sie weggegangen wäre.«

»Anne ist eine Unparteiische Zeugin?« »Graduiert, Lizenz auf Lebenszeit, zugelassen, vor dem Hohen Gerichtshof auszusagen. Manchmal frage ich sie, warum sie ihre Praxis aufgegeben habe. Aber nehmen Sie sich für diesen Tag nichts mehr vor – das Mädchen wird die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit herbeten, was Zeit kostet. – Zurück zu Mr. Cavendish. Ben engagierte ihn für uneingeschränkte Zeugenschaft, volle Offenbarung, ohne irgendeine Verpflichtung zur Geheimhaltung. Deshalb antwortete Cavendish, als er befragt wurde, in langweiliger Ausführlichkeit. Oben habe ich ein ganzes Band davon.

Interessant daran ist, was er *nicht* sagt. Er behauptet nirgendwo, der Mann, den sie sahen, sei *nicht* der Mann vorn Mars – aber kein Wort weist darauf hin, Cavendish habe das Exponat als den Mann vom Mars akzeptiert. Für den, der Cavendish kennt, ist das schlüssig. Hätte er Mike gesehen, würde er darüber mit solcher Genauigkeit berichtet haben, daß Sie und ich *wüßten,* es sei Mike gewesen. Zum Beispiel beschreibt Cavendish, welche Form die Ohren des Exponats hatten – und es paßt nicht auf Mikes Ohren. Quod erat demonstrandum; ihm, Ben und dem Rechtsanwalt wurde ein falscher Mann vom Mars gezeigt. Cavendish weiß es, doch darf er als Unparteiischer Zeuge keine Meinung äußern.«

»Ich habe es Ihnen doch gesagt! Die drei sind nicht einmal in die Nähe meiner Station gekommen.«

»Aber es verrät uns noch mehr. Dies geschah Stunden, bevor Sie Ihren Gefängnisausbruch inszenierten. Cavendish gibt für ihre Ankunft bei dem falschen Mann vom Mars die Zeit 9.14 Uhr am Donnerstag an. In diesem Augenblick hatte die Regierung Mike in ihrer Gewalt und hätte den echten Mike vorzeigen können. Trotzdem riskierte sie es, dem berühmtesten Unparteiischen Zeugen im Lande ein Double anzubieten. Warum?«

Er wartete. »Da fragen Sie mich?« gab Jill zurück. »Ich weiß es nicht. Ben sagte mir, er habe die Absicht, Mike zu fragen, ob er das Krankenhaus zu verlassen wünsche – und ihm zu helfen, wenn er darauf mit ›Ja‹ antworte.«

»Ben stellte die Frage tatsächlich – dem Double.«

»So? Aber, Jubal, sie konnten nicht wissen, daß Ben vorhatte, ihn… und Mike wäre sowieso nicht mit Ben gegangen.«

»Warum nicht? Später ist er mit Ihnen gegangen.«

»Ja – aber ich war sein ›Wasserbruder‹, so wie Sie es jetzt sind. Er hat diese verrückte Vorstellung, er könne jedem vertrauen, mit dem er ein Glas Wasser geteilt hat. Einem ›Wasserbruder‹ fügt er sich… bei jedem anderen ist er stur wie ein Maultier. Ben hätte ihn nicht von der Stelle gebracht.« Sie setzte hinzu: »Jedenfalls war das letzte Woche noch Mikes Art. Er verändert sich schrecklich schnell.«

»Ja, vielleicht zu schnell. Ich habe noch nie gesehen, daß sich Muskelgewebe so rasch entwickelt hätte. Ich hätte ihn wiegen sollen, als er hier ankam. Wie dem auch sei, zurück zu Ben – Cavendish berichtet, Ben habe ihn und den Rechtsanwalt, einen Mann namens Frisby, um neun Uhr einunddreißig abgesetzt und habe das Taxi behalten. Eine Stunde später gab er – oder jemand, der behauptete, Ben zu sein – diese telefonische Nachricht nach Paoli Fiat durch.«

»Sie glauben nicht, daß es Ben war?«

»Nein. Cavendish nannte die Nummer des Taxis, und meine Pfadfinder versuchten, einen Blick auf das Tagestourband zu werfen. Wenn Ben seine Kreditkarte benutzt hätte, müßte seine Kontonummer auf dem Band sein. Aber selbst wenn er Münzen in den Zahlschlitz geworfen hätte, müßte aus dem Band hervorgehen, wo das Taxi gewesen ist.«

»Und?«

Harshaw zuckte die Achseln. »Die Aufzeichnungen zeigen, daß das Taxi am Donnerstagvormittag gar nicht benutzt wurde, weil es in der Reparaturwerkstatt war. Also entweder hat sich ein Unparteiischer Zeuge die Nummer des Taxis nicht richtig gemerkt, oder jemand hat an der Aufzeichnung herumgepfuscht.« Er dachte nach. »Vielleicht käme eine Jury zu dem Schluß, auch ein Unparteiischer Zeuge könne eine Nummer falsch ablesen, besonders wenn er nicht aufgefordert war, sie sich zu merken. Ich glaube das allerdings nicht – nicht, wenn es sich bei dem Zeugen um James Oliver Cavendish handelt. Er wäre sich entweder sicher, oder die Nummer würde in seinem Bericht gar nicht erwähnt.«

Harshaws Gesicht war finster. »Jill, Sie zwingen mich, meine Nase in diese Angelegenheit zu stecken, und das gefällt mir nicht. Das gefällt mir ganz und gar nicht! Auch vorausgesetzt, daß Ben diese Nachricht geschickt haben könnte, ist es immer noch höchst unwahrscheinlich, daß er imstande gewesen wäre, die Aufzeichnungen dieses Taxis zu fälschen… und welchen Grund hätte er dazu haben sollen? Ben hat sich an irgendeinen Ort begeben – und jemand, der Zugang zu den Aufzeichnungen eines öffentlichen Transportmittels hat, gab sich viel Mühe, zu verbergen, wo das ist. Zu diesem Zweck hat er auch eine falsche Nachricht geschickt, damit niemand merkt, daß Ben verschwunden ist.«

»›Verschwunden!‹ Entführt, meinen Sie!«

»Nicht so laut, Jill. ›Entführt‹ ist ein schmutziges Wort.«

»Es ist das einzige Wort! Jubal, wie können Sie dasitzen, wenn sie es von

den Dächern schreien…«

»Hören Sie auf damit, Jill! Statt entführt könnte Ben auch tot sein.«

Gillian sackte zusammen. »Ja«, stimmte sie trübsinnig zu. »Davor habe ich wohl wirklich Angst.«

»Ich auch. Aber wir wollen annehmen, er sei noch am Leben, bis wir seine Gebeine sehen. Jill, was ist bei einer Entführung die größte Gefahr? Nein, beanspruchen Sie Ihr hübsches Köpfchen nicht allzu sehr. Ich werde es Ihnen sagen. Es ist die mit großem Geschrei verbundene Verfolgung der Entführer – weil ein verängstigter Kidnapper sein Opfer fast immer tötet. Haben Sie mal darüber nachgedacht?«

Gillian blickte jammervoll drein. Harshaw fuhr behutsam fort: »Ich bin gezwungen, zu sagen, daß Ben wahrscheinlich tot ist. Er ist schon zu lange verschwunden. Aber wir haben ausgemacht, daß wir annehmen wollen, er lebe noch. Jetzt haben Sie die Absicht, nach ihm zu suchen. Gillian, wie wollen Sie das anstellen, ohne das Risiko zu vergrößern, daß Ben von den unbekannten Personen, die ihn entführt haben, umgebracht wird?«

»Äh – wir wissen doch, wer sie sind!«

»So?«

»Natürlich! Das sind die gleichen Leute, die Mike gefangenge
halten haben – die Regierung!« Harshaw schüttelte den Kopf. »Das wissen wir nicht. Das ist nur eine Annahme, die auf dem beruht, was Ben als letztes gemacht hat. Aber das bedeutet keine Gewißheit. Ben hat sich mit seiner Spalte viele Feinde gemacht, und nicht alle von ihnen sind in der Regierung. Mir fallen auf Anhieb mehrere Leute ein, die ihn nur zu gerne umbringen würden – und damit durchkämen. Allerdings…« – Harshaw runzelte die Stirn – »Ihre Vermutung ist alles, worauf wir aufbauen können. Sie ist jedoch zu allgemein. ›Die Regierung‹ bedeutet mehrere Millionen Menschen. Wir müssen uns fragen: Wem ist auf die Zehen getreten worden? Welchen Individuen?«

»Ich habe es Ihnen doch erzählt, Jubal, genau wie Ben es mir erzählt hat. Dem Generalsekretär persönlich.«

»Nein«, widersprach Harshaw. »Ganz gleich, wer was getan hat, wenn es mit Gewalt verbunden oder illegal ist, kann es nicht der Generalsekretär gewesen sein, auch wenn er davon profitiert. Niemand könnte beweisen, daß er auch nur davon gewußt hat. Wahrscheinlich hat er auch nichts gewußt – nichts von Gewaltanwendung. Jill, wir müssen herausfinden, welcher Lieutenant im Lakaienstab des Generalsekretärs diese Operation leitet. Das ist nicht so hoffnungslos, wie es klingt – glaube ich. Als Ben zu diesem Double geführt wurde, war einer von Douglas' Assistenten dabei. Erst versuchte er, es Ben auszureden, dann begleitete er ihn. Jetzt sieht es so aus, als sei dieser Oberlakai seit letztem Donnerstag ebenfalls außer Sicht geraten. Das halte ich nicht für einen Zufall, da er offenbar die Verantwortung für den falschen ›Mann vom Mars‹ hatte. Wenn wir ihn finden, finden wir vielleicht auch Ben. Gilbert Berquist ist sein Name, und ich

habe Grund zu der Vermutung…«

»Berquist?«

»So heißt er. Ich habe Grund zu der Vermutung – Jill, was ist los? Fallen Sie mir nicht in Ohnmacht, ich werfe Sie sonst in den Pool!«

»Jubal, dieser ›Berquist‹… – gibt es mehr als einen Berquist?«

»Wie? Das nehme ich an. Er scheint ein bißchen etwas von einem Schweinehund zu haben, deshalb mag es bloß einen geben. Ich meine den im Verwaltungsstab. Kennen Sie ihn?«

»Ich weiß nicht. Aber wenn es derselbe ist… Ich glaube nicht, daß es Sinn hat, nach ihm zu suchen.«

»Hmm… reden Sie, Mädchen!«

»Jubal… es tut mir schrecklich leid – aber ich habe Ihnen nicht alles gesagt.«

»Das tun die Leute selten. Na los, heraus damit!«

Stockend und stammelnd berichtete Gillian von den Männern, die verschwunden waren. »Und das ist alles«, schloß sie traurig. »Ich schrie und machte Mike Angst… und er versetzte sich in diese Trance – und dann hatte ich *schreckliche* Mühe, ihn herzubekommen. Das habe ich Ihnen alles erzählt.«

»Hmm… ja. Ich wünschte, Sie hätten mir das auch erzählt.«

Gillian wurde rot. »Ich dachte, kein Mensch würde mir glauben. Und ich fürchtete mich. Jubal, kann man uns etwas tun?«

»Wie bitte?« fragte Jubal überrascht.

»Uns ins Gefängnis stecken oder so etwas?«

»Oh. Meine Liebe, es ist kein Verbrechen, bei einem Wunder anwesend zu sein. Auch nicht, eins zu wirken. Aber dies hat mehr Aspekte, als eine Katze Haare hat. Lassen Sie mich nachdenken.«

Jubal saß etwa zehn Minuten still da. Dann öffnete er die Augen. »Ich sehe Ihr Problemkind nicht. Wahrscheinlich liegt er am Boden des Pools…«

»So ist es.« »…deshalb springen Sie jetzt hinein, und holen Sie ihn! Bringen Sie ihn in mein Arbeitszimmer! Ich möchte sehen, ob er das wiederholen kann… und Zuschauer wollen wir nicht. Nein, einen brauchen wir doch. Sagen Sie Anne, sie soll ihre Zeugenrobe anziehen – ich brauche sie in ihrer offiziellen Eigenschaft. Und Duke brauche ich auch.« »Ja, Boß.« »Sie sind nicht privilegiert, mich ›Boß‹ zu nennen; ich kann Sie nicht von der Steuer absetzen.« »Ja, Jubal.« »Das ist schon besser. Hmm… Ich wünschte, wir hätten jemanden, der nie vermißt werden würde. Bringt Mike das Kunststück auch mit unbelebten Gegenständen fertig?« »Das weiß ich nicht.« »Wir werden es feststellen. Holen Sie ihn heraus und wecken Sie ihn auf!« Jubal blinzelte. »Welch eine Möglichkeit, jemanden loszuwerden, wenn – nein, ich darf mich nicht in Versuchung führen lassen. Wir sehen uns oben, Mädchen.«

12. KAPITEL

Ein paar Minuten später meldete sich Jill in Jubals Arbeitszimmer. Anne war da in der weißen Robe ihrer Gilde. Sie blickte auf, sagte jedoch nichts. Jill nahm sich einen Stuhl und verhielt sich ruhig, denn Jubal diktierte Dorcas, ohne sich stören zu lassen.

»…sickerte unter der ausgestreckten Leiche hervor, durchweichte eine Ecke des Teppichs und sammelte sich in einer dunkelroten Lache vor dem Kamin, wo es die Aufmerksamkeit zweier beschäftigungsloser Fliegen auf sich zog. Miss Simpson schlug die Hände vor den Mund. ›O Gott!‹ rief sie bestürzt, ›Daddys Lieblingsteppich!… und Daddy auch, glaube ich.‹ Ende des Kapitels, Dorcas, und der ersten Teillieferung. Schick sie ab. Los!«

Dorcas nahm ihre Stenomaschine, lächelte Jill zu und ging. Jubal fragte: »Wo ist Mike?« »Zieht sich an«, antwortete Gillian. »Er wird gleich kommen.«

»›Zieht sich an‹?« wiederholte Jubal gereizt. »Ich habe nichts davon gesagt, für die Veranstaltung sei Gesellschaftskleidung vorgeschrieben.« »Aber er muß sich anziehen.« »Warum? Es ist doch völlig wurst, ob ihr Kinder Haut oder Übermäntel tragt. Jagen Sie ihn herein!« »Bitte, Jubal. Er muß einfach lernen, sich zu benehmen. Ich gebe mir doch solche Mühe.« »Humph! Sie zwingen ihm Ihre eigene engstirnige, buchstabengläubige Mittelklassenmoral auf. Glauben Sie nur nicht, ich hätte das nicht bemerkt.« »Das tue ich nicht! Seine Moral interessiert mich nicht. Ich lehre ihn nur die notwendigen Bräuche.« »Bräuche, Moral – ist da ein Unterschied? Weib, hier haben wir durch die Gnade Gottes und eine innere Geradlinigkeit einen Charakter, der unberührt von den psychotischen Tabus unseres Stammes ist – und *Sie* wollen ihn in eine Kopie jedes viertklassigen Konformisten in diesem angsterfüllten Land verwandeln! Warum machen Sie nicht Nägel mit Köpfen? Besorgen Sie ihm eine Aktentasche, und lassen Sie sie ihn durch die Gegend tragen. Lassen Sie ihn Scham empfinden, wenn er keine hat.«

»Ich tue nichts dergleichen! Ich versuche nur, ihn aus Schwierigkeiten herauszuhalten. Es ist zu seinem eigenen Besten.«

Jubal schnaubte. »Das ist die Entschuldigung, die man dem Kater vor seiner Operation nannte.«

»Oh!« Offenbar zählte Jill bis zehn. Sie erklärte kalt: »Dies ist Ihr Haus, Doktor Harshaw, und wir stehen in Ihrer Schuld. Ich werde Michael sofort holen.« Sie stand auf.

»Lassen Sie das, Jill!«

»Sir?«

»Setzen Sie sich – und versuchen Sie nicht, so ekelhaft zu sein wie ich; Ihnen fehlt meine jahrelange Übung. Jetzt wollen wir etwas richtigstellen. Sie können unmöglich in meiner Schuld stehen, weil ich *nie* etwas tue, das ich nicht tun möchte. Das tut niemand, aber in meinem Fall ist es so, daß ich es weiß. Deshalb, bitte, erfinden Sie keine Schuld, die nicht existiert, denn sonst werden Sie als nächstes versuchen, Dankbarkeit zu empfinden – und das ist der heimtückische erste Schritt zum vollständigen moralischen

Absinken. Groken Sie das?«

Jill biß sich auf die Lippe, dann grinste sie. »Ich bin mir nicht sicher, was ›Groken‹ bedeutet.«

»Ich auch nicht. Ich beabsichtige, weiter bei Mike Unterricht zu nehmen, bis ich es weiß. Aber was ich gesagt habe, war ernst gemeint. ›Dankbarkeit‹ ist ein Euphemismus für Groll. Bei den meisten Menschen macht es mir nichts aus, wenn sie mir grollen, nur wenn hübsche kleine Mädchen es tun, ist es scheußlich.«

»Ich grolle Ihnen doch nicht, Jubal – das ist töricht.« »Ich hoffe, Sie tun es nicht… aber Sie werden es tun, wenn Sie aus Ihrem Gehirn diese Täuschung nicht ausrotten, Sie stünden in meiner Schuld. Die Japaner haben fünf Möglichkeiten, ›danke‹ zu sagen – und jede kann mit Groll in verschiedenen Abstufungen übersetzt werden. Ich wollte, Englisch hätte die gleiche eingebaute Ehrlichkeit! Statt dessen kann die englische Sprache Gefühle definieren, die zu erleben das menschliche Nervensystem nicht fähig ist. Zum Beispiel ›Dankbarkeit‹.«

»Jubal, Sie sind ein zynischer alter Mann. Ich bin Ihnen tatsächlich dankbar, und ich werde es auch bleiben.«

»Sie sind ein sentimentales junges Mädchen. Das macht uns zu einem sich ergänzenden Paar. Fahren wir zu einem Weekend gesetzwidriger Ausschweifungen nach Atlantic City, nur wir beide.«

»Aber Jubal!«

»Sehen Sie, wie weit Ihre Dankbarkeit reicht, sobald ich mich darauf verlasse?« »Oh. Ich bin bereit. Wann fahren wir?« »Hummpf! Wir hätten vor vierzig Jahren fahren sollen. Der zweite Punkt ist, daß Sie recht haben. Mike muß menschliche Bräuche lernen. Er muß in einer Moschee seine Schuhe ausziehen, seinen Hut in einer Synagoge aufbehalten und seine Blöße bedecken, wenn ein Tabu es verlangt. Andernfalls werden ihn unsere Schamanen wegen Abweichlertum verbrennen. Aber, Kind, bei den Myriaden Erscheinungsformen Ahrimans, verpassen Sie ihm keine Gehirnwäsche. Vergewissern Sie sich, daß er sich zynisch dazu stellt.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich das kann. Mike hat anscheinend keine Spur von Zynismus in sich.« »So? Dann werde ich Ihnen helfen. Müßte er inzwischen nicht angezogen sein?« »Ich werde nachsehen.«

»Warten Sie noch einen Augenblick, Jill, ich habe Ihnen erklärt, warum ich wenig Lust habe, irgendwen zu beschuldigen, er habe Ben entführt. Falls Ben widerrechtlich festgehalten wird (um es in der harmlosesten Form auszudrücken), bedrängen wir niemanden so, daß er Beweismaterial loswerden will, indem er Ben los wird. Falls Ben am Leben ist, hat er eine Chance, am Leben zu bleiben. Aber ich habe in der ersten Nacht, die Sie hier verbracht haben, andere Schritte unternommen. Sind Sie bibelfest?«

»Äh… nicht besonders.«

»Die Bibel verdient ein gründliches Studium, denn sie enthält praktische Hinweise für die meisten Notlagen. ›Wer Arges tut, der haßt das Licht…‹ Johannes, soundsovieltes Kapitel, Jesus zu Nikodemus. Ich habe mit einem Versuch gerechnet, Mike von uns wegzuholen, denn ich hielt es nicht für wahrscheinlich, daß Sie Ihre Spur verwischt haben. Das ist hier ein einsamer Ort, und schwere Artillerie besitzen wir nicht. Doch es gibt eine Waffe, die unsere Gegner aufhalten kann. Licht. Das gleißende Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit. Deshalb habe ich dafür gesorgt, daß jeder Krawall, den es hier geben mag, Publicity haben wird. Nicht nur ein bißchen, bei dem man hinterher immer noch alles vertuschen könnte, sondern Menschenmassen als Zuschauer, weltweit und alles auf einmal. Einzelheiten spielen keine Rolle – wo Kameras montiert sind und welche Leitungen gelegt worden sind –, aber wenn es hier zum Kampf kommt, wird er von drei Sendernetzen übertragen, und Aufzeichnungen werden an eine Auswahl von VIP's gehen – von denen alle unseren ehrenwerten Generalsekretär liebend gern einmal mit heruntergelassenen Hosen erwischen würden.«

Harshaw runzelte die Stirn. »Diese Verteidigungsstrategie hat allerdings einen Schwachpunkt. Ich kann die Sache nicht für unbegrenzte Zeit in der Schwebe halten. Als ich sie arrangierte, war meine einzige Sorge, schnell genug zu sein – ich rechnete mit einem sofortigen Angriff. Jetzt glaube ich, daß wir die Gegenseite zum Handeln zwingen müssen, solange die Scheinwerfer noch auf uns gerichtet sind.«

»Zu welchem Handeln, Jubal?«

»Wenn ich das nur wüßte. Ich habe mir in den letzten drei Tagen den Kopf darüber zerbrochen. Sie haben mir einen Schimmer von einer Näherungslösung mit der Geschichte von den Ereignissen in Bens Apartment gegeben.«

»Es tut mir leid, daß ich es Ihnen nicht früher erzählt habe, Jubal. Ich dachte, niemand werde mir glauben – und es ist ein gutes Gefühl, daß Sie es tun.«

»Ich habe nicht gesagt, ich glaubte Ihnen.«

»Was? Aber Sie…«

»Ich denke, Sie haben die Wahrheit gesagt, Jill. Aber ein Traum ist auf seine Weise auch eine wahre Erfahrung, und ebenso ist es eine hypnotische Illusion. Was in der nächsten Stunde in diesem Raum geschieht, wird jedoch eine Unparteiische Zeugin beobachten, außerdem Kameras, die…« – er drückte einen Knopf – »jetzt laufen. Ich glaube nicht, daß Anne hypnotisiert werden kann, während sie im Dienst ist, und daß es bei Kameras unmöglich ist, darauf möchte ich wetten. Wir werden herausfinden, mit welcher Art von Wahrheit wir es zu tun haben. Danach können wir überlegen, wie wir die Mächtigen dieser Welt zwingen können, Flagge zu zeigen… und vielleicht finden wir außerdem einen Weg, Ben zu helfen. Holen Sie Mike!«

*

An Mikes Verspätung war nichts Geheimnisvolles. Er hatte seinen linken Schnürsenkel mit dem rechten zusammengebunden, war aufgestanden, hatte sich selbst ein Bein gestellt, war hingefallen und hatte die Knoten beinahe hoffnungslos fest zusammengezogen. Den Rest der Zeit hatte er damit verbracht, seine unangenehme Lage zu analysieren, die Knoten langsam zu lösen und die Schnürsenkel richtig zusammenzubinden. Er war sich nicht bewußt, dafür lange gebraucht zu haben. Es bekümmerte ihn jedoch, daß es ihm nicht gelungen war, etwas, das Jill ihn gelehrt hatte, korrekt zu wiederholen. Als sie kam, ihn zu holen, beichtete er sein Versagen, obwohl er den Schaden bereits repariert hatte.

Jill beruhigte ihn, kämmte sein Haar und führte ihn ins Arbeitszimmer. Harshaw blickte auf. »Hei, Sohn. Setz dich!«

»Hei, Jubal«, antwortete Valentin Michael Smith ernst, setzte sich und wartete. Jill mußte sich von dem Eindruck befreien, daß Smith sich tief verneigt hatte. Tatsächlich hatte er noch nicht einmal mit dem Kopf genickt.

Harshaw fragte: »Nun, Junge, was hast du heute gelernt?«

Smith lächelte glücklich. Wie immer antwortete er auch jetzt erst nach einer Pause. »Ich habe heute einen anderthalbfachen Auerbachsprung gelernt. Das ist eine Möglichkeit, in unser Wasser einzutauchen, indem man…«

»Ich weiß, ich habe dich gesehen. Halte die Zehen ausgestreckt, die Knie durchgedrückt und die Füße zusammen!«

Smith blickte unglücklich drein. »Ich habe es nicht richtig gemacht?«

»Du hast es sehr richtig gemacht, für das erste Mal. Sieh dir an, wie Dorcas springt! Sie macht noch nicht einmal Wellen.«

Smith dachte nach. »Das Wasser grokt Dorcas. Es liebt ihn.«

»›Sie‹. Dorcas ist eine ›Sie‹, kein ›Er‹.«

»›Sie‹«, berichtigte Smith sich. »Dann war mein Sprechen falsch? Ich habe in Websters neuem internationalem Lexikon der englischen Sprache, dritte Ausgabe, erschienen in Springfield, Massachusetts, gelesen, daß die männliche Form die weibliche einschließt. In Hagworths Vertragsrecht, fünfte Ausgabe, Chicago, Illinois, 1978, steht auf Seite 1012…«

»Stop«, unterbrach Harshaw ihn hastig. »Der Fehler liegt nicht bei dir, sondern bei der englischen Sprache. Die männliche Form schließt tatsächlich die weibliche ein, wenn man im allgemeinen spricht, aber nicht, wenn man eine bestimmte Person meint. Dorcas ist immer ›Sie‹ und nicht ›Er‹.«

»Ich werde es mir merken.«

»Daran tust du gut, sonst könntest du Dorcas dazu provozieren, dir zu beweisen, wie weiblich sie ist.« Harshaw blinzelte nachdenklich. »Jill, schläft der Junge mit Ihnen? Oder mit einer von euch?«

Jill zögerte, dann antwortete sie ausdruckslos: »Soviel ich weiß, tut Mike so etwas überhaupt nicht.«

»Sie sind meiner Frage ausgewichen.«

»Dann können Sie davon ausgehen, daß das meine Absicht war. Doch er schläft nicht mit *mir.*«

»Hmm… verdammt, noch mal, mein Interesse ist rein wissenschaftlich. Ist ja auch egal. Versuchen wir halt mal eine andere Form der Befragung. Mike, was hast du sonst noch gelernt?«

»Ich habe zwei Möglichkeiten gelernt, mir die Schuhe zu binden. Die eine ist nur gut zum Hinfallen. Die andere ist gut zum Gehen. Und ich habe Konjugieren gelernt. Ich bin, du bist, er sie es ist, wir sind, ihr seid, sie sind, ich war, du warst…«

»Okay, das reicht. Was sonst noch?«

Mike lächelte selig. »Seit gestern lerne ich, den Traktor zu fahren, herrlich, herrlich und in Schönheit.«

»Was?« Jubal wandte sich Jill zu. »Wann war das?«

»Gestern, als Sie Ihren Mittagsschlaf hielten, Jubal. Das geht in Ordnung. Duke hat aufgepaßt, daß er sich nicht verletzt.« »Hmm… Na, offensichtlich hat er sich nicht verletzt. Mike, hast du gelesen?«

»Ja, Jubal.«

»Was?«

»Ich habe gelesen«, rezitierte Mike, »drei weitere Bände der Enzyklopädia, Mary bis Mushe, Mushr bis Ozon, P bis Planti. Du hast gesagt ich soll von der Enzyklopädie nicht zuviel auf einmal lesen, deshalb habe ich danach aufgehört. Dann habe ich die Tragödie von Romeo und Julia von Meister William Shakespeare aus London gelesen. Dann habe ich die Memoiren von Jacques Casanova de Seingalt gelesen, ins Englische übersetzt von Francis Wellman. Dann habe ich versucht, zu groken, was ich gelesen hatte, bis Jill mir sagte, ich müsse zum Frühstück kommen.«

»Und hast du es gegrokt?«

Smith antwortete bekümmert: »Jubal, ich weiß es nicht.«

»Macht dir etwas Schwierigkeiten?«

»Ich groke das, was ich gelesen habe, nicht in seiner ganzen Fülle. In der Geschichte, die von Meister William Shakespeare geschrieben ist, empfand ich reines Glück über den Tod Romeos. Dann las ich weiter und erfuhr, er habe sich zu früh dekarniert – jedenfalls glaubte ich, es so gegrokt zu haben. Warum?«

»Er war ein verdammter junger Idiot.«

»Verzeihung?«

»Ich weiß es nicht, Mike.«

Smith dachte darüber nach. Dann murmelte er etwas auf marsianisch und setzte hinzu: »Ich bin nur ein Ei.«

»Was? Das sagst du immer, wenn du willst, daß man dir einen Gefallen tut, Mike. Um was geht es diesmal?«

Smith zögerte. Schließlich platzte er heraus: »Jubal, mein Bruder, würdest du bitte Romeo fragen, warum er sich dekarniert hat? Ich kann ihn nicht fragen; ich bin nur ein Ei. Aber du kannst es – und dann könntest du mich lehren, es zu groken.«

Während der nächsten Minuten wurde die Konversation außerordentlich verworren. Jubal begriff sofort, daß Mike glaubte, Romeo de Montague sei ein lebendes, atmendes Wesen gewesen. Nun verlangte Mike, daß er, Jubal, Romeos Geist heraufbeschwören und von ihm Erklärungen für sein Verhalten im Fleisch verlangen solle. Dies versetzte Jubals festgefügten intellektuellen Konzepten einen nicht unwesentlichen Schock. Doch zu erklären, daß die Capulets und Montagues niemals eine materielle Existenz gehabt hatten, war eine andere Sache. Das Konzept der Fiktion lag nicht in Mikes Erfahrungsbereich; da war nichts, worauf es hätte ruhen können. Jubals Versuche, es auseinanderzusetzen, regten Mike so auf, daß Jill fürchtete, er werde sich gleich zu einer Kugel zusammenrollen.

Mike erkannte, wie gefährlich nahe er dieser Notwendigkeit gekommen war. Er hatte inzwischen gelernt, daß er in Gegenwart von Freunden darin keine Zuflucht suchen durfte, weil es bei ihnen (mit Ausnahme seines Bruders Dr. Nelson) emotionale Störungen hervorrief. So nahm er sich gewaltig zusammen, verlangsamte sein Herz, beruhigte seine Gefühle und lächelte. »Ich will warten, bis das Groken von selbst kommt.«

»Gut.« Jubal nickte. »Von jetzt an fragst du mich oder Jill oder sonst jemanden, bevor du etwas liest, ob es Fiktion ist oder nicht. Ich möchte nicht, daß du alles durcheinanderbringst.«

»Ich werde fragen, Jubal.« Mike sagte sich, daß er, sobald er diese seltsame Idee grokte, es den Alten in seiner ganzen Fülle berichten mußte… und ertappte sich bei dem Gedanken, ob die Alten wohl über ›Fiktion‹ Bescheid wußten. Die unglaubliche Idee, den Alten könne etwas ebenso fremd sein wie ihm, war noch viel revolutionärer (oder sogar häretisch) als das unheimliche Konzept der Fiktion, das er zum Abkühlen und zur späteren Meditation beiseitelegte.

»…aber ich habe dich nicht hereingerufen«, sagte sein Bruder Jubal, »um über Formen der Literatur zu diskutieren. Mike, erinnerst du dich an den Tag, als Jill dich aus dem Krankenhaus wegbrachte?«

»›Krankenhaus‹?« wiederholte Mike.

»Ich bin mir nicht sicher, Jubal«, unterbrach Jill, »ob Mike wußte, daß es ein Krankenhaus war. Ich habe ihm jedenfalls nichts davon erzählt. Darf ich es versuchen?«

»Nur los!«

»Mike, du erinnerst dich doch, wo du warst, wo du allein in einem Zimmer gelebt hast, bevor ich dich anzog und wegbrachte.«

»Ja, Jill.«

»Dann gingen wir an einen anderen Ort, und ich zog dich aus und badete

dich.«

In der Erinnerung daran lächelte Smith. »Ja. Es war große Glückseligkeit.«

»Dann trocknete ich dich ab – und es kamen zwei Männer.«

Smith' Lächeln war wie weggewischt. Er erlebte diesen kritischen Wendepunkt in seinen Gedanken erneut. Voller Schrecken dachte er daran zurück, wie er den falschen Weg gewählt und dadurch seinen Wasserbruder verletzt hatte. Er begann zu zittern und sich zusammenzukrümmen.

Jill befahl: »Mike! Hör auf damit! Wage es ja nicht, wegzugehen!«

Mike gelang es, sich zu beherrschen, und er tat, was sein Wasserbruder von ihm verlangte. »Ja, Jill.«

»Hör zu, Mike! Ich möchte, daß du an diese Zeit denkst – aber du darfst dich nicht aufregen. Da waren zwei Männer. Einer von ihnen zog dich ins Wohnzimmer hinaus.«

»In den Raum mit dem frohen Gras«, stimmte er zu.

»Das ist richtig. Er zog dich in den Raum mit dem Grasfußboden, und ich versuchte, ihn daran zu hindern. Er schlug mich. Dann war er fort. Du erinnerst dich?«

»Du bist nicht böse?«

»Was? Nein, nein, überhaupt nicht. Der eine Mann verschwand, der andere richtete eine Waffe auf ich – und dann war er fort.

Ich fürchtete mich – aber ich war nicht böse.«

»Du bist jetzt nicht böse auf mich?«

»Mike, Lieber – ich bin *niemals* böse auf dich gewesen. Jubal und ich möchten wissen, was passiert ist. Diese beiden Männer waren da. Du tatest etwas… und sie waren fort. Was hast du getan? Kannst du uns das sagen?«

»Ich will es sagen. Der Mann – der große Mann – schlug dich… und ich fürchtete mich auch. Deshalb…« Er krächzte etwas auf marsianisch und blickte verwirrt drein. »Ich kenne die Wörter nicht.«

Jubal fragte: »Mike, kannst du uns das mit anderen Worten erklären?«

»Ich will es versuchen, Jubal. Etwas ist vor mir. Es ist verkehrt und darf nicht sein. Deshalb greife ich hinaus…« Er sah Jubal perplex an. »Es ist ganz einfach. Das kann doch jeder. Schnürsenkel binden ist viel schwieriger. Aber die Wörter sind nicht da. Es tut mir leid.« Er dachte nach. »Vielleicht sind die Wörter in Plants bis Raym oder in Rayn bis Sarr oder in Sarrs bis Sorc. Ich werde die Bücher heute nach lesen und es dir beim Frühstück sagen.«

»Vielleicht«, räumte Jubal ein. »Nur noch eine Minute, Mike.« Er ging in eine Ecke und kehrte mit einem Karton zurück, in dem Brandy gewesen war. »Kannst du das verschwinden lassen?«

»Ist es verkehrt?«

»Na, nehmen wir an, es sei verkehrt.«

»Aber – Jubal, ich muß *wissen,* daß es verkehrt ist. Das ist ein Karton. Ich groke nicht, daß seine Existenz verkehrt ist.«

»Hmm… Angenommen, ich nähme den Karton und würfe ihn auf Jill? Wenn ich ihn so hart werfen würde, daß er Jill verletzt?«

Smith erklärte mit sanfter Traurigkeit: »Jubal, so etwas würdest du Jill nicht antun.«

»Äh… verdammt noch mal, das glaube ich auch nicht. Jill, würden Sie den Karton auf mich werfen? Fest – es muß wenigstens eine Kopfschwartenwunde geben, wenn Mike mich nicht schützen kann.«

»Jubal, das gefällt mir nicht.«

»Oh, machen Sie schon! Im Interesse der Wissenschaft… und Ben Caxtons.«

»Aber…« Jill sprang auf, packte den Karton und schleuderte ihn gegen Jubals Kopf. Jubal hatte die Absicht gehabt, unbeweglich stehenzubleiben. Doch der Reflex siegte; er duckte sich.

»Daneben«, stellte er fest. »Zum Kuckuck, ich habe nicht aufgepaßt. Ich wollte das Ding die ganze Zeit im Auge behalten.« Er sah zu Smith hinüber. »Mike, ist das… Was ist los, Junge?«

Der Mann vom Mars zitterte und blickte unglücklich drein. Jill nahm ihn in die Arme. »Nun, nun, ist ja gut, Lieber! Du hast das wunderschön gemacht. Der Karton hat Jubal nicht berührt. Er verschwand einfach.«

»Das muß er wohl.« Jubal blickte ringsum und kaute auf seinem Daumen. »Anne, hast du aufgepaßt?«

»Ja.«

»Was hast du gesehen?«

»Der Karton war nicht auf einmal weg. Der Prozeß nahm einen Sekundenbruchteil in Anspruch. Von da, wo ich sitze, schien er zu schrumpfen, als verschwinde er in der Ferne. Aber er hat diesen Raum nicht verlassen. Ich konnte ihn bis zum letzten Augenblick sehen.«

»Wohin ist er verschwunden?«

»Das ist alles, was ich berichten kann.«

»Hmm… wir werden uns die Filme später ansehen – aber ich bin überzeugt, Mike…«

»Ja, Jubal?«

»Wo ist dieser Karton?«

»Der Karton ist…« Smith brach ab. »Wieder habe ich keine Wörter. Es tut mir leid.«

»Ich bin ganz durcheinander. Sohn, kannst du hineingreifen und ihn herausholen?«

»Verzeihung?«

»Du hast ihn verschwinden lassen. Jetzt laß ihn zurückkommen.«

»Wie kann ich das? Der Karton ist *nicht.«*

Jubal wirkte sehr nachdenklich. »Sollte diese Methode populär werden, müßten die Gesetze bezüglich des corpus delicti geändert werden, ›Ich habe da eine kleine Liste… man wird sie nie vermissen.‹ Jill, laß uns nach etwas

suchen, das nicht ganz so tödlich ist. Dieses Mal werde ich meine Augen offenhalten. Mike, wie nahe daran mußt du sein?«

»Verzeihung?«

»Wenn du im Flur gewesen wärest und ich hätte hinten am Fenster gestanden – das sind etwa dreißig Fuß –, hättest du dann den Karton daran hindern können, mich zu treffen?«

Smith zeigte leichte Verwunderung. »Ja.«

»Hmm… komm ans Fenster! Angenommen, Jill und ich wären auf der anderen Seite des Pools und du wärst hier. Hättest du den Karton aufhalten können?«

»Ja, Jubal.«

»Nun… angenommen, Jill und ich wären unten am Tor, eine Viertelmeile entfernt. Nehmen wir einmal an, wir würden auf dieser Seite der Büsche stehen – neben dem Tor, wo du uns noch deutlich sehen kannst. Ist das zu weit?«

Smith zögerte. »Jubal, es ist nicht die Entfernung. Es ist nicht das Sehen. Es ist das Wissen.«

»Hmm… paß auf, ob ich es groke. Es kommt nicht darauf an, wie weit weg es ist. Du brauchst es nicht einmal zu sehen. Wenn du weißt, daß etwas Schlechtes geschieht, kannst du es verhindern. Richtig?«

Smith wurde unruhig. »Beinahe richtig. Aber ich bin noch nicht lange aus dem Nest. Zum Wissen muß ich sehen. Ein Alter braucht keine Augen, um zu wissen. Er weiß. Er grokt. Er handelt. – Es tut mir leid.«

»Ich weiß nicht, warum es dir leid tut«, murmelte Jubal. »Der Hohe Minister für Frieden würde dich vor zehn Minuten als ›Streng geheim‹ klassifiziert haben.«

»Verzeihung?«

»Laß nur! Was du tust, ist gut genug für die Gegend hier.« Jubal kehrte an seinen Schreibtisch zurück, nahm einen schweren Aschenbecher in die Hand. »Jill, zielen Sie nicht auf mein Gesicht. Dieses Ding hat scharfe Kanten. Okay, Mike, geh hinaus auf den Flur!«

»Jubal… mein Bruder… *bitte* nicht!«

»Was ist? Du hast das vorhin phantastisch gemacht. Ich hätte gern eine weitere Demonstration – und diesmal werde ich meine Augen nicht abwenden.«

»Jubal…«

»Ja, Jill?«

»Ich groke, was Mike beunruhigt.«

»Dann sagen Sie es mir.«

»Bei unserem Experiment war ich nahe daran, Sie mit diesem Karton zu verletzen. Aber wir sind seine Wasserbrüder. Deshalb regte es Mike auf, daß ich es auch nur versucht habe. Ich glaube, an einer solchen Situation ist

etwas sehr Unmarsianisches. Es verursacht einen Zwiespalt in Mike – einen Loyalitätskonflikt.«

Harshaw runzelte die Stirn. »Vielleicht sollte man das Komitee zur Untersuchung unmarsianischer Aktivitäten darauf ansetzen.« »Ich mache keine Witze, Jubal.«

»Ich auch nicht. Wir werden ein solches Komitee bald genug brauchen. Gut, Jill, ich ändere die Versuchsanordnung.« Harshaw reichte Mike den Aschenbecher. »Fühle, wie schwer er ist, Sohn. Sieh diese scharfen Ecken!«

Smith untersuchte ihn vorsichtig. Harshaw fuhr fort: »Ich werde ihn in die Höhe werfen – und mich von ihm auf den Kopf treffen lassen, wenn er niederfällt.«

Mike starrte ihn an. »Mein Bruder… du willst jetzt dekarnieren?«

»Was? – Nein, nein! Der Aschenbecher wird mich nicht töten, und ich will auch nicht sterben. Aber der Aschenbecher wird mich verletzen – falls du ihn nicht aufhältst. Los geht's!« Harshaw warf den Aschenbecher senkrecht bis auf wenige Zoll unter die Zimmerdecke hoch. Er verfolgte ihn mit seinen Blicken wie ein Fußballspieler, der auf den entscheidenden Paß für einen Kopfstoß wartet. Er konzentrierte sich darauf, seine Augen nicht abzuwenden, während ein Teil seines Gehirns es vorzog, den Kopf im letzten Moment wegzuziehen. Ein anderer, zynischer Teil seines Verstandes sagte ihm, daß er das alte Ding sowieso nicht vermissen würde. Er hatte es nie gemocht – aber es war ein Geschenk.

Der Aschenbecher erreichte den höchsten Punkt seiner Flugbahn, hielt an.

Harshaw beobachtete ihn und hatte das Gefühl, ein Film sei stehengeblieben. Dann erinnerte er sich daran zu atmen. Ohne seine Augen abzuwenden, krächzte er: »Anne, was siehst du?«

Sie antwortete ausdruckslos: »Dieser Aschenbecher ist fünf Zoll von der Decke entfernt. Ich sehe nichts, was ihn in der Luft hält.« Sie setzte hinzu: »Jubal, ich *glaube,* das ist es, was ich sehe… aber wenn die Kameras nicht dasselbe zeigen, werde ich meine Lizenz zerreißen.«

»Hm, Jill?«

»Er schwebt…«

Jubal ging an seinen Schreibtisch und setzte sich, ohne den Blick von dem Aschenbecher abzuwenden. »Mike«, fragte er, »warum ist er nicht verschwunden?«

»Aber Jubal«, entschuldigte Mike sich, »du hast gesagt, ich solle ihn aufhalten. Du hast nicht gesagt, ich solle machen, daß er weggeht. Als ich den Karton habe weggehen lassen, wolltest du, daß er von neuem *sei.* Habe ich es falsch gemacht?«

»Oh. Nein, du hast es genau richtig gemacht. Ich vergesse immer wieder, daß du alles wörtlich nimmst.« Harshaw fielen Beleidigungen ein, die in seiner Jugendzeit allgemein üblich gewesen waren, und er ermahnte sich streng, so etwas *niemals* zu Mike zu sagen. Wenn er dem Jungen riet, tot

umzufallen, oder sich zu verpissen, würde er, davon war Harshaw überzeugt, das auch tun.

»Ich bin froh«, erklärte Smith ernsthaft. »Es tut mir leid, daß ich den Karton nicht wieder sein machen konnte. Es tut mir doppelt leid, daß ich Essen verschwendet habe. Damals bestand eine Notwendigkeit. Jedenfalls grokte ich es so.«

»Wie? Was für Essen?«

Jill fiel hastig ein: »Er spricht von diesen Männern, Jubal. Berquist und der Bulle, der bei ihm war – wenn er einer war – Johnson.«

»Ach ja.« Harshaw gewann die Überzeugung, daß er unmarsianische Vorstellungen von Essen hatte. »Mike, mach dir keine Gedanken darüber, daß du dieses ›Essen‹ verschwendet hast. Sie wären wahrscheinlich sowieso zu zäh und geschmacklos gewesen. Ich… bezweifle, ob ein Fleischbeschauer die beiden hätte durchgehen lassen. Tatsächlich…« er erinnerte sich an das Bundesabkommen über Menschenfleisch »…wären sie als zum Verzehr ungeeignet eingestuft worden. Außerdem war es eine Notwendigkeit. Du hast es in seiner ganzen Fülle gegrokt und richtig gehandelt.«

»Ich bin sehr getröstet«, antwortete Mike, Erleichterung in der Stimme. »Nur ein Alter kann immer sicher sein, an einem Wendepunkt richtig gehandelt zu haben… und ich habe viel Lernen zu lernen und Wachsen zu wachsen, bevor ich mich den Alten zugesellen darf. Jubal? Darf ich den Aschenbecher bewegen? Ich werde müde.«

»Du möchtest ihn verschwinden lassen? Nur los.«

»Aber das kann ich nicht.«

»Wie? Warum nicht?«

»Dein Kopf ist nicht mehr unter ihm. Ich groke kein Verkehrt sein in seinem Sein, wo er ist.«

»Oh. In Ordnung. Bewege ihn.« Harshaw paßte weiter auf. Er erwartete, der Aschenbecher werde an eine Stelle über seinem Kopf segeln und so von neuem Verkehrtheit erwerben. Statt dessen flog er schräg auf seinen Schreibtisch zu, bis er sich dicht über der Platte befand, schwebte und landete.

»Danke, Jubal«, sagte Smith.

»Wie? Ich danke *dir,* Sohn!« Jubal nahm den Aschenbecher hoch. Er war weder heiß noch kalt. Auch verursachte er kein Kribbeln in den Fingern. Er sah so alltäglich wie immer aus. »Ja, ich danke *dir* für die erstaunliche Erfahrung, die ich gemacht habe, seit das Dienstmädchen mich mit auf den Dachboden nahm.« Er blickte auf. »Anne, du hast in Rhine studiert.«

»Ja.«

»Hast du schon einmal eine Levitation gesehen?«

Sie zögerte. »Ich habe gesehen, was Telekinese mit Würfeln genannt wurde – aber ich bin keine Mathematikerin und kann nicht bezeugen, daß es Telekinese war.« »Zum Teufel, du würdest nicht bezeugen, daß die

Sonne aufgegangen ist, wenn der Tag bewölkt wäre.«

»Wie könnte ich das? Es wäre doch möglich, daß jemand oberhalb der Wolkenschicht künstliches Licht liefert. Einer meiner Klassenkameraden konnte anscheinend Objekte levitieren, die mehr Masse als ein Papierfetzen hatten – aber er mußte drei Gläser über den Durst getrunken haben. Ich war nicht imstande, die Sache so gründlich zu untersuchen, daß ich sie bezeugen konnte… denn ich hatte ebenfalls getrunken.«

»So etwas wie das hier hast du noch nie gesehen?«

»Nein.«

»Hmm… In deiner beruflichen Eigenschaft brauche ich dich nicht mehr. Wenn du bleiben willst, häng deine Robe auf und zieh dir einen Stuhl heran.«

»Danke, ich möchte bleiben. Aber in Anbetracht deiner Vorlesung über Moscheen und Synagogen werde ich mich in meinem Zimmer umziehen.«

»Wie du willst. Wecke Duke und sage ihn, er soll die Filme aus den Kameras nehmen.« »Ja, Boß. Paß auf, daß nichts geschieht, bevor ich wieder da bin.« Anne wandte sich zur Tür.

»Versprechen kann ich nichts. – Mike, setz dich an meinen Schreibtisch! Kannst du diesen Aschenbecher hochheben? Zeig es mir.«

»Ja, Jubal.« Smith streckte die Hand aus und faßte ihn. »Nein, nein!« »Ich habe es verkehrt gemacht?« »Nein, es war mein Fehler. Ich möchte wissen, ob du ihn hochheben kannst, *ohne* ihn zu berühren.« »Ja, Jubal.« »Nun? Bist du müde?« »Nein, Jubal.« »Ja, was ist denn los? Muß er wieder eine ›Verkehrtheit‹ haben?« »Nein, Jubal.«

»Jubal«, unterbrach Jill, »Sie haben ihm nicht gesagt, er *solle* den Aschenbecher heben. Sie haben nur gefragt, ob er es könne.«

»Oh.« Jubal blickte so unschuldig, wie er nur konnte – was nicht viel war. »Ich sollte das mittlerweile kapiert haben. Mike, willst du bitte diesen Aschenbecher einen Fuß über die Schreibtischplatte heben, ohne ihn zu berühren?«

»Ja, Jubal.« Der Aschenbecher erhob sich, schwebte über dem Schreibtisch. »Willst du nachmessen, Jubal?« fragte Mike ängstlich. »Wenn ich es verkehrt gemacht habe, werde ich ihn bewegen.«

»So ist es gut! Kannst du ihn halten? Wenn du müde wirst, sag es mir.«

»Ich werde es sagen.«

»Kannst du auch noch etwas anderes hochheben? Zum Beispiel diesen Bleistift? Wenn du es kannst, tu es!«

»Ja, Jubal.« Der Bleistift gesellte sich dem Aschenbecher bei.

Auf Jubals Bitte hin ergänzte Mike die schwebenden Gegenstände um weitere. Anne kam zurück, zog sich einen Stuhl heran und sah schweigend zu. Duke trug eine Trittleiter ins Zimmer, sah hin, riskierte einen zweiten Blick, sagte nichts und stellte die Leiter auf. Endlich meldete Mike unsicher: »Ich weiß nicht recht, Jubal. Ich…« Er suchte nach einem Wort.

»Ich bin ein Idiot in diesen Dingen.«

»Ermüde dich nicht.«

»Ich kann ein weiteres Ding denken. Hoffe ich.« Ein Briefbeschwerer wackelte, hob sich – und alle schwebenden Objekte, mehr als ein Dutzend, fielen herunter. Mike war kurz davor, in Tränen auszubrechen. »Jubal, es tut mir außerordentlich leid.«

Harshaw klopfte ihm auf die Schulter. »Du hast Grund, stolz zu sein. Sohn, was du gerade getan hast, ist…« Jubal suchte nach einem Vergleich, den Mike verstehen würde. Er verwarf mehrere, die sich in seinem Gehirn formten. Ihm war bewußt, daß es nichts Vergleichbares in Mikes Erfahrungen gab. »Was du getan hast, ist schwieriger, als Schnürsenkel zusammenzubinden, wundervoller als einen anderthalbfachen Auerbachsprung perfekt auszuführen. Du hast es ›herrlich, herrlich und in Schönheit‹ getan. Grokst du das?«

Mike staunte. »Ich bin mir nicht sicher. Ich soll keine Scham empfinden?«

»Du sollst Stolz empfinden.«

»Ja, Jubal«, antwortete er zufrieden. »Ich empfinde Stolz.«

»Gut. Mike, ich kann nicht einmal einen einzigen Aschenbecher hochheben, ohne ihn zu berühren.«

Das verblüffte ihn. »Du kannst es nicht?«

»Nein. Kannst du es mich lehren?«

»Ja, Jubal. Du…« Smith brach ab, geriet in Verlegenheit. »Wieder habe ich keine Wörter. Ich werde lesen und lesen und lesen, bis ich die richtigen Wörter finde. Dann werde ich meinen Bruder lehren.«

»Häng dein Herz nicht daran.«

»Verzeihung?«

»Mike, sei nicht enttäuscht, wenn du diese Wörter nicht findest. Vielleicht gibt es sie in der englischen Sprache nicht.«

Smith dachte darüber nach. »Dann werde ich meinen Bruder die Sprache meines Nestes lehren.«

»Du bist möglicherweise fünfzig Jahre zu spät gekommen.«

»Ich habe verkehrt gehandelt?«

»Durchaus nicht. Fang damit an, Jill deine Sprache zu lehren.«

»Sie tut meiner Kehle weh«, wandte Jill ein.

»Versuche, mit Aspirin zu gurgeln.« Jubal sah sie an. »Das ist eine lahme Entschuldigung, Schwester. Aber das liefert mir eine Entschuldigung, Sie auf meine Gehaltsliste zu setzen. Ich nehme kaum an, daß man Sie nochmal ins Bethesda lassen wird. Sie sind hiermit als Forschungsassistentin für marsianische Sprachwissenschaft eingestellt… wozu je nach den Erfordernissen Extra-Pflichten gehören. Anne, setz sie auf die Gehaltsliste – und sorge ja dafür, daß es in die Steuererklärung kommt.«

»Sie hat ihren Anteil Arbeit in der Küche geleistet. Soll ich den Vertrag zurückdatieren?«

Jubal zuckte die Achseln. »Belästige mich nicht mit Einzelheiten.«

»Aber, Jubal«, protestierte Jill, »ich glaube nicht, daß ich *fähig* bin, Marsianisch zu lernen!«

»Du kannst es *versuchen.* Kolumbus hat auch nichts anderes getan.«

»Aber…«

»Wie war das mit der ›Dankbarkeit‹? Nimmst du den Job an?«

Jill biß sich auf die Lippe. »Ich nehme ihn an. Ja… Boß.«

Smith berührte schüchtern ihre Hand. »Jill… ich werde lehren.«

Jill tätschelte ihm die seine. »Danke, Mike.« Sie sah zu Harshaw hinüber. »Ich werde Marsianisch lernen, gerade dir zum Trotz!«

Er grinste sie an. »Das Motiv groke ich – du wirst es lernen. Mike, was kannst du sonst noch tun, das wir nicht können? Außer Dinge verschwinden lassen – wenn sie ›falsch‹ sind – oder sie zum Schweben bringen.«

Smith war hilflos. »Ich weiß es nicht.« »Wie soll er das auch wissen«, ereiferte sich Jill, »wenn er nicht weiß, was wir können und nicht können?«

»Hmm… ja. Anne, ändere diesen Titel auf ›Assistentin für marsianische Sprachwissenschaft, Kultur und Technik‹. Jill, wenn du die Sprache lernst, wirst du gezwungenermaßen über Dinge stolpern, die anders sind, wirklich anders – und wenn das geschieht, sag es mir. Alles und jedes über eine Kultur kann man aus der Form ihrer Sprache schließen. Du bist wahrscheinlich sogar jung genug, um zu lernen, wie ein Marsianer zu denken… im Gegensatz zu mir. Und, Mike, wenn dir irgend etwas auffällt, das du tun kannst, wir aber nicht, sag es mir.«

»Ich werde es dir sagen, Jubal. Was für Dinge werden das sein?«

»Ich weiß es nicht. So etwas wie das, was du eben getan hast… und daß du länger am Grund des Pools bleiben kannst als wir. Hmm… Duke!«

»Boß, ich habe beide Hände voll Film.«

»Reden kannst du doch, oder? Mir ist aufgefallen, daß das Wasser im Pool trübe ist.«

»Ich werde heute abend ein Fällungsmittel hineingeben und den Schmutz am Morgen absaugen.«

»Wie sind die Werte?«

»Die sind okay, das Wasser ist rein genug, um bei Tisch serviert zu werden. Es sieht nur schmutzig aus.«

»Laß es, wie es ist. Ich werde dir Bescheid geben, wenn ich es gereinigt haben will.«

»Teufel, Boß, niemand schwimmt gern in Spülwasser. Ich hätte ihn ja schon längst sauber gemacht, wenn hier letzte Woche nicht so verdammt viel los gewesen wäre.«

»Wer zu heikel ist, kann trocken bleiben. Hör auf zu meckern,

Duke! Sind die Filme fertig?«

»In fünf Minuten.«

»Gut. Mike, weißt du, was eine Schußwaffe ist?«

»Eine Schußwaffe«, antwortete Smith sorgfältig, »ist eine Vorrichtung, um mittels eines Explosionsstoffes wie zum Beispiel Schießpulver Projektile abzuschießen. Sie besteht aus einem Rohr oder Lauf, der an dem einen Ende geschlossen ist, wo das…« »Okay, okay. Grokst du es?« »Ich bin mir nicht sicher.« »Hast du schon einmal eine Schußwaffe gesehen?« »Das weiß ich nicht.«

»Doch, natürlich«, unterbrach Jill. »Mike, erinnere dich an den Tag, über den wir eben gesprochen haben, an das Zimmer mit dem Grasfußboden – aber reg dich nicht auf! Der eine Mann schlug mich.«

»Ja.«

»Der andere richtete etwas auf mich.«

»Er richtete ein schlechtes Ding auf dich.«

»Das war eine Schußwaffe.«

»Ich hätte mir denken können, daß das Wort für das schlechte Ding ›Schußwaffe‹ ist. In Websters neuem internationalen Lexikon der englischen Sprache, dritte Ausgabe, erschienen in…« »Gut, gut, Sohn«, fiel Harshaw hastig ein. »Jetzt hör zu! Wenn jemand eine Schußwaffe auf Jill richtet, was wirst du tun?« Smith machte eine längere Pause als sonst. »Du wirst nicht böse sein, wenn ich Essen verschwende?«

»Nein. Unter solchen Umständen wäre dir niemand böse. Aber ich möchte etwas anderes wissen. Könntest du die Schußwaffe verschwinden lassen, ohne daß der Mann verschwindet?«

Smith bedachte es. »Um das Essen nicht zu verschwenden?« »Äh… das habe ich nicht gemeint. Könntest du dafür sorgen, daß die Waffe weggeht, ohne dem Mann weh zu tun?« »Jubal, ihm würde nicht weh getan. Ich lasse ja nur die Waffe verschwinden, den Mann halte ich an. Dabei empfindet er keinen Schmerz. Er dekarniert einfach. Das Essen erleidet dadurch keinen Schaden.« Harshaw seufzte. »Ja, ich bin überzeugt, so würde es sich abspielen. Aber könntest du dich allein mit der Waffe befassen, ohne den Mann ›anzuhalten‹, ohne ihn zu töten, ihn einfach weiterleben lassen?«

Smith bedachte es. »Das wäre leichter, als wenn ich beides gleichzeitig tun müßte. Aber, Jubal, wenn ich ihn inkarniert ließe, könnte er Jill immer noch etwas tun. Jedenfalls groke ich es so.«

Harshaw hörte auf, sich ständig vor Augen zu halten, daß dieses unschuldige Baby weder ein Baby noch unschuldig war. Tatsächlich besaß Smith das Wissen einer Kultur, die der menschlichen Kultur, wie er gerade zu ahnen begann, auf geheimnisvolle Weise weit voraus war… und daß diese naiven Bemerkungen von einem Supermann kamen – oder von einem Wesen, das man als Supermann betrachten konnte. Er antwortete Smith mit sorgfältig gewählten Worten, als habe er ein gefährliches Experiment vor. Er

wollte auf jeden Fall ein Desaster aufgrund semantischer Probleme vermeiden.

»Mike… wenn du einen – ›Wendepunkt‹ – erreichst, wo du etwas tun mußt, um Jill zu schützen, dann tust du es.« »Ja, Jubal, das werde ich.« »Mach dir keine Sorgen über die Verschwendung von Essen. Mach dir über nichts anderes Sorgen. Schütze Jill.« »Ich werde Jill immer schützen.«

»Gut. Nun stell dir einmal vor, ein Mann richtet eine Waffe auf Jill – oder hält sie einfach in der Hand. Stell dir vor, du willst ihn nicht töten… es ist jedoch notwendig, daß die Waffe verschwindet. Könntest du das machen?«

Mike überlegte kurz. »Ich glaube, ich groke es. Eine Schußwaffe ist ein verkehrtes Ding. Aber es könnte nötig sein, daß der Mann inkarniert bleibt.« Er dachte nach. »Ich kann es machen.«

»Gut. Mike, ich werde dir eine Schußwaffe zeigen. Eine Schußwaffe ist ein verkehrtes Ding.«

»Eine Schußwaffe ist ein verkehrtes Ding. Ich werde machen, daß sie weggeht.«

»Mach das nicht in dem Augenblick, wo du sie siehst.«

»Nicht?«

»Nein. Ich werde die Waffe heben und anfangen, sie auf dich zu richten. Bevor ich sie ganz auf dich gerichtet habe, machst du, daß sie weggeht. Aber du darfst mich nicht anhalten, nicht verletzen, nicht töten. Du darfst *mir* überhaupt nichts tun. Verschwende mich auch nicht als Essen.«

»Oh, das würde ich nie tun«, versicherte Mike ernsthaft. »Wenn du dekarnierst, mein Bruder Jubal, hoffe ich, es wird mir erlaubt werden, von dir zu essen und dich mit jedem Bissen zu preisen und zu lieben… bis ich dich in deiner ganzen Fülle groke.«

Harshaw unterdrückte einen Anflug von Übelkeit, wie er ihn schon seit Jahrzehnten nicht mehr gespürt hatte. »Ich danke dir, Mike.«

»Ich habe dir zu danken, mein Bruder – und sollte es geschehen, daß ich vor dir ausgewählt werde, hoffe ich, daß du mich des Grokens für würdig befinden und mich mit Jill teilen wirst. Du würdest mich doch mit Jill teilen? Bitte!«

Harshaw streifte Jill mit einem Blick, sah, daß sie einen gleichmütigen Gesichtsausdruck beibehielt, und sagte sich, wahrscheinlich sei sie eine durch nichts zu erschütternde Krankenschwester. »Ich werde dich mit Jill teilen«, erklärte er feierlich. »Aber, Mike, in der nächsten Zeit wird keiner von uns Essen sein. Ich werde dir diese Schußwaffe zeigen – und du wartest, bis ich es dir sage… und dann sei sehr vorsichtig, weil ich noch viele Dinge zu tun habe, bevor ich zum Dekarnieren bereit bin.«

»Ich werde vorsichtig sein, mein Bruder.«

»Gut.« Harshaw öffnete eine Schublade. »Sieh hier hinein, Mike. Siehst du die Waffe? Ich werde sie herausnehmen. Aber tu nichts, bis ich es dir sage. Mädchen, geht aus der Schußbahn. Ich möchte dieses Ding nicht in eure

Richtung halten.« Harshaw faßte nach der Waffe, einer Polizeiwaffe älteren Jahrgangs, und nahm sie heraus. »Halte dich bereit, Mike. *Jetzt!«* Harshaw tat sein Bestes, mit der Waffe auf Smith zu zielen.

Seine Hand war plötzlich leer. Kein Schock, kein Ruck, kein Schütteln – die Waffe war einfach weg.

Jubal merkte, daß er zitterte, und stellte es ab. »Perfekt! Du hast sie erwischt, bevor ich gezielt hatte.«

»Ich bin glücklich.«

»Ich auch. Duke, ist das im Kasten?«

»Jawohl.«

»Gut.« Harshaw seufzte. »Das ist alles, Kinder. Lauft!«

Anne bat: »Boß, du wirst mir doch sagen, was die Filme zeigen?«

»Willst du hierbleiben und sie ansehen?«

»O nein, das darf ich nicht, nicht die Teile, bei denen ich als Zeugin anwesend war. Aber ich möchte erfahren – später –, ob sie zeigen, daß ich falsch geschaltet habe.«

»Okay.«

13. KAPITEL

Als sie fort waren, begann Harshaw, Duke Anweisungen zu erteilen – und brummte plötzlich: »Was ziehst du für ein saures Gesicht?«

»Boß, wann werden wir diesen Ghoul los?«

»›Ghoul‹? Du Provinzstoffel!«

»Okay, ich bin aus Kansas. In Kansas hat es nie Kanibalismus gegeben – das war weiter westlich. Ich habe meine eigene Meinung darüber, wer hier ein Stoffel ist und wer nicht… Ich esse in der Küche, bis er weggeht.«

Harshaw erklärte eisig: »So? Anne kann dir in fünf Minuten deinen Scheck ausstellen. Es dürfte nicht mehr als zehn dauern, deine Comic-Hefte und dein zweites Hemd einzupacken.«

Duke war damit beschäftigt gewesen, einen Projektor aufzustellen. Er unterbrach seine Arbeit. »Oh, ich habe nicht gemeint, daß ich kündige.«

»Das bedeutet es für mich mich, Sohn.«

»Aber – warum, zum Teufel! Ich habe schon oft in der Küche gegessen.«

»Unter anderen Umständen. Zu deinem eigenen Vergnügen oder um dich vor zusätzlicher Arbeit zu drücken… oder was weiß ich. Meinetwegen kannst du im Bett frühstücken, wenn du die Mädchen bestechen kannst, es dir zu bringen. Aber niemand weigert sich unter meinem Dach an meinem Tisch zu essen, weil er nicht mit anderen, die dort essen, zusammen sein will. Ich bin Mitglied einer fast ausgestorbenen Rasse, ein altmodischer Gentleman – was bedeutet, daß ich ein gußeiserner Hurensohn sein kann, wenn es mir paßt. Im Augenblick paßt es mir… was heißen soll, daß ich mir von einem unwissenden, abergläubischen, von Vorurteilen besessenen Bauern nicht

sagen lasse, wer sich dafür eignet, an *meinem* Tisch zu essen. Ich speise mit Zöllnern und Sündern, das ist meine Sache. Ich breche das Brot nicht mit Pharisäern.«

Duke erklärte langsam: »Ich sollte dir eine knallen – und das täte ich auch, wenn du in meinem Alter wärst.«

»Laß dich davon nicht aufhalten. Vielleicht bin ich zäher, als du denkst. Falls nicht, wird der Lärm die anderen herbeirufen. Glaubst du, du könntest mit dem Mann vom Mars fertigwerden?«

»Mit dem? Ich könnte ihn mit einer Hand durchbrechen!«

»Wahrscheinlich… sofern es dir gelänge, Hand an ihn zu legen.« »Hä?« »Du hast gesehen, wie ich versucht habe, eine Pistole auf ihn zu richten. Duke – *wo ist diese Pistole?* Bevor du auch nur einen Muskel bewegst, denk mal nach – oder was immer es ist, das du tust, bevor du denkst. Finde diese Pistole! Dann sag mir, ob du immer noch glaubst, du könntest Mike durchbrechen. Aber finde zuerst die Pistole!«

Duke machte damit weiter, den Projektor aufzustellen. »Irgendein Taschenspielertrick. Die Filme werden es zeigen.«

Harshaw sagte: »Duke, hör auf, damit herumzupusseln! Setz dich! Ich werde das machen, wenn du gegangen bist. Aber zuerst möchte ich einen Augenblick mit dir sprechen.«

»Wie bitte? Jubal, ich will nicht, daß du diesen Projektor anfaßt. Du machst ihn jedesmal kaputt. Das ist ein sehr empfindliches Stück Technik.«

»Setz dich, habe ich gesagt!«

»Aber…«

»Duke, ich haue das verdammte Ding zusammen, wenn es mir paßt. Ich nehme keine Dienste von einem Mann mehr an, der gekündigt hat.«

»Zum Teufel, ich habe nicht gekündigt! Du bist eklig geworden und hast mich gefeuert – ohne Grund.«

»Setz dich, Duke«, sagte Harshaw ruhig, »und laß mich versuchen, dir das Leben zu retten – oder verlasse dieses Anwesen, so schnell du kannst! Halte dich nicht damit auf zu packen! So lange bleibst du vielleicht gar nicht mehr am Leben.«

»Was, zum Henker, meinst du?«

»Genau, was ich gesagt habe. Duke, es ist ohne Bedeutung, ob du gekündigt hast oder gefeuert wurdest. Du hast dein Beschäftigungsverhältnis beendet, als du erklärtest, du würdest nicht an meinem Tisch essen. Trotzdem fände ich es scheußlich, wenn du auf meinem Grundstück getötet würdest. Also setz dich, und ich werde mein Bestes tun, um das zu verhindern!«

Duke sah ihn bestürzt an und setzte sich. Harshaw fuhr fort: »Bist du Mikes Wasserbruder?«

»Was? Natürlich nicht. Oh, ich habe davon gehört – es ist Quatsch, wenn du mich fragst.«

»Es ist kein Quatsch, und niemand hat dich gefragt; du bist nicht kompetent, ein Urteil zu äußern.« Harshaw runzelte die Stirn. »Duke, ich will dich nicht feuern. Du hältst die Apparate in Ordnung und ersparst mir Ärger durch mechanische Possen, die mich nun wirklich nicht interessieren. Aber ich muß dich heil und ganz aus dem Haus bringen – und dann feststellen, wer außer dir kein Wasserbruder von Mike ist… und dafür sorgen, daß sie Wasserbrüder werden – oder sie ebenfalls wegschicken.« Jubal kaute auf der Unterlippe. »Vielleicht würde es reichen, Mike das Versprechen abzunehmen, niemanden ohne meine Erlaubnis zu verletzen. Hmmm… nein, hier wird zuviel Unfug getrieben – und Mike könnte so etwas nur zu leicht falsch auslegen. Zum Beispiel, wenn du – oder besser, wenn Larry, denn du wirst ja nicht mehr hier sein – Jill packte und in den Pool stieße, könnte Larry da enden, wohin die Pistole verschwand, bevor ich Zeit fände, Mike zu erklären, Jill sei nicht in Gefahr. Larry steht das Recht zu, sein Leben zu leben, ohne daß es ihm durch meine Unachtsamkeit verkürzt wird. Duke, ich glaube daran, daß jeder Mensch seine eigene Verdammnis schafft, aber das ist keine Entschuldigung, um einem Baby eine Dynamitkapsel zu geben.«

Duke sagte langsam: »Boß, du fängst an zu spinnen. Mike würde nie jemandem etwas tun – klar, seinen Kannibalismus finde ich zum Kotzen, aber versteh mich nicht falsch. Er ist ein Wilder und weiß es nicht besser. Trotzdem ist er so sanft wie ein Lamm – er würde nie jemanden verletzen.«

»Das glaubst du?«

»Ich bin überzeugt davon.«

»So. Du hast Schußwaffen in deinem Zimmer. Ich sage, er ist gefährlich. Die Jagd auf Marsianer ist eröffnet. Nimm eine Pistole, geh zum Pool hinunter und töte ihn! Mach dir keine Gedanken um das Gesetz. Ich garantiere dir, daß du niemals deswegen vor Gericht kommst. Nun mach schon, erschieße ihn!«

»Jubal… das ist doch nicht dein Ernst.«

»Nein. Nicht wirklich. Weil du es nicht schaffst. Solltest du es versuchen, würde deine Waffe dahin verschwinden, wo meine Pistole jetzt ist – und wenn du ihn zu überstürztem Handeln zwängest, würdest du sie begleiten. Duke, du weißt nicht, womit du herumspielst. Mike ist *nicht* ›sanft wie ein Lamm‹, und er ist *kein* Wilder. Ich vermute, *wir* sind Wilde. Hast du schon einmal Schlangen gehalten?«

»Äh… nein.«

»Ich schon, als Kind. In einem Winter unten in Florida fing ich eine, die ich für eine Scharlachnatter hielt. Weißt du, wie sie aussehen?«

»Ich kann Schlangen nicht leiden.«

»Schon wieder ein Vorurteil. Die meisten Schlangen sind harmlos und nützlich, und es macht Spaß, sie zu halten. Die Scharlachnatter ist eine Schönheit – rot, schwarz und gelb –, sie ist gelehrig und gibt ein gutes Haustier ab. Ich glaube, dieser kleine Bursche mochte mich. Ich wußte, wie

man mit Schlangen umgeht, wie man sie nicht erschreckt und ihnen keine Gelegenheit zum Beißen gibt – auch der Biß einer nichtgiftigen Schlange ist lästig. Aber ich habe das Tier geliebt. Diese Natter war mein Prachtexemplar. Ich nahm sie mit nach draußen und zeigte sie den Leuten, hielt sie hinter dem Kopf fest und ließ sie sich mir um das Handgelenk ringeln.

Ich bekam eine Chance, meine Sammlung dem Herpetologen des Tampa-Zoos zu zeigen – und ich zeigte ihm mein Prachtexemplar zuerst. Er hätte beinahe einen hysterischen Anfall bekommen. Mein Liebling war gar keine Scharlachnatter – es war eine junge Korallenschlange, die tödlichste Schlange in Nordamerika. Duke, verstehst du, worauf ich hinauswill?«

»Daß es gefährlich ist, Schlangen zu halten? Das hätte ich dir von vornherein sagen können.«

»Oh, um Himmels willen! Ich hatte auch Klapperschlangen und Wassermokassinschlangen. Eine Giftschlange ist *nicht* gefährlich, ebensowenig wie eine geladene Waffe gefährlich ist – in beiden Fällen muß man nur richtig damit umgehen. Was diese Schlange gefährlich machte, war die Tatsache, daß ich nicht gewußt hatte, wozu sie fähig war. Wenn ich mit ihr in meiner Unwissenheit unachtsam umgegangen wäre, hätte sie mich ebenso beiläufig und unschuldig getötet, wie eine Katze kratzt. Das ist es, was ich dir über Mike beibringen will. Er erscheint so sanft wie ein Lamm – und ich bin davon überzeugt, daß er wirklich besonders friedlich und freundlich zu jedem ist, dem er vertraut. Aber wenn er dir nicht traut – nun, er ist nicht, was er zu sein scheint. Er sieht wie ein normaler junger Mensch männlichen Geschlechts aus, etwas unterentwickelt, unbeholfen, abgrundtief unwissend, aber intelligent und gelehrig und lerneifrig. All das ist die Wahrheit und keine sonderliche Überraschung, wenn man seine Vorfahren und seinen merkwürdigen Hintergrund bedenkt. Doch wie meine Schlange ist Mike mehr, als er zu sein scheint. Wenn Mike jemandem nicht traut, kann er tödlicher sein als diese Korallenschlange. Besonders wenn er meint, der Betreffende tue einem seiner Wasserbrüder etwas zuleide, zum Beispiel Jill – oder mir.«

Harshaw schüttelte den Kopf. »Duke, wenn du deinem Impuls nachgegeben hättest, mir eine zu kleben, und wenn Mike in dieser Tür gestanden hätte, wärst du, ehe du dich's versehen hättest, tot gewesen, viel zu rasch, als daß ich Mike hätte aufhalten können. Mike hätte sich dann dafür entschuldigt, daß er ›Essen verschwendet‹ habe – nämlich deinen fleischigen Leichnam. Oh, er würde sich deswegen schuldig fühlen – du hast ihn ja vorhin gehört. Aber er hätte keine Gewissensbisse, weil er dich getötet hat. Das wäre eine Notwendigkeit, die ihm aufgezwungen wurde… und nicht weiter wichtig, auch nicht für dich. Verstehst du, Mike glaubt, daß deine Seele unsterblich ist.«

»Wie? Zum Teufel, das glaube ich auch. Aber…«

»Wirklich?« fragte Jubal ausdruckslos. »Da habe ich meine Zweifel.«

»Natürlich glaube ich es! Oh, ich gehe nicht viel in die Kirche, aber ich bin richtig erzogen worden. Ich bin kein Ungläubiger. Ich bin gläubig.«

»Gut. Allerdings habe ich selbst die Sache mit dem ›Glauben‹ nie begriffen. Ich habe nie verstanden, wie Gott von seinen Geschöpfen erwarten kann, daß sie die eine wahre Religion durch den Glauben auswählen. Das halte ich für eine schlampige Art, ein Universum zu lenken. Da du jedoch an die Unsterblichkeit glaubst, brauchen wir uns über die Wahrscheinlichkeit, daß deine Vorurteile Ursache deines Ablebens sein werden, nicht den Kopf zu zerbrechen. Willst du verbrannt oder begraben werden?«

»Oh, um Christi willen, Jubal, du willst mich nur auf die Palme bringen!«

»Durchaus nicht. Ich kann für deine Sicherheit nicht garantieren, weil du auf der Überzeugung beharrst, eine Korallenschlange sei eine harmlose Scharlachnatter – jedes zufällige Versehen mag dein letztes sein. Aber ich verspreche dir, ich werde nicht zulassen, daß Mike dich ißt.«

Duke blieb der Mund offenstehen. Dann antwortete er explosiv, ordinär und unzusammenhängend. Harshaw hörte ihm eine Weile zu und fiel dann gereizt ein: »Schon gut, beruhige dich!
Triff mit Mike ein Abkommen, ganz wie du willst. Ich dachte, ich hätte dir einen Gefallen getan.« Harshaw beugte sich über den Projektor. »Ich möchte diese Filme sehen. Wenn du willst, kannst du hier bleiben, bis ich fertig bin. Das ist wahrscheinlich sicherer. Verdammt!« setzte er hinzu. »Das verteufelte Ding hat mich gebissen!«

»Du hast es mit Gewalt versucht. Hier…« Duke nahm die Einstellung vor, die Harshaw verpatzt hatte, und setzte eine Spule ein. Keiner von beiden kam auf die Frage zurück, ob Duke noch für Jubal arbeitete oder nicht. Der Projektor war ein Tischtank mit Adapter, um 4-mm-Bild-und-Ton-Kompaktfilm abzuspielen. Kurz darauf betrachteten sie die Ereignisse, die zu dem Verschwinden der leeren Brandy-Schachtel geführt hatten.

Jubal sah die Schachtel auf seinen Kopf zustürzen und mitten in der Luft verschwinden. »Anne wird sich freuen, zu hören, daß die Kameras ihr recht geben. Duke, sehen wir uns das noch einmal in Zeitlupe an.«

»Okay.« Duke spulte den Film zurück und verkündete: »Dies ist zehn zu eins.«

Die Szene war dieselbe, aber bei der langsameren Abspielung hatte der Ton keinen Sinn; Duke schaltete ihn ab. Der Kasten schwebte aus Jills Händen auf Jubals Kopf zu, und dann hörte er auf zu sein. Aber in der Zeitlupe war zu sehen, wie er schrumpfte, kleiner und kleiner wurde, bis er nicht mehr da war.

Jubal nickte gedankenverloren. »Duke, kannst du den Film noch langsamer abspielen?«

»Eine Sekunde. Irgendwie hat die Stereokamera nicht funktioniert.«

»Was?«

»Ich will verdammt sein, wenn ich das weiß. Beim schnellen Ablauf sah es ganz normal aus. Dann, als ich ihn verlangsamte, wurde die Tiefenwirkung

umgekehrt. Du hast es doch selbst gesehen. Die Schachtel entfernte sich furchtbar schnell von uns – und doch schien sie immer näher als die Wand zu sein. Vertauschte Parallaxen natürlich. Aber ich habe diese Patrone nicht von der Spindel genommen.«

»Oh. Heb sie für später auf, Duke! Laß erst den Film aus der anderen Kamera ablaufen!«

»Verstehe. Der zeigt die Szene um neunzig Grad versetzt, und dabei sehen wir genau, ob ich diesen Film vermurkst habe.« Duke wechselte die Patronen. »Den ersten Teil schnell, den letzten Teil in Zeitlupe?«

»Mach das!«

Die Szene war unverändert bis auf den Blickwinkel. Als Jill die Schachtel ergriff, verlangsamte Duke den Ablauf, und wieder

sahen sie die Schachtel verschwinden.

Duke fluchte. »Die zweite Kamera hat auch nicht funktioniert.«

»So?«

»Da sie von der Seite aus aufnahm, hätte die Schachtel auf der

einen Seite aus dem Bild fliegen müssen. Statt dessen wich sie wieder in gerader Linie von uns zurück. Du hast es gesehen.«

»Ja«, stimmte Jubal zu. »In gerader Linie von uns weg.«

»Aber das ist unmöglich – nicht aus beiden Blickwinkeln.«

»Was meinst du mit ›unmöglich‹? Er *hat es getan!«* Harshaw setzte hinzu: »Wenn wir anstelle der Kameras Doppler-Radargeräte benutzt hätten, möchte ich doch wissen, was sie uns zeigen würden.«

»Woher soll ich das wissen? Ich werde diese Kameras auseinandernehmen.«

»Mach dir die Mühe nicht.«

»Aber…«

»Duke, die Kameras sind okay. Was steht in einem Winkel von neunzig Grad zu allem anderen?«

»Ich bin nicht gut im Rätselraten.«

»Es ist kein Rätsel. Ich könnte dich auf Mr. A. Quadrat von Flachland verweisen, aber ich will die Frage beantworten.

Was steht senkrecht zu allem anderen? Antwort: Zwei Körper, eine Pistole und eine leere Schachtel.«

»Was, zum Henker, meinst du, Boß?«

»Ich habe mich noch nie in meinem Leben deutlicher ausgedrückt. Versuche, dem Augenschein zu glauben, statt dich an die Vorstellung zu klammern, die Kameras müßten defekt sein, weil das, was sie sahen, nicht das ist, was du erwartet hast. Sehen wir uns die anderen Filme an.«

Harshaw machte keinen Kommentar während der Vorführung. Sie brachten nichts, was er nicht schon wußte. Der Aschenbecher war dicht unter der Decke nicht mehr im Bild gewesen, sein gemächlicher Abstieg war jedoch aufgezeichnet worden. Das Bild der Pistole im Tank war klein, aber soviel

man erkennen konnte, war die Pistole beim Zurückweichen in die Ferne geschrumpft, ohne sich zu bewegen. Da Harshaw sie fest im Griff gehabt hatte, als sie seine Hand verließ, war er befriedigt – falls ›befriedigt‹ das richtige Wort ist. ›Überzeugt‹, endlich.

»Duke, ich möchte Kopien von sämtlichen Filmen.«

Duke zögerte. »Arbeite ich immer noch hier?«

»Was? Oh, verdammt! Du kannst nicht in der Küche essen, das kommt gar nicht in Frage. Duke, versuche, deine Vorurteile zu vergessen, und höre mir zu!«

»Ich höre.«

»Als Mike um das Privileg bat, meinen flechsigen alten Leichnam zu essen, erwies er mir die größte Ehre, die ihm bekannt ist – nach den einzigen Regeln, die er kennt. Was er sozusagen auf seiner Mutter Schoß gelernt hat. Kapierst du das? Du hast seine Stimme gehört. Du hast sein Verhalten gesehen. Er machte mir das größte Kompliment – und bat um einen Gefallen. Kümmere dich nicht darum, was die Leute in Kansas glauben. Mike benutzt Werte, die man ihn auf dem Mars gelehrt hat.«

»Ich ziehe Kansas vor.«

»Nun«, gestand Jubal, »ich auch. Nur habe ich dabei keine freie Wahl, und du auch nicht, und Mike ebensowenig. Wir sind alle Gefangene unserer frühesten Einflüsse. Es ist beinahe unmöglich, abzuschütteln, was man in früher Kindheit gelernt hat. Duke, kannst du es in den Schädel bekommen, daß du, wenn *du* von Marsianern großgezogen worden wärest, bezüglich des Essens und Gegessenwerdens die gleiche Einstellung hättest wie Mike?«

Duke schüttelte den Kopf. »Das nehme ich dir nicht ab, Jubal. Sicher, in den meisten Dingen ist es eben Mikes Pech, daß er nicht zivilisiert erzogen worden ist. Aber dies ist etwas anderes. Dies ist ein Instinkt.«

»›Instinkt‹? – Quatsch!«

»Doch, das ist es! Ich habe nicht auf meiner Mutter Schoß gelernt, *kein* Kannibale zu sein. Teufel, ich habe immer gewußt, daß es eine Sünde ist – eine widerwärtige. Allein schon bei dem Gedanken dreht sich mir der Magen um. Es ist ein grundlegender Instinkt.«

Jubal stöhnte. »Duke, wie ist es nur möglich, daß du soviel über Maschinen gelernt hast und gar nichts darüber, wie du selbst tickst? Deine Übelkeit war kein Reflex, sondern eine Konditionierung. Deine Mutter brauchte nicht zu sagen: ›Du darfst deine Spielgefährten nicht essen, Liebling, das ist nicht nett‹, weil du es aus unserer Kultur aufgesaugt hast – ebenso wie ich. Witze über Menschenfresser und Missionare, Karikaturen, Märchen, Horror-Geschichten, eine endlose Liste. Aber es hat nichts mit Instinkt zu tun. Ach, Sohn, das kann gar kein Instinkt sein. Der Kannibalismus ist historisch in jedem Zweig der menschlichen Rasse ein weitverbreiteter Brauch. Deine Vorfahren, meine Vorfahren, alle.«

»Vielleicht *deine* Vorfahren. Laß meine aus dem Spiel.«

»Hm. Duke, hast du mir nicht einmal erzählt, du hättest etwas indianisches Blut?«

»Wie? Ja, ein Achtel. In der Armee haben sie mich ›Häuptling‹ genannt. Na und? Ich schäme mich nicht. Ich bin stolz darauf.«

»Kein Grund sich zu schämen – oder besonders stolz zu sein. Dann haben wir zwar beide Kannibalen in unseren Stammbäumen, aber die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß die deinen dir um viele Generationen näher sind, weil…«

»Du kahlköpfiger alter…«

»Beruhige dich! Du wolltest zuhören. Erinnerst du dich?

Ritueller Kannibalismus war bei den Eingeborenen-Kulturen Amerikas normal – schlage es nach. Außerdem besteht bei uns als Nordamerikanern eine Chance von mehr als fünfzig Prozent, daß wir eine Spur von Kongo in uns haben… und schon sind wir wieder beim Kannibalismus. Aber selbst wenn wir von allerreinster nordeuropäischer Abstammung wären – eine blödsinnige Idee, weil es viel mehr uneheliche Geburten gibt, als jemals zugegeben wird –, dann würde uns, falls wir es tatsächlich wären, diese Ahnenreihe nur sagen, von *welchen* Kannibalen wir abstammen… weil jeder Zweig der menschlichen Rasse den Kannibalismus gekannt hat. Duke, es ist töricht, zu behaupten, eine Praktik sei ›gegen den Instinkt‹, wenn Hunderte von Millionen sie ausgeübt haben.«

»Aber… Schon gut, ich hätte klüger sein sollen, als mit dir zu streiten, Jubal; du verdrehst alles. Aber einmal angenommen, wir stammen tatsächlich von Wilden ab, die es nicht besser wußten… Na und? Jetzt sind wir zivilisiert. Zumindest bin *ich* es.«

Jubal grinste. »Womit du andeutest, ich sei es nicht. Sohn, abgesehen von meinem eigenen konditionierten Reflex, der mich davor zurückschaudern läßt, eine gebratene Keule von – nun, zum Beispiel von dir, zu essen – abgesehen von diesem anerzogenen Vorurteil betrachte ich unser Tabu gegen den Kannibalismus als eine ausgezeichnete Idee… weil wir *nicht* zivilisiert sind.«

»Hä?«

»Wäre dieses Tabu nicht so stark, daß du es für einen Instinkt gehalten hast, könnte ich mir eine lange Liste von Leuten denken, denen ich nicht trauen würde, wenn ich sie im Rücken hätte – nicht bei den heutigen Rindfleischpreisen. Kapiert?«

Duke grinste widerwillig. »Ich würde bei meiner ehemaligen Schwiegermutter kein Risiko eingehen.«

»Oder wie wäre es mit unserem reizenden Nachbarn im Süden, der während der Jagdsaison so gleichgültig gegen das Vieh anderer Leute ist? Möchtest du darauf wetten, daß du und ich nicht in seinem Gefrierschrank enden würden? Aber Mike vertraue ich – weil Mike zivilisiert ist.«

»Wie bitte?«

»Mike ist *äußerst* zivilisiert – auf marsianische Art. Allerdings verstehe ich

seine außerirdische Sichtweise nicht – und werde es wohl auch nie. Duke, ich habe mit Mike genug geredet, um zu wissen, daß es bei den Marsianern nicht heißt ›Hund frißt Hund‹… oder ›Marsianer frißt Marsianer‹. Sie essen ihre Toten, statt sie zu begraben oder zu verbrennen oder den Geistern auszusetzen. Aber der Brauch ist formalisiert und tief religiös. Niemals wird ein Marsianer gegen seinen Willen geschlachtet. Soviel ich weiß, können sich Marsianer einen Mord nicht einmal vorstellen. Ein Marsianer stirbt, wenn er sich dazu entschließt, wenn er die Sache mit Freunden diskutiert und die Zustimmung der Geister seiner Ahnen erhalten hat, sich ihnen zuzugesellen. Ist der Entschluß einmal gefaßt, stirbt er so leicht, wie du die Augen schließt – da gibt es keine Gewalt, keine Krankheit, nicht einmal eine Überdosis an Schlaftabletten. In der einen Sekunde lebt er und ist gesund, in der nächsten Sekunde ist er ein Geist. Dann (oder vielleicht auch später – Mike ist immer sehr vage, wenn es um Zeit geht) essen seine Freunde, was für ihn keinen Wert mehr hat, ›groken‹ ihn, wie Mike sagen würde, und preisen seine Tugenden, während sie Senf darauf tun. Der Geist ist bei dem Festmahl anwesend. Es ist eine Bar-Mizvah- oder Konfirmationsfeier, bei der der Geist den Status eines ›Alten‹ erwirbt – eines älteren Staatsmannes, wie ich es verstehe.«

Duke verzog das Gesicht. »Gott, was für ein abergläubischer Quatsch!«

»Für Mike ist es eine höchst feierliche – aber freudige-religiöse Zeremonie.«

Duke schnaubte. »Jubal, diesen Unsinn über Geister glaubst du doch nicht! Das ist nichts weiter als Kannibalismus kombiniert mit zum Himmel stinkendem Aberglauben.«

»Nun, so weit würde ich nicht gehen. Für mich sind diese ›Alten‹ ein harter Brocken – aber Mike spricht von ihnen, wie wir über den letzten Mittwoch sprechen. Was das übrige angeht – Duke, in welchem Glauben bist du erzogen worden?« Duke sagte es ihm, und Jubal fuhr fort: »Das habe ich mir gedacht; in Kansas gehören die meisten Leute entweder zu deiner Kirche oder zu einer, die ihr so ähnlich ist, daß man nur an dem Türschild den Unterschied erkennt. Sag mir – wie war dir zumute, wenn du an dem symbolischen Kannibalismus teilgenommen hast, der bei dem Ritual deiner Kirche eine so überragende Rolle spielt?«

Duke starrte ihn an. »Was, zum Teufel, meinst du?« Jubal gab ihm den Blick feierlich zurück. »Warst du Mitglied? Oder bist du nur zur Sonntagsschule gegangen?«

»Wie? Selbstverständlich war ich Mitglied! Ich bin es noch – wenn ich auch nicht oft in die Kirche gehe.«

»Ich dachte, du seiest vielleicht nicht berechtigt, es zu empfangen. Jedenfalls weißt du, wovon ich rede, wenn du nur einen Augenblick lang darüber nachdenkst.« Jubal stand auf. »Ich werde mich über Unterschiede zwischen der einen und der anderen Form rituellen Kannibalismus nicht streiten. Duke, mehr Zeit kann ich nicht dafür erübrigen, dich von deinem

Vorurteil loszureißen. Gehst du? Wenn ja, sollte ich dich lieber persönlich vom Grundstück bringen. Oder willst du bleiben? Bleiben und mit uns übrigen Kannibalen essen?«

Duke runzelte die Stirn. »Ich glaube, ich bleibe.«

»Mach, was du willst. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Du hast diese Filme gesehen; wenn du helle genug bist, Sand zu stampfen, bist du inzwischen auf die Idee gekommen, dieser Marsianer könne gefährlich werden.«

Duke nickte. »Ich bin nicht so dumm, wie du meinst, Jubal. Aber ich lasse mich von Mike nicht vertreiben.« Er setzte hinzu: »Du sagst, er sei gefährlich. Ich werde ihn nicht reizen. Ach, Jubal, ich *mag* den kleinen Dummkopf im großen und ganzen.«

»Hmm… verdammt noch mal, du unterschätzt ihn immer noch, Duke. Hör zu, wenn du freundschaftlich für ihn empfindest, ist das beste, was du tun kannst, ihm ein Glas Wasser anzubieten. Teile es mit ihm. Verstehst du mich? Sein ›Wasserbruder‹ zu werden.«

»Ja… ich werde darüber nachdenken.«

»Aber, Duke, mache ihm nichts vor. Wenn Mike dein Angebot annimmt, wird es ihm todernst sein. Er wird dir bis zum äußersten vertrauen, ganz gleich, um was es geht. Also tue es nur, wenn du bereit bist, ihm zu vertrauen und ihm beizustehen, auch wenn es knüppeldick kommt. Entweder tust du es aus ganzem Herzen – oder du läßt es bleiben.«

»Das verstehe ich. Darum habe ich ja gesagt, daß ich darüber nachdenken will.« »Okay. Laß dir nicht zuviel Zeit für deinen Entschluß… Ich rechne damit, daß es schon bald knüppeldick kommen wird.«

14. KAPITEL

In Laputa lauschte oder sprach laut Lemuel Gullivers *Reisen in verschiedene abgelegene Länder der Welt* keine Person von Bedeutung ohne Hilfe eines Dieners, der ›Climenole‹ oder in der Übersetzung *Aufwecker* genannt wurde. Die Pflicht dieses Dieners war es, Mund und Ohren seines Herrn mit einer Blase zu klatschen, wann immer es *nach Meinung des Dieners* wünschenswert war, daß der Herr sprach oder zuhörte.

Es war unmöglich, sich mit einem Laputier der Herrenklasse ohne die Zustimmung seines Aufweckers zu unterhalten.

Gullivers Reisebericht wurde von den Erdlingen im allgemeinen als ein Berg von Lügen betrachtet, der dem Kopf eines sauertöpfischen Pfarrers entsprungen war. Wie dem auch sei. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das System der Aufwecker zu diesem Zeitpunkt bereits auf dem ganzen Planeten genutzt wurde. Es wurde erweitert, verfeinert und multipliziert. Ein Laputier hätte es nur noch dem Sinn nach wiedererkannt.

In früheren, einfacheren Zeiten galt es als eine der wichtigsten Aufgaben eines Souveräns, sich so häufig wie möglich in der Öffentlichkeit sehen zu

lassen. Selbst der niedrigste seiner Untertanen sollte zu ihm kommen und *ohne irgendwelche zwischengeschalteten Beamten* eine Entscheidung verlangen können. Spuren dieses primitiven Aspekts von Herrschaft fanden sich auf der Erde auch noch, als Könige selten und machtlos geworden waren. In England bestand das Recht ›Harold‹ zu rufen noch sehr lange, obwohl sich niemand mehr daran erinnerte. Gewitzte Citybosse hielten bis weit ins 20. Jahrhundert hinein Hof und öffneten ihre Türen jedem hergelaufenen Tagelöhner oder Penner.

Das eigentliche Prinzip wurde niemals abgeschafft. In der Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika war es in den Zusatzartikeln I und IX festgeschrieben, wodurch es Bedeutung für eine große Zahl von Menschen erhielt. Erst durch die Gesetze der Weltföderation wurde es bedeutungslos.

Zu der Zeit, als die *Champion* vom Mars auf die Erde zurückkehrte, hatte sich das Aufwecker-System schon mehr als hundert Jahre lang ausgebreitet. Mittlerweile war es unglaublich kompliziert geworden. Viele Menschen mußten beschäftigt werden, um die notwendigen Rituale durchzuführen. Die Bedeutung einer Persönlichkeit konnte man daran ablesen, wie viele Schichten von Aufweckern ihn vom einfachen Mob abtrennten. Diese Leute wurden nicht Aufwecker genannt, sondern Verwaltungsassistent, Privatsekretär, Sekretär des Privatsekretärs, Pressesprecher, Empfangschef, Terminplaner et cetera. Es war egal, um was für einen Titel es sich handelte – eigentlich war sogar gar keiner nötig. Wichtig war, daß sie alle aufgrund ihrer Funktion als Aufwecker identifiziert werden konnten. Jeder von ihnen besaß ein willkürliches Vetorecht über jeden Kommunikationsversuch, der von außen an die Persönlichkeit gerichtet wurde, die nominell ihr Vorgesetzter war.

Diese aus unterschiedlichen Offiziellen bestehenden Netze, die jeden VIP umgaben, hatten zur Folge, daß Inoffizielle den Großen Mann ohne Erlaubnis der Offiziellen aufweckten. Sie benutzten dafür gesellschaftliche Ereignisse (oder, was erfolgversprechender war) Hintertüren und geheime Telefonnummern. Diese Inoffiziellen besaßen keine formalen Titel, sondern wurden ›Golffreunde‹, ›Küchenkabinett‹, ›Lobbyisten‹, ›älterer Staatsmann‹, ›Fünfprozenter‹ und so fort genannt. Sie existierten in einer allen Beteiligten zuträglichen Symbiose mit der offiziellen Wand von Aufweckern. Es war allgemein bekannt, daß, je enger ein System ist, desto nötiger braucht man ein Sicherheitsventil.

Die erfolgreichsten unter den Inoffiziellen entwickelten ihre eigenen Netze, bis sie schließlich selbst so unerreichbar wurden wie der Große Mann selber, dessen inoffizielle Kontakte sie waren… in einem solchen Fall sprangen untergeordnete Inoffizielle ein, um die Aufwecker der ersten inoffiziellen Garde zu umgehen. Bei einer außerordentlich wichtigen Persönlichkeit wie dem Generalsekretär der Föderation war der Irrgarten der Inoffiziellen ebenso komplex wie die offiziellen Phalangen, die eine nicht ganz so wichtige Persönlichkeit umgaben.

Einige irdische Studenten diskutierten die Theorie, daß die Laputier in Wahrheit Marsianer auf Besuch gewesen seien. Sie begründeten dies nicht nur mit ihrer unirdischen Neigung zur Kontemplation, sondern führten auch zwei konkrete Sachverhalte an: Erstens waren die zwei Monde des Mars den Laputiern etwa hundertfünfzig Jahre vor dem Rest der Welt bekannt. Zweitens wurden Größe, Aussehen und Antrieb von Laputa so beschrieben, daß das einzige passende Wort dafür ›Fliegende Untertasse‹ war. Allerdings wies diese Theorie eine wesentliche Lücke auf. Die Gesellschaft Laputas beruhte im wesentlichen auf dem Aufwecker-System, das auf dem Mars unbekannt war. Die marsianischen Alten hätten für Aufwecker ebenso wenig Verwendung gehabt wie eine Schlange für Schuhe. Noch inkarnierte Marsianer hätten Aufwecker verwenden können, taten es jedoch nicht. Das Konzept stand in krassem Gegensatz zu ihrer Lebensweise.

Ein Marsianer, der ein paar Minuten oder Jahre zur Meditation brauchte, nahm sich die Zeit einfach. Ein Freund, der ihn zu sprechen wünschte, wartete so lange es nötig war. Mit der Ewigkeit vor Augen gab es keinen Grund zur Eile. Tatsächlich konnte für das Wort ›Eile‹ kein Äquivalent in der marsianischen Sprache gefunden werden. Es war einfach undenkbar. Geschwindigkeit, Gleichzeitigkeit, Beschleunigung und andere Abstraktionen des Musters der Ewigkeit waren Teil der marsianischen Mathematik, aber nicht der marsianischen Emotionen. Betrachtete man nun die Menschen, so kam man zu dem Schluß, daß das ganze Chaos und die Rasanz der menschlichen Existenz nicht in einem mathematischen System von Zeit begründet lag, sondern in einer Dringlichkeit, die aus der sexuellen Bipolarität entstanden war.

Dr. Jubal Harshaw, professioneller Clown, subversiver Amateur und Parasit aus eigener Wahl, hatte eine fast marsianische Einstellung zur ›Eile‹. In dem Bewußtsein, daß er nur kurze Zeit zu leben hatte, und ohne den Glauben der Bewohner des Mars und des Staates Kansas an die Unsterblichkeit zu teilen, beabsichtigte er, jeden goldenen Augenblick als Ewigkeit zu erleben – ohne Furcht, ohne Hoffnung, mit sybaritischem Genuß. Zu diesem Zweck brauchte er eine Behausung, die etwas größer als Diogenes' Tonne, aber kleiner als Kublai Khans Freudendom war. Sein Besitz bestand einfach aus ein paar Morgen Landes, das mit elektrischen Zäunen vor Unbefugten geschützt war, einem Haus mit etwa vierzehn Zimmern, in Bereitschaft stehenden Sekretärinnen und anderen modernen Annehmlichkeiten. Um sein karges Nest und seinen volkreichen Mitarbeiterstab zu unterhalten, setzte er ein Minimum an Anstrengung für ein Maximum an Entgelt ein, weil es leichter war, reich als arm zu sein – Harshaw wünschte, faul und in Luxus zu leben und zu tun, was Harshaw amüsierte.

Er fühlte sich ungerecht behandelt, wenn die Umstände ihn zur Eile zwangen, und hätte niemals zugegeben, daß es ihm Spaß machte.

An diesem Morgen empfand er es als notwendig, mit dem obersten Beamten des dritten Planeten zu sprechen. Er wußte, das Aufwecker-System

machte es so gut wie unmöglich, den Kontakt herzustellen. Harshaw verabscheute es, seine eigene Person mit den Aufweckern zu umgeben, die seinem Rang angemessen gewesen wären. Er ging selbst ans Telefon, wenn er zufällig in der Nähe war. Denn bei jedem Anruf bestand die Möglichkeit, daß er grob zu irgendeinem Fremden werden konnte, der es wagte, ohne Grund – ›Grund‹ nach Harshaws Definition – in sein Privatleben einzudringen. Ihm war klar, daß er solche Bedingungen im Verwaltungspalast nicht antreffen würde. Der Herr Generalsekretär meldete sich bei einem Anruf nicht selbst. Aber Harshaw hatte Jahre der Praxis im Überlisten menschlicher Bräuche. Gleich nach dem Frühstück nahm er die Sache fröhlich in Angriff.

Eine ganze Weile später war er müde und äußerst frustriert.

Sein Name trug ihn langsam durch mehrere Schichten von Aufweckern. Als kleinkalibriger VIP war er immerhin groß genug, daß er nirgendwo abgeschaltet wurde. Man reichte ihn von Sekretärin zu Sekretärin weiter, und am Ende sprach er mit einem höflichen jungen Mann, der bereit zu sein schien, endlos zuzuhören, ganz gleich, was Harshaw sagte – aber ihn nicht mit dem ehrenwerten Mr. Douglas verbinden wollte.

Harshaw wußte, daß sofort hektische Aktivität ausgebrochen wäre, wenn er gesagt hätte, Smith befinde sich in seinem Haus. Er glaubte jedoch nicht, daß das Ergebnis ihm gefallen würde. Wie er die Lage einschätzte, würde diese Erwähnung des Mannes vom Mars ihn jeder Chance berauben, Douglas zu erreichen, aber eine starke Reaktion bei seinen Untergebenen hervorrufen – was er nicht wollte. Seine lebenslange Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß es immer leichter war mit dem Oberboss zu schachern. Da Caxtons Leben auf dem Spiel stand, konnte Harshaw es nicht riskieren, seinen Plan daran scheitern zu lassen, daß ein Subalterner zuwenig Autorität oder zuviel Ehrgeiz besaß. Doch diese Abfuhr auf sanfte Art strapazierte seine Geduld. Schließlich knurrte er: »Junger Mann, wenn Sie nicht kompetent sind, lassen Sie mich mit jemandem sprechen, der es ist! Stellen Sie mich zu Mr. Berquist durch.« Der Handlanger verlor plötzlich sein Lächeln, und Jubal triumphierte schon in dem Gedanken, ihn endlich erwischt zu haben. Deshalb faßte er nach: »Nun? Sitzen Sie nicht da herum! Rufen Sie Gil über Ihre Hausleitung an und sagen Sie ihm, Sie hätten Jubal Harshaw warten lassen. Sagen Sie ihm auch wie lange Sie mich haben warten lassen.« Jubal durchsuchte sein exzellentes Gedächtnis nach allem, was er aufgrund der Aussage des Unparteiischen Zeugen Cavendish über den verschwundenen Berquist wußte. Auch die Berichte seiner Detektive bezog er in seine Überlegungen mit ein. Ha, dachte er bei sich, dieser Kerl steht mindestens drei Stufen unter Berquist – also sollte man ihn mal ein wenig nervös machen… und dadurch auch ein paar Stufen weiter nach oben kommen.

Das Gesicht erklärte hölzern: »Wir haben hier keinen Mr. Berquist.«

»Mir ist es gleichgültig, wo er steckt. Rufen Sie ihn an! Wenn Sie Gil

Berquist nicht kennen, fragen Sie Ihren Chef, Mr. Gilbert Berquist, persönlicher Assistent von Mr. Douglas. Wenn Sie im Palast arbeiten, müssen Sie Mr. Berquist schon gesehen haben – fünfunddreißig, sechs Fuß hoch, hundertundachtzig Pfund schwer, rotblondes Haar, das oben auf dem Schädel dünn wird, lächelt viel und hat perfekte Zähne. Wenn Sie es nicht wagen, ihn zu stören, lassen Sie Ihren Chef das tun. Hören Sie auf, an den Nägeln zu kauen, und setzen Sie sich in Bewegung. Langsam verliere ich die Geduld!«

Der junge Mann sagte: »Bitte bleiben Sie am Apparat. Ich werde nachfragen.«

»Und ob ich dranbleibe! Holen Sie mir Gil!« Das Bild wurde durch ein abstraktes Muster ersetzt. Eine Stimme sagte: »Bitte warten Sie. Ihre Verbindung wird hergestellt.

Diese Verzögerung ist für Sie gebührenfrei. Bitte, entspannen Sie sich, während…« Beruhigende Musik erklang. Jubal lehnte sich zurück und sah sich im Zimmer um. Anne las außerhalb des Aufnahmebereichs. Auf der anderen Seite sah sich der Mann vom Mars mit Kopfhörern eine Sendung im Stereofernsehen an, und auch er wurde von der Kamera nicht erfaßt.

Jubal merkte sich vor, daß er diesen obszönen Quasselkasten wieder in den Keller bringen lassen mußte. »Was ist das, Sohn?« fragte er, langte hinüber und stellte den Lautsprecher an.

Mike antwortete: »Ich weiß es nicht, Jubal.«

Der Ton bestätigte, was Jubal befürchtet hatte: Smith lauschte einem Gottesdienst der Fosteriten. Der Schäfer verlas Kirchennachrichten: »…wird unsere Jugendgruppe ›Aktive des Heiligen Geistes‹ eine Demonstration veranstalten, also kommen Sie frühzeitig und sehen Sie die Fetzen fliegen! Bruder Hornsby, unser Team-Coach, hat mich gebeten, euch Jungs zu sagen, daß ihr nur Helme, Handschuhe und Stöcke mitbringen sollt – wir sind diesmal nicht hinter Sündern her. Die Kleinen Cherubim werden jedoch im Falle übermäßigen Eifers mit ihren Erste-Hilfe-Taschen zur Hand sein.« Der Schäfer machte eine Pause und lächelte breit. »Und jetzt wundervolle Neuigkeiten, meine Kinder! Eine Botschaft von Engel Ramzai für Bruder Arthur Renwick und seine gute Frau Dorothy. Euer Gebet ist erhört worden, und ihr werdet am Donnerstagmorgen bei Sonnenaufgang gen Himmel fahren. Steh auf, Art! Steh auf, Dottie! Verbeugt euch!«

Jetzt sah man die Szene in der entgegengesetzten Blickrichtung. Die Kamera erfaßte die Gemeinde und rückte Bruder und Schwester Renwick in den Mittelpunkt. Auf wilden Applaus und *»Hallelujah!«*-Rufe antwortete Bruder Renwick, indem er wie ein Boxer seine über dem Kopf verschlungenen Hände schüttelte, während seine Frau neben ihm errötete und lächelte und sich die Augen abtupfte.

Die Kamera richtete sich wieder auf den Schäfer, als dieser Schweigen gebietend die Hand hob. Er fuhr munter fort:

»Die Gute-Reise-Party beginnt um Mitternacht. Zu dieser Zeit werden die Türen verschlossen – also kommt frühzeitig und laßt dies die glücklichste Fete werden, die unsere Herde je erlebt hat. Wir sind alle stolz auf Art und Dottie. Der Trauergottesdienst wird dreißig Minuten nach Sonnenaufgang abgehalten. Für diejenigen, die zur Arbeit müssen, gibt es sofort danach Frühstück.« Plötzlich wurde der Gesichtsausdruck des Schäfers ernst, und die Kamera fuhr auf ihn zu, bis sein Kopf den Tank ausfüllte. »Nach unserer letzten Gute-Reise-Party hat der Küster in einem der Glückseligkeitsräume eine leere Halbliterflasche gefunden – von einer Marke, die von Sündern destilliert wird. Das ist vorbei und vergessen: Der Bruder, der diesen Fehltritt beging, hat gebeichtet und die Strafe siebenfach bezahlt – er hat sich sogar geweigert, den üblichen Barzahlungsskonto anzunehmen. Ich bin überzeugt, er wird nicht rückfällig werden. Aber überlegt einmal, meine Kinder! Ist es wert, die ewige Seligkeit zu riskieren, um an einer weltlichen Ware ein paar Pennys zu sparen? Haltet stets nach diesem glückverheißenden heiligen Billigungssiegel mit Bischof Digbys lächelndem Gesicht darauf Ausschau! Laßt euch von keinem Sünder etwas angeblich ebenso Gutes aufschwatzen. Unsere Sponsoren unterstützen uns; sie verdienen eure Unterstützung. Bruder Art, es tut mir leid, daß ich ein solches Thema zur Sprache bringen muß…«

»Das geht in Ordnung, Schäfer! Mach nur weiter!«

»…und das in einem Augenblick so großen Glücks. Wir dürfen jedoch nie vergessen, daß…« Jubal schaltete den Ton ab.

»Mike, das ist nichts für dich.«

»Nicht?«

»Äh…« Verdammt, der Junge mußte lernen, daß es auch solche Dinge gab. »Schon gut, hör es dir weiter an. Aber sprich später mit mir darüber.«

»Ja, Jubal.«

Harshaw wollte noch ein paar Erklärungen hinzufügen, damit Mike nicht seiner Neigung nachgab, alles, was er hörte, wörtlich zu nehmen. Aber die ›Warten‹-Musik des Telefons wurde leiser und verstummte, und auf dem Schirm erschien das Gesicht eines Mannes in den Vierzigern, den Jubal als ›Bullen‹ klassifizierte.

Jubal stellte aggressiv fest: »Sie sind nicht Gil Berquist.«

»Welches Interesse haben Sie an Gilbert Berquist?«

Jubal antwortete mit bemühter Geduld: »Ich möchte mit ihm sprechen. Hören Sie, guter Mann, sind Sie Beamter?«

Der Mann zögerte. »Ja. Sie müssen…«

»Ich ›muß‹ gar nichts! Ich bin ein Bürger, und meine Steuern tragen dazu bei, Ihr Gehalt zu bezahlen. Den ganzen Vormittag versuche ich schon, einen einfachen Telefonanruf zu tätigen – und ich bin von einem Rindvieh zum nächsten weitergereicht worden, die alle aus dem öffentlichen Trog fressen. Das macht mich krank! Ich werde mir das nicht mehr länger

gefallen lassen! Und jetzt kommen *Sie.* Nennen Sie mir Ihren Namen, Ihren Dienstrang und Ihre Soldbuchnummer. Dann werde ich mit Mr. Berquist sprechen.«

»Sie haben meine Frage nicht beantwortet.«

»Na, na! Ich brauche sie nicht zu beantworten; ich bin ein privater Bürger. Sie sind das nicht – und auf die Fragen, die ich stellte, kann jeder Bürger von einem Beamten eine Antwort verlangen. O'Kelly gegen den Staat Kalifornien 1972. Ich verlange, daß Sie sich identifizieren – Name, Dienstrang, Nummer!«

Der Mann antwortete tonlos: »Sie sind Dr. Jubal Harshaw. Sie rufen von…«

»Aha, deshalb hat es so lange gedauert! Das war dumm. Meine Adresse kann man sich bei jeder Bibliothek, jedem Postamt und jeder Telefonauskunft besorgen. Und wer ich bin, weiß jeder Mensch. Jedenfalls jeder, der lesen kann. Können Sie lesen?«

»Dr. Harshaw, ich bin Polizeibeamter, und ich ersuche Sie um Ihre Unterstützung. Welchen Grund haben Sie…«

»Pah, Sir! Ich bin Rechtsanwalt. Ein Bürger kann nur unter bestimmten Umständen aufgefordert werden, mit der Polizei zusammenzuarbeiten. Zum Beispiel bei der Verfolgung eines Verbrechers – in welchem Fall der Polizeibeamte immer noch verpflichtet ist, sich auf Wunsch auszuweisen. Ist dies die Verfolgung eines Verbrechers, Sie? Werden Sie gleich durch dieses verdammte Instrument springen? Zweitens kann ein Bürger aufgefordert werden, innerhalb vernünftiger und gesetzlicher Grenzen im Zuge polizeilicher Ermittlungen mit der Polizei zusammenzuarbeiten…«

»Hier handelt es sich um eine Ermittlung.«

»Was wird ermittelt, Sir? Bevor Sie meine Unterstützung fordern, müssen Sie sich identifizieren, mich von Ihren ehrlichen Absichten überzeugen und – falls ich es verlange – das Gesetz zitieren und mir beweisen, daß eine ›vernünftige Notwendigkeit‹ existiert. Sie haben nichts davon getan. Ich möchte mit Mr. Berquist sprechen.«

Die Kiefermuskeln des Mannes zuckten, aber er antwortete: »Ich bin Captain Heinrich vom Special Service der Föderation. Die Tatsache, daß Sie mich erreicht haben, indem Sie den Verwaltungspalast anriefen, sollte Beweis genug sein, daß ich bin, der ich zu sein behaupte. Trotzdem…« Er zog eine Brieftasche hervor, öffnete sie und hielt sie vor die Kamera seines Telefons. Das Bild verschwamm kurz und stellte sich wieder neu ein. Harshaw warf einen Blick auf den Ausweis. Er erschien ihm ausreichend echt – besonders da ihn das überhaupt nicht interessierte.

»Gut, Captain«, brummte er. »Wollen Sie mir jetzt erklären, warum Sie mich daran hindern, mit Mr. Berquist zu sprechen?«

»Mr. Berquist ist nicht zu erreichen.«

»Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Verbinden Sie mich mit jemandem von Berquists Rang weiter. Ich meine einen der Leute, die direkt

mit dem Generalsekretär zusammenarbeiten, so wie Gil. Ich lasse mich nicht mit irgendeinem jungen Schnösel abspeisen, der nicht einmal soviel Kompetenz besitzt, sich selbst die Nase zu putzen! Wenn Gil nicht da ist, dann geben Sie mir um Gottes willen jemanden von gleichem Rang!«

»Sie haben versucht, den Generalsekretär anzurufen.«

»Genau.«

»Sehr gut, dann erklären Sie, was Sie mit dem Generalsekretär zu besprechen haben.« »Das werde ich *nicht* tun. Sind Sie Vertrauensmann des Generalsekretärs? Sind Sie in seine Geheimnisse eingereiht?« »Das gehört nicht zum Thema.« »Das nennt man Pech. Er hätte die Angelegenheit schnell erledigt. Aber es ist das Thema. Als Polizeibeamter wissen Sie das selbst. Ich werde einer Person, von der ich weiß, daß sie Geheimnisträger ist und Mr. Douglas' Vertrauen genießt, gerade genug erklären, um sicher zu sein, daß der Generalsekretär mit mir sprechen wird. Wissen Sie genau, daß Mr. Berquist nicht zu erreichen ist?«

»Ganz genau.«

»Dann will ich jemand anderes haben – von seinem Rang.«

»Wenn die Sache so geheim ist, sollten Sie nicht am Telefon darüber sprechen.« »Mein guter Captain! Da Sie diesen Anruf zurückverfolgt haben, wissen Sie, daß mein Telefon ausgestattet ist, einen Rückruf der höchsten Sicherheitsstufe zu empfangen.« Der Beamte des Special Service ignorierte das. Dafür antwortete er: »Doktor, ich sage es Ihnen unverblümt. Solange Sie nicht erklären, um was es sich handelt, erreichen Sie gar nichts. Wenn Sie von neuem anrufen, wird man Sie mit diesem Büro verbinden. Rufen Sie hundertmal an – oder einen Monat lang. Es wird immer wieder das gleiche geschehen. Bis Sie mit uns zusammenarbeiten.«

Jubal lächelte glücklich. »Das wird nicht mehr notwendig sein, da Ihnen – unbewußt, oder war es absichtlich? – das eine Datum entschlüpft ist, das wir brauchen, bevor wir handeln können. Falls wir handeln müssen. Ich kann sie für den Rest des Tages zurückhalten – aber das Code-Wort ist nicht länger ›Berquist‹.«

»Zum Teufel, was meinen Sie?«

»Mein lieber Captain, bitte! Nicht über eine unzerhackte Leitung… Aber Sie wissen, oder Sie sollten wissen, daß ich ein Senior-Philosophunkulist im aktiven Dienst bin.«

»Bitte wiederholen Sie!«

»Haben Sie keine Amphigorie studiert? Gott, was wird heutzutage bloß in den Schulen unterrichtet! Zurück zu Ihrem Pinochle-Spiel; ich brauche Sie nicht.« Jubal schaltete ab, stellte das Telefon darauf ein, zehn Minuten lang Anrufe zurückzuweisen, sagte: »Kommt, Kinder«, und kehrte an seinen Ruheplatz neben dem Pool zurück. Er gab Anne Voralarm, sie solle ihre

Zeugen-Robe bei der Hand haben, schärfte Mike ein, in Hörweite zu bleiben, und gab Miriam Anweisungen wegen des Telefons. Dann entspannte er sich.

Er war nicht unzufrieden. Damit, den Generalsekretär sofort zu erreichen, hatte er gar nicht gerechnet. Seine Aufklärung hatte die eine schwache Stelle in der Mauer um den Generalsekretär enthüllt, und er vermutete, sein Scharmützel mit Captain Heinrich werde zu einem Rückruf von höherer Ebene führen.

Und wenn nicht, dann war der Austausch von Komplimenten mit dem Beamten des Special Service an sich lohnend gewesen und hatte ihn mit dem Glühen innerer Befriedigung erfüllt. Harshaw war der Meinung, gewisse Füße seien dazu gemacht, daß man auf sie trete, um die Rasse zu verbessern, das allgemeine Wohl zu fördern und die von altersher überkommene Unverschämtheit von Amtspersonen auf ein Mindestmaß zurückzuschrauben. Er hatte sofort erkannt, daß Heinrich solche Füße besaß.

Aber er fragte sich, wie lange er würde warten können. Abgesehen davon, daß seine ›Bombe‹ jeden Augenblick in sich zusammenfallen konnte und daß er Jill versprochen hatte, etwas wegen Caxton zu unternehmen (Warum nur konnte das Kind nicht einsehen, daß sie Ben nicht helfen konnten – wahrscheinlich war er mittlerweile jenseits aller Hilfe – und daß jede übereilte Handlung Mikes Chancen reduzierte seine Freiheit zu behalten?), machte ihm noch etwas Sorgen: Duke war weg.

Heute weg, für immer weg, Jubal wußte es nicht. Duke war beim Dinner anwesend gewesen, doch zum Frühstück nicht aufgetaucht. Weder das eine noch das andere war in Harshaws Haushalt auffällig, und niemand sonst schien Duke zu vermissen.

Jubal selbst hätte es wahrscheinlich gar nicht bemerkt, ohne eine Gelegenheit gehabt zu haben, nach ihm zu schreien. Aber an diesem Morgen hatte er es natürlich bemerkt… und er hatte sich bereits zweimal zurückgehalten, nach ihm zu rufen. Das hätte er normalerweise nicht getan.

Jubal blickte über den Pool hin, beobachtete Mikes Versuch, einen Sprung genauso auszuführen, wie Dorcas ihn eben vorgemacht hatte, und gestand sich ein, daß er absichtlich heute morgen nicht nach Duke gefragt hatte. Die Wahrheit war, daß er den Bären nicht fragen wollte, was mit Algy passiert sei. Der Bär könnte antworten.

Nun, es gab nur eine Möglichkeit, mit Schwäche fertigzuwerden. »Mike! Komm her!«

»Ja, Jubal.« Der Mann vom Mars stieg aus dem Pool und kam wie ein eifriger junger Hund angelaufen. Harshaw musterte ihn und schätzte, daß er zwanzig Pfund mehr wiegen mußte als bei seiner Ankunft – und alles davon war Muskeln. »Mike, weißt du, wo Duke ist?«

»Nein, Jubal.« Damit war die Sache erledigt. Der Junge wußte nicht, wie man lügt – halt! Jubal erinnerte sich an Mikes computerhafte Gewohnheit, nichts als die gestellte Frage zu beantworten… und Mike hatte nach dem

Verschwinden dieser verfixten Schachtel auch gesagt, er wisse nicht, wo sie sei. »Mike, wann hast du ihn zuletzt gesehen?« »Ich habe Duke nach oben gehen sehen, als Jill und ich herunterkamen. Das war heute morgen, als es Zeit war, das Frühstück zu machen.« Stolz setzte Mike hinzu: »Ich habe geholfen.«

»Das war das letzte Mal, daß du Duke gesehen hast?«

»Ich habe Duke seitdem nicht mehr gesehen, Jubal. Ich habe stolz Toast verbrannt.«

»Darauf möchte ich wetten. Du wirst einen guten Ehemann für irgendeine Frau abgeben, wenn du nicht vorsichtig bist.«

»Oh, ich habe ihn höchst vorsichtig verbrannt.«

»Jubal…« Das war Anne.

»Ja, Anne?«

»Duke hat sich in aller Frühe etwas zu Essen gegrabscht und ist in die Stadt gefahren. Ich dachte, du wüßtest Bescheid.«

»Nun«, improvisierte Jubal, »ich dachte, er hätte die Absicht gehabt, nach dem Lunch zu fahren.« Ihm war plötzlich ein Stein vom Herzen gefallen. Nicht, daß Duke ihm etwas bedeutete – natürlich nicht! Seit Jahren hatte er es vermieden, irgendein menschliches Wesen für ihn Bedeutung gewinnen zu lassen – aber es hätte ihn beunruhigt. Jedenfalls ein bißchen.

Welches Gesetz wurde gebrochen, wenn man einen Menschen um neunzig Grad zu allem anderen drehte?

Es war kein Mord, solange der Junge es nur in Selbstverteidigung tat oder in der gerechtfertigten Verteidigung eines anderen wie Jill. Es mochten die Gesetze Pennsylvaniens gegen Hexerei anzuwenden sein… aber es wäre interessant, wie die Anklage formuliert werden würde.

Und wenn ein Zivilprozeß angestrengt würde? Konnte die Tatsache, daß er den Mann vom Mars in seinem Haus beherbergte, als ›widerrechtliche Unterstützung einer attraktiven Nervensäge‹ ausgelegt werden? Wahrscheinlich würden neue Gesetze erlassen werden müssen. Mike hatte bereits die Regeln von Medizin und Physik umgestoßen, auch wenn die Ausübenden dieser Wissenschaften sich des Chaos nicht bewußt waren. Harshaw rief sich die Tragödie ins Gedächtnis zurück, die die Relativitätstheorie für viele Wissenschaftler bedeutet hatte. Unfähig, sie zu begreifen, hatten sie sich in Zorn auf Einstein geflüchtet. Ihre Flucht hatte in eine Sackgasse geführt; diese unbeugsame alte Garde konnte nichts anderes mehr tun als zu sterben und jüngere Gehirne übernehmen zu lassen.

Sein Großvater hatte ihm von der gleichen Geschichte in der Medizin erzählt, als die Bazillentheorie aufkam. Ärzte waren darüber ins Grab gesunken, daß sie Pasteur einen Lügner, einen Narren oder Schlimmeres nannten – ohne die Beweise zu prüfen, die, wie ihnen ihr ›gesunder Menschenverstand‹ sagte, unmöglich waren.

Jetzt sah er voraus, daß Mike mehr Gebrüll hervorrufen würde als Pasteur

und Einstein zusammen. Wobei ihm einfiel – »Larry! Wo ist Larry?«

»Hier, Boß«, verkündete der Lautsprecher hinter ihm. »Unten in der Werkstatt.«

»Hast du den Panikknopf?«

»Klar. Du hast gesagt, ich soll damit schlafen. Das tue ich auch.«

»Komm schnell hier herauf und gib ihn Anne! Anne, bewahre ihn zusammen mit deiner Robe auf!«

Anne nickte. Larry antwortete: »Sofort, Boß. Beginnt der Countdown?«

»Tu einfach, was ich dir sage.« Jubal stellte fest, daß der Mann vom Mars immer noch vor ihm stand, unbeweglich wie eine Skultpur. Skulptur? – Jubal durchforschte sein Gedächtnis. Michelangelos ›David‹! Ja, sogar die kindlichen Hände und Füße, das heitersinnliche Gesicht, das verwirrte, zu lange Haar. »Das war alles, Mike.«

»Ja, Jubal.« Aber Mike wartete. Jubal fragte: »Hast du noch etwas auf dem Herzen, Sohn?« »Das, was ich in diesem gottverdammten Lärmkasten gesehen habe. Du hast gesagt: ›Aber sprich später mit mir darüber.‹« »Oh.« Harshaw zuckte zusammen – die Fosteriten-Sendung fiel ihm wieder ein. »Aber, aber nenn das Ding nicht einen ›gottverdammten Lärmkasten‹. Es ist ein Stereofernsehapparat.« Mike blickte verwirrt drein. »Es ist kein gottverdammter Lärmkasten? Ich habe dich nicht richtig gehört?«

»Du hast schon richtig gehört. Es ist in der Tat ein gottverdammter Lärmkasten. Aber *du* mußt ihn einen Stereofernsehapparat nennen.«

»Ich werde ihn einen ›Stereofernsehapparat‹ nennen. Warum, Jubal? Das groke ich nicht.«

Harshaw seufzte; er war diese Treppe zu oft hinaufgestiegen. Jede Unterhaltung mit Smith führte zu menschlichem Erhalten, das nicht logisch gerechtfertigt werden konnte. Und Versuche, es trotzdem zu tun, waren eine endlose Zeitverschwendung. »Ich groke es selbst nicht, Mike«, gab er zu, »aber Jill möchte, daß du es auf diese Weise sagst.«

»Ich werde es tun, Jubal. Jill möchte es.«

»Jetzt erzähle mir, was du gesehen und gehört hast – und was du davon grokst.«

Die nun folgende Konversation war noch ausgedehnter und verworrener als die sonst üblichen mit Smith. Mike erinnerte sich an jedes Wort und jedes Geschehen in dem Quasseltank, einschließlich sämtlicher Werbeeinblendungen. Da er mit der Enzyklopädie fast fertig war, hatte er Artikel über ›Religion‹, ›Christentum‹, ›Islam‹, ›Judentum‹, ›Konfuzianismus‹, ›Buddhismus‹ und ähnliche Themen gelesen. Gegrokt hatte er davon nichts.

Jubal erfuhr folgendes:

a) Mike wußte nicht, daß es sich bei dem Fosteriten-Ritual um einen Gottesdienst handelte.

b) Mike erinnerte sich an das, was er über Religion gelesen hatte, doch weil

es ihm unverständlich geblieben war, hatte er es für zukünftige Meditationen in seinem Gedächtnis verwahrt.

c) Mike hatte eine äußerst verworrene Vorstellung davon, was ›Religion‹, bedeutete, obwohl er neun Lexikon-Definitionen zitieren konnte.

d) Die marsianische Sprache enthielt kein Wort (und kein Konzept), das Mike mit *einer* dieser Definitionen gleichsetzen konnte.

e) Die marsianischen Bräuche, für die Jubal in seinem Gespräch mit Duke den Ausdruck ›religiöse Zeremonien‹ gebraucht hatte,
waren es nicht. Für Mike stellten sie so alltägliche Dinge dar, wie es Gemüsemärkte für Jubal waren.

f) In der marsianischen Sprache war es nicht möglich, die menschlichen Konzepte ›Religion‹, ›Philosophie‹ und ›Wissenschaft‹ voneinander zu trennen – und da Mike auf marsianisch dachte, war er unfähig, sie auseinanderzuhalten, obwohl er inzwischen fließend Englisch sprach. All diese Dinge waren ›Lehren‹ von den ›Alten‹. Von Zweifeln hatte er nie etwas gehört, auch nicht von Forschung (wofür es ebenfalls kein marsianisches Wort gab). Die Antworten auf jede Frage konnte man von den Alten bekommen, die allwissend (zumindest etwas, daß Mike begriff) und unfehlbar *waren,* ob es um das Wetter von morgen oder um kosmische Theologie ging. Mike hatte eine Wettervorhersage gesehen und angenommen, dies sei eine Botschaft von menschlichen ›Alten‹ für die noch Materialisierten. Ähnliches hatte er bei den Autoren der Enzyklopädia Britannica angenommen.

g) Am schlimmsten war es jedoch für Jubal, daß Mike den Fosteriten-Gottesdienst als die Ankündigung der bevorstehenden Dekarnierung von zwei Menschen, die sich den ›Alten‹ anschließen würden, verstanden hatte – und Mike regte sich darüber furchtbar auf. Hatte er es richtig gegrokt? Mike wußte, daß sein Englisch unvollkommen war; er machte Fehler durch Unwissenheit, denn schließlich war er ›nur ein Ei‹. Aber hatte er *dies* korrekt gegrokt? Er hatte darauf gewartet, den menschlichen ›Alten‹ zu begegnen, er hatte viele Fragen zu stellen. War dies eine Gelegenheit? Oder mußte er noch mehr lernen, bevor er bereit war?

Jubal wurde von der Tischglocke gerettet. Dorcas kam mit Sandwiches und Kaffee. Jubal aß schweigend, was Smith nur angenehm war, denn er war dazu erzogen, das Essen als eine Zeit der Meditation zu betrachten. Er fand das sonst übliche Gequatsche bei Tisch außerordentlich störend. Jubal zögerte beim Nachdenken die Mahlzeit hinaus – und verfluchte sich dafür, daß er Mike hatte Stereosendungen ansehen lassen. Oh, irgendwann mußte der Junge sich mit Religion befassen – es gab keinen Weg daran vorbei, wenn er sein Leben auf diesem wirren Planeten verbringen wollte. Aber, verdammt noch mal, es wäre besser gewesen, zu warten, bis Mike an das schieläugige Muster menschlichen Benehmens gewöhnt war… und seine erste Erfahrung hätten nicht ausgerechnet die *Fosteriten* sein sollen!

Für Jubal als überzeugten Agnostiker standen sämtliche Religionen vom

Animismus der Kalahari-Buschmänner bis zu den allerintellektuellsten Glaubensrichtungen auf einer Stufe. Aber emotional lehnte er einige stärker ab als andere, und die Kirche der Neuen Offenbarung ging ihm besonders gegen den Strich. Der unverschämte Anspruch der Fosteriten auf Gnosis mittels eines direkten Drahtes zum Himmel, ihre arrogante Intoleranz, ihre Football-Rangelei- und Verkaufsveranstaltungsgottesdienste – das alles deprimierte ihn. Wenn die Leute zur Kirche gehen mußten, warum, zum Teufel, konnten sie das nicht würdevoll tun wie die Katholiken, die Anhänger der Christian Science oder die Quäker?

Wenn Gott existierte (in welcher Frage Jubal neutral blieb) und wenn Er wünschte, verehrt zu werden (eine Idee, die Jubal unwahrscheinlich, aber im Licht seiner eigenen Unwissenheit immerhin möglich fand), dann dünkte es ihm ein horrender Blödsinn zu sein, daß ein Gott, der Galaxien erschaffen konnte, sich von dem Rummel, den die Fosteriten ihm als ›Verehrung‹ anboten, gnädig stimmen lassen würde.

Mit freudloser Ehrlichkeit mußte sich Jubal eingestehen, daß das Universum (Korrektur: der Teil des Universums, den er gesehen hatte) vielleicht doch *in toto* ein Beispiel für eine Reduktion auf das Absurde sei. In diesem Fall konnte es doch sein, daß die Fosteriten die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit besaßen. Das Universum war bestenfalls ein verrückter Ort… aber die am wenigsten glaubwürdige Erklärung dafür war die Nichterklärung eines zufälligen Entstehens, der Gedanke, abstrakte Sowiesos seien ›rein zufällig‹ Atome, die sich ›rein zufällig‹ zu etwas zusammengefügt hätten, was nach widerspruchsfreien Gesetzen aussah, wobei einige Gebilde ›rein zufällig‹ Bewußtsein hätten und ›rein zufällig‹ der Mann vom Mars und ein kahlköpfiger alter Trottel, der in seinem Inneren Jubal beherbergte, waren.

Nein, diese ›Reinzufällig‹-Theorie konnte er nicht schlucken, so beliebt sie bei Menschen war, die sich selbst Wissenschaftler nannten. Der Zufall war keine ausreichende Erklärung für das Universum – der Zufall ließ sich nicht mit dem Zufall erklären; der Topf konnte sich nicht selbst enthalten.

Was dann? Die ›Minimum-Hypothese‹ verdiente keine Bevorzugung; eine Beschränkung auf das Wesentliche konnte das Urproblem, die Natur des Geistes Gottes, nicht lösen (nenne es ruhig so, alter Schurke, es ist für das, was du sowieso nicht verstehst, ebensogut ein Etikett wie irgendein anderes).

Gab es eine Basis, um irgendeine plausible Hypothese über eine andere zu setzen? Wenn man etwas nicht verstand: *Nein!* Jubal räumte ein, daß er in seinem ganzen langen Leben nicht gelernt hatte, die grundlegenden Probleme des Universums zu verstehen.

Die Fosteriten mochten recht haben. Jubal konnte das Gegenteil nicht beweisen.

In Gedanken wurde er wild. Zweierlei blieb immer noch übrig: Sein Geschmack und sein Stolz. Wenn die Fosteriten das Monopol auf die

Wahrheit besaßen (was sie behaupteten), wenn der Himmel allein den Fosteriten offenstand, dann zog er, Jubal Harshaw, Gentleman, jene Ewigkeit schmerzerfüllter Verdammnis vor, mit denen die ›Sünder‹, die die Neue Offenbarung zurückwiesen, bedroht wurden. Er war nicht fähig, das nackte Angesicht Gottes zu sehen… aber sein Sehvermögen war gut genug, daß er sich Menschen aussuchen konnte, die mit ihm gesellschaftlich auf einer Stufe standen – und dafür qualifizierten sich diese Fosteriten nicht!

Er begriff jedoch, wie Mike in die Irre geführt worden war. Die zu einer ausgewählten Zeit stattfindende ›Himmelfahrt‹ der Fosteriten hörte sich tatsächlich nach der freiwilligen ›Dekarnierung‹ an, die, was Jubal nicht bezweifelte, auf dem Mars praktiziert wurde. Jubal argwöhnte, ein treffenderer Ausdruck für den Fosteriten-Brauch sei ›Mord‹. Nur war ihnen ein solcher nie nachgewiesen worden, und es gab selten Anspielungen in dieser Richtung. Foster war der erste gewesen, der nach Plan ›gen Himmel fuhr‹ und in einem prophezeiten Augenblick starb. Seit damals war es bei den Fosteriten das Siegel besonderer Gnade gewesen… Es war Jahre her, daß irgendein Coroner die Verwegenheit besessen hatte, in solchen Todesfällen herumzustochern.

Nicht etwa, daß es Jubal gekümmert hätte – ein guter Fosterit war ein toter Fosterit.

Aber es war schwer zu erklären.

Ein Hinauszögern hatte keinen Sinn, denn eine weitere Tasse Kaffee würde es nicht leichter machen. »Mike, wer hat die Welt erschaffen?«

»Verzeihung?«

»Sieh dich um! All das. Auch den Mars. Die Sterne. Alles. Dich und mich und alle anderen. Haben die Alten dir gesagt, wer es gemacht hat?«

Das setzte Mike in Verwirrung. »Nein, Jubal.«

»Aber hast du dir schon einmal Gedanken darüber gemacht? Woher ist die Sonne gekommen? Wer hat die Sterne an den Himmel gesetzt? Wer hat es angefangen? Alles, das Ganze, die ganze Welt, das Universum… so daß du und ich hier miteinander sprechen.« Verwundert über sich selbst, hielt Jubal inne. Er hatte beabsichtigt, die übliche agnostische Annährung durchzuführen… und folgte zwangsweise seiner juristischen Ausbildung, indem er gegen seine Überzeugung als ehrlicher Anwalt auftrat und einen Glauben zu unterstützen versuchte, der nicht der seine, wohl aber der der meisten menschlichen Wesen war. Nolens volens fand er sich in der Rolle eines Verteidigers des orthodoxen Denkens seiner eigenen Rasse gegen – er war sich nicht sicher, gegen was – wieder. Eine unmenschliche Sichtweise. »Wie beantworten eure Alten solche Fragen?«

»Jubal, ich groke nicht, daß… das *›Fragen‹* sind. Es tut mir leid.«

»Wie? Ich groke deine Antwort nicht.«

Mike zögerte. »Ich will es versuchen. Aber Wörter sind… sind *nicht* richtig. Kein ›Setzen‹. Kein ›Machen‹. Ein *Jetztsein.* Welt ist. Welt war. Welt wird

sein, *jetzt.«*

»›Wie sie war im Anfang, jetzt und alle Zeit und von Ewigkeit zu Ewigkeit…‹«

Mike lächelte glücklich. »Du grokst es!«

»Ich groke es nicht«, gab Jubal mürrisch zurück. »Ich habe etwas zitiert, was ein… äh… ›Alter‹ gesagt hat.« Er entschloß sich zu einem weiteren Versuch. Gott der Schöpfer war ein Aspekt der Gottheit, den er nicht als Eröffnungszug benutzen konnte – Mike begriff die Idee der Schöpfung nicht. Nun, Jubal war sich nicht sicher, ob er selbst sie begriff. Vor langer Zeit hatte er einen Pakt mit sich selbst geschlossen, an geraden Tagen ein geschaffenes Universum und an ungeraden Tagen ein seinen Schwanz verschluckendes ewiges-und-ungeschaffenes Universum zu postulieren – da jede dieser beiden Hypothesen, da paradox, die Paradoxa der anderen ausschloß – und dazu in jedem Schaltjahr einen Feiertag für eine rein solipsistische Ausschweifung einzufügen. So war diese unbeantwortbare Frage geregelt, und er hatte ihr seit einer Generation keinen Gedanken mehr gewidmet.

Jubal entschloß sich, die Religion in ihrem weitesten Sinn zu erklären und die Vorstellung der Gottheit und ihrer Aspekte in Angriff zu nehmen.

Mike stimmte ihm zu, daß Lehren in verschiedenen Größen kamen, von kleinen Lehren, die ein Nestling groken konnte, bis zu großen Lehren, die in ihrer ganzen Fülle nur von einem Alten zu groken waren. Aber Jubals Versuche, eine Grenze zwischen kleinen und großen Lehren zu ziehen und damit den ›großen Lehren‹ die Bedeutung von ›religiösen Fragen‹ zu geben, hatten keinen Erfolg. Einige religiöse Fragen schienen Mike keine Fragen zu sein (zum Beispiel ›Schöpfung‹), und andere waren in seinen Augen ›kleine‹ Fragen, deren Antworten schon Nestlinge klar waren – zum Beispiel das Leben nach dem Tod.

Jubal ließ das Thema fallen und ging zu der Vielfältigkeit menschlicher Religionen über. Er erklärte, es gebe auf der Erde Hunderte von Wegen, auf denen ›große Lehren‹ vermittelt würden, jeder mit seinen eigenen Antworten und jeder mit dem Anspruch, die Wahrheit darzustellen.

»Was ist ›Wahrheit‹?« fragte Mike.

(›Was ist Wahrheit?‹ fragte ein römischer Richter und wusch sich die Hände. Jubal wünschte, er könne desgleichen tun.) »Eine Antwort ist Wahrheit, wenn man richtig spricht, Mike. Wie viele Hände habe ich?«

»Zwei Hände. – Ich *sehe* zwei Hände«, verbesserte Mike sich. Anne sah von ihrem Buch auf. »In sechs Wochen könnte ich einen Unparteiischen Zeugen aus ihm machen.« »Ruhig, Anne. Die Situation ist sowieso schon verwickelt genug. Mike, du hast richtig gesprochen; ich habe zwei Hände. Deine Antwort ist Wahrheit. Nun einmal angenommen, die hättest gesagt, ich hätte sieben Hände?« Das beunruhigte Mike. »Ich groke nicht, daß ich das sagen könnte.« »Nein, das glaube ich auch nicht. Du würdest nicht richtig sprechen, wenn du es tätest; deine Antwort wäre nicht Wahrheit. Aber, Mike

– hör gut zu –, jede Religion behauptet, Wahrheit zu sein, behauptet, richtig zu sprechen. Und doch sind ihre Antworten so unterschiedlich wie zwei Hände und sieben Hände. Fosteriten sagen die eine Sache, Buddhisten sagen eine andere, Moslems wieder ein andere – viele Antworten, alle anders.« Mike gab sich offenbar gewaltige Mühe. »Alle sprechen richtig? Jubal, das groke ich nicht.« »Ich auch nicht.« Das Gesicht des Mannes vom Mars bewölkte sich. Dann lächelte er plötzlich. »Ich werde die Fosteriten bitten, eure Alten zu befragen, und dann werden wir es wissen, mein Bruder. Wie fange ich das an?«

Ein paar Minuten später fand Jubal sich zu seinem Mißvergnügen in der Situation wieder, daß er Mike eine Unterredung mit einem Großmaul der Fosteriten versprochen hatte. Zumindest schien er das zu glauben, was auf dasselbe rauskam. Es war ihm nicht gelungen, Mikes Annahme zu erschüttern, die Fosteriten stünden in Kontakt mit menschlichen ›Alten‹. Mike hatte das Problem, daß er nicht wußte, was eine Lüge war – Definitionen von ›Lüge‹ und ›Falschheit‹ waren ohne eine Spur des Grokens in seinem Gedächtnis verstaut. Nur durch Zufall konnte man ›falsch sprechen‹. Deshalb hatte er den Fosteriten-Gottesdienst nach dem bloßen Schein beurteilt.

Jubal versuchte, ihm zu erklären, daß *alle* menschlichen Religionen den Anspruch erhöben, auf diese oder jene Weise mit ›Alten‹ in Verbindung zu stehen, und trotzdem unterschieden ihre Antworten sich voneinander.

Auf seine geduldige Art wirkte Mike beunruhigt. »Jubal, mein Bruder, ich versuche es… aber ich groke nicht, wie das richtige Sprechen sein kann. Bei meinen Leuten sprechen die Alten immer richtig. Deine Leute…«

»Einen Augenblick, Mike!«

»Verzeihung?«

»Als du sagtest ›meine Leute‹, sprachst du von den Marsianern. Mike, du bist kein Marsianer; du bist ein Mensch.« »Was ist ›Mensch‹?« Jubal stöhnte. Er war überzeugt, daß Mike fähig war, die Lexikon-Definitionen zu zitieren. Doch der Junge stellte niemals eine Frage, um ihn zu ärgern. Er bat immer um Informationen – und erwartete, Jubal könne sie ihm geben. »Ich bin ein Mensch, du bist ein Mensch, Larry ist ein Mensch.«

»Aber Anne ist kein Mensch?«

»Doch. Anne ist ein weiblicher Mensch. Eine Frau.«

(»Danke, Jubal.« – »Halt den Mund, Anne!«)

»Ein Baby ist ein Mensch? Ich habe Babies auf Bildern gesehen– und in dem gottverdammten… – im Stereofernsehen. Ein Baby ist nicht wie Anne geformt… und Anne ist nicht wie du geformt… und du bist nicht wie ich geformt. Aber ein Baby ist ein Nestling-Mensch?«

»Äh… ja, ein Baby ist ein Mensch.« »Jubal… ich glaube, ich groke, daß meine Leute – daß die ›Marsianer‹ Menschen sind. Nicht Form. Form ist nicht

Mensch. Mensch ist Groken. Ich spreche richtig?« Jubal entschloß sich, aus der Philosophischen Gesellschaft auszutreten und anzufangen, Schiffchen zu basteln. Was war ›Groken‹? Er benutzte das Wort seit einer Woche – und er grokte es nicht. Aber was war ›Mensch‹? Ein federloser Zweifüßler? Gottes Ebenbild? Oder das zufällige Ergebnis beim ›Überleben der Tüchtigsten‹? Der Erbe von Tod und Steuern? Die Marsianer hatten den Tod anscheinend besiegt, und sie hatten anscheinend kein Geld, kein Eigentum, und keine Regierung im menschlichen Sinn – wie konnten sie also Steuern haben?

Doch der Junge hatte recht; die Form war irrelevant, wenn man den Begriff ›Mensch‹ definierte, war ebenso unwichtig wie die Flasche, die den Wein enthält. Man konnte einen Menschen sogar aus seiner Flasche nehmen wie den armen Kerl, dessen Leben die Russen ›gerettet‹ hatten, indem sie sein Gehirn in eine gläserne Hülle steckten und ihn wie eine Telefon Vermittlung verdrahteten. Gott, welch grauenhafter Scherz! Er fragte sich, ob der arme Teufel den Witz zu schätzen wußte.

Aber *wie* unterschied sich der Mensch, vom Gesichtspunkt eines Marsianers aus betrachtet, von anderen Tieren? Würde eine Rasse, die levitieren konnte (und Gott weiß, was sonst noch), von technischen Fähigkeiten beeindruckt sein? Wenn ja, würde dann der Assuan-Staudamm oder ein tausend Meilen langes Korallenriff den ersten Preis davontragen? Das menschliche Bewußtsein? Reiner Eigendünkel, es ließ sich nicht beweisen, daß Pottwale oder Sequoias keine Philosophen und Dichter waren, die menschliches Können übertrafen.

Es gab ein Feld, auf dem der Mensch nicht zu übertreffen war. Er zeigte unbegrenzten Einfallsreichtum in der Erfindung besserer und wirksamerer Methoden, seine Mitmenschen zu töten, zu versklaven, zu schikanieren und sich seinesgleichen zu einer unerträglichen Plage zu machen. Der Mensch war sein eigener grimmigster Witz über sich selbst. Die Grundlage des Humors war…

»Der Mensch ist das Tier, das lacht«, antwortete Jubal.

Mike bedachte es. »Dann bin ich kein Mensch.«

»Wie?«

»Ich lache nicht. Ich habe andere lachen gehört, und es machte mir Angst. Dann grokte ich, daß es nicht weh tut. Ich habe versucht, es zu lernen…« Mike warf den Kopf in den Nacken und gab ein rauhes Gegacker von sich.

Jubal hielt sich die Ohren zu. *»Hör auf!«*

»Du hast es gehört«, pflichtete Mike ihm traurig bei. »Ich kann es einfach nicht richtig. Deshalb bin ich kein Mensch.«

»Warte einen Augenblick, Sohn. Du hast es einfach noch nicht gelernt… und du wirst es nie durch Versuchen lernen. Aber ich verspreche dir, lernen wirst du es. Wenn du lange genug unter uns gelebt hast, wirst du eines Tages erkennen, wie komisch wir sind – und du wirst lachen.«

»Wirklich?«

»Wirklich! Mach dir keine Gedanken, laß es einfach kommen. Ja, Sohn, sogar ein Marsianer würde lachen, sobald er uns gegrokt hätte.«

»Ich werde warten«, stimmte Smith friedlich zu.

»Und während du wartest, zweifele nicht daran, daß du ein Mensch bist. Du bist es. Ein Mensch, vom Weibe und zur Mühsal geboren… und eines Tages wirst du es in seiner Fülle groken und lachen – weil der Mensch das Tier ist, das über sich selbst lacht. Was deine marsianischen Freunde betrifft, so weiß ich es nicht. Ich habe sie niemals getroffen. Aber ich groke, daß sie ›Menschen‹ sein mögen.«

»Ja, Jubal.«

Harshaw glaubte, das Gespräch sei beendet, und fühlte sich erleichtert. So in Verlegenheit geraten war er nicht mehr seit dem lange vergangenen Tag, als sein Vater ihm die Vögel und die Bienen und die Blumen erklärt hatte – *viel* zu spät.

Aber der Mann vom Mars war noch nicht fertig. »Jubal, mein Bruder, du hast mich gefragt: ›Wer hat die Welt erschaffen?‹, und ich hatte die Wörter nicht, um dir zu sagen, warum ich nicht groke, daß es eine Frage ist. Ich habe mir Wörter gedacht.«

»So?«

»Du hast mir gesagt: ›Gott hat die Welt erschaffen.‹«

»Nein, nein!« wehrte Harshaw ab. »Ich sagte dir, daß die Religionen zwar unterschiedliche Dinge behaupten, die meisten jedoch sagen: ›Gott hat die Welt erschaffen‹. Ich sagte dir, daß ich es nicht in seiner Fülle groke, daß jedoch ›Gott‹ das in diesem Zusammenhang benutzte Wort sei.«

»Ja, Jubal«, erwiderte Mike. »Das Wort ist ›Gott‹.« Er setzte hinzu: »Du grokst.«

»Ich muß gestehen, daß ich nicht groke.«

»Du grokst«, wiederholte Smith fest. »Ich werde erklären. Ich hatte das Wort nicht. Du grokst. Anne grokt. Ich groke. Das Gras unter meinen Füßen grokt in glücklicher Schönheit. Aber ich brauchte das Wort. Das Wort ist Gott.«

Jubal schüttelte sich, um den Kopf frei zu bekommen. »Weiter.«

Mike zeigte triumphierend auf Jubal. *»Du bist Gott!«*

Jubal schlug eine Hand vor das Gesicht. »Oh, Jesus – *was habe ich getan?* Hör zu, Mike, reg dich nicht auf! Du hast mich nicht verstanden. Es tut mir leid. Es tut mir sehr leid. Vergiß einfach, was ich gesagt habe, und wir werden an einem anderen Tag von vorn anfangen. Nur…«

»Du bist Gott«, wiederholte Mike gelassen. »Das, was grokt. Anne ist Gott. Ich bin Gott. Das glückliche Gras ist Gott. Jill grokt immer in Schönheit. Jill ist Gott. Alle formen und machen und erschaffen zusammen…« Er krächzte etwas auf marsianisch und lächelte.

»Gut, gut, Mike. Aber laß es warten. Anne! Hast du das mitbekommen?«

»Darauf kannst du wetten, Boß!«

»Mach ein Band. Ich werde daran arbeiten müssen. Ich *kann es nicht* auf sich beruhen lassen. Ich muß…« Jubal blickte auf, rief: »O mein Gott! Alles auf die Plätze! *Anne!* Stell den Panikknopf auf Totmannschaltung – und halt, um Himmels willen, den Daumen drauf, vielleicht kommen sie nicht her.« Wieder spähte er zu den beiden Luftwagen, die sich von Süden her näherten. »Ich fürchte, sie kommen doch. Mike! Versteck dich im Pool! Vergiß nicht, was ich dir gesagt habe – leg dich an die tiefste Stelle, bleib dort, verhalte dich still – komm nicht nach oben, bis ich Jill schicke.«

»Ja, Jubal.«

»Sofort! Los!«

»Ja, Jubal.« Mike lief die wenigen Stufen hinunter, sprang ins Wasser und verschwand. Er hielt die Knie durchgedrückt, die Zehen nach unten gerichtet, die Füße zusammen.

»Jill!« brüllte Jubal. »Spring ins Wasser und komm wieder heraus! Du auch, Larry. Wenn irgendwelche Leute Mike gesehen haben, sollen sie durcheinanderkommen, wie viele Springer den Pool benutzten. Dorcas! Komm schnell heraus, Kind, und spring wieder hinein. Anne – nein, du mußt den Auslöseknopf festhalten.«

»Ich kann meinen Mantel nehmen und mich an den Rand des Pools stellen. Boß, möchtest du bei dieser Totmannschaltung eine Verzögerungseinstellung?«

»Hm, dreißig Sekunden. Wenn sie landen, ziehst du deine Zeugenrobe an und drückst den Daumen wieder auf den Knopf. Dann wartest du – und wenn ich dich zu mir rufe, läßt du den Ballon steigen. Ich wage es nicht, ›Wolf!‹ zu rufen, weil…« Er schirmte die Augen mit der Hand ab. »Einer der Wagen wird landen… und es ist der, der nach Grüner Minna aussieht. O verdammt, ich hatte geglaubt, sie würden verhandeln.«

Der erste Wagen schwebte, senkte sich zu einer Landung im Garten neben dem Pool nieder. Der zweite begann, in geringer Höhe zu kreisen. Der Größe nach waren es Truppentransporter, und sie trugen ein kleines Hoheitszeichen, den stilisierten Globus der Föderation.

Anne legte die Fernbedienung hin, hüllte sich schnell in ihre Berufskleidung, nahm das Gerät wieder auf und preßte ihren Daumen auf den Knopf. Die Tür des ersten Wagens öffnete sich, sobald er Bodenberührung hatte, und Jubal schritt mit der Kampflust eines Pekinesen darauf zu. Ein Mann stieg aus, und Jubal donnerte: »Nehmen Sie diese gottverdammte Kiste von meinen Rosenbüschen weg!«

Der Mann fragte: »Jubal Harshaw?«

»Sagen Sie diesem Trottel, er soll den Eimer aufsteigen lassen und ihn zurücksetzen! Weg von dem Garten und auf das Gras! Anne!«

»Komme schon, Boß.«

»Jubal Harshaw, ich habe einen Haftbefehl für…«

»Das ist mir scheißegal, und wenn Sie einen Haftbefehl für den König von

England haben; nehmen Sie diesen Schrotthaufen von meinen Blumen weg! So wahr mir Gott helfe, ich werde Sie verklagen…« Jubal betrachtete den Mann, als erkenne er ihn erst jetzt. »Oh, *Sie* sind es«, stellte er mit bitterer Verachtung fest. »Sind Sie so dämlich geboren, Heinrich, oder mußten Sie das erst studieren? Wann hat dieser uniformierte Esel fliegen gelernt? Heute morgen? Seit ich mit Ihnen gesprochen habe?«

»Bitte, sehen Sie sich diesen Haftbefehl an«, sagte Captain Heinrich mit bemühter Geduld. »Dann…«

»Nehmen Sie Ihren Gocart aus meinen Blumenbeeten weg, oder ich strenge einen Zivilprozeß gegen Sie an, der Sie Ihre Pension kosten wird.«

Heinrich zögerte. »Sofort!« schrie Jubal. »Und sagen Sie den Flegeln, die gerade aussteigen, sie sollen aufpassen, wo sie hintreten! Dieser Idiot mit den vorstehenden Zähnen steht auf einer preisgekrönten Elizabeth M. Hewitti!«

Heinrich drehte den Kopf. »Männer – vorsichtig mit diesen Blumen. Paskin, Sie stehen auf einer. *Rogers!* Lassen Sie den Wagen aufsteigen, und landen Sie außerhalb des Gartens.« Er wandte sich Harshaw zu. »Stellt Sie das zufrieden?«

»Daß er den Wagen zurücksetzt, ja – aber für meinen Schaden werden Sie immer noch aufkommen müssen. Zeigen Sie mir Ihre Papier… zeigen Sie sie auch der Unparteiischen Zeugin, und nennen Sie laut und deutlich Namen, Dienstrang, Organisation und Soldbuchnummer.« »Sie wissen, wer ich bin. Ich habe einen Haftbefehl für…« »Ich bin berechtigt, Ihnen die Haare mit einem Schießgewehr zu scheiteln, wenn Sie das nicht dem Gesetz entsprechend tun! *Ich* weiß, wer Sie sind. Sie sehen wie ein ausgestopftes Hemd aus, das ich am Telefon gesehen habe – aber ich identifiziere Sie nicht. *Sie* müssen sich identifizieren, in vorgeschriebener Form, Weltgesetzbuch Paragraph 1602, Absatz II, bevor Sie einen Haftbefehl vorzeigen dürfen. Und das gilt auch für diese anderen Affen und den parasitären Pithecanthropus, der für Sie den Piloten mimt.«

»Das sind Polizeibeamte, die unter meinem Befehl handeln.«

»*Ich* weiß nicht, wer sie sind. Sie könnten sich diese schlechtsitzenden Clownsanzüge bei einem Kostümverleih besorgt haben. Der Buchstabe des Gesetzes, Sir! Sie sind in meine Burg eingedrungen. Sie *sagen,* Sie seien Polizeibeamter – und Sie rechtfertigen dieses Eindringen mit einem angeblichen Haftbefehl. Aber *ich* sage, Sie sind Eindringlinge, bis Sie mir etwas anderes bewiesen haben. Ich habe das Recht, Gewalt anzuwenden, um Sie zu vertreiben – und ich werde damit in etwa drei Sekunden beginnen.«

»Das würde ich Ihnen nicht raten.«

»Wer sind denn Sie, daß Sie mir etwas zu raten haben? Wenn ich bei dem Versuch, mein Recht durchzusetzen, verletzt werde, wird aus Ihrer Aktion ein indirekter Angriff – und zwar mit tödlichen Waffen, wenn die Dinger, die diese Maultiere mit sich herumschleppen, Gewehre sind, wie es den

Anschein hat. Zivilund strafrechtlich – mein lieber Mann, ich werde mir aus Ihrer Haut einen Fußabtreter machen!« Jubal winkelte einen knochigen Arm ab und ballte die Faust. »*Weg* von meinem Grundstück!«

»Langsam, Doktor! Wir werden es machen, wie Sie es haben wollen.« Heinrich hatte einen roten Kopf bekommen, doch er hielt seine Stimme eisern unter Kontrolle. Er reichte Jubal seinen Ausweis hin, den Jubal sich ansah und Heinrich zurückgab, damit er ihn auch Anne zeigen konnte. Dann nannte Heinrich seinen vollen Namen, sagte, er sei Captain der Polizei, Special Service Bureau der Föderation, und trug seine Soldbuchnummer vor. Auf Heinrichs Befehl hin, den er mit eisigem Gesicht gab, vollführten die Uniformierten und der Pilot einer nach dem anderen ebenfalls das Ritual.

Als sie damit fertig waren, fragte Jubal liebenswürdig: »Und nun, Captain, wie kann ich Ihnen behilflich sein!«

»Ich habe einen Haftbefehl auf den Namen Gilbert Berquist. Darin sind dieses Anwesen mit Gebäuden und Außenanlagen genannt.«

»Zeigen Sie ihn mir, und dann zeigen Sie ihn der Zeugin.«

»Das werde ich tun. Ich habe einen weiteren Haftbefehl, ähnlich dem ersten, auf den Namen Gillian Boardman.«

»Auf welchen Namen?«

»Gillian Boardman. Die Anklage lautet auf Entführung.«

»Ach du meine Güte!«

»Und noch einen für Hector C. Johnson… und einen für *Sie,* Jubal Harshaw.«

»Für mich? Schon wieder eine Steuersache?«

»Nein. Beihilfe zu diesem und jenem… und als unentbehrlichen Zeugen für andere Dinge… und ich würde Sie auf eigene Verantwortung wegen Behinderung der Polizei festnehmen, wenn der Haftbefehl das nicht unnötig machen würde.«

»Ach, kommen Sie, Captain! Ich bin äußerst kooperativ gewesen, nachdem Sie sich identifiziert und begonnen hatten, sich dem Gesetz entsprechend zu benehmen. Und ich werde mich auch weiterhin kooperativ zeigen. Verklagen werde ich Sie immer noch – und Ihren unmittelbaren Vorgesetzten und die Regierung – wegen Ihrer illegalen Handlungen *vor* diesem Zeitpunkt… und ich begebe mich keines Rechts oder Anspruchs im Hinblick auf irgend etwas, das irgendeiner von Ihnen hinterher tun könnte. Hmmm… eine schöne Liste von Opfern. Jetzt verstehe ich, warum Sie einen zusätzlichen Wagen mitgebracht haben. Aber – ach du meine Güte! – da ist etwas Seltsames. Diese… äh… Mrs. Barkmann? – Wie ich sehe, ist sie angeklagt, diesen Smith entführt zu haben… aber in dem anderen Haftbefehl ist doch *er* angeklagt, aus dem Gewahrsam entflohen zu sein. Das verwirrt mich.«

»Beides ist richtig. Er ist entflohen – und sie hat ihn entführt.« »Ist das nicht schwierig zu bewerkstelligen? Beides, meine ich? Und aufgrund welcher Anklage wurde er festgehalten? Das wird in dem Haftbefehl nicht

angegeben.« »Wie, zum Teufel, soll ich das wissen? Er ist entflohen, und damit hat es sich. Er ist ein Flüchtling.« »Lieber Himmel! Ich glaube, ich werde jedem einzelnen von Ihnen meine Dienste als Anwalt anbieten müssen. Interessanter Fall. Wenn ein Fehler gemacht wurde – oder mehr als einer –, könnte es zu anderen Dingen führen.«

Heinrich grinste kalt. »Das wird nicht leicht für Sie werden. Denn Sie werden ebenfalls im Kittchen sitzen.«

»Oh, nicht für lange, davon bin ich überzeugt.« Jubal hob die Stimme und wandte das Gesicht dem Haus zu. »Ich glaube, wenn Richter Holland zuhörte, würde prompt ein Haftprüfungstermin für uns alle anberaumt werden. Und wenn Associated Press zufällig einen Kurierwagen in der Nähe hätte, ginge keine Zeit für Nachforschungen verloren, *wo* diese Anträge zu stellen wären.«

»Immer der Winkeladvokat, wie, Harshaw?«

»Verleumdung, mein Wertester. Das merke ich mir.«

»Das wird Ihnen viel nützen. Wir sind allein.«

»Wirklich?«

15. KAPITEL

Valentin Michael Smith schwamm durch trübes Wasser zur tiefsten Stelle unter dem Sprungbrett und ließ sich auf den Boden niedersinken. Er wußte nicht, warum sein Wasserbruder ihm befohlen hatte, sich zu verstecken, er wußte nicht einmal, daß er sich versteckte. Jubal hatte ihm befohlen, es zu tun und unten zu bleiben, bis Jill ihn holen kam. Das genügte ihm.

Er vergewisserte sich an der tiefsten Stelle angelangt zu sein. Dann knäulte er sich zusammen, ließ die Luft aus seinen Lungen, verschluckte seine Zunge, rollte die Augen nach oben, verlangsamte seinen Herzschlag und wurde praktisch ›tot‹, außer daß er nicht dekarniert war. Er streckte seinen Zeitsinn, bis Sekunden wie Stunden vorüberflossen, denn er hatte viel zu meditieren.

Wieder war es ihm nicht gelungen, das volle Verstehen zu erreichen, den sich gegenseitig durchdringenden Rapport – das Groken –, das zwischen Wasserbrüdern existieren sollte. Er wußte, der Fehler lag bei ihm, er hatte die merkwürdig variable menschliche Sprache falsch angewendet, und Jubal war aus der Fassung geraten.

Er wußte, sein menschlicher Bruder hielt heftige Emotionen aus, ohne Schaden zu nehmen, aber trotzdem tat es Smith sehr leid, Jubal aufgeregt zu haben. Er hatte geglaubt, ein äußerst schwieriges menschliches Wort endlich gegrokt zu haben. Doch er hätte es besser wissen müssen, denn ganz zu Beginn seines Lernens bei seinem Bruder Mahmoud hatte er entdeckt, daß lange menschliche Wörter (je länger, desto besser) ihre Bedeutung selten veränderten. Sie waren einfach und unmißverständlich. Aber kurze Wörter waren schlüpfrig und wechselten ihr Muster oft ohne

Sinn. Jedenfalls grokte er es so. Kurze menschliche Wörter waren niemals wie kurze marsianische Wörter – wie beispielsweise ›groken‹, das auf immer nur eine einzige Bedeutung hatte. Kurze menschliche Wörter waren wie ein Versuch, Wasser mit einem Messer zu heben.

Dies war ein sehr kurzes Wort gewesen.

Smith hatte immer noch das Gefühl, das menschliche Wort ›Gott‹ richtig gegrokt zu haben – die Verwirrung war aus seinem Unvermögen entstanden, andere Wörter auszuwählen. Das Konzept war so einfach, so grundlegend, so notwendig, daß ein Nestling es erklären könnte – auf marsianisch. Das Problem war, menschliche Wörter zu finden, die es ihm erlauben würden, richtig zu sprechen, sie so zusammenzufügen, daß sie ganz dem entsprachen, was er in der Sprache seines eigenen Volkes gesagt hätte.

Er grübelte über die Tatsache nach, daß es überhaupt Schwierigkeiten machte, das auf englisch zu sagen, da es eine Sache war, die jeder kannte… es sei denn, er konnte überhaupt nicht groken. Vielleicht sollte er die menschlichen Alten fragen, wie es zu sagen war, statt mit sich verlagernden Bedeutungen zu kämpfen. Wenn ja, mußte er warten, bis Jubal es arrangierte, denn er war nur ein Ei.

Er spürte kurzes Bedauern bei dem Gedanken, daß er nicht privilegiert sein würde, der Dekarnierung von Bruder Art und Bruder Dottie beizuwohnen.

Dann ließ er Websters neues internationales Lexikon der englischen Sprache, dritte Ausgabe, erschienen in Springfield, Massachusetts, an sich vorüberziehen.

*

Ein aus weiter Ferne zu ihm vordringendes Unbehagen, daß seine Brüder in Schwierigkeiten seien, riß ihn aus seinen Gedanken. Er hielt zwischen ›Sherbacha‹ und ›Sherbet‹ inne, um es zu bedenken. Sollte er das Wasser des Lebens verlassen und sich ihnen anschließen, um ihren Kummer zu groken und zu teilen? Zu Hause hätte es da gar keine Frage gegeben. Kummer wird geteilt, in freudiger Nähe.

Dieser Ort erschien ihm auf jede Weise merkwürdig… aber Jubal hatte ihm gesagt, er solle warten.

Er prüfte nochmals Jubals Worte, verglich sie mit anderen menschlichen Wörtern, vergewisserte sich, daß er grokte. Ja, er hatte richtig gegrokt; er mußte warten, bis Jill kam.

Trotzdem war er so unruhig, daß er nicht zu seiner Wörterjagd zurückkehren konnte. Endlich kam ihm eine Idee, die mit solchem frohen Wagemut gefüllt war, daß er gezittert hätte, wäre sein Körper dazu bereit gewesen.

Jubal hatte ihm gesagt, er solle seinen Körper unter Wasser lassen, bis Jill kam… aber hatte Jubal gesagt, *er selbst* müsse mit dem Körper warten?

Smith nahm sich lange Zeit, um das zu bedenken, denn diese schlüpfrigen englischen Wörter konnten ihn in die Irre führen (was sie auch oft genug

getan hatten). Er kam zu dem Schluß, Jubal habe ihm nicht befohlen, bei seinem Körper zu bleiben… und das ließ ihm einen Weg aus der Verkehrtheit, den Kummer seiner Brüder nicht zu teilen.

Smith entschloß sich also, einen Spaziergang zu machen.

Ihm schwindelte von seiner eigenen Kühnheit, denn er hatte das zwar schon gemacht, aber noch nie allein. Immer war ein Alter bei ihm gewesen, hatte über ihn gewacht, dafür gesorgt, daß sein Körper sicher war, ihn davor bewahrt, die Orientierung zu verlieren, war bei ihm geblieben, bis er zu seinem Körper zurückkehrte.

Jetzt war kein Alter da, der ihm hätte helfen können. Smith hatte schon immer sehr schnell gelernt. Er wußte, was er zu tun hatte und vertraute darauf, es auf eine Weise fertigzubringen, die seinen Lehrer mit Stolz erfüllen würde. So überprüfte er jeden Teil seines Körpers, vergewisserte sich, daß er während seiner Abwesenheit keinen Schaden nehmen konnte. Dann glitt er vorsichtig daraus hervor und ließ nur das bißchen von sich zurück, das zur Aufsicht benötigt wurde.

Er erhob sich und stellte sich an den Rand des Pools, wobei er nicht vergaß, sich als Vorsichtsmaßnahme gegen eine Desorientierung so zu verhalten, als sei sein Körper bei ihm. Andernfalls könnte er den Pool, seinen Körper, einfach alles aus den Augen verlieren und an unbekannte Orte wandern, von denen er den Rückweg nicht mehr fand.

Smith hielt Umschau.

Ein Luftwagen landete soeben im Garten, und darunter befindliche Wesen beklagten sich über Verletzungen und Unwürdigkeiten. War das der Kummer, den er fühlen konnte? Gras war dazu bestimmt, daß man darauf ging, Blumen und Büsche waren es nicht – dies war eine Verkehrtheit.

Nein, es gab mehr Verkehrtheit. Ein Mann trat aus dem Wagen, wollte mit dem einen Fuß den Boden berühren, und Jubal rannte auf ihn zu. Smith konnte die Wut sehen, die Jubal dem Mann entgegenschleuderte. Wenn ein Marsianer eine so gewaltige Emotion auf einen anderen richtete, würden beide dekarnieren.

Smith merkte sich vor, darüber nachzudenken und, sollte es ein Wendepunkt der Notwendigkeit sein, zu entscheiden, was er tun mußte, um seinem Bruder zu helfen. Dann betrachtete er die anderen.

Dorcas kletterte aus dem Pool. Sie war beunruhigt, aber nicht zu sehr; Smith spürte ihr Vertrauen zu Jubal. Larry stand am Rand und war gerade herausgekommen; Wassertropfen, die von ihm abfielen, schwebten in der Luft. Larry war von angenehmer Aufregung erfüllt; sein Vertrauen in Jubal war absolut. Miriam war in seiner Nähe. Ihre Stimmung lag auf halbem Weg zwischen der von Dorcas und Larry. Anne war in ihr langes weißes Gewand gekleidet, das sie den ganzen Tag mit sich herumgetragen hatte. Smith konnte ihre Stimmung nicht vollständig groken. Er spürte in ihr die kalte, unnachgiebige Disziplin eines Alten. Das verblüffte ihn, denn Anne war immer sanft und gut und von herzlicher Freundschaft.

Er sah, daß sie Jubal genau im Auge behielt und bereit war, ihm zu helfen. Ebenso Larry!… und Dorcas!… und Miriam! In einem Ausbruch von Empathie erkannte Smith, daß alle diese Freunde Wasserbrüder von Jubal waren – und deshalb auch von ihm. Diese unerwartete Erlösung aus der Blindheit erschütterte ihn so sehr, daß er beinahe seine Verankerung verloren hätte. Er zwang sich zur Ruhe und hielt inne, um sie zu preisen und zu lieben, einen nach dem anderen und alle zusammen.

Jill hatte einen Arm über den Rand des Pools gehakt. Sie war unten gewesen und hatte nachgesehen, ob er in Sicherheit sei. Er hatte sie wahrgenommen, als sie es getan hatte… aber jetzt erkannte er, daß sie nicht allein um seine Sicherheit besorgt gewesen war. Jill hatte andere und größere Sorgen, die auch nicht von ihr wichen, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß ihr Schützling ungefährdet unter dem Wasser des Lebens lag. Das beunruhigte ihn sehr, und er überlegte, ob er zu ihr gehen und sie wissen lassen sollte, daß er bei ihr war und ihren Kummer teilte.

Er hätte es auch getan, wäre da nicht ein schwaches Schuldgefühl gewesen: Er war sich nicht sicher, ob Jubal wünschte, daß er herumlief, während sein Körper in dem Pool lag. So schloß er einen Kompromiß, indem er sich sagte, er würde ihren Kummer teilen – und sie wissen lassen, daß er anwesend war, wenn es notwendig wurde.

Nun musterte Smith den Mann, der aus dem Luftwagen stieg, spürte seine Emotionen und schrak vor ihnen zurück. Doch er zwang sich, ihn sorgfältig zu prüfen, von innen und von außen.

In einer geformten Tasche, die ihm vom Gürtel hing, trug der Mann eine Schußwaffe.

Smith war sich beinahe sicher, daß es eine Schußwaffe war. Er prüfte sie in allen Einzelheiten, verglich sie mit den Schußwaffen, die er gesehen hatte, hakte Punkt für Punkt der Definition aus Websters neuem internationalen Lexikon der englischen Sprache, dritte Ausgabe, erschienen in Springfield, Massachusetts, ab.

Ja, es war eine Schußwaffe – nicht nur der Form nach, sondern auch nach der Verkehrtheit, die sie umgab und durchdrang. Smith blickte in den Lauf, sah, wie das Ding funktionieren mußte, und die Verkehrtheit starrte auf ihn zurück.

Sollte er die Waffe umkehren und anderswohin gehen lassen und ihre Verkehrtheit mit ihr? Sollte er es tun, bevor der Mann ganz aus dem Wagen ausgestiegen war? Smith meinte, ja… aber Jubal hatte einmal zu ihm gesagt, er solle das mit einer Waffe erst dann machen, wenn Jubal sagte, jetzt sei es Zeit.

Jetzt wußte er genau, daß es ein Wendepunkt der Notwendigkeit war… Trotzdem entschloß er sich, auf diesem höchsten Punkt zu balancieren, bis er alles grokte – denn es war möglich, daß Jubal ihn in dem Wissen, daß ein Wendepunkt sich näherte, unter Wasser geschickt hatte, um ihn davon

abzuhalten, verkehrt zu handeln.

Er würde warten… aber er würde diese Waffe beobachten. Nicht auf Augen beschränkt, sondern fähig, den ganzen Umkreis zu erkennen, wenn es sein mußte, fuhr er fort, die Waffe und den Mann zu beobachten, während er ins Innere des Wagens stieg.

Mehr Verkehrtheit, als er für möglich gehalten hätte! Andere Männer waren da, aber alle bis auf einen drängten sich zur Tür. Ihre Gedanken rochen wie ein Rudel von Khaughas, die eine unachtsame Nymphe gerochen hatten… und jeder hielt ein Ding in den Händen, an dem Verkehrtheit war.

Wie er Jubal erklärt hatte, hielt Smith die Form nicht für den entscheidenden Faktor. Man mußte durch die Form zum Wesen vordringen, um zu groken. Seine eigenen Leute durchliefen fünf Formen, Ei, Nymphe, Nestling, Erwachsener – und Alter, der keine Form hatte. Doch das Wesen eines Alten war als Muster im Ei festgelegt.

Diese Dinger schienen alle Waffen zu sein. Aber Smith ging nicht ohne weiteres davon aus, daß sie es waren. Er untersuchte eine sehr sorgfältig. Es war größer als jede Waffe, die er bisher gesehen hatte, seine Form war anders, die Einzelheiten waren völlig anders.

Es war eine Waffe.

Er untersuchte jedes einzelne der anderen Dinger ebenso sorgfältig. Es waren Waffen.

Der eine Mann, der immer noch saß, trug eine kleine Waffe angeschnallt.

Der Wagen hatte zwei enorme Waffen eingebaut – dazu andere Dinge, die Smith nicht groken konnte, in denen er jedoch Verkehrtheit wahrnahm.

Er überlegte, ob er den Wagen mit seinem gesamten Inhalt umdrehen und verschwinden lassen sollte. Aber abgesehen davon, daß ihm sein ganzes Leben lang eingeprägt worden war, er dürfe kein Essen verschwenden, war er sich bewußt, daß er nicht grokte, was sich abspielte. Besser war, er ging langsam vor, paßte genau auf und richtete sich nach Jubals Hinweisen, um seinen Brüdern am Wendepunkt seine Hilfe und seine Teilnahme zukommen zu lassen – und wenn richtiges Handeln darin bestand, daß er passiv blieb, dann würde er nach dem Überschreiten des Wendepunktes zu seinem Körper zurückkehren und später mit Jubal darüber diskutieren.

Er verließ den Wagen und beobachtete und lauschte und wartete.

Der erste Mann, der ausgestiegen war, sprach mit Jubal über Dinge, die Smith nur ungegrokt im Gedächtnis verstauen konnte; sie gingen über sein Verständnis hinaus. Die anderen Männer schwärmten aus. Smith verteilte seine Aufmerksamkeit auf sie alle. Der Wagen stieg hoch, bewegte sich rückwärts, hielt wieder an. Das erleichterte die Wesen, auf denen er gesessen hatte. Smith grokte mit ihnen und versuchte, ihre Schmerzen zu lindern.

Der erste Mann händigte Jubal Papiere aus, die dann an Anne weitergereicht wurden. Smith las sie gemeinsam mit ihr. Er erkannte ihre

Wortformen als menschliche Rituale des Heilens und Ausgleichens, aber da seine Bekanntschaft mit diesen Ritualen sich auf Jubals juristische Bibliothek beschränkte, versuchte er gar nicht erst, die Papiere zu groken, besonders da sie Jubal nicht zu beunruhigen schienen – die Verkehrtheit lag anderswo. Es entzückte ihn, auf zweien der Papiere seinen eigenen Namen zu finden. Immer bedeutete es ihm eine merkwürdige Wonne, ihn zu lesen, als sei er an zwei Orten gleichzeitig – so unmöglich das für jeden, außer einem Alten auch war.

Jubal und der erste Mann gingen auf den Pool zu. Anne folgte ihnen dichtauf. Smith entspannte seinen Zeitsinn, um sie schneller gehen zu lassen, und ließ ihn gerade so weit gestreckt, daß er alle Männer gleichzeitig beobachten konnte. Zwei Männer rückten näher und flankierten die Gruppe.

Der erste Mann blieb neben Smith' Freunden am Pool stehen, sah sie an, zog ein Bild aus der Tasche, sah das Bild an, sah Jill an. Smith spürte, wie ihre Angst wuchs, und wurde sehr wachsam.

Jubal hatte ihm gesagt: »Schütze Jill! Mach dir keine Gedanken, ob du Essen verschwendest. Mach dir über gar nichts Gedanken, nur schütze Jill!«

Er hätte Jill auf jeden Fall geschützt, auch auf die Gefahr hin, verkehrt zu handeln. Aber es war gut, daß er damit auch in Jubals Sinne tätig wurde. Das ließ seinen Geist ungeteilt und unbekümmert.

Als der Mann auf Jill zeigte und die beiden Männer links und rechts von ihm mit ihren Waffen von großer Verkehrtheit auf sie zueilten, langte Smith durch seinen Doppelgänger hinaus und gab ihnen beiden diesen kleinen Ruck, der das Verschwinden verursacht.

Der erste Mann starrte auf die Stelle, wo sie gewesen waren, und faßte nach seiner Waffe – und schon war auch er fort.

Die anderen vier kreisten sie ein. Smith wollte sie nicht verrücken. Er glaubte, Jubal werde sich freuen, wenn er sie nur aufhielt. Aber etwas, und sei es nur ein Aschenbecher, aufzuhalten, ist Arbeit – und Smith hatte seinen Körper nicht. Nur ein Alter hätte es fertiggebracht. Also tat Smith, was er konnte, was er tun mußte.

Vier federleichte Berührungen – und sie waren fort.

Er nahm heftige Verkehrtheit von dem Wagen auf dem Boden wahr, ging hin und grokte eine schnelle Entscheidung. Wagen und Pilot waren fort.

Beinahe hätte er den Wagen übersehen, der als Deckung in der Luft schwebte. Er wollte sich schon entspannen, als die Verkehrtheit sich verstärkte und er nach oben blickte.

Der zweite Wagen setzte genau über ihm zur Landung an.

Smith streckte die Zeit bis an die Grenze seiner Möglichkeiten, ging zu dem Wagen in der Luft, inspizierte ihn genau, grokte, daß er gestopft voll von Verkehrtheit war… und kippte ihn ins Nichts. Dann kehrte er zu der Gruppe am Pool zurück. Seine Freunde machten einen aufgeregten Eindruck. Dorcas schluchzte. Jill hielt sie im Arm und beruhigte sie. Anne allein blieb von den

Emotionen, die ringsum brodelten, unberührt. Aber die Verkehrtheit war fort, ganz und gar, und mit ihr der Kummer, der seine Meditation gestört hatte. Dorcas, das wußte er, würde von Jill schneller geheilt werden als von jemand anderen – Jill grokte eine Verletzung immer sofort und in ihrer ganzen Fülle. Beunruhigt von den heftigen Gefühlen, sich außerdem nicht sicher, ob er am Wendepunkt in jeder Beziehung richtig gehandelt habe – oder ob Jubal es so groke –, sagte sich Smith, daß er jetzt gehen könne. Er glitt wieder in den Pool, fand seinen Körper, grokte, daß er war, wie er ihn verlassen hatte, und schlüpfte hinein.

Sollte er über die Geschehnisse am Scheitelpunkt meditieren? Sie waren zu neu; er war noch nicht soweit, daß er sie entfalten konnte, nicht soweit, die Männer, die er gezwungen hatte, wegzugehen, zu preisen und zu lieben. Statt dessen kehrte er glücklich zu der Aufgabe zurück, mit der er vorher beschäftigt gewesen war. ›Sherbet‹… ›Sherbetlee‹… ›Sherbetzide‹…

Er hatte ›Tinwork‹ erledigt und wollte ›Tiny‹ in Angriff nehmen, als er Jill näherkommen spürte. Er ließ seine Zunge zurückschnellen und machte sich bereit, denn er wußte, sein Bruder Jill konnte nicht lange unter Wasser bleiben, ohne zu Schaden zu kommen.

Als sie ihn berührte, nahm er ihr Gesicht in die Hände und küßte sie. Das war etwas, das er erst kürzlich gelernt hatte und nicht vollkommen grokte. Es hatte das Zueinanderwachsen der Wasserzeremonie. Aber es hatte auch noch etwas anderes… etwas, das er in seiner ganzen Fülle zu groken wünschte.

16. KAPITEL

Harshaw wartete nicht, bis Gillian ihr Problemkind aus dem Pool geholt hatte. Er gab Anweisungen über ein Beruhigungsmittel, das Dorcas bekommen sollte, eilte in sein Arbeitszimmer und überließ es Anne, die Ereignisse der letzten Minuten zu erklären (oder auch nicht). *»Dienst!«* rief er über die Schulter zurück.

Miriam holte ihn ein. »Ich muß Dienst haben«, sagte sie atemlos. »Aber Boß, was, zum…«

»Mädchen, kein Wort!«

»Aber, Boß…«

»Sei still, habe ich gesagt! Miriam, in einer Woche werden wir uns hinsetzen und Anne bitten, uns zu erzählen, was geschehen ist. Im Augenblick werden Jedermann und sein Cousin anrufen, Reporter werden aus den Bäumen kriechen – und ich muß vorher selbst ein paarmal telefonieren. Ich brauche deine Hilfe. Gehörst du zu der Sorte von Frauen, die die Nerven verlieren, wenn sie gebraucht werden? Dabei fällt mir ein – schreib eine Aktennotiz, daß Dorcas das Gehalt für die Zeit, die sie mit hysterischen Anfällen verbracht hat, abgezogen wird.«

Miriam rang nach Atem. »Boß! Wenn du das wagst, werden wir alle kündigen!«

»Unsinn!«

»Hacke ja nicht auf Dorcas herum! Ich hätte selbst einen hysterischen Anfall bekommen, wenn sie nicht schneller gewesen wäre als ich.« Sie setzte hinzu: »Ich glaube, ich bekomme ihn jetzt.«

Harshaw grinste. »Dann lege ich dich übers Knie. Na gut, Dorcas soll einen Bonus als Gefahrenzulage erhalten. Ihr alle sollt ihn erhalten. Und ich besonders. *Ich* habe ihn verdient.«

»Gut. Wer zahlt deinen Bonus?«

»Die Steuerzahler. Wir werden einen Weg finden – verdammt!« Sie hatten sein Arbeitszimmer erreicht, und das Telefon verlangte schon Aufmerksamkeit. Harshaw glitt in seinen Sessel und meldete sich. »Hier Harshaw. Wer, zum Teufel, sind Sie?«

»Geschenkt, Doc«, antwortete ein Gesicht. »Sie haben mir seit Jahren keine Angst mehr eingejagt. Wie steht's?«

Harshaw erkannte Thomas Mackenzie, Produktionschef des New-World-Sendernetzes. Seine Laune besserte sich ein wenig. »Recht gut, Tom. Aber ich bin in der fürchterlichsten Eile, die Sie sich nur vorstellen können, deshalb…«

»*Sie* sind in Eile? Versuchen Sie es mal mit meinem Achtund-vierzig-Stunden-Tag. Glauben Sie immer noch, Sie hätten etwas für uns? Auf die Technik kommt es mir nicht an; das kann ich aussteuern. Aber ich muß drei Teams nur dafür bezahlen, daß sie sich für Ihr Signal bereithalten. Die Gewerkschaft – Sie wissen ja wie das ist. Ich tue Ihnen gern jeden möglichen Gefallen. Wir haben viele Ihrer Manuskripte verwendet, und wir rechnen damit, in Zukunft weitere zu bekommen –, aber ich frage mich, was ich unserem Rechnungsprüfer erzählen soll.«

Harshaw starrte ihn an. »Finden Sie nicht, diese Reportage war genug?«

»Was für eine Reportage?«

Einige Minuten später verabschiedete Harshaw sich und schaltete ab, nachdem er erfahren hatte, daß das New-World-Sendernetz nichts von den jüngsten Ereignissen auf seinem Anwesen gesehen hatte. Er wich Mackenzies Fragen aus, weil er überzeugt war, wahrheitsgemäße Antworten würden Mackenzie zu der Annahme verleiten, der arme alte Harshaw sei verrückt geworden. Er hätte ihm deswegen keinen Vorwurf machen können.

Statt dessen kamen sie überein, falls in vierundzwanzig Stunden nichts geschähe, was eine Aufnahme wert sei, könne New World Kameras und Ausrüstung abbauen.

Als der Bildschirm leer wurde, befahl Harshaw: »Hol Larry! Er soll diesen Panikknopf mitbringen – Anne hat ihn.« Er machte zwei weitere Anrufe. Bis Larry eintraf, hatte Harshaw festgestellt, daß kein Sender zugesehen hatte, als das Special-Service-Kommando versuchte, sein Heim zu überfallen. Es

erübrigte sich, nachzufragen, ob die zwei Dutzend Botschaften, die er präpariert hatte, abgegangen waren. Dies hing schließlich von dem gleichen Signal ab, das die Sendernetze nicht erreicht hatte.

Larry hielt ihm die ›Panikknopf‹ genannte tragbare Fernsteuerung hin. »Du wolltest das haben, Boß?«

»Ich wollte dem Ding mein höhnisches Gesicht zeigen. Larry, das soll uns eine Lehre sein: Vertraue niemals einem Apparat, der komplizierter als ein Messer und eine Gabel ist.«

»Okay. Sonst noch etwas?«

»Gibt es eine Möglichkeit, das Ding zu überprüfen, ohne drei Sendernetze aus dem Bett zu holen?«

»Klar. Der Sende-Empfänger, den sie unten in der Werkstatt installiert haben, hat einen Schalter dafür. Leg den Schalter um, drück den Panikknopf, und es geht ein Licht an. Du rufst die Fernsehleute über den Sender und sagst ihnen, du möchtest die Leitung zu den Kameras und zurück zu den Zentralen testen.«

»Angenommen, der Test zeigt, daß wir nicht durchkommen – kannst du dann feststellen, was nicht stimmt?«

»Vielleicht«, meinte Larry zweifelnd, »wenn es nur eine lose Verbindung ist. Aber Duke ist der Elektronenschieber – ich bin mehr der intellektuelle Typ.«

»Ich weiß, Sohn – ich bin auch nicht sehr praktisch veranlagt. Nun, tu dein Bestes, und laß mich wissen, wenn du etwas findest!«

»Sonst noch was, Jubal?«

»Wenn du den Mann siehst, der das Rad erfunden hat, schick ihn hoch. Hätte er’s bloß gelassen!«

Jubal erwog die Möglichkeit, Duke habe den ›Panikknopf‹ sabotiert, verwarf den Gedanken jedoch. Er gestattete sich müßige Spekulationen darüber, was tatsächlich in seinem Garten geschehen war und wie der Junge das gemacht hatte – zehn Fuß unter Wasser. Denn er zweifelte nicht daran, daß Mike hinter diesen unmöglichen Tricks steckte.

Was er am Tag zuvor hier in diesem Raum gesehen hatte, war vom Verstand her ebenso bestürzend – aber die emotionale Wirkung war eine andere. Eine Maus ist ein ebensolches biologisches Wunder wie ein Elefant, und doch besteht ein Unterschied – ein Elefant ist größer.

Einen leeren Karton, nichts als Abfall, mitten in der Luft verschwinden zu sehen, war ein Hinweis darauf, daß auch ein Einsatzwagen voller Polizisten verschwinden konnte. Aber das eine Ereignis trat einem die Zähne ein – das andere nicht.

- Nun, er konnte keine Tränen auf Kosaken verschwenden. Jubal räumte ein, daß Polizisten in der Eigenschaft als Polizisten in Ordnung waren. Er hatte schon ehrliche Polizisten Kennengelernt… und nicht einmal ein bestechlicher Konstabel verdiente es, ausgelöscht zu werden. Die

Küstenwache war ein Beispiel, was Polizisten sein sollten und häufig auch waren.

Aber um im S.S. zu sein, mußte ein Mann Diebstahl im Herzen und Sadismus in der Seele haben. Gestapo. Sturmtruppen für den Politico, der gerade an der Macht war. Jubal sehnte sich nach der Zeit zurück, als ein Rechtsanwalt die Bill of Rights zitieren konnte, ohne daß ihm irgendein vorrangiges Bundesgesetz in die Quere kam. – Wie dem auch sei – was würde jetzt geschehen? Heinrichs Truppe hatte bestimmt mit ihrer Basis in Funkkontakt gestanden. Folglich würde ihr Verlust bemerkt worden sein. Weitere S.S.-Leute würden nachsehen kommen – waren bereits unterwegs, wenn dieser zweite Wagen mitten in einem Bericht' aus der Luft gehackt worden war. »Miriam…«

»Ja, Boß.«

»Sag Mike, Jill und Anne, sie sollen sofort herkommen. Dann suchst du Larry – er ist wahrscheinlich in der Werkstatt – und kommst mit ihm zurück. Schließt alle Türen und die Fenster im Erdgeschoß.«

»Noch mehr Ärger?«

»Lauf, Mädchen!«

Wenn die Affen auftauchen sollten – und das taten sie bestimmt –, und wenn ihr Anführer sich entschied, in ein verschlossenes Haus einzubrechen, nun, sagte sich Jubal, dann könnte er gezwungen sein, Mike auf sie loszulassen. Aber dieser Krieg mußte aufhören – was bedeutete, daß er zu dem Generalsekretär vordringen mußte.

Wie?

Den Palast anrufen? Heinrich hatte wahrscheinlich die Wahrheit gesagt, als er behauptete, jeder weitere Versuch würde an ihn weitergeleitet – oder welcher S.S. Boß jetzt den Stuhl wärmte, den Heinrich nie wieder brauchen würde. Also? Es würde sie überraschen, das Gesicht eines Mannes, den festzunehmen sie ein Polizeikommando ausgeschickt hatten, auf dem Bildschirm des Telefons erscheinen zu sehen. Vielleicht konnte er sich mit Frechheit einen Weg bis nach oben bahnen, bis zu Kommandant Wiehießerdoch, diesem Kerl, der wie ein gut gefüttertes Frettchen aussah. Twitchell. Der befehlshabende Offizier der S.S.-Schläger hätte sicher Zugang zum Chef.

Nein, das ging nicht. Es wäre Verschwendung von Atem, einem Mann, der an Waffen glaubte, zu erzählen, man habe etwas Besseres. Twitchell würde fortfahren, Männer und Waffen an die Front zu schleudern, bis ihm beides ausging – aber er würde niemals zugeben, er könne einen Mann, dessen Aufenthaltsort bekannt war, nicht festnehmen lassen.

Nun, wenn man die Vordertür nicht benutzen kann, schlüpft man durch die Hintertür herein – elementare Politik. Jubal bedauerte es, daß er die Politik ungefähr ein Vierteljahrhundert lang vernachlässigt hatte. Verdammt, er brauchte Ben Caxton – Ben würde wissen, wer die Schlüssel zur Hintertür hatte… und Jubal würde jemanden kennen, der einen von ihnen kannte.

Aber Bens Abwesenheit war der Grund für dieses Esel-Derby. Da er Ben nicht fragen konnte, wen kannte er, der es wissen würde?

Trottel, schimpfte er sich, er hatte mit einem gesprochen! Jubal griff zum Telefon und versuchte, Tom Mackenzie aufzutreiben. Er durchstieß drei Interferenzschichten, die ihn alle kannten und weiterreichten. Während er damit beschäftigt war, kamen sein Stab und der Mann vom Mars herein. Jubal ignorierte sie, und sie setzten sich. Miriam blieb bei ihm stehen und schrieb auf einen Block: *»Türen und Fenster verriegelt.«*

Jubal nickte und schrieb darunter: »Larry – Panikknopf?« Dann sagte er zu dem Schirm: »Tom, tut mir leid, daß ich Sie schon wieder belästigen muß.« »Es ist mir ein Vergnügen, Jubal.« »Tom, wenn Sie mit Generalsekretär Douglas sprechen sollen, wie würden Sie vorgehen?« »Wie? Ich würde seinen Pressesekretär Jim Sanforth anrufen. Oder Dumont – das hängt davon ab, was ich will. Aber ich würde nicht mit dem Generalsekretär sprechen; Jim würde alles erledigen.«

»Aber angenommen, Sie wollen Douglas persönlich sprechen.«

»Nun, dann würde ich das von Jim arrangieren lassen. Trotzdem ginge es schneller, wenn ich Jim mein Problem darlegte. Es könnte ein oder zwei Tage dauern, bis er mich einschleusen könnte… und selbst dann würde man mich aus irgendeinem Grund noch abservieren. Hören Sie, Jubal, der Sender ist der Regierung nützlich – und das wissen die Leute. Aber wir nutzen es nicht aus.«

»Tom, angenommen, Sie müßten unbedingt mit Douglas sprechen, und zwar in den nächsten zehn Minuten.« Mackenzies Augenbrauen wanderten in die Höhe. »Also… wenn ich es müßte, würde ich Jim den Grund erklären…« »Nein.« »Seien Sie vernünftig!«

»Genau das kann ich nicht. Angenommen, Sie hätten Sanforth dabei erwischt, wie er silberne Löffel klaute, so daß Sie gerade ihm nicht sagen könnten, um was es sich bei dem Notfall handelt. Trotzdem müßten Sie auf der Stelle mit Douglas sprechen.«

Mackenzie seufzte. »Ich würde Jim sagen, ich müßte mit dem Boß reden – und er solle mich sofort zu ihm durchstellen, oder die Regierung würde niemals mehr die kleinste Hilfe vom Sender bekommen. Natürlich sehr höflich. Aber ich würde ihm klarmachen, daß ich es ernst meine. Sanforth ist kein Idiot. Er würde niemals seinen eigenen Kopf auf einem Silbertablett servieren.«

»Okay, Tom, tun Sie das!«

»Wie bitte?«

»Rufen Sie den Palast von einem anderen Apparat aus an – und halten Sie sich bereit, mich sofort zuzuschalten. Ich *muß* den Generalsekretär *augenblicklich* sprechen!« Mackenzie verzog schmerzlich das Gesicht.

»Jubal, alter Freund…« »Was heißen soll, Sie wollen nicht.«

»Was heißen soll, ich *kann* nicht. Sie haben sich eine hypothetische

Situation zusammenphantasiert, in der ein – Entschuldigung – leitender Angestellter eines weltweiten Sendernetzes mit dem Generalsekretär sprechen könnte. Das Drehbuch kann ich keinem anderen verkaufen. Hören Sie, Jubal, ich respektiere Sie. Der Sender würde Sie höchst ungern verlieren, und es treibt uns zur Verzweiflung, daß wir Sie nicht mit einem Vertrag an uns binden können. Aber ich *kann* es nicht tun – noch nicht einmal dir zu Gefallen. Man ruft den Chef der Weltregierung nicht an, es sei denn, *er* will mit einem sprechen.«

»Angenommen, ich unterschreibe einen Exklusivvertrag auf sieben Jahre?« Mackenzie sah aus, als leide er an Zahnschmerzen. »Ich könnte es immer noch nicht. Ich würde meine Stellung verlieren
– und Sie würden den Vertrag einhalten müssen.« Jubal überlegte, ob er Mike vor die Kamera rufen und seinen Namen nennen solle. Aber Mackenzies eigene Programme hatten die Interviews mit dem falschen ›Mann vom Mars‹ gebracht – und Mackenzie war entweder an dem Schwindel beteiligt, oder er war, wie Jubal glaubte, ehrlich und würde nicht glauben, daß er betrogen worden war. »Gut, Tom. Aber Sie kennen sich in der Regierung aus. Wer ruft Douglas an, wann immer er will – und bekommt ihn an den Apparat? Ich meine nicht Sanforth.« »Niemand.« »Verdammt noch mal, kein Mensch lebt in einem Vakuum! Es muß Menschen geben, die ihn anrufen können und nicht von einem Sekretär abgewimmelt werden.«

»Ein paar Leute aus seinem Kabinett, nehme ich an. Nicht alle.«

»Von denen kenne ich sowieso keinen. Ich rede nicht von Politicos. Wer kann ihn über eine private Leitung anrufen und zu einem Pokerspiel einladen?«

»Hm… Sie verlangen gar nicht viel, wie? Nun, da wäre Jake Allenby. Nicht der Schauspieler – der andere Jake Allenby. Öl.«

»Ich habe ihn kennengelernt. Er kann mich nicht leiden. Ich mag ihn nicht leiden. Er weiß das.«

»Douglas hat nicht viele intime Freunde. Seine Frau entmutigt… Sagen Sie mal, Jubal… was halten Sie von Astrologie?«

»Rühre das Zeug nie an. Ziehe Brandy vor.«

»Also, das ist Geschmackssache. Aber – hören Sie Jubal, wenn Sie je verraten, daß ich Ihnen das erzählt habe, werde ich Ihnen Ihre Lügenkehle mit einem Ihrer eigenen Manuskripte durchschneiden.«
»Notiert, zugestimmt. Weiter!« »Also, Agnes Douglas rührt das Zeug tatsächlich an… und ich weiß, wo sie es bekommt. Ihre Astrologin kann Mrs. Douglas jederzeit anrufen – und, ob Sie's mir glauben oder nicht, Mrs. Douglas hat das Ohr des Generalsekretärs. Rufen Sie ihre Astrologin an… und alles übrige liegt bei Ihnen.« »Ich erinnere mich an keinen Astrologen auf meiner Weihnachtskartenliste«, meinte Jubal zweifelnd. »Wie heißt sie?« »Ihr Name ist Madame Alexandra Vesant. Amt Washington. Sie schreibt sich V-E-S-A-N-T.« »Das habe ich«, sagte Jubal glücklich. »Tom, Sie haben mir einen riesigen Gefallen getan!« »Hoffe, es nützt Ihnen etwas.

Haben Sie etwas für den Sender?« »Bleiben Sie dran!« Jubal warf einen Blick auf eine Notiz, die Miriam ihm neben den Ellbogen gelegt hatte. Sie lautete: *»Larry sagt, der Sende-Empfänger sendet nicht – er weiß nicht, warum.«* Jubal fuhr fort: »Die Reportage von hier wurde durch ein Versagen des Sendeempfängers nicht übertragen, und ich habe niemanden, der das reparieren könnte.«

»Ich schicke jemanden vorbei.«

»Danke. Zweimal danke.«

Jubal schaltete ab, verlangte den Teilnehmer bei Namen und instruierte die Telefonistin, sowohl Dämpfer als auch Zerhacker zu benutzen, wenn der Apparat dafür ausgerüstet sei. Er war es, was ihn nicht weiter wunderte. Bald erschienen Madame Vesants würdige Züge auf seinem Schirm. Er grinste sie an und rief: »Hei, *Rube!«*

Sie sah ihn verblüfft an. Dann riß sie die Augen auf. »Doc Harshaw, du alter Schurke! Gott segne dich, wie schön, dich zu sehen! Wo hast du dich versteckt gehabt?«

»Ich habe mich versteckt, Becky – nur das. Die Clowns sind hinter mir her.«

Sofort antwortete Becky Vesey: »Was kann ich tun, um dir zu helfen? Brauchst du Geld?«

»Ich habe massenhaft Geld, Becky. Ich stecke in viel größeren Schwierigkeiten als das – und niemand kann mir helfen außer dem Generalsekretär persönlich. Ich muß mit ihm sprechen – sofort, oder noch schneller.«

Ihr Gesicht wurde ausdruckslos. »Das ist ein gewaltiger Auftrag, Doc.«

»Becky, ich weiß. Ich habe versucht, zu ihm durchzukommen… und es gelingt mir nicht. Aber laß du dich nicht hineinverwikkeln… Mädchen, ich bin heißer als ein rauchendes Achsenlager. Meine letzte Hoffnung war, daß du mir einen Rat geben könntest – eine Telefonnummer vielleicht, unter der ich ihn erreichen kann. Aber ich möchte nicht, daß du dich persönlich engagierst. Du würdest dabei zu Schaden kommen – und ich wäre nie mehr imstande, dem Professor in die Augen zu sehen… Gott gebe ihm die ewige Ruhe.«

»Ich weiß, was der Professor von mir erwarten würde!« entgegnete sie scharf. »Hör mit dem Quatsch auf, Doc! Der Professor hat immer geschworen, du seist als einziger Knochen
säger fähig, Menschen zu schnitzen. Er hat diese Zeit in Elkton niemals vergessen.«

»Davon wollen wir nicht wieder anfangen, Becky. Ich bin bezahlt worden.«

»Du hast ihm das Leben gerettet.«

»Ich habe nichts dergleichen getan. Es war sein Kampfeswille – und deine Pflege.«

»Äh… Doc, wir verschwenden Zeit. Wie heiß bist du genau?«

»Man fährt scharfes Geschütz gegen mich auf… und wer in meiner Nähe ist,

wird getroffen werden. Auf mich ist ein Haftbefehl ausgestellt worden – ein Haftbefehl der Föderation –, und sie wissen, wo ich bin, und ich *kann nicht* weglaufen. Jede Minute können sie hier sein… und Mr. Douglas ist wohl der *einzige* Mensch, der sie aufhalten kann.«

»Dir wird geholfen werden. Das garantiere ich.«

»Becky… ich habe volles Vertrauen zu dir. Aber es könnte dich ein paar Stunden Zeit kosten. Es ist dieses ›Hinterzimmer‹, Becky. Ich bin zu alt für eine Sitzung in dem Hinterzimmer.«

»Ach du meine Güte! Doc, kannst du mir nicht ein paar Einzelheiten nennen? Ich müßte ein Horoskop stellen, dann würde ich wissen, was ich zu tun habe. Du bist natürlich Merkur, weil du Arzt bist. Wenn ich jedoch wüßte, in welchem Haus ich nachsehen soll, könnte ich es besser machen.«

»Mädchen, dazu ist keine Zeit.« Jubal dachte in rasender Eile nach. Wem konnte er trauen? Und wann? »Becky, das Wissen allein könnte dich in ebensolche Schwierigkeiten bringen wie mich… wenn es mir nicht gelingt, den Generalsekretär zu überzeugen.«

»Sag es mir, Doc. Ich habe mich noch nie vor Schwierigkeiten gedrückt – was du ganz genau weißt.«

»Na schön. Ich bin also ›Merkur‹. Die Schwierigkeit liegt allerdings beim Mars.«

Sie sah ihn scharf an. »Wie?«

»Du hast die Nachrichten gelesen. Der Mann vom Mars hält sich angeblich in den Anden auf. Da ist er aber nicht. Damit werden nur die Dummen angeführt.«

Becky war gar nicht so überrascht, wie Jubal erwartet hatte. »Wie kommst du ins Spiel, Doc?«

»Becky, überall auf diesem traurigen Planeten gibt es Menschen, die diesen Jungen in die Finger bekommen möchten. Sie wollen ihn ausnützen, ihn zur Marionette machen. Er ist mein Mandant, und ich werde dabei nicht untätig zusehen. Aber meine einzige Chance ist, mit Mr. Douglas zu sprechen.«

»Der Mann vom Mars ist dein Mandant? Du kannst ihn vorzeigen?«

»Niemandem als Mr. Douglas. Du weißt, wie es ist, Becky – der Bürgermeister kann ein guter Mensch sein, freundlich zu Kindern und Hunden. Aber er weiß nicht alles, was seine Stadt-Clowns tun – vor allem dann nicht, wenn sie einen Mann festnehmen und in dieses Hinterzimmer bringen.«

Sie nickte. »Bullen! Ich hatte auch schon meine Probleme mit ihnen.«

»Deshalb muß ich ein Palaver mit Mr. Douglas halten, bevor sie mich festnehmen.«

»Du willst nichts anderes als mit ihm reden?«

»Ja. Ich gebe dir meine Nummer – und dann bleibe ich hier sitzen und hoffe auf einen Anruf… bis sie mich kassieren. Falls du es nicht fertigbringst… ich danke dir auf jeden Fall, Becky. Ich werde wissen, daß du es versucht hast.«

»Schalte nicht ab!«

»Wie?«

»Bleib am Apparat, Doc! Wenn ich ein bißchen Glück habe, läßt sich die Verbindung über dieses Telefon herstellen. Das würde uns Zeit sparen. Also bleib dran!« Madame Vesant verließ den Schirm und rief Agnes Douglas an. Sie sprach mit ruhigem Selbstvertrauen, wies darauf hin, dies sei die von den Sternen vorhergesagte Entwicklung – genau nach Zeitplan. Jetzt sei der kritische Augenblick gekommen, in dem Agnes ihren Mann leiten, in dem sie ihre weibliche Geistesgegenwart und Klugheit benutzen müsse, um dafür zu sorgen, daß er weise und ohne Verzögerung handele. »Liebe Agnes, diese Konfiguration wird sich in tausend Jahren nicht wiederholen – Mars, Venus und Merkur in perfektem Trigonalaspekt, gerade wenn die Venus den Kulminationspunkt erreicht, was die Venus dominant macht. Sie sehen also…«

»Allie, was raten die Sterne mir zu tun? Sie wissen doch, den wissenschaftlichen Teil verstehe ich nicht.«

Das war kaum überraschend, da es die beschriebene Konstellation nicht gab. Madame Vesant hatte keine Zeit gehabt, ein Horoskop zu berechnen, und improvisierte. Das machte ihr keine Kopfschmerzen; sie sprach eine ›höhere Wahrheit‹, gab guten Rat und half ihren Freunden. Daß sie zwei Freunden gleichzeitig helfen konnte, machte Becky Vesey besonders glücklich. »Meine Liebe, natürlich verstehen Sie das, Sie haben eine angeborene Begabung. Sie sind Venus, wie immer, und der Mars wird verstärkt, da er für die Dauer dieser Krise sowohl Ihr Gatte als auch dieser junge Smith ist. Merkur ist Dr. Harshaw. Um das Gleichgewicht, das durch die Verstärkung des Mars gestört wird, wiederherzustellen, muß Venus den Merkur unterstützen, bis die Krise vorbei ist. Doch Sie haben sehr wenig Zeit. Der Einfluß der Venus nimmt zu, bis sie den Kulminationspunkt erreicht, und bis dahin sind es nur noch sieben Minuten. Danach nimmt der Einfluß wieder ab. Sie müssen schnell handeln.«

»Sie hätten mich warnen sollen.«

»Meine Liebe, ich habe den ganzen Tag am Telefon gesessen, bereit, augenblicklich zu handeln. Die Sterne verraten uns die Art jeder Krise; Einzelheiten teilen sie uns nie mit. Aber die Zeit reicht ja noch. Ich habe Dr. Harshaw am Apparat. Es ist nichts weiter notwendig, als die beiden von Angesicht zu Angesicht zusammenzubringen – bevor die Venus den Kulminationspunkt erreicht.«

»Nun – na gut, Allie. Ich muß Joseph aus irgendeiner dummen Konferenz herausholen lassen. Geben Sie mir die Nummer des Telefons, an dem Sie diesen Dr. Rackshaw haben – oder können Sie das Gespräch umlegen?«

»Ich kann es hier weiterschalten. Holen Sie nur Mr. Douglas her. Beeilen Sie sich, Liebe!«

»Das werde ich.«

Als Agnes Douglas den Schirm verließ, ging Becky an einen anderen Apparat. Ihr Beruf verlangte einen umfangreichen Telefondienst; es war ihr größter Ausgabenposten. Glücklich vor sich hin summend rief sie ihren Börsenmakler an.

17. KAPITEL

Als Becky den Schirm verließ, lehnte sich Jubal zurück. »Dienst«, sagte er.

»Okay, Boß«, antwortete Miriam.

»Dies ist für die ›Wahren-Erlebnisse‹-Gruppe. Gib ausdrücklich an, daß die Erzählerin eine sexy Altstimme haben muß…«

»Vielleicht sollte ich mich darin versuchen.«

»So sexy auch wieder nicht. Nimm diese Liste mit Null-Familiennamen zur Hand, die wir vom Amt für Volkszählung bekommen haben, such dir einen aus und setze einen unschuldigen weiblichen Vornamen als Pseudonym davor. Nimm einen Mädchennamen, der auf ›a‹ endet – dabei denkt man gleich an Büstenhalter mit ›C‹-Körbchen.«

»Huh! Und nicht eine einzige von uns hat einen Namen, der auf ›a‹ endet. Du Laus!«

»Ihr seid ein flachbrüstiger Haufen, was? ›Angela‹. Sie soll ›Angela‹ heißen. Titel: ›Ich heirate einen Marsianer.‹ Anfang: Mein ganzes Leben hatte ich mich gesehnt, Astronautin zu werden. Als ich noch ein kleines Mädchen mit Sommersprossen auf der Nase und Sternen in den Augen war, sammelte ich Dosendeckel genau wie meine Brüder – und weinte, wenn Mami mir nicht erlaubte, mit meinem Raumkadettenhelm ins Bett zu gehen. Absatz. In diesen sorglosen Kindertagen ließ ich mir nicht träumen, zu welchem seltsamen, bittersüßen Geschick mich mein jungenhafter Ehrgeiz…«

»Boß!«

»Ja, Dorcas?«

»Da kommen wieder zwei Transporter.«

»Stell auf ›Warten‹! Miriam, setz dich ans Telefon!« Jubal trat ans Fenster, sah gerade, daß zwei Luftwagen zur Landung ansetzten. »Larry, verriegle diese Tür! Anne, deine Robe! Jill, bleib bei Mike! Mike, tu, was Jill dir sagt!« »Ja, Jubal. Ich werde es tun.« »Jill, laß ihn nicht auf sie los, solange es nicht unbedingt sein muß. Es sei denn, irgend jemand will uns erschießen. Wenn sie anfangen Türen einzuschlagen, dann laß sie – ich hoffe, es bleibt dabei. Und Jill, wenn es doch eng werden sollte, wäre es mir viel lieber, er würde nur die Waffen verschwinden lassen und nicht die Menschen.« »Ja, Jubal.« »Vergewissere dich, daß er auch alles richtig verstanden hat!

Diese wahllose Liquidation von Polizisten muß aufhören.« »Telefon, Boß!«

»Bin schon unterwegs.« Jubal ging langsam auf das Telefon zu.

»Ihr bleibt alle aus dem Bild. Miriam, notiere einen weiteren Titel: ›Ich heirate einen Menschen.‹« Jubal glitt in den Sessel und fragte: »Ja?«

Ein gleichgültiges Gesicht sah ihn an. »Dr. Harshaw?«

»Ja.«

»Der Generalsekretär will mit Ihnen sprechen.« Der Ton schien nach einem Kniefall zu verlangen. »Okay.« Der Schirm wechselte zu dem erwuschelten Bild Seiner Exzellenz des ehrenwerten Joseph Edgerton Douglas, Generalsekretär der Weltförderation freier Nationen, über. »Dr. Harshaw? Hörte, Sie müßten unbedingt mit mir sprechen.«

»Nein, Sir.«

»Wie bitte?«

»Lassen Sie es mich umformulieren, Mr. Secretary. *Sie* müssenmit *mir* sprechen.«

Douglas sah ihn überrascht an, dann grinste er. »Sie scheinen sehr von sich eingenommen zu sein, Doktor. Sie haben zehn Sekunden, um das zu beweisen.«

»Gut, Sir. Ich bin der Anwalt des Mannes vom Mars.«

Douglas sah mit einemmal nicht mehr verwuschelt aus. »Wiederholen Sie das!«

»Ich bin der Anwalt von Valentine Michael Smith, besser bekannt als der Mann vom Mars. Er hat mich mit allen Vollmachten ausgestattet. Vielleicht hilft es, wenn Sie in mir den *de-facto*-Gesandten vom Mars sehen – im Geist der Larkin-Entscheidung.«

Douglas starrte ihn entsetzt an. »Sie müssen den Verstand verloren haben!«

»Das glaube ich in letzter Zeit auch immer öfter. Trotzdem vertrete ich den Mann vom Mars. Und er ist bereit zu verhandeln.«

»Der Mann vom Mars ist in Ecuador.«

»Bitte, Mr. Secretary. Smith – der richtige Valentine Michael Smith, nicht der Mann, der in den Nachrichtensendungen aufgetreten ist – entfloh letzten Donnerstag in Gesellschaft der Krankenschwester Gillian Boardman aus dem Medizinischen Zentrum ›Bethesda‹ und – wie ich hinzufügen möchte – einem illegalen Freiheitsentzug. Er hat seine Freiheit bewahrt – und wird sie weiterhin bewahren. Sollte Ihr Stab Ihnen etwas anderes berichtet haben, dann hat jemand gelogen. Aus diesem Grunde wollte ich mit Ihnen persönlich sprechen. Damit Sie die Sache bereinigen können.«

Douglas wirkte nachdenklich. Irgend jemand, der nicht im Bild war, sprach mit ihm. Schließlich sagte er: »Selbst wenn das, was Sie behaupten, wahr sein sollte, Doktor, können Sie nicht für den jungen Smith sprechen. Er ist ein Mündel des Staates.«

Jubal schüttelte den Kopf. »Unmöglich. Die Larkin-Entscheidung.«

»Nun hören Sie, als Jurist versichere ich Ihnen…«

»Da ich selbst Jurist bin, muß ich meinem eigenen Urteil folgen – und meinen Mandanten schützen.«

»Sie sind Jurist? Ich glaubte, Sie hätten sich als seinen gesetzlichen Vertreter bezeichnet, nicht als seinen Rechtsanwalt.«

»Ich bin beides. Ich bin beim Hohen Gericht zugelassener Anwalt. Ich habe meine Perücke zwar eine ganze Weile nicht mehr getragen, aber trotzdem bin und bleibe ich einer.« Jubal hörte von unten einen dumpfen Schlag und sah zur Seite. Larry flüsterte: *»Die Eingangstür, glaube ich, Boß – soll ich nachsehen gehen?«*

Jubal schüttelte den Kopf. »Mr. Secretary, die Zeit drängt. Ihre Männer – Ihre S.S.-Rowdys – brechen in mein Haus ein. Es ist absolut widerwärtig, in seinem eigenen Haus belagert zu werden. Nun, zum ersten und letzten Mal: Wollen Sie diesen Mißstand abstellen, damit wir verhandeln können? Oder sollen wir es vor dem Hohen Gericht mit dem ganzen Gestank, der sich dabei erheben würde, ausfechten?«

Wieder beriet sich der Generalsekretär mit jemandem außerhalb des Schirms. »Doktor, wenn Beamte des Special Service versuchen, Sie zu verhaften, ist mir das neu. Ich…«

»Wenn Sie zuhören wollten, würden Sie sie meine Treppe herauftrampeln hören, Sir! Mike! Anne! Kommt her!« Jubal schob seinen Sessel zurück, damit die Kamera sie erfassen konnte. »Herr Generalsekretär – der Mann vom Mars!« Anne konnte er nicht vorstellen, aber sie und ihre weiße Zeugenrobe waren im Bild.

Douglas starrte Smith an. Smith blickte zurück und fühlte sich unbehaglich. »Jubal…«

»Einen Augenblick, Mike. Nun, Mr. Secretary? Ihre Leute sind in mein Haus eingebrochen – ich höre sie an die Tür meines Arbeitszimmers hämmern.« Jubal drehte den Kopf. »Larry, öffne die Tür.« Er legte Mike die Hand auf den Arm. »Reg dich nicht auf, Junge! Mach ja nichts, bevor ich es dir nicht ausdrücklich sage.«

»Ja, Jubal. Dieser Mann. Ich habe ihn kennengelernt.«

»Und er kennt dich.« Jubal rief über die Schulter: »Kommen Sie herein, Sergeant! Hier rüber!«

Ein S.S.-Sergeant stand im Eingang, die Maschinenpistole im Anschlag. Er rief: »Major! Hier sind sie!«

Douglas sagte: »Lassen Sie mich mit dem Offizier sprechen, der den Befehl über Sie führt, Doktor.« Wieder sprach er mit jemandem außerhalb des Bildschirms.

Erleichtert sah Jubal, daß der Major mit der Pistole im Halfter eintrat; Mike hatte zu zittern begonnen, als er die Waffe des Sergeanten bemerkte. Jubal hegte keine Liebe für diese Bullen, aber er wollte nicht, daß Smith demonstrierte, wozu er fähig war. Das hätte nur überflüssige Fragen verursacht.

Der Major sah sich um. »Sie sind Jubal Harshaw?«

»Ja. Treten Sie näher! Ihr Chef wünscht Sie zu sprechen.«

»Lassen Sie den Unsinn! Mitkommen! Außerdem suche ich…«

»Kommen Sie *hierher!* Der Generalsekretär möchte Ihnen ein Wort sagen.« Verblüfft machte der S.S.-Major einen weiteren Schritt ins Arbeitszimmer, bekam den Bildschirm ins Blickfeld – sah hin, nahm Haltung an und salutierte. Douglas nickte. »Name, Rang, Standort.« »Sir, Major C.D. Bloch, Cheerio-Abteilung des Special Service, Enklave-Kaserne.« »Sagen Sie mir, was Sie hier tun und warum.« »Sir, das ist ziemlich kompliziert. Ich…« »Dann erläutern Sie es. Sprechen Sie, Major!« »Jawohl, Sir. Ich bin in Befolgung eines Befehls hergekommen.
Sie sehen…« »Ich sehe nichts.« »Nun, Sir, vor anderthalb Stunden wurde eine fliegende Abteilung hergeschickt, um mehrere Verhaftungen durchzuführen. Als wir die Leute über Funk nicht erreichen konnten, wurde ich geschickt, sie zu finden und ihnen Hilfe zu leisten.«

»Auf wessen Befehl?«

»Äh… auf Befehl des Kommandanten, Sir.«

»Und haben Sie die erste Abteilung gefunden?«

»Nein, Sir. Keine Spur.«

Douglas sah Harshaw an. »Counsellor, haben Sie etwas von einer anderen Abteilung gesehen?«

»Es ist nicht meine Pflicht, Ihre Diener im Auge zu behalten, Mr. Secretary. Vielleicht hatten sie die falsche Adresse oder haben sich einfach nur verlaufen.«

»Das ist kaum eine Antwort auf meine Frage.«

»Das ist richtig, Sir. Ich werde nicht verhört. Um mich zu verhören, muß ein ordnungsgemäßer Prozeß angestrengt werden. Ich handle für meinen Mandanten; ich bin nicht das Kindermädchen dieser uniformierten… äh… Personen. Aber nach dem, was ich gesehen habe, vermute ich, daß sie nicht einmal ein Schwein in einer Badewanne finden könnten.«

»Hmm… möglich. Major, treiben Sie Ihre Männer zusammen und kehren Sie um!«

»Jawohl, Sir!« Der Major salutierte.

»Einen Augenblick!« unterbrach Harshaw. »Diese Männer sind in mein Haus eingebrochen. Ich verlange, ihren Haftbefehl zu sehen.«

»Oh. Major, zeigen Sie ihm Ihren Haftbefehl.«

Major Bloch wurde rot. »Sir, der Offizier, der vor mir hergeschickt wurde, hat die Haftbefehle. Captain Heinrich. Derjenige, der vermißt wird.«

Douglas starrte ihn an. »Junger Mann… wollen Sie mir erzählen, daß Sie *ohne Haftbefehl* in das Heim eines Bürgers eingebrochen sind?«

»Aber – Sir, Sie verstehen nicht! Es *gibt* Haftbefehle. Captain Heinrich hat

sie, Sir.«

Douglas wirkte angewidert. »Kehren Sie zurück! Melden Sie sich als unter Arrest stehend. Wir sprechen uns später.«

»Jawohl, Sir.«

»Halt!« rief Harshaw. »Unter diesen Umständen kann ich ihn nicht gehen lassen. Ich nehme mein Recht in Anspruch, als ziviler Bürger eine Festnahme durchzuführen. ›Bewaffneter Einbruch‹.«

Douglas blinzelte. »Ist das notwendig?«

»Ich halte es für notwendig. Diese Polizisten sind offenbar furchtbar schwer zu finden – ich will nicht, daß der hier unseren hiesigen Gerichtsbezirk verläßt. Abgesehen von strafrechtlichen Sachverhalten, habe ich noch keine Gelegenheit gehabt, den Sachschaden zu beziffern.«

»Sie haben meine Versicherung, Sir, daß Sie vollständig entschädigt werden.«

»Ich danke Ihnen, Sir. Aber was soll den nächsten uniformierten Spaßvogel davon abhalten, hier einzudringen? Er hätte es nicht einmal mehr nötig, die Tür aufzubrechen! Meine Burg ist beschädigt und steht jedem Eindringling offen. Mr. Secretary, nur die Augenblicke der Verzögerung, für die meine früher einmal stabile Tür sorgte, haben diesen Schuft daran gehindert, mich wegzuschleppen, bevor ich Sie erreichen konnte… und Sie haben selbst gehört, wie er sagte, ein Kollege von ihm sei irgendwo in der Nähe – und der, sagt er, *habe* Haftbefehle.«

»Doktor, ich weiß nichts von einem solchen Haftbefehl.«

»Haftbefehlen, Sir. Er sagte ›Haftbefehle für mehrere Verhaf tungen‹. Vielleicht wäre ein besserer Ausdruck ›zu vollstreckende Urteile‹.«

»Das ist eine schwerwiegende Unterstellung.«

»Es ist eine schwerwiegende Angelegenheit. Sie sehen ja selbst, was man mir bereits angetan hat.«

»Doktor, ich weiß nichts von diesen Haftbefehlen, sofern sie existieren. Aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich der Sache sofort nachgehen und feststellen werde, warum sie ausgestellt wurden. Dann werde ich die geeigneten Maßnahmen ergreifen. Kann ich mehr sagen?«

»Sie können sehr viel mehr sagen, Sir. Ich kann rekonstruieren, warum diese Haftbefehle ausgestellt wurden. Jemand, der in Ihren Diensten steht, hat in einem Anfall von Übereifer einen gefügigen Richter veranlaßt, sie auszustellen… damit ich selbst und meine Gäste verhört werden könnten, ohne daß Sie davon erfahren würden. Ohne daß *irgend jemand* davon erfahren würde, Sir! Wir werden die Angelegenheit mit *Ihnen* diskutieren… aber solche wie der da…« – Jubal wies mit dem Daumen auf den Major – »werden keine Gelegenheit bekommen, uns in einem fensterlosen Hinterzimmer zu verhören! Sir, ich hoffe, daß Sie uns Gerechtigkeit widerfahren lassen… aber wenn diese Haftbefehle nicht sofort annulliert werden, wenn ich nicht über jeden Zweifel hinaus Sicherheit bekomme, daß der Mann vom Mars, Schwester Boardman und ich unbelästigt bleiben

werden, daß wir kommen und gehen können, wie es uns beliebt, dann…« – Jubal zuckte hilflos die Achseln – »muß ich einen Fürsprecher suchen. Es gibt Personen und Gruppierungen außerhalb der Regierung, die großes Interesse an den Angelegenheiten des Mannes vom Mars haben.« »Sie bedrohen mich.« »Nein, Sir. Ich bitte Sie inständig. Wir wünschen zu verhandeln. Und das können wir nicht, solange wir gejagt werden. Ich flehe Sie an, Sir – rufen Sie Ihre Hunde zurück!« Douglas blickte zur Seite. »Von diesen Haftbefehlen, falls es sie gibt, wird kein Gebrauch gemacht werden. Sobald ich sie aufgespürt habe, werden sie annulliert.« »Ich danke Ihnen, Sir.« Douglas sah zu Major Bloch hinüber. »Sie bestehen darauf, ihn einzubuchten?« »Ihn? Lassen Sie ihn laufen. Das ist nur ein Trottel in Uniform. Wir wollen den Sachschaden auch vergessen. Sie und ich haben ernstere Dinge zu besprechen.« »Sie können gehen, Major.« Der S.S.-Offizier salutierte und stob davon. Douglas fuhr fort: »Counsellor, die Dinge, die Sie zur Sprache bringen möchten, können nicht telefonisch geregelt werden.«

»Der Meinung bin ich auch.«

»Sie und Ihr… äh… Mandant werden meine Gäste im Palast sein. Ich schicke Ihnen meine Yacht. Können Sie sich in einer Stunde bereithalten?« Harshaw schüttelte den Kopf. »Vielen Dank, Mr. Secretary. Wir werden hier schlafen… und wenn es Zeit ist, werde ich mir einen Hundeschlitten oder sonst etwas besorgen. Es ist nicht notwendig, daß Sie Ihre Yacht schicken.«

Mr. Douglas runzelte die Stirn. »Kommen Sie, Doktor! Wie Sie selbst gesagt haben, wird das Gespräch quasidiplomatisch sein. Das erfordert Beachtung der diplomatischen Etikette. Daher muß ich auch offizielle Gastfreundschaft anbieten können.«

»Nun, Sir, mein Mandant hat zuviel offizielle Gastfreundschaft genossen – es hat ihn ungeheure Schwierigkeiten gekostet, sich davon freizumachen.« Douglas' Gesicht versteinerte. »Sir, Sie deuten an…« »Ich deute gar nichts an. Smith hat eine Menge durchgemacht und ist an ein steifes Zeremoniell nicht gewöhnt. Er wird besser schlafen, wenn er hierbleibt. Und ich auch. Ich bin ein alter Mann, Sir; ich ziehe mein eigenes Bett vor. Außerdem möchte ich darauf hinweisen, daß das Gespräch abgebrochen werden könnte und mein Mandant gezwungen wäre, sich anderswo umzusehen – in welchem Fall es uns in Verlegenheit setzen würde, Gäste unter Ihrem Dach zu sein.« Der Generalsekretär zeigte ein grimmiges Gesicht. »Schon wieder Drohungen? Ich dachte, Sie vertrauen mir, Sir! Ich habe ganz deutlich gehört, daß Sie sagten, Sie seien ›bereit zu verhandeln‹.« »Ich vertraue Ihnen auch, Sir.« (So weit, wie ich ein Klavier werfen kann!) »Und wir sind bereit zu verhandeln. Aber ich benutze das Wort ›Verhandeln‹ in seinem ursprünglichen Sinn, nicht in der neumodischen Bedeutung von ›Beschwichtigen‹. Wir werden jedoch vernünftig sein. Nur können wir mit dem Gespräch nicht sofort beginnen; uns fehlt noch ein Faktor, und

deshalb müssen wir warten. Wie lange, weiß ich nicht.« »Was meinen Sie?«

»Wir erwarten, daß die Regierung durch eine von Ihnen ausgewählte Delegation vertreten wird – und uns steht das gleiche Recht zu.«

»Sicher. Aber halten wir die Delegation klein. Ich werde die Sache persönlich in die Hand nehmen, mit einem Assistenten oder zweien. Der Justizminister… unsere Experten im Weltraum
recht. Zur Durchführung von Geschäften braucht man nur eine kleine Gruppe – je kleiner, desto besser.«

»Ganz gewiß. Unsere Gruppe wird klein sein. Smith – ich selbst – ich werde eine Unparteiische Zeugin mitbringen…«

»Na, na!«

»Eine Zeugin stört nicht. Es werden noch einer oder zwei Personen dabei sein – aber uns fehlt ein Mann. Ich habe Anweisung, daß ein Mann namens Ben Caxton anwesend sein muß… und ich kann den Knilch nicht finden.«

Jubal, der Stunden mit Manövrieren verbracht hatte, um diese eine Bemerkung in die Debatte zu schleudern, wartete. Douglas sah ihn mit großen Augen an. »›Ben Caxton‹? Sie meinen doch sicher nicht diesen billigen Sensationsreporter?«

»Der Caxton, den ich meine, hat eine Kolumne bei einem Zeitungssyndikat.«

»Kommt nicht in Frage!«

Harshaw schüttelte den Kopf. »Das war's dann, Mr. Secretary. Meine Anweisungen lassen mir keinen Spielraum. Es tut mir leid, daß ich Ihre Zeit verschwendet habe. Bitte, entschuldigen Sie mich.« Er streckte die Hand aus, als wolle er abschalten.

»Warten Sie!«

»Sir?«

»Ich bin noch nicht fertig!«

»Ich bitte den Generalsekretär um Verzeihung. Wir werden warten, bis er uns entschuldigt.« »Ja, ja, schon gut. Doktor, lesen Sie den Schund, der als ›Nachrichten aus dem Capitol‹ veröffentlicht wird?«

»Gütiger Himmel, nein!«

»Ich wünschte, ich müßte ihn nicht lesen. Es ist absurd, davon zu reden, es sollten Journalisten anwesend sein. Wir werden sie informieren, nachdem alles geregelt ist. Aber selbst wenn wir Journalisten zulassen würden, wäre Caxton nicht dabei. Der Mann ist giftig… ein Schlüssellochgucker der schlimmsten Sorte.«

»Mr. Secretary, *wir* haben nichts gegen Publicity. Wir bestehen sogar darauf.«

»Lächerlich!«

»Mag sein. Aber ich diene meinem Mandanten, wie ich es für das Beste halte. Wenn wir eine Übereinstimmung betreffend den Mann vom Mars und

den Planeten, der seine Heimat ist, erreichen, möchte ich, daß jeder Mensch auf diesem Planeten erfährt, wie sie erzielt wurde und worin sie besteht. Umgekehrt, wenn wir keinen Erfolg haben, müssen die Leute informiert werden, warum die Gespräche abgebrochen wurden. Es wird keine Willkürjustiz geben, Mr. Secretary.«

»Verdammt noch mal, ich hatte keine Willkürjustiz im Auge, und das wissen Sie genau! Ich habe ein ruhiges, ordentliches Gespräch ohne Ellbogenknüffe gemeint.«

»Dann lassen Sie die Presse zu, Sir, durch Kameras und Mikrophone… aber die Ellbogen sollen draußen bleiben. Dabei fällt mir ein – wir werden heute noch vom Fernsehen interviewt werden, mein Mandant und ich. Dabei werde ich erklären, daß wir öffentliche Gespräche wünschen.«

»Was? Sie dürfen doch jetzt kein Interview geben – das ist ein Widerspruch zum Geist der Diskussion!«

»So sehe ich das nicht. Wollen Sie damit sagen, ein Bürger müsse Ihre Erlaubnis einholen, ehe er mit der Presse spricht?« »Nein, natürlich nicht, aber…« »Ich bedauere, es ist zu spät. Die Vorbereitungen sind getroffen, und stoppen könnten Sie die Sache nur noch, indem Sie weitere Wagenladungen mit Schlägern schicken. Aber sie kämen wahrscheinlich sowieso zu spät. Ich habe es nur aus dem Grund erwähnt, weil Sie vielleicht gern im vorhinein bekanntgeben möchten, der Mann vom Mars sei zurückgekehrt und mache in den Poconos Ferien. So würde jeder Anschein vermieden, die Regierung sei überrumpelt worden. Können Sie mir folgen?«

»Ich kann.« Der Generalsekretär sah Harshaw scharf an. »Bitte warten Sie.« Er verließ den Schirm.

Harshaw winkte Larry zu sich, während er mit der freien Hand das Mikrophon bedeckte. »Hör zu, Sohn«, flüsterte er, »mit diesem kaputten Sende-Empfänger da draußen war das, was ich gesagt habe, nichts als Bluff. Ich weiß nicht, ob Douglas weggegangen ist, um die Bekanntmachung herauszugeben… oder die Hunde von neuem auf uns zu hetzen. Du flitzt jetzt hinaus, rufst Tom Mackenzie über ein anderes Telefon an und sagst ihm, wenn er den Apparat nicht zum Funktionieren bringt, wird ihm die größte Story seit dem Fall von Troja entgehen. Sei auf dem Heimweg vorsichtig – es könnten Polizisten da sein.«

»Wie erreiche ich Mackenzie?«

»Äh…« Douglas war auf den Schirm zurückgekehrt. »Sprich mit Miriam!«

»Dr. Harshaw, ich bin Ihrer Anregung gefolgt. Eine Bekanntmachung, die fast genau den von Ihnen formulierten Wortlaut hat… und dazu Einzelheiten enthält, die ihr Substanz verleihen.« Douglas lächelte in seiner Homespun-Rolle. »Ich habe hinzugefügt, die Regierung werde über interplanetare Beziehungen mit dem Mann vom Mars diskutieren, sobald er sich von seiner Reise erholt habe – und werde dies öffentlich tun.« Sein Lächeln wurde frostig, und er sah auf einmal nicht mehr wie der gute alte Joe Douglas aus.

Harshaw grinste voller Bewunderung. Da hatte der alte Gauner doch dem Schlag die Wucht genommen und eine Niederlage in einen Coup für die Regierung verwandelt! »Ausgezeichnet, Mr. Secretary! Es ist viel besser, wenn solche Dinge direkt von der Regierung verkündet werden. Wir werden Sie auf der ganzen Linie unterstützen!«

»Danke. Nun zu diesem Caxton. Die Zulassung der Presse bedeutet nicht, daß er zugelassen wird. Er kann das Gespräch über das Stereofernsehen verfolgen und darauf seine Lügen aufbauen. Aber er wird nicht anwesend sein.«

»Dann wird es kein Gespräch geben, Mr. Secretary, ganz gleich, was Sie der Presse gesagt haben.«

»Ich glaube, Sie haben mich nicht verstanden, Counsellor. Dieser Mann ist mir widerwärtig. Das ist mein gutes Recht.«

»Sie sagen es, Sir. Jedem sein gutes Recht.«

»Dann wollen wir kein Wort mehr darüber verlieren.«

»*Sie* haben *mich* mißverstanden. Es ist in der Tat ein gutes Recht. Aber nicht Ihres. Es ist Smith' gutes Recht.«

»Wie bitte?«

»Sie haben das Recht, Ihre Ratgeber auszuwählen. Sie können den Teufel persönlich mitbringen, und wir werden uns nicht beschweren. Smith hat das Recht, seine Ratgeber auszuwählen und sie dabei zu haben. Wenn Caxton nicht anwesend ist, werden wir nicht kommen. Wir werden an einer ganz anderen Konferenz teilnehmen. Eine, bei der Sie nicht willkommen wären. Auch dann nicht, wenn Sie Hindi sprächen. Verstehen Sie *mich jetzt?*«

Ein langes Schweigen folgte. Als Mediziner dachte Harshaw, daß ein Mann in Douglas' Alter sich dem Zorn nicht so hingeben sollte. Endlich reagierte der Generalsekretär. Douglas entfernte sich nicht vom Bildschirm, sondern beriet sich leise mit jemanden, den die anderen nicht sehen konnten. Schließlich sprach er den Mann vom Mars an.

Mike war auf dem Schirm geblieben, ebenso stumm und geduldig wie die Zeugin. Douglas fragte: »Smith, warum bestehen Sie auf dieser lächerlichen Bedingung?«

Harshaw befahl schnell: »Nicht antworten, Mike!« Dann wandte er sich Douglas zu. »Tt, tt, Mr. Secretary! Die Standesregeln! Sie dürfen nicht nachforschen, warum mein Mandant mir diese Anweisung gegeben hat. Und die Standesregeln werden besonders schwer dadurch verletzt, daß mein Mandant erst vor kurzem Englisch gelernt hat, und seinen Standpunkt nicht gegen Sie verteidigen kann. Wenn Sie Marsianisch lernen wollen, erlaube ich Ihnen vielleicht, die Frage zu stellen… in *seiner* Sprache. Vielleicht aber auch nicht. Jedenfalls nicht heute.«

Douglas runzelte die Stirn. »Ich könnte fragen, welche Standesregeln *Sie* schon nach Gutdünken ausgelegt haben – aber ich habe keine Zeit; ich habe eine Regierung zu führen. Ich gebe nach. Aber erwarten Sie nicht, daß ich diesem Caxton die Hand schüttele!«

»Wie Sie wünschen, Sir. Nun zurück zu dem ersten Punkt. Es ist mir nicht gelungen, Caxton zu finden. Sein Büro sagte mir, er sei außerhalb der Stadt.«

Douglas lachte. »Sie haben darauf bestanden, einen mir widerwärtigen Menschen zuzuziehen. Bringen Sie mit, wen Sie wollen. Doch treiben Sie Ihre Leute selbst zusammen.«

»Ein verständlicher Standpunkt, Sir. Aber würden Sie dem Mann vom Mars einen Gefallen tun?«

»Wie? Was für einen Gefallen?«

»Das Gespräch beginnt nicht eher, als bis Caxton gefunden ist – von dieser Bedingung gehen wir nicht ab. Allerdings war ich nicht imstande, ihn zu finden. Ich bin nur ein Privatmann… aber Sie haben die notwendigen Ressourcen dafür.«

»Was meinen Sie?« »Ich habe geringschätzig von den Abteilungen des Special Service gesprochen. Schreiben Sie es dem Ärger eines Mannes zu, dessen Tür eingetreten worden ist. Natürlich weiß ich, daß Sie Erstaunliches fertigbringen… und Sie haben überall die Unterstützung der Polizei. Mr. Secretary, wenn Sie Ihren S.S.-Kommandanten kommen ließen und ihm sagten, Sie wünschten, daß ein bestimmter Mann sofort ausfindig gemacht werde – nun, Sir, Sie würden in einer Stunde mehr Aktivität bewirken als ich in einem Jahrhundert.« »Warum, um alles in der Welt, sollte ich überall die Polizei alarmieren, nur um einen einzigen in Skandalen wühlenden Reporter aufzutreiben?« »Nicht um *alles in der Welt* mein lieber Sir. Nur um den Mars. Ich bitte Sie, dem Mann vom Mars diesen Gefallen zu erweisen.« »Nun… es ist absurd, aber ich werde mitspielen.« Douglas sah Mike an. »Um Smith einen Gefallen zu tun. Ich erwarte eine ebensolche Kooperation, wenn wir zur Sache kommen.« »Sie haben mein Wort, daß es die Situation enorm erleichtern wird.« »Nun, ich kann gar nichts versprechen. Sie sagen, der Mann werde vermißt. Vielleicht ist er unter einen Lastwagen gekommen. Vielleicht ist er tot. Glauben Sie mir; ich würde nicht um ihn trauern.« Harshaw wurde ernst. »Hoffen wir um unser aller willen, daß er noch lebt.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Ich habe versucht, meinen Mandanten auf diese Möglichkeit hinzuweisen – aber er weigert sich, so etwas in Erwägung zu ziehen.« Harshaw seufzte. »Eine verfahrene Situation, Sir. Wenn wir diesen Caxton nicht finden können, wird es genau das sein: Eine verfahrene Situation.«

»Nun… ich will es versuchen. Erwarten Sie keine Wunder, Doktor.«

»Ich nicht, Sir. Mein Mandant. Er hat den marsianischen Gesichtspunkt… und erwartet in der Tat Wunder. Beten wir um eines.«

»Sie hören von mir. Das ist alles, was ich sagen kann.«

Harshaw verbeugte sich, ohne aufzustehen. »Ihr Diener, Sir.«

Douglas' Bild verschwand. Jubal stand auf – und Gillian warf ihm die Arme um den Hals. »Oh, Jubal, du warst *wunderbar!«*

»Wir sind noch nicht aus dem Schlamassel heraus, Kind.«

»Aber wenn irgend etwas Ben retten kann, hast du es eben getan.« Sie

küßte ihn.

»He, nichts davon! – Dem habe ich schon vor deiner Geburt abgeschworen. Bitte, zeige Achtung vor meinen Jahren.« Er küßte sie sorgfältig und gründlich. »Das soll den Geschmack nach Douglas wegbringen – davon, ihn einmal treten und einmal küssen zu müssen, ist mir ganz übel geworden. Geh, schmuse mit Mike. Er verdient es – weil er bei meinen Lügen still gehalten hat.«

»Oh, das werde ich!« Jill ließ Harshaw los und legte ihre Arme um den Mann vom Mars. »Solche wundervollen Lügen, Jubal!« Sie küßte Mike.

Jubal sah zu, wie Mike ein zweites Kapitel des Kusses einleitete, was er feierlich, aber nicht ganz als Novize tat. Weder wich er zurück, noch stießen sie mit den Nasen aneinander. Harshaw gab ihm die Note 2-minus, jedoch eine 1 für Bemühung.

»Sohn«, sagte er, »du setzt mich in Erstaunen. Ich hätte erwartet, daß du dich zu einer deiner Ohnmächten zusammenrollst.«

»Das habe ich auch getan«, antwortete Mike ernsthaft, ohne Jill loszulassen, »beim ersten Küssen.«

»So was! Ich gratuliere, Jill. Wechselstrom oder Gleichstrom?«

»Jubal, du bist eine Nervensäge, aber ich liebe dich trotzdem und lasse mich von dir nicht auf die Palme bringen. Mike hat sich das eine Mal ein bißchen aufgeregt – aber jetzt nicht mehr, wie du sehen kannst.«

»Ja«, stimmte Mike zu, »es ist gut. Für Wasserbrüder ist es ein Zueinanderwachsen. Ich will es dir zeigen.« Er löste sich von Jill.

Jubal hob abwehrend die Hand. »Nein.«

»Nein?«

»Du wärest enttäuscht, Sohn. Es ist nur dann ein Zueinanderwachsen von Wasserbrüdern, wenn sie junge Mädchen und hübsch sind – so wie Jill.«

»Mein Bruder Jubal, du sprichst richtig?«

»Ich spreche sehr richtig. Küsse alle Mädchen, die du willst – das geht noch übers Kartenspiel.«

»Verzeihung?«

»Es ist eine angenehme Art, zueinanderzuwachsen… mit Mädchen. Hmm…«

Jubal blickte ringsum. »Ich möchte doch wissen, ob sich dieses Erstmals-Phänomen wiederholen läßt! Dorcas, ich brauche deine Hilfe bei einem wissenschaftlichen Experiment.«

»Boß, ich bin kein Versuchskaninchen! Geh zum Teufel!«

»Das werde ich zur gegebenen Zeit. Stell dich nicht an, Mädchen. Mike hat keine ansteckenden Krankheiten, sonst würde ich ihn nicht im Pool schwimmen lassen. Dabei fällt mir ein: Miriam, wenn Larry zurückkommt, sag ihm, ich möchte, daß der Pool gereinigt wird. Wir brauchen kein trübes Wasser mehr. Nun, Dorcas?«

»Wie willst du wissen, ob es bei uns das erste Mal ist?«

»Hmm, das ist eine gute Frage. Mike, hast du Dorcas schon einmal geküßt?«

»Nein, Jubal. Ich habe erste heute erfahren, daß Dorcas mein Wasserbruder ist.«

»So, ist sie das?«

»Ja. Dorcas und Anne und Miriam und Larry. Sie sind deine Wasserbrüder, mein Bruder Jubal.«

»Hmm, ja. Dem Sinn nach richtig.«

»Ja. Es ist Sinn, das Groken – nicht das Teilen von Wasser. Ich spreche richtig?«

»Sehr richtig, Mike.«

»Sie sind deine Wasserbrüder.« Mike hielt inne, um nach Wörtern zu suchen. »In einer Beziehungskette sind sie meine Brüder.« Mike sah Dorcas an. »Für Brüder ist Zueinanderwachsen gut.«

Jubal fragte: »Nun, Dorcas?« »Wie bitte? Oh, Himmel! Boß, du bist die schlimmste Nervensäge der Welt. Aber Mike ist keine Nervensäge. Er ist süß.« Sie ging zu ihm, stellte sich auf die Zehenspitzen, hob die Arme.

»Küß mich, Mike.« Mike tat es. Ein paar Sekunden lang ›wuchsen sie zueinander‹. Dorcas wurde ohnmächtig. Jubal bewahrte sie davor zu fallen. Jill mußte scharf mit Mike sprechen, damit sein Zittern nicht mit einem Rückzug endete. Dorcas kam wieder zu sich und versicherte Mike, ihr gehe es gut und sie würde mit ihm gern von neuem zueinanderwachsen, nur müssen sie erst wieder zu Atem kommen. *»O Mann!«*

Miriam hatte mit runden Augen zugesehen. »Ob ich es wohl wagen könnte?«

Anne schob sie zurück. »Bitte, das Alter hat den Vortritt. Boß, brauchst du mich als Zeugin nicht mehr?«

»Im Augenblick nicht.«

»Dann halt mal meine Robe. Möchtest du darauf wetten?«

»Worauf?«

»Sieben zu zwei, daß ich *nicht* ohnmächtig werde – aber es würde mir nichts ausmachen, zu verlieren.«

»Abgemacht.«

»Dollars, keine Hunderter. Mike, lieber… wir wollen *ganz nah* zueinander wachsen.«

Anne mußte aufgeben, als ihr die Luft ausging. Mike mit seinem marsianischen Training hätte es viel länger ohne Sauerstoff ausgehalten. Sie rang nach Atem und sagte: »Das gilt nicht. Boß, ich werde dir eine zweite Chance geben.«

Sie wollte Mike von neuem ihr Gesicht darbieten, doch Miriam klopfte ihr auf die Schulter. »Schluß.«

»Sei nicht so gierig.«

»›Schluß‹, habe ich gesagt. Ans Ende der Schlange, Mädchen.«

»Na gut.« Anne trat zur Seite. Miriam rückte an ihren Platz, lächelte und schwieg. Sie wuchsen zueinander und fuhren fort, zueinanderzuwachsen.

»Dienst!«

Miriam sah sich um. »Boß, siehst du nicht, daß ich *beschäftigt* bin?«

»Dann geht mir aus dem Weg – ich werde selbst ans Telefon gehen.«

»Ehrlich, ich habe es nicht gehört.«

»Offensichtlich. Aber wir müssen ein gewisses Maß an Würde vortäuschen. Es könnte der Generalsekretär sein.«

Es war Mackenzie. »Jubal, was, zum Teufel, geht vor?«

»Ärger?«

»Ich habe einen Anruf von einem Mann bekommen, der mich drängte, alles stehen- und liegenzulassen, weil Sie etwas für mich zu tun hätten. Ich hatte eine mobile Einheit zu Ihrem Haus geschickt…«

»Ist nie hier angekommen.«

»Ich weiß. Die Leute haben angerufen, nachdem sie sich nördlich von Ihnen verirrt hatten. Unser Fahrdienstleiter beschrieb ihnen den richtigen Weg, und sie müßten jetzt jeden Augenblick eintreffen. Ich habe versucht, Sie zu erreichen, aber Ihre Nummer war besetzt. Was ist mir entgangen?«

»Bis jetzt noch nichts.« Verdammt, er hätte jemanden vor den Babbelkasten setzen sollen. Würde Douglas sein Wort halten?
Oder würde eine neue Meute von Polizisten auftauchen? Und in der Zwischenzeit hatten die Kinder ›Postamt‹ gespielt! Jubal, du bist senil. »Ich bin mir noch nicht sicher, was bei all dem rauskommen wird. Ist in der letzten Stunde irgendeine besondere Nachricht gesendet worden?«

»Nein – o doch eine: Der Palast gibt bekannt, der Mann vom Mars sei zurückgekehrt und mache Ferien in den -*Jubal!* Haben Sie damit zu tun?«

»Einen Augenblick. Mike, komm her! Anne, nimm deine Robe!«

»Habe sie, Boß.«

»Mr. Mackenzie – ich stelle Ihnen den Mann vom Mars vor.«

Mackenzie blieb der Mund offenstehen. »Warten Sie! Lassen Sie mich eine Kamera darauf richten! Wir werden es vom Telefonschirm aufnehmen – und es in Stereo wiederholen, sobald die Hanswürste, die ich ausgeschickt habe, bei Ihnen sind. Jubal… ich kann mich doch auf Sie verlassen? Sie würden mir nichts…«

»Würde ich Ihnen mit einer Unparteiischen Zeugin neben mir etwas vorschwindeln? Ich dränge Ihnen das hier nicht auf. Wir sollten warten und es auch von Argus und Trans-Planet übertragen lassen.«

»Jubal! Das können Sie mir nicht antun.«

»Werde ich auch nicht. Die Vereinbarung mit Ihnen allen ging dahin, auf mein Signal hin die Kameras zu überwachen und das Material auszuwerten, wenn es Nachrichtenwert haben sollte. Ich habe nicht versprochen, auf weitere Interviews zu verzichten; aber New World kann dieses eine exklusiv

haben. Oh, sagen wir, dreißig Minuten vor Argus und Trans-P… wenn Sie wollen.« Jubal setzte hinzu: »Sie haben mir nicht nur Geräte geliehen, Sie sind mir auch selbst gefällig gewesen, Tom. Ich kann gar nicht sagen, welche Hilfe mir das war.«

»Sie meinen… äh… diese Telefonnummer!«

»Richtig! Aber bitte, darüber keine Fragen, Tom. Sprechen Sie mich privat darauf an – nächstes Jahr.«

»Oh, das würde ich mir nie einfallen lassen. Sie halten Ihren Mund, und ich halte meinen. Jetzt schalten Sie nicht ab…«

»Noch etwas. Diese Botschaften, die Sie für mich aufbewahren. Stellen Sie sicher, daß sie nicht abgesendet werden. Schicken Sie sie mir zurück!«

»Wie! Na schön – ich habe sie in meinem Schreibtisch aufbewahrt, Sie hatten sich deswegen so angestellt. Jubal, wir haben eine Kamera auf Sie gerichtet. Können wir anfangen?«

»Schießen Sie los!«

»Das werde ich selbst machen!« Mackenzie drehte den Kopf; offenbar sah er die Kamera an. »Kurzmeldung! Hier ist Ihr NWSN-Reporter für alle Fälle immer zur Stelle! Der Mann vom Mars hat soeben angerufen und möchte zu *Ihnen* sprechen! Schnitt. Tonmeister, setzen Sie für den Sponsor die Bestätigung der Kurznachricht ein. Jubal, gibt es irgend etwas Spezielles, wonach ich fragen sollte?«

»Fragen Sie nicht nach Südamerika. Er ist kein Tourist. Ihr sicherstes Thema ist das Schwimmen. Sie können mich nach seinen Plänen fragen.«

»Ende des Schnitts. Freunde, Sie stehen jetzt von Angesicht zu Angesicht und von Stimme zu Stimme Valentin Michael Smith, dem Mann vom Mars, gegenüber! Wie Sie durch NWSN bereits erfahren haben, ist Mr. Smith soeben aus den hohen Anden zurückgekehrt – und wir heißen ihn willkommen! Winken Sie Ihren Freunden zu, Mr. Smith…«

(»Winke dem Telefon zu, Sohn. Lächele und winke.«)

»Ich danke Ihnen, Valentin Michael Smith. Wir freuen uns, zu sehen, daß Sie gesund und sonnengebräunt sind. Wie ich hörte, haben Sie Kräfte gesammelt, indem Sie Schwimmen lernten?«

»*Boß!* Besucher. Oder etwas Ähnliches.«

»*Schnitt* – nach dem Wort ›lernten‹. Zum Teufel, was ist, Jubal!«

»Ich werde nachsehen. Jill, paß auf Mike auf – es könnte ein Generalangriff sein.«

Aber wer da landete, waren das NWSN-Team – und wieder wurden Rosenbüsche beschädigt –, Larry, der Mackenzie angerufen hatte, und Duke, der zurückkehrte. Mackenzie entschloß sich, das Telefon-Interview schnell zu beenden, denn jetzt konnte sein Team dreidimensionale, farbige Aufnahmen machen. In der Zwischenzeit sollten die Leute die Ausrüstung überprüfen, die er Jubal geliehen hatte. Larry und Duke gingen mit ihnen.

Das Interview wurde mit ein paar leeren Redensarten beendet; Jubal

konterte Fragen, die Mike nicht verstand, und Mackenzie schloß mit dem Versprechen, ein dreidimensionales Interview in Farbe werde folgen. »Bleiben Sie auf diesem Sender!« Er wartete darauf, daß seine Techniker sich meldeten.

Was der Teamchef auch prompt tat. »Die Geräte hier sind tadellos in Ordnung, Mr. Mackenzie.«

»Woran hat es dann vorhin gelegen?«

Der Techniker streifte Larry und Duke mit einem Blick. »Mit Strom funktionieren sie besser als ohne. Der Unterbrecher am Schaltbrett war an.«

Harshaw erstickte einen Streit zwischen Duke und Larry darüber, ob Duke gesagt habe oder nicht, daß man, ehe man die Geräte in Gebrauch nimmt, den Unterbrecher abstellen müsse. Der versteckte Showman in Jubals Persönlichkeit bedauerte es, daß die ›spektakulärste Nachricht seit dem Sieg des Elijas über die Priester des Baal‹ nicht von den Kameras aufgenommen worden war. Aber der politische Intrigant in ihm war erleichtert, daß Mikes merkwürdige Begabungen immer noch ein Geheimnis waren. Vielleicht würde er noch mal Verwendung für sie haben – als eine Art Geheimwaffe. Außerdem wollte Harshaw die Unannehmlichkeiten vermeiden, die es hervorrufen würde, wenn er den Verbleib einiger bestimmter Polizisten – und zweier Fahrzeuge – erklären müßte.

Jubal war es gleichgültig, wen die Schuld traf – das alles bestärkte ihn in seiner Überzeugung, die Technik habe mit dem Ford Modell T ihren Höhepunkt erreicht und sei seitdem im Abstieg begriffen.

Abgesehen davon wollte Mackenzie ein dreidimensionales und farbiges Interview…

Sie brachten es hinter sich, ohne allzuviel wiederholen zu müssen. Jubal beschränkte sich nur darauf, sicherzustellen, daß keine Fragen gestellt wurden, die die öffentliche Legende platzen lassen würden, daß der Mann vom Mars gerade aus Südamerika zurückgekehrt war. Mike sprach Grüße an seine Freunde von der *Champion,* und den an Dr. Mahmoud in kehleschmirgelndem Marsianisch. Jubal entschied, daß Mackenzie nun genug für sein Geld bekommen hatte.

Dann stellte Jubal das Telefon für zwei Stunden auf Antwortverweigerung, reckte sich und fühlte sich sehr müde. Wurde er etwa alt? »Wo bleibt das Dinner? Wer von euch Mädchen hätte heute abend kochen sollen? Gott, dieser Haushalt fällt in Trümmer!«

»Ich war heute abend an der Reihe«, antwortete Jill, »aber…«

»Ausreden, immer nur Ausreden!«

»Boß«, unterbrach Anne ihn scharf, »wie kannst du erwarten, daß irgend jemand kocht, wenn du uns den ganzen Nachmittag eingesperrt gehalten hast?«

»Euer Problem«, gab Jubal mürrisch zurück. »Und wenn auf diesem Grundstück die Schlacht von Harmageddon stattfinden sollte, erwarte ich,

daß die Mahlzeiten bis zur letzten Posaune warm und pünktlich auf den Tisch kommen. Außerdem…«

»Außerdem«, beendete Anne seinen Satz, »ist es erst neunzehn Uhr vierzig und noch massenhaft Zeit, das Essen bis zwanzig Uhr fertig zu haben. Also hör auf zu kläffen, Schreibaby!«

»Nur noch zwanzig Minuten bis acht? Mir kommt es vor, als sei seit dem Lunch eine Woche vergangen. Du hast keine zivilisierte Zeitspanne für einen Drink vor dem Dinner gelassen.«

»Du Armer!«

»Irgendwer soll mir was zu trinken holen! Er soll Drinks für alle holen! Lassen wir das Dinner ausfallen; ich fühle mich so angespannt wie ein Zeltstrick im Regen. Anne, haben wir Smörgasbrod im Haus?«

»Reichlich.«

»Dann könnten wir doch achtzehn oder neunzehn Sorten auftauen, und jeder ißt, wenn er Lust dazu hat. Wozu der ganze Streit?«

»Dafür sorge ich sofort«, stimmte Jill zu.

Anne blieb bei ihm stehen, um ihn auf seine kahle Stelle zu küssen. »Boß, du hast deine Sache vortrefflich gemacht. Wir werden dich füttern und betrunken machen und ins Bett stecken. Warte, Jill, ich helfe dir.«

»Darf ich auch helfen?« fragte Smith eifrig.

»Klar, Mike. Du kannst die Tabletts hereintragen. Boß, wir werden am Pool essen. Es ist ein angenehm warmer Abend.«

»Was könnte er anderes sein?« Als sie gegangen waren, sagte Jubal zu Duke: »Wo, zum Teufel, bist du gewesen?«

»Ich habe nachgedacht.«

»Zahlt sich nicht aus. Macht einen unzufrieden. Irgendwelche Ergebnisse?«

»Ja«, erklärte Duke. »Ich bin zu dem Schluß gekommen, daß es Mikes Sache ist, was er ißt.«

»Gratuliere! Der Wunsch, sich nicht in anderer Leute Angelegenheiten einzumischen, macht achtzig Prozent der gesamten menschlichen Weisheit aus. Die restlichen zwanzig sind nicht so wichtig.«

»Du mischst dich in anderer Leute Angelegenheiten ein.«

»Wer hat denn gesagt, ich sei weise? Ich bin ein professionelles schlechtes Beispiel. Du kannst eine Menge lernen, indem du mich beobachtest.«

»Jubal, wenn ich Mike ein Glas Wasser anböte, würde er dann diesen Logen-Ritus abhalten?«

»Ich glaube schon. Duke, der einzige menschliche Zug an Mike ist der überwältigende Wunsch, geliebt zu werden. Aber ich möchte ganz sicher sein, daß du weißt, wie ernst das ist. Es ist sogar noch ernster als eine Heirat. Ich habe die Wasserbruderschaft mit Mike akzeptiert, bevor ich sie verstanden hatte – und ich bin tief in die damit verbundenen Verantwortlichkeiten verwickelt worden. Du verpflichtest dich dadurch, ihn

niemals zu belügen, niemals zu täuschen, zu ihm zu halten, komme, was da mag. Das ist nämlich genau das, was er mit dir machen wird. Überlege es dir lieber noch einmal.«

»Ich *habe* es mir überlegt. Jubal, Mike hat etwas an sich, das in einem den Wunsch erweckt, für ihn zu sorgen.«

»Ich weiß. Du bist wahrscheinlich bisher noch nie Ehrlichkeit begegnet. Unschuld. Mike hat nicht von der Frucht am Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen gegessen… Deshalb verstehen wir nicht, was ihn ticken läßt. Nun, ich hoffe, du wirst es nie bereuen.« Jubal sah Larry kommen. »Ich dachte schon, du müßtest das Zeug erst destillieren.«

Larry antwortete: »Konnte keinen Korkenzieher finden.«

»Schon wieder Apparate. Warum hast du nicht einfach den Hals abgebissen? Duke, Gläser findest du hinter der ›Anatomie der Melancholie‹ da oben…«

»Ich weiß, wo du sie versteckst.«

»…und wir werden uns einen auf die Schnelle genehmigen, bevor wir uns ernsthaft ans Trinken machen.« Duke holte die Gläser. Jubal goß ein und hob das seine. »Auf die alkoholische Brüderschaft… für die zerbrechliche menschliche Seele besser geeignet als jede andere Sorte.«

»Prost.«

»Cheers.«

Jubal goß sich den Inhalt seines Glases die Kehle hinunter. »Ah!« stöhnte er glücklich und rülpste. »Gib Mike auch davon, Duke, damit er erfährt, wie schön es ist, menschlich zu sein. Mich macht es kreativ. Dienst! Warum sind diese Mädchen nie in der Nähe, wenn ich sie brauche? *Dienst!«*

»Ich habe Dienst«, antwortete Miriam von der Tür her, »aber…« »Ich sagte: ›… zu welchem seltsamen, bittersüßen Geschick mich mein jungenhafter Ehrgeiz…‹« »Die Geschichte habe ich beendet, während du mit dem Generalsekretär geplaudert hast.« »Dann hast du keinen Dienst mehr. Schick sie ab!« »Willst du sie nicht lesen? Aber ich muß sie erst noch überarbeiten – der Kuß von Mike hat mir neue Einsichten beschert.«

Jubal schüttelte sich. »Das Ding *lesen?* Großer Gott! Es ist schlimm genug, so etwas zu schreiben! Laß dir nicht einfallen, es zu überarbeiten, vor allem nicht, um es den Tatsachen anzupassen. Mein Kind, ein ›Wahres Erlebnis‹ darf niemals auch nur durch einen Hauch von Wahrheit befleckt werden.«

»Okay, Boß. Anne sagt, du sollst an den Pool kommen und eine Kleinigkeit zu dir nehmen, bevor du ißt.«

»Eine bessere Zeit kann ich mir nicht vorstellen. Sollen wir vertagen, Gentlemen?«

Bei der Party wurde kräftig getrunken, und dazwischen gab es kleine Imbisse aus Fisch und andere skandinavische Häppchen. Von Jubal dazu aufgefordert, probierte Mike den Brandy, der mit etwas Wasser verdünnt war. Er fand das Ergebnis beunruhigend. Deshalb analysierte er seine

Beschwerden, fügte in einem inneren Prozeß umgekehrter Fermentierung zum Äthylalkohol Sauerstoff zu und verwandelte ihn zu Glukose und Wasser.

Jubal beobachtete, wie Alkohol auf den Mann vom Mars wirkte, sah, daß er betrunken wurde, sah, daß er noch schneller wieder nüchtern wurde. In dem Versuch, das zu begreifen, drängte Jubal ihm noch mehr Brandy auf, den er trank, weil sein Wasserbruder ihn anbot. Mike nahm eine extravagante Menge zu sich, bevor Jubal einsah, daß es unmöglich war, ihn betrunken zu machen.

Das war bei Jubal nicht der Fall, trotz jahrelangen Trainings. Es trübte seinen Verstand, daß er während des Experiments mit Mike Schritt hielt. Als Jubal sich nun erkundigte, was Mike gemacht habe, glaubte Mike, die Frage beziehe sich auf den Überfall durch den S.S. – und in dem Punkt hatte Mike Gewissensbisse. Er versuchte, sein Vorgehen zu erklären und, wenn nötig, Jubals Verzeihung zu erhalten.

Jubal unterbrach ihn, als ihm klar wurde, worüber der Junge sprach. »Sohn, ich will es nicht wissen. Du hast getan, was erforderlich war, und es war perfekt. Aber…« – er blinzelte eulenhaft – »erzähle es mir nicht. Erzähle es keinem Menschen!«

»Nicht?«

»›Nicht.‹ Die verdammteste Sache, die ich je gesehen habe, seit mein Onkel, der zwei Köpfe hatte, über freie Silberprägung diskutierte und sich selbst widerlegte. Eine Erklärung würde es verderben.«

»Ich groke es nicht!«

»Ich auch nicht. Also trinken wir noch eins.«

Reporter trafen ein. Jubal empfing sie höflich, lud sie ein, zu essen, zu trinken und sich zu entspannen – aber es sich zu verkneifen, ihn selbst oder den Mann vom Mars zu belästigen.

Diejenigen, die sich das nicht hinter die Ohren schrieben, wurden in den Pool geworfen.

Jubal hielt Larry und Duke in Bereitschaft, damit sie den Taufakt vollzogen. Einige wurden wütend und drohten mit allerlei Dingen, was Jubal aber wenig interessierte (außer Mike darauf hinzuweisen, nichts zu unternehmen). Andere jedoch schlossen sich dem Tauchkommando mit der fanatischen Begeisterung von Neubekehrten an. Jubal mußte sie daran hindern, den Nestor des Journalisten, der die *New York Times* vertrat, zum dritten Mal ins Wasser zu werfen.

Spät am Abend kam Dorcas zu Jubal und flüsterte: »Telefon, Boß.«

»Laß es aufzeichnen!«

»Du mußt dich melden, Boß.«

»Ich werde mich mit einer Axt melden! Ich habe schon lange vor, diese Eiserne Jungfrau loszuwerden – und ich bin gerade in der richtigen Stimmung dafür. Duke, hol mir eine Axt!«

»Boß… du *willst* dich melden! Es ist der Mann, mit dem du heute

nachmittag so lange gesprochen hast.«

»Oh. Warum hast du das nicht gleich gesagt?« Jubal schleppte sich die Treppe hinauf, verriegelte seine Tür, ging ans Telefon. Einer von Douglas' Akoluthen war auf dem Schirm, wurde jedoch von Douglas abgelöst. »Sie haben lange gebraucht, um ans Telefon zu kommen.«

»Es ist mein Telefon, Mr. Secretary. Manchmal melde ich mich überhaupt nicht.« »Sieht ganz so aus. Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Caxton Alkoholiker ist?« »Ach, ist er das?«

»Und ob! Er ist nicht verschollen – jedenfalls nicht im herkömmlichen Sinn. Er ist auf einer Sauftour gewesen. In einer Flohbude in Sonora schlief er seinen Rausch aus.«

»Ich freue mich, zu hören, daß er gefunden worden ist. Danke, Sir.«

»Er ist wegen Landstreicherei festgenommen. Anklage wird nicht erhoben – wir werden ihn Ihnen übergeben.«

»Ich stehe in Ihrer Schuld, Sir.«

»Oh, Sie werden keine große Freude an ihm haben! Ich lasse ihn Ihnen zustellen, wie er gefunden wurde – schmutzig, unrasiert und, so hörte ich, wie eine ganze Brauerei riechend. Ich möchte, daß Sie sehen, was für ein Herumtreiber er ist.«

»Das geht in Ordnung, Sir. Wann darf ich ihn erwarten?«

»Vor einiger Zeit hat ein Kurier Nogales verlassen. Bei Mach vier dürfte er bald über Ihnen sein. Der Pilot wird ihn abliefern und eine Quittung verlangen.«

»Er soll sie bekommen.«

»Und jetzt, Counsellor, will ich mit der Sache nichts mehr zu tun haben. Ich erwarte, daß Sie und Ihr Mandant erscheinen, ob Sie diesen versoffenen Schmierfinken mitbringen oder nicht.«

»Einverstanden. Wann?«

»Morgen um zehn? Hier?«

»›Dann wär's gut, man tat es eilig‹ – Macbeth. Einverstanden.«

Jubal stieg die Treppe hinunter und ging nach draußen. »*Jill!* Komm her, Kind!«

»Ja, Jubal.« Sie lief auf ihn zu. Ein Reporter kam mit.

Jubal winkte ihn zurück. »Privat«, erklärte er fest. »Familienangelegenheit. Holen Sie sich noch einen Drink.«

»Wessen Familie?«

»Ein Todesfall in der Ihren. Hauen Sie ab!« Der Reporter grinste und ging. Jubal beugte sich vor und sagte leise: »Er ist in Sicherheit.«

»Ben?«

»Ja. Er wird bald hier sein.«

»O Jubal!« Sie fing an zu heulen.

Er faßte sie bei den Schultern. »Hör auf! Geh ins Haus, bis du dich wieder

unter Kontrolle hast!«

»Ja, Boß.«

»Weine in dein Kissen, dann wasch dir das Gesicht.« Er ging zum Pool. »Alles mal ruhig sein! Ich habe eine Ankündigung zu machen. Es war uns eine Freude, Sie bei uns zu haben – aber die Party ist aus.«

»Buh!«

»Werft ihn in den Pool! Ich habe morgen früh viel Arbeit vor mir. Ich bin ein alter Mann und brauche meinen Schlaf. Und meiner Familie geht es ebenso. Bitte gehen Sie so ruhig und schnell wie möglich. Es gibt noch schwarzen Kaffee für diejenigen, die ihn brauchen… aber das war auch schon alles. Duke, verkorke die Flaschen. Die Mädchen bringen das Essen weg.«

Es wurde gemurrt, doch die Verantwortungsbewußten brachten ihre Kollegen zum Schweigen. In zehn Minuten war Jubal mit seinem Stab allein.

Zwanzig Minuten später traf Caxton ein. Der S.S.-Offizier, der den Befehl über den Luftwagen hatte, ließ sich auf einem vorgedruckten Formular Harshaws Unterschrift und Fingerabdruck geben und ging wieder. Jill schluchzte an Bens Schulter.

Jubal musterte ihn. »Ben, ich hörte, Sie seien eine Woche lang betrunken gewesen – und so sehen Sie auch aus.«

Ben fluchte, hörte jedoch nicht auf, Jill den Rücken zu klopfen. »Ja, betrunken war ich – aber getrunken hatte ich nichts.«

»Was ist geschehen!«

»Ich weiß es nicht. Ich *weiß es nicht!«*

Eine Stunde später war Ben der Magen ausgepumpt, Jubal hatte ihm Spritzen gegen die Wirkung von Alkohol und Barbituraten gegeben, er war gebadet, rasiert und in geborgte Sachen gekleidet worden und hatte den Mann vom Mars kennengelernt. Man hatte ihn in großen Zügen aufs laufende gebracht, während er Milch und Essen zu sich nahm.

Aber er war nicht imstande, die anderen aufs laufende zu bringen. Für Ben hatte die Woche nicht stattgefunden. Er hatte in Washington das Bewußtsein verloren und war in Mexiko wachgerüttelt worden. »Natürlich *weiß* ich, was passiert ist. Man hat mich betäubt, in einem dunklen Raum gefangengehalten und ausgequetscht. Ich kann mich nur ganz verschwommen an einige Dinge erinnern. Aber *beweisen* kann ich nichts. Und da sind der *Jefe* des Dorfes und die Madame dieser Absteige und ganz bestimmt noch andere Zeugen, die beschwören werden, wie dieser Gringo seine Zeit verbracht hat. Und es gibt nichts, was ich dagegen tun könnte.«

»Dann lassen Sie es bleiben«, riet Jubal. »Entspannen Sie sich, und seien Sie glücklich!«

»Den Teufel werde ich tun! Ich werde diese…«

»Tt, tt! Ben, Sie haben gewonnen. Sie sind am Leben, obwohl ich heute morgen noch einen hohen Betrag dagegen gewettet hätte. Und Douglas wird genau das tun, was wir wollen – und dazu noch gern.«

»Darüber möchte ich mit Ihnen reden. Ich glaube…«

»Ich glaube, Sie gehen jetzt ins Bett. Mit einem Glas warmer Milch, um Onkel Doktor Harshaw geheimes Ingrediens für heimliche Trinker zu verbergen.«

Bald darauf schnarchte Caxton. Jubal steuerte sein eigenes Schlafzimmer an und begegnete Anne im oberen Flur. Müde schüttelte er den Kopf. »Was für ein Tag, Mädchen.«

»Ja. Ich hätte ihn nicht verpassen mögen, und ich wünsche mir nicht, daß er sich wiederholt. Geh ins Bett, Boß!«

»Gleich. Anne? Was ist so Besonderes an der Art, wie der Junge küßt?«

Anne blickte träumerisch drein, dann zeigten sich ihre Grübchen. »Du hättest es ausprobieren sollen, Boß.«

»Ich bin zu alt für einen Wechsel. Aber alles, was den Jungen betrifft, interessiert mich. Ist da ein Unterschied?«

Anne überlegte. »Ja.«

»Wie?«

»Mike gibt einem Kuß seine ganze Aufmerksamkeit.«

»Ach, Quatsch! Das tue ich auch… – oder habe es getan.«

Anne schüttelte den Kopf. »Nein. Ich bin schon von Männern geküßt worden, die das sehr gut gemacht haben. Aber sie geben einem Kuß nicht ihre ganze Aufmerksamkeit. Das *können* sie gar nicht. Ganz gleich, wie sehr sie sich bemühten, ein Teil ihres Verstandes beschäftigt sich mit etwas anderem. Sie denken daran, ob sie den letzten Bus verpassen – oder an ihre Chancen, das Mädchen herumzukriegen – oder an ihre Technik beim Küssen – oder vielleicht haben sie berufliche oder finanzielle Sorgen, oder sie fürchten, von dem Ehemann oder dem Papa oder den Nachbarn erwischt zu werden. Mike hat keine Technik – aber wenn Mike einen küßt, denkt er an absolut *nichts* anderes. Man ist sein ganzes Universum… und der Augenblick ist ewig, weil er keine Pläne und nichts anderes im Sinn hat. Nur, einen zu küssen.« Sie erschauderte. »Eine Frau spürt das. Es ist überwältigend.«

»Hmm…«

»Komm mir nicht mit ›hmm‹, du alter Lustmolch! Du verstehst es nicht.«

»Nein. Leider muß ich sagen, daß ich es nie verstehen werde. Na, dann gute Nacht – und übrigens, ich habe Mike gesagt, er soll seine Tür verriegeln.«

Sie schnitt ihm ein Gesicht. »Spielverderber!«

»Er lernt schnell genug. Wir dürfen ihn nicht auch noch antreiben.«

18. KAPITEL

Die Konferenz wurde um vierundzwanzig Stunden verschoben, was Caxton mehr Zeit gab, sich zu erholen, sich über die ihm verlorengegangene Woche zu informieren und mit dem Mann vom Mars ›zueinanderzuwachsen‹ – denn Mike grokte, daß Jill und Ben ›Wasserbrüder‹ waren, beriet sich mit Jill und bot Ben feierlich Wasser an.

Ben war von Jill instruiert worden. Er akzeptierte es schweigend und ohne Vorbehalte. Er hatte seine Seele erforscht und war zu dem Schluß gekommen, daß sein eigenes Schicksal mit dem des Mannes vom Mars untrennbar verknüpft war. Dies war auf seine eigenen Handlungen zurückzuführen, lange bevor er Mike kennengelernt hatte.

Allerdings mußte Ben ein quälendes Gefühl in seinem Bewußtsein bekämpfen, bevor er dazu fähig war. Schließlich erkannte er, daß es sich nur um primitive Eifersucht handelte und deswegen vernichtet werden mußte. Die enge Beziehung zwischen Mike und Jill ärgerte ihn. Seine Junggesellengewohnheiten hatten sich in der Woche, die er ein Untoter gewesen war, verändert. Sobald er mit Jill allein war, machte er ihr einen neuen Heiratsantrag. Diesmal ohne zu scherzen.

Jill blickte zur Seite. »Bitte, Ben.«

»Warum nicht? Ich habe eine feste Stellung, ich bin in gutem Gesundheitszustand – oder werde es sein, sobald ich die ›Wahrheitsdrogen‹ dieser Leute aus meinem Kreislauf habe… und da ich sie noch nicht draußen habe, stehe ich unter dem Zwang, die Wahrheit zu sagen. Ich liebe dich. Ich möchte dich heiraten und dir die armen müden Füße reiben. Bin ich zu alt? Oder hast du vor, jemand anders zu heiraten?«

»Nein, weder das eine noch das andere! Lieber Ben… Ben, ich liebe dich. Aber frage mich das jetzt nicht. Ich habe… Pflichten.«

Er konnte sie nicht umstimmen. Zugegeben war Mike jünger als er – eigentlich sogar ziemlich genau in Jills Alter. Das machte Ben ungefähr zehn Jahre älter als die beiden. Aber er vertraute Jill, wenn sie sagte, daß ihr das Alter egal sei. Außerdem war der Altersunterschied gar nicht mal so groß. Wenn man alle möglichen Dinge in Betracht zog, so konnte es sogar sehr hilfreich sein, wenn ein Mann älter als die Frau war.

Schließlich begriff er, daß der Mann vom Mars kein Rivale war, sondern Jills Patient. Krankenschwestern empfinden mütterlich für ihre Pflegebefohlenen, und wer eine Krankenschwester heiratet, muß diese Tatsache akzeptieren. Außerdem muß es ihm auch noch gefallen, denn ohne den Charakterzug, der Gillian zur Krankenschwester gemacht hatte, würde er sie nicht lieben.

Es war weder die 8, die ihr kecker Po beim Gehen beschrieb, noch der üppige Anblick von der anderen Richtung. Er war nicht der infantile Typ, der sich allein für die Größe von Milchdrüsen interessierte! Nein, sie selbst war es, die er liebte.

Da das, was sie war, es für ihn notwendig machte, hinter Patienten, die sie

brauchten, zurückzutreten, würde er, verdämmt noch mal, nicht eifersüchtig sein! (Es sei denn, sie würde in den Ruhestand gehen. Aber selbst dann würde es wahrscheinlich nicht ganz aufhören. Jill war eben Jill.) Mike war ein netter Junge – so unschuldig und so schuldlos, wie Jill ihn beschrieben hatte.

Und er hatte Jill kein Bett aus Rosen zu bieten. Die Frau eines Journalisten muß sich mit einer ganzen Reihe von Schwierigkeiten abfinden. Vielleicht würde er manchmal wochenlang fort sein, und seine Arbeitsstunden waren immer unregelmäßig. Es würde ihm nicht gefallen, wenn Jill nörgelte. Aber das würde Jill auch nicht tun.

Nachdem er dies alles überdacht hatte, nahm Ben aus ganzem Herzen von Mike Wasser an.

Jubal brauchte den zusätzlichen Tag zum Planen. »Ben, als Sie mir diese Sache in den Schoß geworfen haben, sagte ich zu Gillian, ich würde keinen Finger krumm machen, um dem Jungen zu seinen sogenannten Rechten zu verhelfen. Ich habe meine Meinung geändert. Wir werden nicht zulassen, daß sich die Regierung das ganze Vermögen unter den Nagel reißt.«

»Bestimmt nicht *diese* Regierung!«

»Auch sonst keine, denn die nächste wird schlimmer sein. Ben, Sie unterschätzen Joe Douglas.«

»Er ist ein billiger Politiker mit einer ebenso billigen Moral!«

»Ja. Und unwissend bis zur sechsten Stelle hinter dem Komma. Aber er ist außerdem ein recht gewissenhafter Weltchef – ein besserer, als wir verdienen. Ich würde gern mit ihm pokern… er würde nicht betrügen, und er würde mit einem Lächeln bezahlen. Oh, er ist ein Hurensohn – aber ein gutes altes Haus ist er auch. Er ist von mittelmäßiger Anständigkeit.«

»Jubal, ich will verdammt sein, wenn ich Sie verstehe. Sie sagten doch, Sie seien so gut wie sicher gewesen, Douglas habe mich umbringen lassen… und weit davon entfernt war es ja auch nicht! Sie haben mit Eiern jongliert, um mich lebendig herauszuholen, und Gott weiß, daß ich Ihnen dafür dankbar bin! Aber soll ich Ihrer Meinung nach vergessen, daß Douglas dahintergesteckt hat? Es ist nicht ihm zuzuschreiben, daß ich noch lebe – er würde mich lieber tot sehen.«

»Das glaube ich auch. Trotzdem – vergessen Sie es!«

»Verdammt will ich sein, wenn ich das tue!«

»Sie wären töricht, wenn Sie es nicht täten. Sie können nichts beweisen. Und es ist noch notwendig, daß Sie mir dankbar sind, und ich werde mir von Ihnen diese Bürde nicht auferlegen lassen. Ich habe es nicht für Sie getan.«

»Wie bitte?« »Ich habe es für ein kleines Mädchen getan, das vorhatte, selbst ins Feld zu ziehen und dabei vielleicht ums Leben zu kommen. Ich tat es, weil sie mein Gast war und ich die Stelle ihrer Eltern vertrat. Ich tat es, weil sie mutig und tapfer war, aber zu unwissend, um es mit einer solchen Kreissäge aufzunehmen. Sie, mein zynischer und sündenbefleckter Sportsfreund, wissen dagegen über Kreissägen genau Bescheid. Wenn Sie aus

Unachtsamkeit rückwärts in eine hineinlaufen, wer bin dann ich, daß ich an Ihrem Karma herumpfusche?« »Hmmm… ich weiß, was Sie meinen. Okay, Jubal, Sie können zum Teufel gehen – weil Sie an meinem Karma herumgepfuscht haben. Falls ich eins besitze.« »Ein strittiger Punkt. Der Kampf zwischen den Determinismusgläubigen und den Verfechtern des freien Willens steht im Augenblick unentschieden. So oder so, ich habe keine Lust, einen Mann zu stören, der in der Gosse schläft. Gute Werke gleichen der Behandlung von Hämophilie – die richtige Kur ist, die Bluterkranken sich zu Tode bluten zu lassen –, bevor sie weitere Bluterkranke zeugen.« »Man könnte sie sterilisieren.«

»Sie möchten, daß ich Gott spiele? Aber wir sind vom Thema abgekommen. Douglas hat Sie nicht ermorden lassen wollen.«

»Wer sagt das?«

»Sagt der unfehlbare Jubal Harshaw, der ex cathedra aus seinem Bauchnabel spricht. Sohn, wenn ein Hilfssheriff einen Gefangenen zu Tode prügelt, ist es so gut wie sicher, daß die leitenden Beamten des Countys es nicht erlaubt hatten, wenn sie es gewußt hätten. Schlimmstenfalls schließen sie hinterher lieber die Augen, als daß sie Apfelkarren umwerfen. Mord ist in diesem Land nie ein Mittel der Politik gewesen.«

»Ich werde Ihnen die Hintergründe einer Reihe von Todesfällen darlegen, die ich untersucht habe.«

Jubal winkte ab. »Ich habe gesagt, Mord sei nie ein Mittel der Politik gewesen. Morde hat es hier immer gegeben – von Prominenten wie Huey Long bis zu Männern, deren Tod in den Zeitungen, wenn überhaupt, erst auf Seite acht erwähnt wurde. Aber ein Mittel der Politik war es nicht, und der Grund dafür, daß Sie noch leben, ist, daß es für Joe Douglas kein Mittel der Politik ist. Der S.S. hat Sie entführt, hat Sie ausgequetscht und hätte Sie ebenso leicht loswerden können, wie man eine tote Maus in der Toilette herunter spült. Der Chef hingegen wollte nicht, daß seine Leute so weit gingen, und hätte er erfahren, daß sie doch so weit gegangen seien, hätte es sie den Job, wenn nicht den Hals gekostet.«

Jubal nahm einen Schluck. »Der S.S. ist nur ein Werkzeug. Er ist keine Prätorianer-Garde, die den Caesar bestimmt. Also, wen wollen Sie als Caesar haben? Kreisstadt-Joe, dessen Indoktrinierung noch auf die Zeit zurückgeht, als dieses Land eine Nation war, keine Statthalterschaft in einem polyglotten Imperium… den alten Douglas, der Morde nicht verknusen kann? Oder möchten Sie ihn stürzen – das können wir, einfach indem wir ihn hereinlegen –, ihn stürzen und auf seinen Stuhl einen Generalsekretär aus einem Land setzen, wo das Leben billig und Mord eine Tradition ist? Wenn Sie das tun, Ben – was geschieht mit dem nächsten neugierigen Journalisten, der eine dunkle Gasse hinunterspaziert?«

Caxton antwortete nicht.

»Wie ich sagte, der S.S. ist nur ein Werkzeug. Man kann immer Männer anheuern, die schmutzige Arbeit *gern* tun. Wie schmutzig wird diese Arbeit

werden, wenn Sie Douglas um seine Mehrheit bringen?«

»Jubal, wollen Sie damit sagen, ich dürfe die Regierung *nicht* kritisieren? Auch wenn sie einen Fehler gemacht haben? Wenn ich *weiß,* daß sie einen Fehler gemacht haben?«

»Natürlich dürfen Sie. Stechende Viehbremsen sind notwendig. Aber man tut gut daran, sich die neuen Schurken anzusehen, bevor man die gegenwärtigen Schurken hinauswirft. Demokratie ist ein armseliges System. Das einzige, was man zu seinen Gunsten anführen kann, ist, daß es achtmal so gut ist wie jede andere Methode. Sein schlimmster Fehler ist, daß seine Führer das Niveau ihrer Wähler besitzen. Das ist ein niedriges Niveau, aber was kann man anderes erwarten? Deshalb sehen Sie sich Douglas an und überlegen Sie, daß er in seiner Unwissenheit, Dummheit und Selbstsucht seinen Mit-Amerikanern ähnelt, doch einen oder zwei Punkte über dem Durchschnitt steht. Dann sehen Sie sich den Mann an, der ihn ersetzen wird, wenn diese Regierung stürzt.«

»Man hat da keine Wahl.«

»Man hat immer eine Wahl! Diese besteht zwischen ›schlecht‹ und ›schlimmer‹ – und die ist viel einschneidender als der zwischen ›gut‹ und ›besser‹.«

»Und? Was möchten Sie, daß ich tue?«

»Nichts«, antwortete Harshaw. »Diese Show ziehe ich allein ab – zumindest fast allein. Ich erwarte, daß Sie es sich verkneifen, Joe Dougals wegen der bevorstehenden Regelung durchzuhecheln. Sie könnten ihn ja wegen ›staatsmännischer Zurückhaltung‹ loben…«

»Sie bringen mich zum Erbrechen!« »Bitte nicht ins Gras! Benutzen Sie Ihren Hut! Ich will Ihnen sagen, was ich tun werde. Das erste Gebot, wenn man einen Tiger reitet, ist, daß man sich an seinen Ohren festhalten muß.«

»Seien Sie nicht so bombastisch. Was wollen Sie?«

»Seien Sie nicht so begriffsstutzig, und hören Sie zu! Mike hat das Unglück, der Erbe eines größeren Reichtums zu sein, als Krösus ihn sich hat träumen lassen. Dazu kommt sein Anspruch auf politische Macht aufgrund eines politischjuristischen Präzedenzfalles, zu dessen Idiotie es keine Parallele gibt, seit man Sekretär Fall überführte, eine Bestechung angenommen zu haben, von deren Zahlung Doheny entbunden wurde. Ich habe kein Interesse an Blödsinn wie der Unterstützung des ›echten Prinzen‹. Auch sehe ich diesen Reichtum nicht als ›seinen‹ an; er hat ihn nicht geschaffen. Selbst wenn er ihn sich verdient hätte, ist ›Eigentum‹ nicht der natürliche und offensichtliche Begriff, für den ihn die meisten Leute halten.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Eigentum ist eine ausgeklügelte Abstraktion, eine mystische Beziehung. Gott weiß, daß unsere Rechtstheoretiker dieses Mysterium kompliziert haben – aber ich hätte mir nicht im Traum einfallen lassen, wie subtil es ist, bis ich es aus dem marsianischen Gesichtswinkel betrachtete. Marsianer kennen kein Eigentum. Sie besitzen *gar nichts…* nicht einmal ihren eigenen Körper.«

»Einen Augenblick, Jubal! Sogar Tiere haben Eigentum. Und die Marsianer sind keine Tiere, sie sind eine Zivilisation mit Städten und allen möglichen Dingen.«

»Ja. ›Füchse haben Baue, und die Vögel der Luft haben Nester.‹ Niemand versteht ›meus-et-tuus‹ besser als ein Wachhund. Aber Marsianer verstehen es nicht. Es sei denn, man betrachtet es als ›Eigentum‹, daß Millionen oder Milliarden von Senior-Bürgern – für Sie, mein Freund, ›Geister‹ – alles gemeinsam besitzen.«

»Sagen Sie, Jubal, was hat es mit diesen ›Alten‹ auf sich, von denen Mike dauernd redet?«

»Sie wollen die offizielle Version hören? Oder meine eigene Meinung?«

»Nein. Ihre eigene Meinung. Was denken Sie wirklich?«

»Dann behalten Sie es für sich. Ich halte es für frommen Quatsch, geeignet, den Rasen zu düngen – Aberglauben, der dem Jungen so früh ins Gehirn gebrannt worden ist, daß er keine Chance mehr hat, sich davon zu befreien.«

»Jill spricht, als glaube sie es.«

»Sie werden mich auch sprechen hören, als glaubte ich es. Normale Höflichkeit. Eine meiner geschätztesten Freundinnen glaubt an Astrologie; ich würde sie niemals beleidigen, indem ich ihr sage, was *ich* davon halte. Die Fähigkeit der Menschen, zu glauben, was mir äußerst unwahrscheinlich vorkommt – vom Tischerücken bis zur Überlegenheit über ihre Kinder –, ist niemals ausgelotet worden. Glauben kommt mir wie intellektuelle Trägheit vor, über die ich nicht diskutiere. Besonders, da ich mich selten in der Lage befinde, zu beweisen, daß er falsch ist. Es ist unmöglich einen negativen Beweis zu führen. Mikes Glaube an seine ›Alten‹ ist nicht irrationaler als die Überzeugung, die Dynamik des Universums könne durch Gebete um Regen außer Kraft gesetzt werden. Außerdem hat er die Möglichkeit, es zu belegen. Er war dort, ich nicht.«

»Hmm, Jubal, ich bekenne mich zu dem Verdacht, die Unsterblichkeit sei eine Tatsache – aber ich bin froh, daß der Geist meines Großvaters mich nicht herumkommandiert. Er war ein verschrobener alter Teufel.«

»Das war meiner auch. Und ich bin es auch. Aber gibt es einen Grund, warum einem Einwohner die Bürgerrechte aberkannt werden sollen, nur weil er tot ist? Der Bezirk, in dem ich aufgewachsen bin, hatte einen großen Prozentsatz an Friedhofsstimmen – es ging dort beinahe marsianisch zu. Wie die Sachen liegen, *kann* unserem Mike gar nichts gehören, weil schon *alles* den ›Alten‹ gehörte. Deshalb habe ich Schwierigkeiten, ihm zu erklären, daß er eine Million Anteile von Lunar Enterprises *und* den Lyle-Antrieb *und* eine Sammlung von Mobilien und Sicherheiten besitzt. Es spielt für ihn keine Rolle, daß die ursprünglichen Eigentümer tot sind; das macht sie zu ›Alten‹. Mike würde nie seine Nase in Angelegenheiten der ›Alten‹ stecken.«

»Äh… verdammt noch mal, er ist geschäftsunfähig.«

»Natürlich. Er kann nicht mit Eigentum umgehen, weil er nicht an den

Nimbus des Eigentums glaubt – ebensowenig, wie ich an seine Geister glaube. Ben, alles, was Mike besitzt, ist eine Zahnbürste – und er weiß nicht einmal, daß er sie besitzt. Wenn Sie sie ihm wegnähmen, wäre er überzeugt, die ›Alten‹ hätten den Wechsel genehmigt.«

Jubal zuckte die Achseln. »Er ist geschäftsunfähig. Deshalb werde ich nicht zulassen, daß man seine Geschäftsfähigkeit auf die Probe stellt – denn was für ein Vormund würde bestellt werden?«

»Ha! Douglas. Oder einer seiner Lakaien.«

»Sind Sie sicher, Ben? Denken Sie daran, wie das Hohe Gericht zusammengesetzt ist. Könnte der Ernannte nicht Sawonawong heißen? Oder Nadi? Oder Kee?«

»Äh… Sie könnten recht haben.«

»In welchem Fall der Junge vielleicht nicht mehr lange zu leben hätte. Oder er könnte ein hohes Alter in einem schönen Garten erreichen, aus dem es schwerer wäre zu entfliehen als aus dem Bethesda-Krankenhaus.«

»Was haben Sie vor?«

»Die Macht, die der Junge theoretisch in Händen hält, ist zu gefährlich. Also geben wir sie ab.«

»Wie verschenkt man soviel Geld?«

»Man verschenkt es nicht. Denn das würde das Gleichgewicht der Kräfte verändern – jeder Versuch hätte zur Folge, daß der Junge auf seine Geschäftsfähigkeit hin untersucht würde. Statt dessen lassen wir den Tiger weiterrennen, während wir uns mit aller Kraft an seinen Ohren festhalten. Ben, hören Sie zu, ich werde Ihnen kurz erklären, was ich beabsichtige… und dann tun Sie Ihr Bestes, um es zu durchlöchern. Nicht, was die juristische Seite angeht; Douglas' juristischer Stab wird all die Doppelzüngigkeiten niederschreiben, und ich werde sie überprüfen. Die Idee ist, Douglas einen Plan anzubieten, den er nicht verdrehen will, weil er ihm gefällt. Ich möchte, daß Sie es auf die politische Machbarkeit hin beschnüffeln. Also, wir werden folgendermaßen vorgehen…«

19. KAPITEL

Am nächsten Morgen, kurz von 10 Uhr, landete die diplomatische Delegation des Mars, geführt von Jubal Harshaw, auf dem Dach des Verwaltungspalastes. Mike Smith, der unprätentiöse Prätendent auf den marsianischen Thron, machte sich über den Zweck des Ausflugs keine Gedanken; er hatte schlicht seinen Spaß daran.

Sie hatten einen Flying Greyhound gechartert. Mike saß im Astrodom. Er hatte Jill auf der einen und Dorcas auf der anderen Seite neben sich und konnte sich nicht sattsehen, während die Mädchen ihn auf Sehenswürdigkeiten aufmerksam machten und plauderten. Die Bank war für

zwei gedacht; das Ergebnis war ein wärmendes Zueinanderwachsen. Er hatte je einen Arm um sie gelegt und schaute und lauschte und versuchte zu groken und hätte zehn Fuß unter Wasser nicht glücklicher sein können.

Es war sein erster Blick auf die terranische Zivilisation. Beim Verlassen der *Champion* hatte er nichts davon gesehen. Er hatte vor zehn Tagen ein paar Minuten in einem Taxi verbracht, aber nichts davon gegrokt. Von da an war seine Welt auf Haus und Pool, Garten und Gras und Bäume beschränkt gewesen – er war nicht einmal bis zu Jubals Eingangstor gekommen.

Aber jetzt hatte er Erfahrung. Er wußte, wozu Fenster dienten, erkannte, daß die ihn umgebende Blase zum Hinaussehen gedacht war und daß das, was er sah, Städte waren. Mit Hilfe der Mädchen stellte er fest, wo sie auf der Landkarte lagen, die über den Taschenbildschirm floß. Bis vor kurzem hatte er gar nicht gewußt, daß die Menschen Landkarten besaßen. Es hatte bei ihm einen Anfall glücklichen Heimwehs hervorgerufen, als er zum ersten Mal eine menschliche Karte gegrokt hatte. Sie war statisch und tot verglichen mit den Karten, die seine Leute benutzten – aber es war eine Landkarte. Mike war weder von seiner Abstammung noch von seiner Erziehung her dafür prädestiniert, peinliche Vergleiche zu machen. Sogar menschliche Landkarten waren in ihrem Wesen marsianisch. Er mochte sie.

Er sah beinahe zweihundert Meilen Landschaft, wovon das meiste die ausgedehnte Welthauptstadt war, genoß jeden Zoll und versuchte, das alles zu groken. Die Größe der menschlichen Städte und ihre Geschäftigkeit überraschte ihn. Sie waren so ganz anders als die Klostergarten-Städte seiner eigenen Leute und machten ihm den Eindruck, als müßten sie sich beinahe sofort abnützen. Sie waren so erstickt von Erfahrung, daß nur die stärksten Alten es ertragen könnten, die verlassenen Straßen zu besuchen und die Ereignisse und Emotionen, die in endlosen Schichten darin aufgehäuft waren, meditierend zu groken. Er selbst hatte zu Hause bei ein paar wundervollen und schrecklichen Gelegenheiten verlassene Städte besucht. Dann hatten seine Lehrer, die grokten, daß er nicht stark genug war, dem ein Ende gemacht.

Fragen an Jill und Dorcas befähigten ihn, das Alter der Stadt zu groken. Sie war vor ein wenig mehr als zwei Erdjahrhunderten gegründet worden. Da die irdischen Zeiteinheiten kein Aroma für ihn hatten, übertrug er sie auf marsianische Jahre und Zahlen – drei-gefüllte-plus-drei-wartende Jahre (34+33=108 marsianische Jahre).

Erschreckend und schön! Einerseits mußten diese Leute sich darauf vorbereiten, die Stadt aufzugeben, bevor sie unter dem Druck ihrer Gedanken zerbrach und *nicht* wurde… und andererseits war die Stadt, an der Zeit ihres Bestehens gemessen, nur ein Ei.

Mike freute sich drauf, in ein- oder zweihundert Jahren nach Washington zurückzukehren, durch die leeren Straßen zu wandern und zu versuchen, mit dem endlosen Schmerz, der endlosen Schönheit zueinanderzuwachsen, durstig zu groken, bis er Washington war und die Stadt er war – falls er bis

dahin stark genug sein sollte. Er ordnete den Gedanken im Gedächtnis ein, denn er mußte noch wachsen und wachsen und wachsen, bevor er fähig sein würde, die mächtige Qual der Stadt zu preisen und zu lieben.

Der Greyhound-Pilot bog wegen einer Umleitung des nicht fahrplanmäßigen Verkehrs (wofür die Ursache, was Mike nicht wußte, Mikes Anwesenheit war) nach Osten ab, und Mike sah das Meer.

Jill mußte ihm sagen, daß es Wasser war. Dorcas setzte hinzu, es sei der Atlantische Ozean, und fuhr die Küstenlinie auf der Karte mit dem Finger nach. Mike hatte schon als Nestling gewußt, daß der nächst Planet in Richtung Sonne fast vollständig von dem Wasser des Lebens bedeckt war, und in der letzten Zeit hatte er gelernt, daß die Bewohner diesen Reichtum als selbstverständlich hinnahmen. Er hatte die schwierigere Hürde genommen, die orthodoxe marsianische Lehre zu groken, daß die Wasserzeremonie kein Wasser erforderte. Wasser war Symbol für das absolute Sein – schön, aber nicht unentbehrlich.

Doch Mike entdeckte – wie viele Menschen, die einigen der wichtigsten Erfahrungen noch jungfräulich gegenüberstehen –, daß abstraktes Wissen nicht das gleiche war wie physikalische Realität. Der Atlantik erfüllte ihn mit solcher Ehrfurcht, daß Jill scharf sagte: »Mike! Wage es ja nicht!«

Mike schnitt seine Emotion ab und verstaute sie. Dann starrte er auf das Wasser hinaus, das sich bis zum Horizont erstreckte, und versuchte, es auszumessen, bis ihm der Kopf von Dreien und Potenzen von Dreien und Potenzen der Potenzen brummte.

Sie landeten auf dem Palast. Jubal rief: »Vergeßt nicht, Mädchen, bildet ein Karree um ihn, und scheut euch nicht, Absätze und Ellbogen zu benutzen. Anne, du wirst deine Robe tragen, aber das ist kein Grund, jemandem nicht auf den Fuß zu treten, wenn du bedrängt wirst. Oder?«

»Reg dich nicht auf, Boß! Niemand bedrängt eine Zeugin – und ich trage Stiletto-Absätze und wiege mehr als du.«

»Okay. Duke, du weißt, was zu tun ist – aber schick Larry trotzdem so bald wie möglich mit dem Bus zurück. Ich weiß nicht, wann wir ihn wieder brauchen werden.«

»Ich groke es, Boß. Hör auf zu zappeln!« »Ich kann zappeln, wie es mir Spaß macht. Gehen wir!« Harshaw, die vier Mädchen, die Mike umringten, und Caxton stiegen aus. Der Bus hob ab. Der Landeplatz war nicht überfüllt, aber weit davon entfernt, leer zu sein. Ein Mann trat vor und sagte herzlich: »Dr. Harshaw? Ich bin Tom Bradley, Erster Verwaltungsassistent des Generalsekretärs. Sie möchten in Mr. Douglas' Büro kommen. Er will Sie sprechen, bevor die Konferenz beginnt.«

»Nein.«

Bradley zwinkerte. »Ich glaube, Sie haben mich nicht verstanden. Das sind Anweisungen vom Generalsekretär. Oh, er sagte, es gehe in Ordnung, wenn Mr. Smith mitkäme – den Mann vom Mars meine ich.«

»Nein. Diese Gruppe bleibt sogar auf der Toilette zusammen, und genau jetzt werden wir in den Konferenzraum gehen. Schicken Sie uns jemanden, der uns den Weg zeigt. In der Zwischenzeit habe ich einen Auftrag für Sie. Miriam, den Brief.«

»Aber, Dr. Harshaw…«

»›Nein!‹ habe ich gesagt. Verstehen Sie kein Englisch? Sie werden Mr. Douglas dies sofort übergeben – und mir seine Empfangsbestätigung bringen.« Harshaw schrieb seinen Namen über die Klappe eines Umschlags, den Miriam ihm reichte, setzte seinen Daumenabdruck über die Unterschrift und reichte Bradley den Brief. »Sagen Sie ihm, daß er das sofort lesen muß – vor der Besprechung.«

»Aber der Generalsekretär wünscht…«

»Der Generalsekretär wünscht, diesen Brief zu lesen. Junger Mann, ich habe das Zweite Gesicht. Ich prophezeie, daß Sie morgen nicht mehr hier sein werden, wenn Sie auf dem Weg zu ihm Zeit verschwenden.«

Bradley sagte: »Jim, übernehmen Sie«, und ging mit dem Brief. Jubal seufzte. Er hatte über diesem Brief geschwitzt. Anne und er waren fast die ganze Nacht über wach gewesen und hatten einen Entwurf nach dem anderen vorbereitet. Jubal zielte darauf hin, daß das Übereinkommen vor der Öffentlichkeit geschlossen wurde – aber er hatte nicht die Absicht, Douglas zu überrumpeln.

Auf Bradleys Befehl trat ein Mann vor. Jubal schätzte ihn als einen der cleveren jungen Aufsteiger ein, die die Machthabenden umkreisen und ihre schmutzige Arbeit tun. Es war Abscheu auf den ersten Blick. Der Mann lächelte: »Mein Name ist Jim Sanforth, Doktor. Ich bin der Pressesekretär des Chefs. Von jetzt an werde ich den Puffer für Sie machen – Presse-Interviews arrangieren und so weiter. Leider kann die Konferenz noch nicht gleich beginnen. Wir mußten sie in der letzten Minute in einen größeren Raum verlegen. Nun denke ich mir, daß…«

»Ich denke mir, daß wir uns augenblicklich in den Konferenzsaal begeben werden. Wenn Sie nicht genug Stühle haben sollten, werden wir halt stehen, bis Sie welche besorgt haben.«

»Doktor, Sie verstehen nicht. Es werden noch Kabel verlegt, der Saal wimmelt von Reportern und…« »Gut. Wir werden mit ihnen plaudern.«
»Nein, Doktor. Ich habe Anweisung…«

»Junger Mann, Sie können Ihre Anweisungen nehmen und zusammenfalten, bis sie nur noch aus Ecken besteht – und sie sich sonstwohin stecken. Wir sind aus einem einzigen Grund hier: Wir wollen an einer öffentlichen Konferenz teilnehmen. Wenn sie nicht sofort beginnen kann, werden wir mit der Presse sprechen – im Konferenzsaal.«
»Aber…« »Sie lassen den Mann vom Mars auf einem windigen Dach stehen.« Harshaw erhob die Stimme. »Ist hier irgendwer klug genug, um uns in den Konferenzsaal führen zu können?« Sanforth schluckte. »Folgen Sie mir,

Doktor.« Der Konferenzraum war voll von Journalisten und Technikern, aber ein großer ovaler Tisch, Sessel und mehrere kleine Tische waren vorhanden. Man entdeckte den Mann vom Mars, und Sanforth' Proteste hielten die Meute nicht zurück. Mike wurde von seiner fliegenden Keilformation aus Amateuramazonen an den großen Tisch gebracht. Jubal setzte ihn davor, Dorcas und Jill nahmen die Plätze links und rechts von ihm ein, und die Unparteiische Zeugin und Miriam setzten sich hinter ihn. Nachdem sie sich so eingerichtet hatten, machte Jubal keinen Versuch mehr Fragen und Fotos abzuwehren. Mike war gesagt worden, die Leute würden sich seltsam benehmen, und Jubal hatte ihn instruiert, er solle erst dann Menschen oder Dinge weggehen oder anhalten lassen, wenn Jill es ihm sagte.

Mike zeigte dem Durcheinander ein ernstes Gesicht. Jill hielt seine Hand, und ihre Berührung gab ihm Sicherheit.

Jubal wollte Fotos, je mehr, desto besser. Was Fragen anging, so fürchtete er sie nicht. Seine in der letzten Woche mit Mike geführten Gespräche hatten ihn überzeugt, kein Reporter werde aus Mike ohne fachmännische Hilfe irgend etwas herausholen. Mikes Gewohnheit, Fragen buchstäblich zu beantworten und zu verstummen, würde Versuche, ihn auszuhorchen, zunichte machen.

Auf die meisten Fragen sagte Mike: »Ich weiß es nicht« oder »Verzeihung?«

Aber eine Frage erwies sich für den Fragenden als Bumerang. Ein Reuter-Korrespondent, der einen Kampf um Mikes Status als Erbe vorhersah, versuchte, seinen eigenen Test von Mikes Geschäftsfähigkeit einzuschmuggeln. »Mr. Smith? Was wissen Sie über die Erbschaftsgesetze?«

Mike war sich bewußt, daß er Schwierigkeiten hatte, den menschlichen Begriff von Eigentum zu groken, und vor allem die Konzepte von Vererben und Erben. Deshalb hielt er sich an den Text des Buches (Jubal erkannte es als ›Ely über Erbschaften und Vermächtnisse‹, Kapitel eins).

Mike zitierte genau und ausdruckslos, was er gelesen hatte, Seite um Seite. Der Raum versank in Schweigen, und der Fragesteller schluckte.

Jubal griff nicht ein, bis jeder anwesende Journalist mehr über Witwenleibgedinge und Nießbrauch des Witwers am Grundeigentum der verstorbenen Ehefrau, Blutsverwandtschaft und von einer Mutter stammende Geschwister, Erbfolge *per stirpes* und *per capita* wußte, als ihm lieb war. Schließlich sagte Jubal: »Das ist genug, Mike.«

Mike sah ihn verwirrt an. »Es kommt noch mehr.«

»Später. Hat jemand eine Frage zu einem anderen Thema?«

Ein Reporter für eine Londoner Sonntagszeitung sprang mit einer Frage ein, die dem Geldbeutel seines Arbeitgebers nahestand: »Mr. Smith, es heißt, Sie mögen Mädchen. Haben Sie schon einmal ein Mädchen geküßt?«

»Ja.«

»Hat es Ihnen gefallen!«

»Ja.«

»Wie hat es Ihnen gefallen?«

Mike zögerte nicht. »Mädchen zu küssen ist fein«, erklärte er.

»Es ist ein Zusammenwachsen. Es geht noch übers Kartenspiel.«

Ihr Applaus ängstigte ihn. Aber er spürte, daß Jill und Dorcas sich nicht ängstigten. Sie versuchten, den geräuschvollen Ausdruck des Vergnügens zurückzuhalten, den er nicht lernen konnte. Deshalb bezwang er seine Furcht und wartete.

Er wurde vor weiteren Fragen gerettet und erlebte eine große Freude. Denn er sah eine ihm bekannte Gestalt durch eine Seitentür eintreten. »Mein Bruder Dr. Mahmoud!« Überwältigt vor Aufregung sprach Mike weiter – auf marsianisch.

Der Semantiker der *Champion* winkte und lächelte, eilte auf Mike zu und antwortete dabei in der gleichen kratzenden Sprache. Die beiden fuhren fort, in nichtmenschlichen Symbolen zu sprechen, Mike wie ein Wasserfall, Mahmoud nicht so schnell. Es hörte sich an, als ramme ein Rhinozeros einen Schuppen aus Stahlplatten.

Die Journalisten sahen dem eine Weile zu. Diejenigen, die Tonaufnahmen machten, zeichneten es auf, und die Benutzer von Papier und Bleistift hielten es als Farbtupfer fest. Schließlich unterbrach einer: »Dr. Mahmoud! Was sagen Sie?«

Mahmoud antwortete in knappem Oxfort-Englisch. »Ich habe hauptsächlich gesagt: ›Langsamer, mein lieber Junge, langsam,
bitte.‹«

»Und was sagt er?«

»Der Rest ist persönlich, privat und nicht von Interesse. Grüße, verstehen Sie. Alte Freunde.« Er plauderte weiter auf marsianisch.

Mike erzählte seinem Bruder alles, was geschehen war, seit er ihn zuletzt gesehen hatte, damit sie besser groken könnten. Seine Abstraktion dessen, was es zu erzählen gab, war im Konzept marsianisch, da es vor allem um neue Wasserbrüder und das Aroma eines jeden ging… das sanfte Wasser, das Jill war… die Tiefe Annes… die seltsame, noch nicht in der ganzen Fülle gegrokte Tatsache, daß Jubal einmal wie ein Ei, dann wieder wie ein Alter schmeckte und doch keins von beidem war
– die nicht zu grokende Weite des Wasserozeans… Mahmoud hatte weniger zu berichten, da ihm, nach marsianischen Begriffen, weniger widerfahren war – ein dionysischer Exzeß, auf den er nicht stolz war, ein langer Tag, den er auf dem Gesicht liegend in Washingtons Suleiman-Moschee verbracht hatte. Die Ergebnisse dessen hatte er noch nicht gegrokt und wollte sie nicht diskutieren. Keine neuen Wasserbrüder. Dann unterbrach er Mike und bot Jubal die Hand. »Sie sind Dr. Harshaw. Valentin Michael glaubt, er habe mich vorgestellt – und das hat er auch, nach seinen Regeln.« Harshaw ergriff seine Hand und betrachtete ihn. Der Mann sah wie ein jagender,

schießender, Sport treibender Brite aus, von der teuerlässigen Tweedkleidung bis zu dem kurzgestutzten grauen Schnurrbart… aber seine Haut war schwärzlich, und die Gene für diese Nase stammten aus einer Gegend nahe der Levante. Harshaw mochte Fälschungen nicht und würde stets kaltes Maisbrot der perfektesten synthetischen Rinderlende vorziehen. Aber Mike behandelte ihn als Freund. Folglich war er ein Freund, bis er sich als etwas anderes erwies. Auf Mahmoud wirkte Harshaw wie das Ausstellungsstück dessen, was er sich unter einem Yankee vorstellte – vulgär, für die Gelegenheit zu salopp gekleidet, laut, wahrscheinlich unwissend und fast sicher provinziell. Dazu Akademiker, was es noch schlimmer machte, denn nach Dr. Mahmouds Erfahrungen waren amerikanische Akademiker ungebildet und engstirnig, bloße Techniker. Er hegte großen Abscheu vor allem, was amerikanisch war. Ihr unglaubliches polytheistisches Babel an Religionen, ihre Küche *(Küche!!!),* ihre Manieren, ihre Bastard-Architektur und ihre kränklichen Künste – und ihr blinder, arroganter Glaube an ihre Überlegenheit, lange nachdem ihre Sonne untergegangen war. Ihre Frauen. Vor allem ihre Frauen, ihre unbescheidenen, anmaßenden Frauen mit den hageren, ausgehungerten Körpern, die ihn nichtsdestotrotz störenderweise an Huris erinnerten. Vier von ihnen umringten Valentin Michael – und das bei einer Konferenz, die rein männlich hätte sein sollen…

Aber Valentin Michael präsentierte diese Leute – einschließlich der allgegenwärtigen weiblichen Kreaturen –, präsentierte sie stolz und eifrig als seine Wasserbrüder und legte damit Mahmoud eine Verpflichtung auf, die bindender war als die, die man den Söhnen des Bruders seines Vaters schuldig war. Denn Mahmoud hatte den marsianischen Ausdruck für solche anwachsenden Relationen durch Beobachtung von Marsianern gelernt und brauchte ihn nicht unzureichend mit ›Beziehungsketten‹ und nicht einmal mit ›Dinge, die ein und demselben Ding gleich sind, sind einander gleich‹ zu übersetzen. Er hatte die Marsianer bei sich zu Hause gesehen; er kannte ihre Armut (nach irdischen Begriffen), er hatte an ihrem kulturellen Reichtum genippt und weit mehr davon erraten, und er hatte den alles andere übersteigenden Wert gegrokt, den die Marsianer auf zwischenpersönliche Beziehungen legten.

Da ließ sich nichts machen – er hatte Wasser mit Valentin Michael geteilt, und jetzt mußte er den Glauben, den sein Freund in ihn setzte, rechtfertigen… Er hoffte nur, diese Yankees waren nicht durch und durch Lumpen.

Also lächelte er freundlich. »Ja. Valentin Michael hat mir – sehr stolz – erklärt, daß Sie alle mit ihm…« Mahmoud benutzte ein marsianisches Wort – »geschlossen haben.«

»Wie bitte?«

»Wasserbrüderschaft. Sie verstehen?«

»Ich groke es.«

Mahmoud bezweifelte, ob Harshaw es grokte, fuhr jedoch gewandt fort: »Da ich in dieser Beziehung zu ihm stehe, muß ich darum bitten, als Mitglied der Familie betrachtet zu werden. Ich kenne Ihren Namen, Doktor, und errate, daß das hier Mr. Caxton ist – ich habe Ihr Gesicht als Foto am Kopf Ihrer Kolumne gesehen, Mr. Caxton –, aber wir wollen einmal sehen, ob ich die jungen Damen auseinanderhalte. Das muß Anne sein.«

»Ja. Aber sie trägt ihre Robe.«

»Ja, natürlich. Ich werde ihr später meine Aufwartung machen.«

Harshaw stellte ihn den anderen vor… und Jill verblüffte ihn, indem sie ihn mit dem korrekten Ehrentitel für einen Wasserbruder anredete. Sie sprach ihn drei Oktaven höher als ein Marsianer, aber mit reinstem Halsweh-Akzent. Es war eins von dem Dutzend Wörtern, die sie von den hundert und etwas, die sie zu verstehen begann, aussprechen konnte – aber dieses eine beherrschte sie vollkommen, weil sie es jeden Tag viele Male benutzte.

Dr. Mahmouds Augen wurden groß – vielleicht waren diese Menschen nicht bloß unbeschnittene Barbaren… Sein junger Freund verfügte tatsächlich über eine starke Intuition. Sofort antwortete er Jill mit dem richtigen Ehrentitel und beugte sich über ihre Hand.

Jill sah, daß Mike entzückt war. Es gelang ihr, die kürzeste von neun Formen zu krächzen, mit der ein Wasserbruder auf die Antwort eingehen kann – obwohl sie sie nicht grokte und (Englisch sprechend) nie daran gedacht hätte, das ihr am nächsten kommende menschliche biologische Äquivalent vorzuschlagen – ganz bestimmt nicht einem Mann, den sie eben erst kennengelernt hatte!

Mahmoud, der die Redensart sehr wohl verstand, faßte sie nach ihrer symbolischen und nicht nach ihrer (bei Menschen unmöglichen) wörtlichen Bedeutung auf und setzte den Dialog in korrekter Form fort. Jill hatte ihre Grenzen erreicht; sie verstand ihn nicht und hätte nicht einmal auf englisch antworten können.

Aber sie hatte eine Inspiration. In Abständen standen rings um den Tisch Wasserkaraffen, jede von einer Zahl Gläser umgeben. Sie ergriff eine Karaffe und ein Glas und füllte letzteres.

Sie sah Mahmoud in die Augen und sagte ernst! »Wasser. Unser Nest ist deines.« Sie berührte das Glas mit den Lippen und reichte es Mahmoud.

Er antwortete auf marsianisch, sah, daß sie nicht verstand, und übersetzte: »Wer Wasser teilt, teilt alles.« Er nahm einen Schluck und wollte Jill das Glas schon zurückgeben. Dann überlegte er es sich anders und bot es Harshaw an.

Jubal sagte: »Ich kann kein Marsianisch sprechen, Sohn – aber danke für das Wasser. Mögest du niemals durstig sein.« Er trank ein Drittel aus. *»Ah!«* Er gab das Glas an Ben weiter.

Caxton sah Mahmoud an und sagte ernst: »Zueinanderwachsen. Mit dem Wasser des Lebens wachsen wir zueinander.« Er trank und rechte Dorcas

das Glas.

Obwohl nun schon Präzedenzfälle geschaffen waren, zögerte Dorcas. »Dr. Mahmoud? Wissen Sie, wie ernst Mike das nimmt?«

»Das weiß ich, Miss.«

»Nun… wir nehmen es ebenso ernst. Sie verstehen? Sie… groken?«

»Ich groke es in seiner ganzen Fülle… andernfalls hätte ich mich geweigert zu trinken.«

»Gut. Mögest du immer tief trinken. Mögen unsere Eier ein Nest teilen.« Tränen liefen ihr über die Wangen. Sie trank und drückte das Glas hastig Miriam in die Hand.

Miriam flüsterte: »Reiß dich zusammen, Kind!« Sie sagte zu Mike: »Mit Wasser heißen wir unseren Bruder willkommen.« Dann wandte sie sich an Mahmoud: »Nest, Wasser, Leben.« Sie trank. »Unser Bruder.« Sie bot ihm das Glas.

Mahmoud trank, was noch übrig war, und sprach, aber auf arabisch: »›Und wenn ihr eure Angelegenheiten mit den ihren mischt, sind sie eure Brüder.‹«

»Amen«, bekräftigte Jubal.

Dr. Mahmoud sandte ihm einen raschen Blick zu und entschied sich, nicht nachzufragen, ob Harshaw es verstanden habe. Hier war nicht der richtige Ort, etwas zu sagen, das dazu führen konnte, seine eigenen Probleme, seine Zweifel ans Tageslicht zu befördern. Trotzdem wurde ihm warm ums Herz, wie immer beim Wasserritual – auch wenn es nach Häresie roch.

Sein Gedankengang wurde durch den Assistenten des Protokollchefs unterbrochen, der herbeistürmte. »Sie sind Dr. Mahmoud. Sie gehören auf die andere Seite, Doktor. Folgen Sie mir!«

Mahmoud blickte zunächst zu ihm und dann zu Mike. Er lächelte. »Nein, ich gehöre hierher. Dorcas, darf ich mir einen
Sessel heranziehen und mich zwischen dich und Valentin Michael setzen?«

»Sicher, Doktor. Ich rücke rüber.«

Der Assistent des Protollchefs war nahe daran, mit der Fußspitze auf den Boden zu klopfen. »Dr. Mahmoud, *bitte!* Nach der Tischordnung sitzen Sie auf der anderen Seite des Raums! Der Generalsekretär kann jeden Augenblick kommen – und der Saal *wimmelt* immer noch von *Reportern* und Gott weiß von wem sonst noch… und ich weiß einfach nicht, was ich tun soll!«

»Dann tun Sie es anderswo, Freundchen«, schlug Jubal vor.

»Was? Wer sind Sie? Stehen Sie auf der Liste?« Besorgt konsultierte er seine Tischordnung.

»Wer sind denn *Sie?«* gab Jubal zurück. »Der Oberkellner? Ich bin Jubal Harshaw. Sollte mein Name nicht auf dieser Liste stehen, können Sie sie zerreißen. Hören Sie, Meister, wenn der Mann vom Mars Dr. Mahmoud neben sich sitzen haben möchte, ist die Sache damit gebongt. Klar?«

»Aber er *kann* nicht hier sitzen! Die Sessel am Konferenztisch sind

reserviert für Hohe Minister, Delegationschefs, Richter des Hohen Gerichts und Personen gleichen Ranges. Und ich weiß nicht, *wie* ich sie dazwischenquetschen soll, wenn noch mehr

auftauchen – und den Mann vom Mars natürlich.« »Natürlich«, stimmte

Jubal ihm zu. »Und natürlich muß Dr. Mahmoud in der Nähe des Generalse kretärs sitzen – gleich hinter ihm, damit er zum Dolmetschen bereitsteht. Ich muß schon sagen, Sie sind keine Hilfe.«

»Ich werde Ihnen helfen.« Jubal zog dem Beamten das Blatt aus der Hand. »Hmm… lassen Sie mal sehen. Der Mann vom Mars wird gegenüber dem Generalsekretär sitzen, also da, wo er zufällig sowieso schon sitzt. Dann…« - Jubal nahm einen Bleistift und attackierte die Liste – »gehört diese Hälfte, von *hier* bis *hier* dem Mann vom Mars.« Jubal kritzelte Kreuzchen und verband sie mit einem dichten schwarzen Bogen. Er strich Namen aus, die auf dieser Seite des Tisches standen. »Damit habe ich Ihnen die halbe Arbeit abgenommen… weil ich alle auf unsere Seite setzen werde.«

Der Protokollchef war so schockiert, daß er kein Wort hervorbrachte. Sein Mund arbeitete, doch es kamen nur unartikulierte Laute heraus. Jubal sah ihn freundlich an. »Ist was? Oh – ich habe vergessen, es offiziell zu machen.« Er schrieb unter seine Korrekturen: *›J. Harshaw für V.M. Smith.‹* »Traben Sie zu Ihrem Zeremonienmeister zurück, Sohn, und zeigen Sie ihm das. Sagen Sie ihm, er soll in seinen Dienstanweisungen über Staatsbesuche von den Oberhäuptern befreundeter Planeten nachschlagen.«

Der Beamte öffnete den Mund – und ging, ohne sich die Zeit zu nehmen, ihn wieder zu schließen. Er kehrte im Gefolge eines älteren Mannes zurück. Dieser stellte sich sachlich vor: »Dr. Harshaw, ich bin LaRue, Protokollchef. Brauchen Sie tatsächlich eine ganze Hälfte des Haupttisches? Ich wurde doch informiert, Ihre Delegation sei ziemlich klein.«

»Das gehört nicht zur Sache.«

LaRue lächelte kurz. »Leider doch. Ich bin mit meinem Latein am Ende, was den Platz betrifft. Fast jeder Beamte ersten Ranges hat sich entschlossen, anwesend zu sein. Sollten Sie weitere Leute erwarten – wenn ich auch wünschte, Sie hätten mich benachrichtigt –, werde ich einen Tisch hinter diese beiden Sessel stellen lassen, die für Mr. Smith und Sie selbst reserviert sind.«

»Nein.«

»Anders geht es nicht, tut mir leid.«

»Mir auch – für Sie. Denn wenn nicht die Hälfte des Haupttisches für den Mars reserviert wird, gehen wir. Sagen Sie dem Generalsekretär, Sie hätten seine Konferenz platzen lassen, indem Sie unhöflich zu dem Mann vom Mars waren.«

»Das kann doch nicht Ihr Ernst sein!«

»Haben Sie meine Nachricht nicht erhalten?«

»Äh… also, ich habe sie als Scherz aufgefaßt. Allerdings als einen sehr

kleveren.«

»Scherze kann ich mir nicht leisten, Sohn. Smith ist entweder der oberste Mann von einem anderen Planeten, der dem obersten Mann dieses Planeten einen Staatsbesuch abstattet – in
welchem Fall er ein Recht auf sämtliche Theaterjungen und Tanzmädchen hat, die Sie auftreiben können –, oder er ist nichts als ein Tourist, und es stehen ihm überhaupt keine offiziellen Höflichkeiten zu. Beides können Sie nicht haben. Sehen Sie sich um, zählen Sie die ›Beamten ersten Ranges‹, wie Sie sie nennen, und fragen Sie sich, ob sie hier sein würden, wenn Smith ihrer Meinung nach nur ein Tourist wäre.«

LaRue erklärte langsam: »Es gibt keinen Präzedenzfall.«

Jubal schnaubte. »Ich habe eben den Delegationschef der Lunaren Republik hereinkommen sehen. Gehen Sie hin und sagen Sie *ihm,* es gebe keinen Präzedenzfall. Und dann ducken Sie sich! Wie ich gehört habe, ist er hitzköpfig.« Jubal seufzte. »Aber Sohn, ich bin ein alter Mann, und ich hatte eine kurze Nacht, und es ist nicht meine Sache, Sie Ihren Job zu lehren. Sagen Sie Mr. Douglas, daß wir ihn ein anderes Mal besuchen werden… wenn er bereit ist, uns ordnungsgemäß zu empfangen. Komm, Mike!« Er begann sich mühsam aus seinem Sessel zu winden.

LaRue fiel hastig ein: »Nein, nein, Dr. Harshaw! Wir werden diese Seite des Tisches freimachen. Ich werde – nun, ich werde etwas unternehmen. Der Platz gehört Ihnen.«

»Das klingt schon besser.« Harshaw setzte sich nicht wieder. »Aber wo ist die Flagge des Mars? Und was ist mit den
Ehrenbezeigungen?«

»Bedaure. Ich glaube, ich verstehe Sie nicht ganz.«

»Ich habe noch nie einen Tag erlebt, an dem ich so viele Schwierigkeiten mit einfachem Englisch hatte. Sehen Sie das Banner der Föderation da, wo der Generalsekretär sitzen wird? Wo ist das Banner des Mars hier auf dieser Seite?«

LaRue riß die Augen auf. »Ich muß gestehen, Sie setzen mich in Erstaunen. Ich wußte gar nicht, daß die Marsianer Flaggen benutzen.«

»Tun sie auch nicht. Aber es wird Ihnen kaum möglich sein, das aufzutreiben, was die Marsianer bei Staatsaffären benutzen.« (Mir auch nicht, Junge, aber darauf kommt es hier nicht an!) »Deshalb wollen wir ein Auge zudrücken und den guten Willen für die Tat nehmen. Ein Blatt Papier, Miriam – also, ungefähr so.« Harshaw zeichnete ein Rechteck und darin das traditionelle menschliche Symbol für den Mars, einen Kreis mit einem Pfeil, der nach oben rechts zeigt. »Machen Sie das Feld weiß und das Symbol des Mars rot – müßte natürlich in Seide gestickt sein, aber mit einem Bettlaken und etwas Farbe könnte jeder Pfadfinder eine Flagge improvisieren. Waren Sie Pfadfinder?«

»Äh, das ist einige Zeit her.«

»Gut. Sie kennen das Motto der Pfadfinder. Jetzt zu den Ehrenbezeigungen. Sie werden ›Heil dem universellen Frieden‹ spielen, wenn der Generalsekretär eintritt?«

»Oh, das müssen wir. Das ist obligatorisch.«

»Dann werden Sie die Hymne des Mars folgen lassen wollen.«

»Ich sehe nicht, wie mir das möglich sein könnte. Selbst wenn es eine gibt… wir haben sie nicht. Dr. Harshaw, seien Sie vernünftig!«

»Hören Sie, Sohn, ich *bin* vernünftig. Wir sind zu einer kleinen, informellen Besprechung hergekommen. Wir stellen fest, daß Sie einen Zirkus daraus gemacht haben. Nun, wenn Sie einen Zirkus haben wollen, müssen Sie Elefanten haben. Uns ist klar, daß Sie marsianische Musik ebensowenig spielen können, wie ein Junge mit einer Blockflöte eine Symphonie spielen kann. Aber Sie *können* eine Symphonie spielen – die ›Neun-Planeten-Symphonie‹. Groken Sie das? Ich meine, kapieren Sie das? Lassen Sie das Band mit dem Beginn des Mars-Satzes anlaufen, spielen Sie ihn… oder doch eine genügende Anzahl von Takten, daß das Thema zu erkennen ist.«
LaRue blickte nachdenklich drein. »Ja, das könnten wir wohl machen – aber Dr. Harshaw, ich kann die einem Souverän zustehenden Ehrenbezeigungen – die Flagge und die Musik – beim besten Willen nicht einmal auf dieser improvisierten Stufe versprechen. Ich… ich habe dazu keine Vollmacht.«
»Und den Mumm dazu haben Sie auch nicht«, ergänzte Harshaw bitter. »Ja, wir haben keinen Zirkus gewollt. Also, sagen Sie Mr. Douglas, wir kämen wieder, wenn er nicht so beschäftigt ist. Es war eine nette Unterhaltung mit Ihnen, Sohn. Schauen Sie ins Büro des Generalsekretärs hinein und sagen Sie ›Hallo‹, wenn wir das nächste Mal kommen – falls Sie dann noch hier sind.« Wieder unterzog er sich der langen und offenbar schmerzhaften Prozedur, sich, alt und schwach, wie er war, aus dem Sessel zu erheben.

LaRue bat: »Dr. Harshaw, *bitte,* gehen Sie nicht! Äh… der Generalsekretär wird erst kommen, wenn ich ihn benachrichtigen lasse, daß wir bereit sind – deshalb geben Sie mir Gelegenheit, zu sehen, was ich tun kann. Ja?«

Harshaw ließ sich mit einem Grunzlaut zurücksinken. »Wie Sie wünschen. Aber noch eins, solange Sie noch hier sind. Ich habe vor einem Augenblick Lärm gehört – soviel ich mitbekam, versuchten ein paar Crew-Mitglieder der *Champion,* den Konferenzsaal zu betreten. Sie sind Freunde von Smith, also lassen Sie sie herein. Wir werden sie schon unterbringen. Das hilft uns, diese Seite des Tisches aufzufüllen.« Harshaw seufzte und rieb sich eine Niere.

»Gut, Sir«, willigte LaRue steif ein und ging. Miriam flüsterte: »Boß – hast du dir vorgestern abend beim Handstand das Rückgrat verstaucht?« »Ruhig, Mädchen, oder du kriegst Haue.« Voller Befriedigung betrachtete Jubal den Raum, der sich weiter mit hohen Beamten füllte. Er hatte zu Douglas gesagt, er wünsche ein ›kleines, informelles‹ Gespräch. Doch er hatte gewußt, daß die Ankündigung die Mächtigen und die Machthungrigen anziehen würde wie das Licht die Motten. Und jetzt (dessen war er sich sicher) würde Mike von diesen Nabobs als Souverän behandelt werden, und die ganze Welt sah zu.

Danach sollten sie doch einmal versuchen, den Jungen herumzuschubsen! Sanforth scheuchte Journalisten hinaus, und der unglückliche Assistent des Protokollchefs flog an allen Gliedern wie ein nervöser Baby-Sitter bei seinem Versuch, ›Die Reise nach Jerusalem‹ mit viel zu wenig Stühlen und zu vielen Prominenten zu spielen. Diese strömten weiter herein, und Jubal schloß daraus, daß Douglas von vornherein nicht vor elf Uhr hatte kommen wollen und daß er jeden anderen darüber informiert hatte. Die Stunde, die Jubal früher dagewesen war, hätte die private Vorab-Besprechung ermöglichen sollen, die Jubal abgelehnt hatte. Nun, die Verzögerung paßte Jubal gut in den Kram.

Der Erste Mann der östlichen Koalition trat ein. Mr. Kung war aus eigener Wahl nicht Delegationschef für seinen Staat. Nach strengem Protokoll hatte er keinen anderen Status als den eines Abgeordneten. Aber es überraschte Jubal gar nicht, daß der Assistent des Protokollchefs alles stehen- und liegenließ und losraste, um Douglas' wichtigsten politischen Gegner an den Haupttisch nahe dem für den Generalsekretär reservierten Sitz zu placieren. Es bestärkte Jubal in seiner Meinung, Douglas sei kein Dummkopf.

Dr. Nelson, der Schiffsarzt der *Champion,* und Captain van Tromp, ihr Skipper, kamen zusammen und wurden von Mike mit Begeisterung begrüßt. Jubal war das nur recht, denn es gab dem Jungen vor den Kameras etwas zu tun, so daß er nicht wie ein ausgestopftes Hemd dazusitzen brauchte.

Er nutzte die Störung, um die Sitzordnung umzustellen, da es mittlerweile nicht mehr nötig war, den Mann vom Mars mit einer Leibgarde zu umgeben. Er setzte Mike dem Sessel des Generalsekretärs gegenüber und nahm selbst den Platz zu Mikes Linker, wo er Mike berühren konnte. Da Mike nebelhafte Vorstellungen von menschlichen Manieren besaß, hatte Jubal mit ihm Signale ausgemacht, die so unmerklich waren wie die, mit denen man ein Pferd durch die Hohe Schule führt: ›Aufstehen‹, ›hinsetzen‹, ›verbeugen‹, ›Hände schütteln‹ – nur daß Mike kein Pferd war und es nicht mehr als eines Trainings von fünf Minuten bedurft hatte, um Vollkommenheit zu erzielen.

Mahmoud riß sich von seinen Schiffskameraden los und wandte sich an Jubal. »Doktor, der Skipper und der Schiffsarzt sind ebenfalls Wasserbrüder unseres Bruders – und Valentin Michael würde es gern bestätigen, indem wir alle das Ritual noch einmal vollziehen. Ich riet ihm, damit zu warten. Sind Sie auch dieser Meinung?«

»Ich? – Ja, natürlich. Nicht in dieser Menschenmenge.« Verdammt, wie viele Wasserbrüder hatte Mike eigentlich?
»Vielleicht möchten Sie drei mit uns kommen, wenn die Konferenz zu Ende ist, damit wir einen Imbiß zu uns nehmen und uns privat unterhalten können.«

»Es wäre mir eine Ehre, und ich bin überzeugt, die anderen beiden werden auch mitkommen, wenn es ihnen möglich ist.«

»Gut. Dr. Mahmoud, wissen Sie von noch weiteren Brüdern unseres jungen Bruders, die wahrscheinlich auftauchen werden?«

»Nein. Nicht von der *Champion,* das sind nicht mehr.« Mahmoud verzichtete darauf, die ergänzende Frage zu stellen. Sie würde zu stark durchblicken lassen, wie sehr es ihn – im ersten Augenblick – aus der Fassung gebracht hatte, als er entdeckte, welcher Zahl von Wasserbrüdern er verpflichtet war. »Ich werde es Sven und dem Alten sagen.«

Harshaw sah, wie der eintretende päpstliche Nuntius an den Haupttisch gesetzt wurde, und lächelte innerlich. Falls LaRue, dieses Schlitzohr, noch irgendwelche Zweifel über die offizielle Natur dieser Konferenz hegen sollte, täte er gut daran, sie zu vergessen!

Ein Mann tippte Harshaw auf die Schulter. »Ist das der Ort, wo der Mann vom Mars vorgestellt wird?«

»Ja«, bestätigte Jubal.

»Ich bin Tom Boone – Senator Boone, heißt das – und ich habe ihm eine Botschaft von Bischof Digby auszurichten.«

Jubal versetzte seinen Kortex in Notfall-Höchstgeschwindigkeit. »Ich bin Jubal Harshaw, Senator…« – er gab Mike das Zeichen, aufzustehen und dem Senator die Hand zu schütteln – »und das ist Mr. Smith. Mike, das ist Senator Boone.«

»How do you do, Senator Boone«, sagte Mike mit perfekten Tanzstunden-Manieren. Er betrachtete Boone interessiert. Zwar war ihm inzwischen klar geworden, daß ein ›Senator‹ kein ›Alter‹ war, wie man aus dem Wort hätte schließen können. Trotzdem fand er es aufregend, einen ›Senator‹ zu sehen. Groken tat er es nicht.

»Sehr gut, danke, Mr. Smith. Ich möchte Ihre Zeit nicht in Anspruch nehmen; anscheinend geht der Budenzauber hier gleich los. Mr. Smith, Bischof Digby hat mich beauftragt, Sie zur Teilnahme an den Gottesdiensten im Erzengel-Foster-Tabernakel der Neuen Offenbarung einzuladen.«

»Verzeihung?«

Jubal sprang ein. »Senator, wie Sie wissen, ist dem Mann vom Mars vieles… alles hier neu. Aber zufällig hat Mr. Smith im Stereofernsehen die Übertragung eines Ihrer Gottesdienste

gesehen…«

»Das ist nicht das gleiche.«

»Ich weiß. Er zeigte großes Interesse und stellte mir Fragen, von denen ich viele nicht beantworten konnte.« Boone sah ihn scharf an. »Sie gehören nicht zu den Gläubigen?«

»Ich muß gestehen, nein.«

»Kommen Sie selbst auch. Es ist immer Hoffnung für einen Sünder.«

»Danke, das werde ich.« (Und ob ich das will, Freundchen! Ich lasse doch Mike nicht allein in Ihre Falle laufen!)

»Am nächsten Sonntag. Ich werde es Bischof Digby sagen.«

»Am nächsten Sonntag, wenn es uns möglich ist«, korrigierte

Jubal. »Vielleicht sind wir dann im Gefängnis.«

Boone grinste. »Die Möglichkeit besteht immer, nicht wahr? Schicken Sie mir oder dem Bischof eine Nachricht, und Sie werden nicht lange drin bleiben.« Er sah sich im Konferenzsaal um. »Ein bißchen wenig Sessel da. Ein einfacher Senator hat wohl kaum eine Chance, wenn sich schon alle diese Bonzen mit den Ellbogen stoßen.«

»Vielleicht erweisen Sie uns die Ehre, sich uns an diesem Tisch anzuschließen, Senator«, antwortete Jubal prompt aufs Stichwort.

»Wie? Oh, ich danke Ihnen, Sir! Ich bin so frei – jetzt habe ich einen Ringplatz.«

»Das heißt«, erläuterte Harshaw, »wenn es Ihnen nichts ausmacht, daß Sie gesehen werden, wie Sie mit der Mars Delegation zusammen sitzen. Wir wollen Sie nicht drängen, sich in eine peinliche Situation zu begeben.«

Boone zögerte nur ganz kurz. »Aber das macht mir gar nichts! Unter uns, der Bischof ist an diesem jungen Burschen tatsächlich sehr, *sehr* interessiert.«

»Fein. Da ist noch ein Platz frei neben Captain van Tromp – wahrscheinlich kennen Sie ihn.«

»Van Tromp? Sicher, sicher, wir sind alte Freunde, kenne ihn gut – habe ihn beim Empfang kennengelernt.« Senator Boone nickte Smith zu, stolzierte zu seinem Platz und setzte sich.

An den Wachtposten zogen jetzt weniger Leute vorbei. Jubal beobachtete einen Streit um einen Sessel und wurde dabei immer unruhiger. Schließlich brachte er es nicht länger über sich, stillzusitzen und diesem unwürdigen Benehmen zuzusehen. Deshalb sprach er mit Mike und vergewisserte sich, daß Mike, auch wenn er nicht verstand, warum, zumindest verstanden hatte, was Jubal wollte.

»Jubal, ich werde es tun.«

»Danke, Sohn.« Jubal stand auf und näherte sich einer Dreiergruppe, bestehend aus dem Assistenten des Protokollchefs, dem Chef der Delegation von Uruguay und einem Mann, der einen zornigen und verwirrten Eindruck machte. Der Mann aus Uruguay sagte soeben: »…ihm einen Platz geben, müssen Sie sämtliche Staatschefs Plätze geben – und das sind achtzig oder mehr. Dies ist Boden der Föderation, und kein Staatschef hat Vorrang vor einem anderen. Wenn Ausnahmen gemacht werden…«

Jubal unterbrach, indem er den dritten Mann ansprach. »Sir…« Er wartete so lange, bis sich die Aufmerksamkeit auf ihn richtete, und fuhr dann fort: »Der Mann vom Mars hat mich angewiesen, Sie zu bitten, daß Sie ihm die große Ehre erweisen, bei ihm Platz zu nehmen… falls Ihre Anwesenheit nicht anderswo vonnöten ist.«

Im ersten Augenblick war der Mann verblüfft, dann lächelte er breit. »O ja, das wäre zufriedenstellend.«

Die anderen beiden, der Palastbeamte und der Würdenträger aus Uruguay, wollten Einwände erheben; Jubal kehrte ihnen den Rücken. »Beeilen wir uns,

Sir – wir haben sehr wenig Zeit.« Er hatte Männer mit Gegenständen hereinkommen sehen, die an einen Christbaumständer und ein blutiges Bettlaken erinnerten, doch bestimmt die ›marsianische Flagge‹ darstellen sollten. Mike stand auf und sah Jubal und seinem Begleiter entgegen.

Jubal sagte: »Sir, erlauben Sie mir, Ihnen Valentin Michael Smith vorzustellen, Michael – der Präsident der Vereinigten Staaten!«

Mike verbeugte sich sehr tief.

Es blieb kaum noch Zeit, ihm den Platz auf Mikes rechter Seite anzuweisen, während die improvisierte Flagge aufgestellt wurde. Musik erklang, alle erhoben sich, und eine Stimme verkündete:

»Der Generalsekretär!«

20. KAPITEL

Jubal hatte überlegt, ob Mike bei Douglas' Eintritt sitzen bleiben sollte, den Gedanken jedoch verworfen. Er wollte ja nicht versuchen, Mike höher als Douglas zu placieren, sondern nur die Formen für ein Treffen zwischen Gleichgestellten beachtet wissen. Als er nun aufstand, winkte er Mike, desgleichen zu tun. Große Türen im Hintergrund des Saales öffneten sich bei den ersten Klängen von *›Heil dem universellen Frieden‹,* und Douglas kam herein. Er ging zu seinem Platz und traf Anstalten, sich zu setzen.

Sofort signalisierte Jubal, Mike solle sich auch setzen. Das Ergebnis war, daß Mike und der Generalsekretär sich gleichzeitig setzten, alle anderen jedoch erst nach einer respektvollen Pause.

Jubal hielt den Atem an. Hatte LaRue gespurt? Richtig versprochen hatte er es nicht…

Die Fortissimo-Sturmglocke des ›Mars‹-Satzes füllte den Raum – das ›Kriegsgott‹-Thema, über das ein Publikum auch dann erschrickt, wenn es darauf vorbereitet ist. Die Augen auf Douglas gerichtet – Douglas erwiderte den Blick –, sprang Jubal von seinem Sitz hoch wie ein Rekrut, der Haltung annimmt.

Douglas erhob sich nicht ebenso schnell, aber prompt.

Mike dagegen rührte sich nicht; Jubal hatte ihm kein Zeichen gegeben. Er blieb sitzen, ohne dadurch in Verlegenheit zu geraten, daß alle anderen sich wieder auf die Füße gestellt hatten, als der Generalsekretär es tat. Mike verstand nichts von den Vorgängen und war es zufrieden, den Wünschen seines Wasserbruders zu folgen.

Jubal hatte hin und her überlegt, nachdem er die ›marsianische Hymne‹ verlangt hatte. Wurde seinem Verlangen entsprochen, was sollte Mike dann tun? Die Antwort hing davon ab, welche Rolle Mike in dieser Komödie spielte…

Die Musik verstummte. Auf Jubals Signal hin stand Mike auf, verbeugte

sich schnell und setzte sich zusammen mit dem Generalsekretär und den übrigen Anwesenden wieder. Diesmal nahmen alle schneller Platz, da keinem die himmelschreiende Tatsache entgangen war, daß Mike während der ›Hymne‹ sitzen geblieben war.

Jubal seufzte vor Erleichterung. Er war damit durchgekommen. Vor vielen Jahren hatte er ein Mitglied des aussterbenden Stammes königlicher Hoheiten (es war eine regierende Königin gewesen) eine Parade abnehmen sehen – und ihm war aufgefallen, daß die Majestät sich verbeugt hatte, *nachdem* ihre Hymne gespielt worden war. Also hatte sie einen Salut, der ihrer souveränen Person dargebracht worden war, entgegengenommen.

Aber das Haupt einer Demokratie steht bei der Hymne seines Staates wie jeder andere Bürger auf – er ist kein Souverän.

Wie Jubal dargelegt hatte, konnte man nicht beides haben. Entweder war Mike ein Privatmann, und in diesem Fall hätte dieser Geschicklichkeitswettbewerb gar nicht erst abgehalten werden sollen, oder der Kleine war nach der Theorie, die der Larkin-Entscheidung zugrundelag, ein Souverän.

Jubal fühlte sich versucht, LaRue eine Prise Schnupftabak anzubieten. Nun, die Pointe war zumindest einem nicht entgangen – der päpstliche Nuntius saß mit unbewegtem Gesicht da, aber seine Augen funkelten.

Douglas ergriff das Wort. »Mr. Smith, es ist für uns eine Ehre und eine Freude, Sie als unseren Gast bei uns zu sehen. Wir hoffen, Sie werden die Erde ebenso als Ihre Heimat betrachten wie den Planeten Ihrer Geburt, unseren Nachbarn – unseren guten Nachbarn – Mars…« Er fuhr in geschliffenen, gefälligen Phrasen fort. Mike wurde willkommen geheißen – aber ob als Souverän, als Tourist oder als heimkehrender Bürger, ließ sich unmöglich feststellen.

Jubal beobachtete Douglas auf ein Zeichen hin, wie der Generalsekretär den Brief aufgenommen habe, den Jubal ihm hatte überbringen lassen. Aber Douglas sah ihn kein einziges Mal an. Dann kam Douglas mit seiner Rede zu Ende. Er hatte nichts gesagt, das aber sehr gut.

Jubal flüsterte: »Jetzt, Mike.«

Smith sprach den Generalsekretär an – auf marsianisch.

Er unterbrach sich, sagte ernst: »Herr Generalsekretär der Föderation freier Nationen des Planeten Erde…« und fuhr auf marsianisch fort.

Dann auf englisch: »…wir danken Ihnen für das heutige Willkommen. Wir bringen den Völkern der Erde Grüße von den Ehrwürdigen Alten des Mars…«, und wieder wechselte er zum Marsianischen über.

Jubal meinte, daß ›die Ehrwürdigen Alten‹ eine beeindruckendere Übersetzung war als ›die Alten‹. Außerdem hatte Mike gegen diesen neuen Terminus nichts einzuwenden. Obwohl er darauf bestand, daß man ›richtig sprechen‹ müsse, mußte nicht viel von Jubals Entwurf überarbeitet werden. Jill war auf die Idee gekommen, englische und marsianische Sequenzen

abwechselnd vorzutragen. Jubal gestand sich vergnügt ein, daß dies die eigentlich inhaltslose Rede so weit aufblasen würde, wie wenn man aus einer sinnlosen Wahlkampfansprache eine beeindrukkende Wagner-Oper machte. (Und es war genauso schwer zu verstehen, fügte er hinzu.)

Für Mike spielte das keine Rolle. Er konnte marsianische Passagen so mühelos einsetzen, wie er fähig war, englische auswendig zu lernen und herzusagen. Wenn es seine Wasserbrüder erfreute, daß er diese Dinge sagte, war Mike glücklich.

Jemand berührte Jubal an der Schulter, schob ihm einen Umschlag in die Hand und flüsterte: »Vom Generalsekretär«. Jubal blickte auf und sah, daß es Bradley war, der lautlos davoneilte. Nun öffnete er den Umschlag und warf einen Blick auf den Inhalt.

Die Nachricht bestand aus dem einzigen Wort ›Ja‹ und war ›J.E.D.‹ unterschrieben – mit der berühmten grünen Tinte.

Jubal hob den Kopf und bemerkte, daß Douglas' Augen auf ihm ruhten. Jubal nickte, und Douglas sah zur Seite. Die Konferenz war vorüber. Jetzt blieb nur noch übrig, es der Welt bekanntzugeben.

Mike beendete seine tönenden Nichtigkeiten. Jubal hörte seine eigenen Worte: »…zueinander wachsen zum gegenseitigen Nutzen beider Welten…« und: »…jede Rasse entsprechend ihrer Eigenart…« Douglas dankte dem Mann vom Mars kurz, aber herzlich. Es folgte eine kurze Pause.

Jubal stand auf. »Herr Generalsekretär…«

»Ja, Dr. Harshaw?«

»Mr. Smith ist in zweifacher Eigenschaft hier anwesend. Wie ein Besuche machender Prinz aus der Geschichte unserer eigenen großen Rasse, der mit Karawanen und Segelschiffen unerforschte Weiten zu einem fernen Reich durchquert, bringt er uns die guten Wünsche der alten Mächte des Mars. Aber er ist auch ein menschliches Wesen, ein Bürger der Föderation und der Vereinigten Staaten von Amerika. Als solcher hat er Rechte und Eigentum und Verpflichtungen.« Jubal schüttelte den Kopf. »Verteufelte Verpflichtungen. Als sein Anwalt in seiner Eigenschaft als Bürger und als menschliches Wesen habe ich mich in seine Angelegenheiten vertieft und nicht einmal eine vollständige Liste dessen, was er besitzt, fertiggebracht – ganz zu schweigen von der Entscheidung, was ich den Steuerbehörden erzählen soll.«

Jubal hielt inne und schnaufte. »Ich bin ein alter Mann, ich lebe vielleicht nicht mehr so lange, daß ich die Aufgabe vollenden kann. Sie wissen, daß mein Mandant keine geschäftlichen Erfahrungen im menschlichen Sinne hat. Marsianer wickeln diese Dinge auf andere Weise ab. Aber er ist ein junger Mann von großer Intelligenz. Die ganze Welt weiß, daß seine Eltern Genies waren, und so etwas vererbt sich. Es besteht kein Zweifel daran, daß er in ein paar Jahren, wenn er es wollte, sehr gut ohne die Hilfe eines gewissen alten, kranken Rechtsanwalts zurechtkommen würde. Doch seine

Angelegenheiten erfordern *heute* Aufmerksamkeit; Geschäfte warten nicht.

Außerdem ist er mehr daran interessiert, die Geschichte und die Künste und die Lebensweise der Bewohner dieser seiner zweiten Heimat zu studieren, als sich in Obligationen und Aktienausgaben und Lizenzgebühren zu vergraben – und ich glaube, damit handelt er klug. Auch wenn er über keinerlei Geschäftserfahrung verfügt, besitzt Mr. Smith eine direkte Weisheit, die mich immer wieder aufs Neue erstaunt… und alle, die ihn kennengelernt haben. Als ich ihm erklärte, um was es geht, sah er mich mit klarem Blick an und antwortete: ›Das ist kein Problem, Jubal – wir werden Mr. Douglas fragen.‹« Jubal hielt inne und schloß besorgt: »Bei dem Rest geht es um private Dinge, Mr. Secretary. Sollten wir das nicht unter vier Augen besprechen? Und diese Damen und Herren nach Hause gehen lassen?«

»Fahren Sie fort, Dr. Harshaw!« erwiderte Douglas. »Von jetzt an verzichten wir auf das Protokoll. Wer gehen möchte, soll es bitte tun.«

Niemand ging. »Gut«, erklärte Jubal, »ich kann alles in einem Satz zusammenfassen. Mr. Smith möchte Sie zu seinem gesetzlichen Vertreter ernennen und Ihnen Generalvollmacht erteilen, alle seine geschäftlichen Angelegenheiten zu erledigen. Das ist alles.«

Douglas machte ein überzeugend erstauntes Gesicht. »Das ist eine Aufgabe von gewaltigen Ausmaßen, Doktor.«

»Das weiß ich, Sir. Ich setzte ihm auseinander, daß Sie der beschäftigste Mensch auf diesem Planeten sind und keine *Zeit* für seine Angelegenheiten haben.« Jubal schüttelte den Kopf und lächelte. »Leider machte ihm das keinen Eindruck. Anscheinend gilt auf dem Mars, daß, je beschäftigter eine Person ist, desto mehr von ihr erwartet wird. Mr. Smith meinte schlicht: ›Wir können ihn fragen.‹ Also frage ich Sie. Natürlich erwarten wir keine sofortige Antwort. Das ist eine marsianische Eigenheit; Marsianer sind nie in Eile. Auch neigen sie nicht dazu, Dinge zu komplizieren. Keine urkundliche Verpflichtung, keine Rechnungsprüfung, nichts von diesem Brimborium – nur eine schriftliche Vollmacht, wenn Sie es wünschen. Aber für ihn spielt das keine Rolle; er würde die Sache ebensogern gleich hier und mündlich abmachen. Das ist eine weitere marsianische Eigenheit: Wenn ein Marsianer jemandem vertraut, vertraut er ihm ohne Vorbehalt. Oh, ich muß noch hinzufügen, Mr. Smith richtet diese Bitte *nicht* an den Generalsekretär. Er bittet Joseph Edgerton Douglas um einen Gefallen, Sie persönlich. Wenn Sie sich aus dem öffentlichen Leben zurückziehen, wird das keine Wirkung auf unsere Abmachung haben. Ihr Nachfolger im Amt hat nichts damit zu tun. Smith vertraut *Ihnen…* nicht dem Mann, wer es auch sein mag, der zufällig das Oktagon-Büro in diesem Palast innehat.«

Douglas nickte. »Wie meine Antwort auch ausfallen mag, ich fühle mich geehrt… und demütig.«

»Sollten Sie unsere Bitte ablehnen oder nicht erfüllen können oder das Amt jetzt übernehmen und später niederlegen wollen, hat Mr. Smith eine zweite

Wahl – das ist Ben Caxton.

Ben, stehen Sie auf, damit die Leute Sie sehen können! Und wenn Sie und Caxton beide außerstande sind, die Aufgabe zu erfüllen, ist seine nächste Wahl – nun, ich glaube, das lassen wir für den Augenblick, merken Sie sich nur, daß es sukzessive Möglichkeiten gibt. Äh… ich muß einmal sehen…« Es hatte den Anschein, als sei Jubal durcheinandergekommen. »Ich bin es nicht mehr gewöhnt, stehend zu sprechen. Miriam, wo ist die Seite, auf der wir eine Liste gemacht haben?«

Jubal nahm ein Blatt Papier von ihr entgegen und meinte: »Gib mir lieber auch die anderen Kopien.« Sie reichte ihm einen dicken Stapel Papier. »Dies ist ein Memorandum, das wir für Sie vorbereitet haben, Sir – oder für Caxton, wenn es sich so ergibt. Hmm, wie war das doch gleich? – Ach ja, berechtigt, sich selbst als Gehalt auszusetzen, was die Arbeit seiner Meinung nach wert ist, jedoch nicht weniger als – nun, eine beträchtliche Summe, die eigentlich niemand anders etwas angeht. Berechtigt, Gelder für Lebenshaltungskosten auf ein Girokonto einzuzahlen – äh, o ja, ich dachte, vielleicht würden Sie die Bank von Schanghai als, sagen wir, Depotbank benutzen wollen und, sagen wir, Lloyd's als Ihren Agenten – oder anders herum –, nur um Ihren Namen und Ruf zu schützen. Aber Mr. Smith wollte von festen Instruktionen nichts wissen. Also bleibt es bei einer uneingeschränkten Vollmacht, die von beiden Seiten widerrufen werden kann. Doch ich will das alles nicht vorlesen; darum haben wir es ja auch schriftlich niedergelegt.« Jubal blickte geistesabwesend ringsum. »O Miriam – lauf und gib das dem Generalsekretär. Gutes Kind. Hmmm, die anderen Kopien werde ich hier lassen. Vielleicht wollen Sie sie an die Leute verteilen… oder haben selbst eine Verwendung dafür. Oh, am besten gebe ich sie Mr. Caxton – hier, Ben. Äh, ich glaube, das ist alles, Mr. Secretary. Haben Sie uns etwas zu sagen?«

»Nur einen Augenblick. Mr. Smith?«

»Ja, Mr. Douglas?«

»Ist es das, was Sie wünschen? Wollen *Sie,* daß *ich* tue, was in diesem Papier beschrieben ist?«

Jubal hielt den Atem an und vermied es, zu seinem Mandanten hinüberzublicken. Mike war eingetrichtert worden, sich auf eine solche Frage gefaßt zu machen… aber es hatte sich nicht vorhersagen lassen, welche Form sie annehmen würde, auch nicht, wie Mikes buchstäbliche Auslegung sie zu Fall bringen könnten.

»Ja, Mr. Douglas«, erklang Mikes Stimme in dem Konferenzsaal – und in einer Milliarde von Zimmern rings um den Planeten. »Sie möchten, daß ich Ihre geschäftlichen Angelegenheiten erledige?«

»Bitte, Mr. Douglas. Es wäre eine Güte. Ich danke Ihnen.«

Douglas blinzelte. »Nun, das war deutlich genug. Doktor, ich behalte mir meine Antwort vor – aber Sie sollen sie prompt bekommen.«

»Ich danke Ihnen, Sir. In meinem Namen wie im Namen meines Mandanten.«

Douglas wollte aufstehen. Die Stimme des Abgeordneten Kung hielt ihn zurück. »Einen Augenblick! Was ist mit der Larkin-Entscheidung?«

Jubal antwortete darauf: »Ach ja, die Larkin-Entscheidung. Ich habe eine Menge Unsinn über die Larkin-Entscheidung gehört – meistens von verantwortungslosen Personen. Mr. Kung, was ist damit?«

»Das frage ich *Sie.* Oder Ihren… Mandanten. Oder den Generalsekretär.«

Jubal bat liebenswürdig: »Soll ich sprechen, Mr. Secretary?«

»Bitte, tun Sie es.«

»Gut.« Jubal zog ein Taschentuch hervor und putzte sich die Nase mit einem in die Länge gezogenen Schnauben, einem Mollakkord drei Oktaven unter dem mittleren C. Er fixierte Mr. Kung und erklärte feierlich: »Herr Abgeordneter, ich spreche *Sie* an – weil ich weiß, es ist unnötig, die Regierung in der Person des Generalsekretärs anzusprechen. Vor langer Zeit, als ich ein kleiner Junge war, gründeten ein anderer Junge und ich einen Club. Da wir einen Club hatten, mußte wir Statuten haben… und die erste Regel, die wir – einstimmig – aufstellten, war, von jetzt an würden wir unsere Mütter ›Brummbär‹ nennen. Das war natürlich dumm… aber wir waren sehr jung. Mr. Kung, können Sie sich vorstellen, was dabei herauskam?«

»Ich möchte nicht raten, Dr. Harshaw.« »Ich wandte unsere ›Brummbär‹-Entscheidung ein einziges Mal an. Das eine Mal war genug, und es bewahrte meinen Freund vor dem gleichen Fehler. Mir brachte es nichts weiter ein, als daß mir der Hintern mit einer Pfirsichgerte gewärmt wurde. Und das war das Ende der ›Brummbär‹-Entscheidung.« Jubal räusperte sich. »Einen Augenblick, Mr. Kung. Da ich mir sagte, irgendwer werde diesen nicht existierenden Streitpunkt aufs Tapet bringen, versuchte ich, meinem Mandanten die Larkin-Entscheidung zu erklären. Es wollte ihm erst gar nicht in den Kopf, daß jemand glauben könnte, diese juristische Fiktion ließe sich auf den Mars anwenden. Schließlich ist der Mars bewohnt, und zwar von einer alten und weisen Rasse – viel älter als die Ihre, Sir, und wahrscheinlich weiser. Als er es dann begriff, amüsierte es ihn. Nichts weiter als das, Sir – er war auf tolerante Weise amüsiert. Einmal – nur einmal unterschätzte ich die Macht meiner Mutter, Unverschämtheit zu bestrafen. Diese Lektion war billig. Aber dieser Planet kann sich eine solche Lektion in planetarem Maßstab nicht leisten. Bevor wir Land parzellieren, das uns nicht gehört, sollten wir uns ganz genau erkundigen, was für Pfirsichgerten in der marsianischen Küche hängen.«

Kung war nicht überzeugt. »Dr. Harshaw, wenn die Larkin-Entscheidung nicht mehr ist als die Dummheit eines kleinen Jungen… warum sind dann Mr. Smith die Ehrenbezeigungen für einen Souverän erwiesen worden?«

Jubal zuckte die Achseln. »Diese Frage sollten Sie der Regierung stellen, nicht mir. Aber ich kann Ihnen sagen, wie ich sie ausgelegt habe – als

elementare Höflichkeit… gegenüber den Alten des Mars.«

»Bitte?«

»Mr. Kung, diese Ehrenbezeigungen waren kein hohles Echo der Larkin-Entscheidung. Auf eine Weise, die über menschliche Erfahrung hinausgeht, *ist* Mr. Smith der Planet Mars!«

Kung zuckte nicht mit der Wimper. »Fahren Sie fort!«

»Oder, besser gesagt, die marsianische Rasse. In Smith' Person besuchen uns die Alten des Mars. Ihm zuteil gewordene Ehrenbezeigungen gelten ihnen – und Schaden, der ihm zugefügt wird, ist Schaden, der ihnen zugefügt wird. Das ist in einem wörtlichen, aber ganz und gar nichtmenschlichen Sinn die Wahrheit. Es war von uns vorsichtig gehandelt, als wir unseren Nachbarn heute Ehre erwiesen – aber die Weisheit hat nichts mit der Larkin-Entscheidung zu tun. Noch nie hat ein verantwortungsbewußter Mensch behauptet, der Larkin-Präzedenzfall lasse sich auf einen bewohnten Planeten anwenden – und ich wage es, vorauszusagen, daß das auch nie einer behaupten wird.« Jubal richtete den Blick nach oben, als bitte er den Himmel um Hilfe. »Aber, Mr. Kung, seien Sie versichert, daß die alten Herrscher des Mars bemerken, wie wir ihren Abgesandten behandeln. Die ihnen durch ihn erwiesenen Ehren waren ein gutgemeintes Symbol. Ich bin überzeugt, daß die Regierung dieses Planeten dadurch Weisheit gezeigt hat. Mit der Zeit werden *Sie* erkennen, daß es ebenso ein Akt der Vorsicht war.«

Kung antwortete kühl: »Doktor, wenn Sie versuchen, mir Angst einzujagen, haben Sie keinen Erfolg gehabt.«

»Das habe ich auch nicht erwartet. Aber zum Glück für das Wohl dieses Planeten war nicht *Ihre* Meinung ausschlaggebend.« Jubal wandte sich Douglas zu. »Mr. Secretary, für eine so lange Zeit bin ich seit Jahren nicht mehr in der Öffentlichkeit aufgetreten… und ich bin erschöpft. Können wir uns zurückziehen, während wir Ihre Entscheidung erwarten?«

21. KAPITEL

Die Sitzung wurde vertagt. Jubals Absicht, seine Schäfchen schnell wegzubekommen, wurde von dem amerikanischen Präsidenten und Senator Boone vereitelt. Beide erkannten, welche Wertsteigerung darin lag, in intimem Umgang mit dem Mann vom Mars gesehen zu werden – und beide waren sich bewußt, daß die Augen der Welt auf ihnen ruhten.

Andere hungrige Politicos drängten sich heran. Jubal sagte rasch: »Mr. President, Senator – wir wollen soeben zum Lunch gehen. Können Sie sich uns anschließen?« Er sagte sich, daß zwei in einem Privatzimmer leichter zu bändigen sein würden als zwei Dutzend in aller Öffentlichkeit – und er mußte Mike wegbringen, bevor irgend etwas schiefging. Zu seiner Erleichterung hatten beide anderweitige Pflichten. Jubal hörte sich versprechen, nicht nur

Mike zu diesem obszönen Fosteriten-Gottesdienst zu begleiten, sondern ihn auch ins Weiße Haus zu bringen – na, notfalls konnte der Junge ja krank werden. »Auf die Plätze, Mädchen!« Mike wurde aufs Dach geleitet. Anne rief mit ihrem hohen Wuchs, ihrer Walküren-Schönheit und ihrer eindrucksvollen Robe eine Bugwelle hervor. Jubal, Ben und die Offiziere von der *Champion* bildeten die Nachhut. Larry und der Bus warteten. Minuten später setzte der Pilot sie auf dem Dach des *New Mayflower* ab. Dort holten sie ein paar Journalisten ein, aber die Mädchen brachten Mike sicher zu einer Suite hinunter, die Duke genommen hatte. Sie hatten ihren Spaß daran; Miriam und Dorcas stellten eine Wildheit zur Schau, die Jubal an Katzen erinnerte, die ihre Jungen verteidigen. Ein Reporter, der sich bis auf drei Fuß heranwagte, riskierte einen durchbohrten Spann.

Sie stellten fest, daß auf ihrem Korridor S.S.-Beamte patrouillierten und ein Wachtposten vor ihrer Suite stand.

Jubal sträubten sich die Nackenhaare, aber er ging davon aus (oder besser ›hoffte‹, korrigierte er sich), die Anwesenheit der Polizisten bedeute, daß Douglas den Vertrag einhalte. Der Brief, den Jubal ihm vor der Konferenz zugesandt hatte, enthielt eine Bitte, Douglas möge seine Macht dazu benutzen, Mikes Privatsphäre zu schützen – damit der unglückliche Junge ein normales Leben führen könne. (Wenn ein ›normales‹ Leben für Mike überhaupt möglich war, korrigierte er sich erneut.)

Deshalb rief Jubal: »Jill! Halte Mike unter Kontrolle! Es ist okay.«

»In Ordnung, Boß.«

Der Beamte an der Tür salutierte. Jubal betrachtete ihn. »Na, so etwas! Wie geht’s, Major? Haben Sie in letzter Zeit irgendwelche Türen eingeschlagen?«

Major Bloch bekam einen roten Kopf und antwortete nicht. Jubal hätte gern gewußt, ob das Kommando als Strafe gedacht war. Nein, wahrscheinlich war es nur Zufall. Es gab nur eine Handvoll S.S.-Offiziere, deren Rang sie für diese Aufgabe geeignet machte. Jubal wollte es gerne einmal auf die Probe stellen, indem er behauptete, ein Stinktier sei in die Suite gekommen und habe die Möbel versaut. Was der Major dann wohl machen würde? Aber er entschied sich dagegen. Es war nicht nur undankbar, sondern auch noch gelogen. Duke hatte inzwischen einen provisorischen Riegel aus Furnierholz zusammengezimmert. Er wartete drinnen.

Jubal sagte: »Setzen Sie sich, Gentlemen! Wie ist es, Duke?«

Duke zuckte die Achseln.

»Wer weiß? Niemand hat diese Suite verwanzt, seit ich sie übernommen habe. Das kann ich garantieren. Die erste Suite, die sie mir anboten, habe ich gemäß deinen Anweisungen abgelehnt. Diese hier habe ich genommen wegen ihrer massiven Decke. Genau über uns befindet sich der Ballsaal. Dann habe ich alles nach Wanzen abgesucht. Aber, Boß, *jeder* Raum kann so verwanzt werden, daß man nichts findet, ohne vorher das gesamte Gebäude niederzureißen.«

»Ja, ja – das meinte ich nicht. Ich meinte: ›Wie ist es mit unseren Eßvorräten?‹ Ich habe Hunger, Junge, und Durst – und wir haben drei Leute mehr zum Lunch.«

»Oh, das. Das Zeug ist unter meinen Augen ausgeladen worden. Ich habe es in die Speisekammer gebracht. Du hast einen mißtrauischen Charakter, Boß.«

»Du solltest dir auch einen zulegen, wenn du so lange leben willst wie ich.«

Jubal hatte Douglas ein Vermögen anvertraut, das den Umfang einer mittleren Staatsverschuldung hatte. Aber er nahm eigentlich nicht an, daß Douglas' übereifrige Untergebene sich an ihrem Essen zu schaffen machen würden. Trotzdem hatte er – um die Dienste eines Vorkosters zu vermeiden – eine Unmenge an Essen, einiges an Alkohol und ein wenig Wasser aus Poconos mitgebracht… und natürlich Eiswürfel. Er fragte sich, wie Cäsar die Gallier besiegen konnte, ohne Eiswürfel dabei zu haben.

»Ich bin nicht scharf darauf.«

»Geschmackssache. Mir ist es im großen und ganzen gut ergangen. Tummelt euch, Mädchen! Die erste, die mit einem Drink für mich wieder hier ist, wird das nächste Mal beim Dienst überschlagen. Nachdem unsere Gäste versorgt sind, meine ich. Setzen Sie sich doch, Gentlemen! Sven, was ist Ihr Lieblingsgift? Aquavit? Larry, lauf und kauf ein paar Flaschen! Und Bols-Gin für den Captain.«

»Nicht doch, Jubal«, wehrte Nelson ab. »Ich rühre Aquavit nur an, wenn er über Nacht gekühlt wurde. Ich hätte lieber Scotch.«

»Ich auch«, schloß sich van Tromp an.

»Besorge genug, um ein Pferd zu ertränken. Dr. Mahmoud? Falls Sie Softdrinks vorziehen, bin ich sicher, die Mädchen haben etwas eingepackt.«

Mahmouds Gesicht nahm einen sehnsüchtigen Ausdruck an. »Ich sollte mich von alkoholischen Getränken nicht in Versuchung führen lassen.«

»Da besteht keine Veranlassung zu. Ich werde es Ihnen als Arzt verschreiben.« Jubal sah ihn sich genau an. »Sohn, Sie haben unter Nervenanspannung gestanden. Da ich kein Meprobamat habe, bin ich gezwungen, es durch zwei Unzen reinen Äthylalkohol zu ersetzen. Die Dosis ist bei Bedarf zu wiederholen. Irgendein bestimmter Geschmack? Und mit oder ohne Blubberbläschen?«

Mahmoud lächelte. »Danke, Doktor – aber ich werde meine Sünden selbst begehen. Gin, bitte, mit Wasser dazu. Oder Wodka. Oder was da ist.«

»Oder medizinischer Alkohol«, ergänzte Nelson. »Lassen Sie sich von ihm nicht verschaukeln, Jubal! Stinky trinkt alles – und bereut es.«

»Ich bereue es in der Tat«, erklärt Mahmoud ernsthaft. »Es ist sündhaft.«

»Verspotte ihn nicht, Sven«, sagte Jubal brüsk. »Wenn Stinky aus seinen Sünden mehr herausholt, indem er sie bereut, ist das seine Sache. Mein eigenes schlechtes Gewissen ist bei dem großen Börsenkrach von '29 überladen worden und ausgebrannt. Ich habe mir niemals Ersatz besorgt.

Aber das ist *meine* Angelegenheit. Jedem das Seine. Wie ist es mit etwas zu essen, Stinky? Anne hat einen Schinken in einen dieser Freßkörbe gepackt – und es könnten noch andere unreine Lebensmittel dabei sein. Soll ich nachsehen?«

Mahmoud schüttelte den Kopf. »Ich bin kein Traditionalist, Jubal. Diese Gesetze sind vor langer Zeit aufgegeben worden, um den Anforderungen der Zeit nachzukommen. Es sind jetzt andere Zeiten.«

Jubal sah plötzlich traurig aus. »Ja. Aber sind es bessere Zeiten? Laß nur, auch sie werden vorübergehen. Iß, was du willst, mein Bruder – Gott verzeiht das Unumgängliche.«

»Danke. Aber ich verzichte oft mitten am Tag auf das Essen.«

»Iß lieber, sonst wird der Äthylalkohol mehr bewirken, als dich zu entspannen. Außerdem, diese Kinder, die für mich arbeiten, mögen manchmal orthographische Fehler machen – aber alle sind sie ausgezeichnete Köchinnen.«

Miriam trat gerade mit einem Tablett voller Gläser ein; die Befehle waren ausgeführt worden, während Jubal schwadronierte. »Boß«, unterbrach sie ihn, »willst du uns das schriftlich geben?«

»Was?« Er fuhr herum. *»Du hast gehorcht!* Du bleibst nach dem Unterricht noch da und schreibst tausendmal: ›Ich will meine Ohren nicht nach Privatgesprächen spitzen.‹«

»Jawohl, Boß. Das ist für dich, Captain… und für dich, Dr. Nelson… und für dich, Dr. Mahmoud. Ein Glas Wasser extra, hast du gesagt?«

»Ja, Miriam. Ich danke dir.«

»Das ist der übliche Harshaw-Service – schlampig, aber fix. Hier ist dein Glas, Boß.«

»Du hast Wasser hineingetan?«

»Annes Befehl. Du bist zu müde, um ihn *on the rocks* zu trinken.« Jubal setzte ein leidendes Gesicht auf. »Seht ihr, was ich mir gefallen lassen muß, Gentlemen? Wir hätten ihnen nie Schuhe anziehen sollen. Miriam, du schreibst das Tausend in Sanskrit.« »Ja, Boß.« Sie tätschelte seinen Kopf. »Mach schon und trink dir einen Schwips an, Lieber! Du hast es dir verdient. Wir sind stolz auf dich.« »Zurück in die Küche, Weib! Hat jeder etwas zu trinken? Wo ist Ben?« »Es hat inzwischen jeder etwas, und Ben gibt übers Telefon seine Kolumne durch. Sein Glas steht neben ihm.« »Sehr gut. Du darfst dich still zurückziehen – und Mike hereinschicken. Gentlemen! Me ke aloha pau ole! – denn es gibt jedes Jahr weniger von uns.« Er trank, und sie taten es ihm nach.

»Mike hilft uns. Ich glaube, er wird einmal Butler werden, wenn er erwachsen ist.«

»Ich dachte, du wärst gegangen. Schick ihn auf jeden Fall herein. Dr. Nelson möchte ihn untersuchen.«

»Das eilt nicht«, meinte der Schiffsarzt. »Jubal, das ist ausgezeichneter Scotch – aber was sollte der Toast bedeuten?«

»Verzeihung. Das war Polynesisch. ›Möge unsere Freundschaft ewig

dauern.‹ Nenne es eine Fußnote zur Wasser-Zeremonie. Übrigens, Gentlemen, Larry und Duke sind ebenfalls Wasserbrüder von Mike. Laßt euch davon nicht nervös machen. Kochen können sie nicht… aber sie sind von der Art, die man in einer dunklen Gasse gern im Rücken hat.«

»Wenn du dich für sie verbürgst, Jubal«, versicherte van Tromp ihm, »laß sie herein und mauere die Tür zu. Aber trinken wir auf die Mädchen. Sven, wie heißt dieser Toast auf die Flickas?«

»Du meinst den auf die hübschen Mädchen überall? Trinken wir lieber auf die vier, die hier sind. *Skaall«* Sie tranken auf ihre weiblichen Wasserbrüder, und Nelson fuhr fort: »Jubal, wo findest du sie nur?«

»Ich ziehe sie in meinem Keller. Dann, wenn ich sie ausgebildet habe, kommt irgendein feiner Pinkel aus der City und heiratet sie. Es ist ein Verlustgeschäft.«

»Ich sehe, wie du leidest«, bemerkte Nelson mitfühlend.

»Tue ich auch. Ich nehme an, die Herren sind alle verheiratet?«

Zwei waren es, Mahmoud war es nicht. Jubal sah ihn finster an.

»Hättest du den Anstand zu dekarnieren? Nach dem Lunch – ich möchte nicht, daß du es mit leerem Magen tust.«

»Ich stelle keine Bedrohung dar. Ich bin eingefleischter Junggeselle.«

»Na, na, Sir! Ich habe gesehen, daß Dorcas dir Augen machte… und du hast geschnurrt.«

»Ich bin harmlos, das versichere ich dir.« Mahmoud überlegte, ob er Jubal sagen sollte, daß er niemals eine Frau heiraten würde, die nicht seines Glaubens war, und kam zu dem Schluß,
ein Christ werde das falsch verstehen. Selbst wenn es sich um eine so seltene Ausnahme wie Jubal Harshaw handelte. Also wechselte er das Thema. »Aber, Jubal, mache Mike nie einen solchen Vorschlag. Er würde nicht groken, daß du scherzt – und dann hättest du eine Leiche loszuwerden. Ich weiß nicht genau, ob Mike sich totdenken kann. Versuchen würde er es – und wenn er wirklich ein Marsianer wäre, würde es auch funktionieren.«

»Ich bin sicher, daß er es kann«, erklärte Nelson überzeugt. »Jubal, ist dir an Mikes Metabolismus irgend etwas Merkwürdiges aufgefallen?«

»Hm, laß es mich so ausdrücken: Mir ist an seinem Metabolismus nichts aufgefallen, was *nicht* merkwürdig wäre.«

»Genau.«

Jubal wandte sich Mahmoud zu. »Mach dir keine Sorgen, daß ich Mike zum Selbstmord auffordern könnte. Ich groke, daß er Witze nicht grokt.« Jubal zwinkerte. »Und *ich* kann ›Groken‹ nicht groken. Stinky, du sprichst Marsianisch.«

»Ein wenig.«

»Du sprichst es fließend, ich habe es gehört. Grokst *du* ›Groken‹?«

Mahmoud dachte nach. »Nein. ›Groken‹ ist das wichtigste Wort der Sprache – und ich bin darauf gefaßt, daß ich Jahre mit dem Versuch

zubringen werde, es zu verstehen. Dabei weiß ich nicht einmal, ob ich Erfolg haben werde. Man muß auf marsianisch *denken,* um das Wort ›Groken‹ zu groken. Vielleicht hast du bemerkt, daß Mike sich manchen Ideen auf gewundenen Pfaden nähert?«

»Und ob! Mir brummt der Kopf!«

»Mir auch.«

*

»Essen«, verkündete Jubal. »Lunch, und das pünktlich! Mädchen, stellt das Zeug ab, wo wir es erreichen können, und bewahrt respektvolles Schweigen. Sprich weiter, Doktor! Oder läßt Mikes Anwesenheit es geraten erscheinen, das Thema auf später zu verschieben?«

»Ganz und gar nicht.« Mahmoud sagte Mike etwas auf marsianisch. Mike antwortete und lächelte sonnig. Dann wurde sein Gesichtsausdruck wieder leer. Er widmete sich dem Essen. »Ich habe ihm mitgeteilt, was ich dir erklären möchte«, sagte Mahmoud, »und er antwortete, ich spräche richtig; dies sei keine Meinung, sondern eine Tatsache, eine Notwendigkeit. Ich hoffe, wenn es mir mißlingt, wird er es merken und mich darauf aufmerksam machen. Aber ich bezweifle, daß er es tun wird. Mike denkt auf marsianisch – und deswegen hat er eine vollständig andere ›Karte‹ des Universums als die, die du und ich verwenden. Du verstehst?«

»Ich groke es«, bestätigte Jubal. »Die Sprache formt die Grundvorstellungen eines Menschen.«

»Ja, aber – Doktor, du sprichst Arabisch?«

»Wie? Schlecht«, gestand Jubal. »Ich war eine Weile als Militärarzt in Nordafrika. Lesen tue ich die Sprache immer noch, weil ich die Worte des Propheten im Original vorziehe.«

»Gut! Der Koran kann nicht übersetzt werden – die ›Landkarte‹ verändert sich, ganz gleich, wieviel Mühe einer sich gibt. Du verstehst also, wie schwer *ich* das Englische gefunden habe. Es lag nicht allein daran, daß meine Muttersprache einfachere Flexionsformen hat; die ›Landkarte‹ verändert sich. Englisch ist die wortreichste menschliche Sprache. Ihr Vokabular ist um ein vielfaches größer als das der zweitgrößten. Alleine deshalb war es unvermeidlich, daß Englisch zur *lingua franca* des gesamten Planeten wurde. Trotz seiner barbarischen Auswüchse ist es die reichhaltigste und flexibelste Sprache… oder vielleicht sollte ich lieber sagen, gerade *wegen* dieser Auswüchse. Im Gegensatz zu anderen Sprachen, die streng überwacht werden, hat niemals jemand versucht, diesen Prozeß aufzuhalten. Das mag daran liegen, daß es nie ein ›Königsenglisch‹ gab. Die Könige sprachen Französisch. Das Englische war in Wirklichkeit eine Bastard-Sprache. Niemand kümmerte sich um seine Entwicklung – aber *wie* es sich entwickelt hat! Heutzutage kann sich niemand mehr als gebildet bezeichnen, solange er dieses Monster nicht gebändigt hat.

Seine Mannigfaltigkeit, seine Subtilität, seine irrationale, idiomatische

Vielschichtigkeit machen es möglich, auf englisch Dinge zu sagen, die in irgendeiner anderen Sprache nicht gesagt werden können. Es trieb mich fast in den Wahnsinn… bis ich lernte, in der englischen Sprache zu denken – und das legte eine neue ›Landkarte‹ der Welt auf diejenige, mit der ich aufgewachsen war. Vielleicht eine bessere – bestimmt eine detailliertere.

Trotzdem gibt es Dinge, die man auf arabisch sagen kann, auf englisch aber nicht.«

Jubal nickte. »Darum habe ich es nicht aufgegeben, Arabisch zu lesen.«

»Ja. Nun ist das Marsianische so viel komplexer als das Englische, und es besteht ein so gewaltiger Unterschied in der Art, wie es sein Bild des Universums abstrahiert, daß daran gemessen Englisch und Arabisch ebensogut eine einzige Sprache sein könnten. Ein Engländer und ein Araber können lernen, in der Sprache des anderen zu denken. Aber ich bin mir nicht sicher, ob es einem Menschen auf einem anderen Weg als dem, den Mike benutzt hat, jemals möglich sein wird, zu lernen, auf marsianisch zu denken. Oh, wir können ›Pidgin‹-Marsianisch lernen – das ist das, was ich spreche.

Nimm zum Beispiel das Wort ›Groken‹. Seine buchstäbliche Bedeutung, die, wie ich vermute, bis auf den Ursprung der marsianischen Rasse als denkende Wesen zurückgeht – und das wirft Licht auf ihre ganze ›Landkarte‹ – ist einfach. ›Groken‹ heißt, wörtlich übersetzt, ›trinken‹.«

»Wie bitte?« wunderte sich Jubal. »Mike sagt niemals ›groken‹, wenn er nur vom Trinken redet. Er…« »Einen Augenblick.« Mahmoud wandte sich auf marsianisch an Mike. Mike wirkte leicht erstaunt. »›Groken‹ ist trinken.«

»Mike hätte ebenso zugestimmt«, fuhr Mahmoud fort, »wenn ich hundert andere englische Wörter genannt hätte, Wörter, die für uns unterschiedliche Konzepte, sogar antithetische Konzepte enthalten. ›Groken‹ umfaßt sie *alle.* Es bedeutet ›Furcht‹, es bedeutet ›Liebe‹, es bedeutet ›Haß‹ – echten Haß, denn nach der marsianischen ›Landkarte‹ kann man nichts hassen, solange man es nicht grokt, es nicht so gründlich versteht, daß man sich damit verschmilzt und es sich mit einem verschmilzt – dann kann man hassen. Indem man sich selbst haßt. Aber das setzt voraus, daß man es auch liebt und ehrt und nicht anders haben will. Dann kann man *hassen.* Ich glaube allerdings, der marsianische Haß ist eine so schwarze Emotion, daß das nächste menschliche Äquivalent nur eine leichte Antipathie genannt werden könnte.«

Mahmoud verzog das Gesicht. »›Groken‹ bedeutet ›identisch gleich‹. Das menschliche Klischee ›Das tut mir weher als dir‹ hat etwas Marsianisches an sich. Anscheinend sagt den Marsianern ihr Instinkt, was wir schmerzlich aus der modernen Physik haben lernen müssen, daß es nämlich zwischen dem Beobachter und dem Beobachteten durch den Prozeß der Beobachtung eine Interaktion gibt. ›Groken‹ bedeutet ein so gründliches Verstehen, daß der Beobachter zu einem Teil des Beobachteten wird. Beide verschmelzen, gehen ineinander über, verbinden sich, verlieren ihre Identität in der Gruppenerfahrung. Es bedeutet fast alles, was wir unter Religion,

Philosophie und Wissenschaft verstehen – und es hat für uns so wenig Bedeutung wie Farbe für einen Blinden.« Mahmoud hielt inne. »Jubal, wenn ich dich zerhacken und ein Stew aus dir kochen würde, dann würden du und das Stew, was auch in ihm sein mag, groken, und wenn ich dich äße, würden wir zusammen groken, und nichts ginge verloren, und es käme nicht darauf an, wer von uns beiden der Essende wäre.«

»Mir käme es darauf an!« erklärte Jubal mit Nachdruck.

»Du bist kein Marsianer.« Mahmoud unterbrach das Gespräch, um mit Mike auf marsianisch zu reden.

Mike nickte. »Du hast richtig gesprochen, mein Bruder Dr. Mahmoud. Ich habe es gesagt. Du bist Gott.«

Mahmoud zuckte hilflos die Achseln. »Du siehst, wie hoffnungslos es ist? Alles, was ich bekommen habe, war eine Blasphemie.

Wir denken nicht auf marsianisch. Wir *können* es nicht.«

»Du bist Gott«, sagte Mike freundlich. »Gott grokt.«

»Wechseln wir das Thema! Jubal, darf ich mich auf die Bruderschaft berufen, um noch etwas Gin zu bekommen?«

»Ich hole ihn«, erbot sich Dorcas.

*

Jubals zwanglose Art plus der Tatsache, daß die Neuankömmlinge von der gleichen Sorte waren – jeder von ihnen war Akademiker, befand sich in einer anerkannten Position und hatte es nicht nötig, zu kämpfen –, machten es zu einem Familien-Picknick. Außerdem fühlten sich alle vier Männer als so etwas wie Mikes Adoptivvater. Dr. Mahmoud ließ sich sonst selten gehen, wenn er sich in Gesellschaft von Menschen befand, die den einen wahren Glauben der Unterwerfung unter den Willen des immer wohltätigen und gnädigen Gottes nicht teilten, doch hier war er völlig entspannt. Er fühlte sich richtig glücklich. Es hatte ihm sehr gefallen, daß Jubal die Worte des Propheten las… und beim zweiten Hinsehen hatte er festgestellt, daß die Frauen in Jubals Haushalt molliger waren, als er anfangs gedacht hatte. Diese Dunkle… Er verbannte den Gedanken; er war ein Gast.

Es berührte ihn angenehm, daß diese Frauen nicht schwatzten, sich in ernste Männergespräche nicht einmischten, aber in herzlicher Gastfreundschaft schnell mit Essen und Trinken bei der Hand waren. Miriams Respektlosigkeit gegenüber ihrem Herrn hatte ihn schockiert. Dann begriff er: Es war die Freiheit, die Katzen und geliebten Kindern in der Abgeschlossenheit des eigenen Heims zugestanden wird.

Jubal erklärte, daß sie hier auf Nachricht von dem Generalsekretär warteten. »Wenn er es ernst meint, werden wir bald von ihm hören. Wenn nicht, fahren wir noch heute abend ab… und kommen erst zurück, wenn es notwendig ist. Im Palast wäre er vielleicht in Versuchung geraten zu feilschen. Hier können wir uns weigern zu feilschen.«

»Um was zu feilschen?« fragte Captain van Tromp. »Du hast ihm doch gegeben, was er wollte.«

»Nicht alles, was er wollte. Douglas hätte lieber ein unwiderrufliches Abkommen statt eines, das von seinem guten Benehmen abhängt und von ihm auf einen Mann übergehen kann, den er verabscheut – nämlich diesen Schurken mit dem unschuldigen Lächeln, unseren Bruder Ben. Aber andere würden auch feilschen wollen. Dieser liebenswürdige Buddha Kung haßt mich aus vollem Herzen, weil ich ihm den Teppich unter den Füßen weggezogen habe. Fiele ihm jedoch ein Handel ein, der uns verlocken könnte, würde er ihn uns vorschlagen. Also bleiben wir auch ihm aus dem Weg. Kung ist einer der Gründe, warum wir nichts essen und trinken, was wir nicht mitgebracht haben.«

»Du meinst, darüber müßten wir uns Gedanken machen?« fragte Nelson. »Jubal, ich habe angenommen, du seist ein Gourmet, der seine eigene Cuisine verlangt. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich in einem Hotel wie diesem vergiftet würde.«

Jubal schüttelte bekümmert den Kopf. »Du bist derart ehrlich, daß du glaubst, alle anderen seien es auch – meistens liegst die da auch richtig. Sven, niemand will *dich* vergiften – aber deine Frau könnte die Versicherungssumme kassieren, weil du ein Gericht mit Mike geteilt hast.«

»Das glaubst du wirklich?«

»Sven, ich werde beim Zimmer-Service bestellen, was du willst. Aber ich werde es nicht anrühren, und ich werde nicht zulassen, daß Mike es anrührt. Ich sehe keine Gespenster. Sie wissen, wo wir sind, und sie haben ein paar Stunden Zeit gehabt, um etwas zu unternehmen. Deshalb muß ich davon ausgehen, daß irgendein Kellner von Kung bezahlt wird… und vielleicht auch zwei oder drei andere. Meine größte Sorge ist, diesen Jungen am Leben zu halten, während wir die Macht, die er repräsentiert, sterilisieren und stabilisieren… so daß keiner einen Vorteil aus seinem Tod ziehen kann.«

Jubal runzelte die Stirn. »Denk an die Spinne, die man die ›Schwarze Witwe‹ nennt. Ein scheues Tierchen und die hübscheste aller Arachniden mit dem wie Lackleder glänzenden Körper und der Stundenglas-Zeichnung auf dem Rücken. Aber das arme Ding hat das Unglück, zuviel Macht für seine Größe zu besitzen. Deshalb wird es von jedem umgebracht.

Die Schwarze Witwe kann nichts daran ändern. Sie hat keine Möglichkeit, sich ihrer Giftmacht zu entäußern.

Mike steckt in dem gleichen Dilemma. Und er ist nicht so hübsch wie eine Schwarze Witwe…«

»Also, Jubal!« fiel Dorcas entrüstet ein. »Wie kannst du so etwas Gemeines sagen? Und es ist nicht einmal wahr!«

»Kind, ich bin frei von deinem auf Drüsentätigkeit beruhenden Vorurteil. Ob er hübsch ist oder nicht, Mike kann dieses Geld nicht loswerden, und es ist gefährlich für ihn, es zu besitzen. Nicht nur wegen Kung. Der Hohe Gerichtshof ist nicht so ›unpolitisch‹, wie er sein sollte… obwohl seine

Methoden Mike eher zum Gefangenen machen als ihn umbringen würden – ein Schicksal, das für meinen Geschmack schlimmer ist. Ganz zu schweigen von anderen interessierten Parteien mit und ohne Amt, die darüber nachgedacht haben, welche Wirkung es auf *ihr* Vermögen hätte, wenn Mike Ehrengast bei einer Beerdigung wäre. Ich…«

»Telefon, Boß«, meldete Anne.

»Anne, du hast gerade einen genialen Gedanken unterbrochen.

Du kommst aus Porlock.«

»Nein, Dallas.«

»Ich gehe nicht dran.«

»Ich soll dir ausrichten, es sei Becky.«

»Warum hast du das nicht gleich gesagt?« Jubal eilte aus dem Zimmer und fand Madame Vesants Gesicht auf dem Schirm. »Becky! Ich freue mich, dich zu sehen, Mädchen!« Es war ihm egal, wie sie erfahren hatte, wo sie zu erreichen waren.

»Hei, Doc! Ich habe mir deine Nummer angeschaut.«

»Wie hat sie gewirkt?«

»Der Professor wäre stolz auf dich gewesen. Es war die raffinierteste Art, jemandem einen Tip zu geben, die ich je erlebt habe. Doc, die Gilde der Magier hat ein hervorragendes Talent verloren, weil du nicht als Zwilling geboren bist.«

»Das ist ein großes Lob, Becky.« Jubal dachte in rasender Eile nach. »Aber du hast den Trick aufgebaut, ich habe nur einkassiert – und zwar eine Menge Geld. Also nenne dein Honorar, Becky.« Er war entschlossen – egal wie hoch die Summe war, die sie nannte – den Betrag zu verdoppeln. Das Konto, das er für Mike eröffnet hatte, würde den Verlust nicht bemerken. Es erschien Jubal besser, Becky verschwenderisch zu bezahlen, als eine Verpflichtung offen zu lassen.

Madame Vesant runzelte die Stirn. »Du hast meine Gefühle verletzt.«

»Becky! In die Hände klatschen und jubeln kann jeder. Aber lohnenden Applaus findet man in einem Haufen weichen, grünen Papiergeldes. Es ist nicht *mein* Geld. Der Mann vom Mars bezahlt die Rechnung, und glaub mir, er kann es sich leisten.« Er grinste. »Von mir wirst du nichts weiter bekommen als einen Kuß und eine Umarmung, bei der dir die Rippen krachen werden.«

Sie entspannte sich und lächelte. »Ich weiß noch, wie du mir den Hintern getätschelt hast, als du mir versichertest, der Professor werde wieder ganz gesund. Du warst immer groß darin, einen Körper dahin zu bringen, daß er sich besser fühlt.«

»Etwas so Unprofessionelles habe ich bestimmt nicht getan.«

»Du weißt, daß du es getan hast. Und daß es nicht väterlich war.«

»Vielleicht war es die Behandlung, die du brauchtest. Das Hinterntätscheln habe ich aufgegeben – aber ich werde in

deinem Fall eine Ausnahme machen.«

»Daran würdest du gut tun.«

»Und du würdest gut daran tun, dein Honorar auszurechnen. Vergiß die Nullen nicht.«

»Hmmm… ich werde darüber nachdenken. Doc, es gibt mehr Möglichkeiten, ein Honorar einzukassieren. Hast du heute schon den Börsenmarkt verfolgt?«

»Nein, und erzähl es mir auch nicht. Komm statt dessen zu einem Drink her.«

»Das geht leider nicht. Ich habe einer… nun, ziemlich wichtigen Kundin versprochen, mich zur Verfügung zu halten.«

»Verstehe. Becky, ob die Sterne wohl zeigen, daß diese Sache für alle zum Besten ausschlägt, wenn sie heute noch unterzeichnet und gesiegelt wird? Vielleicht gleich nach Börsenschluß?«

Ihr Gesicht wurde nachdenklich. »Ich werde nachsehen.«

»Tu das! Und komm uns besuchen! Der Junge wird dir gefallen. Er ist so sonderbar wie Hosenträger für eine Schlange, aber süß wie ein gestohlener Kuß.«

»Hm… ich werde kommen. Danke, Doc.«

Sie verabschiedeten sich. Jubal stellte fest, daß Dr. Nelson mit Mike in ein Schlafzimmer gegangen war, um ihn zu untersuchen. Er bot ihm seine Instrumente an, da der Docktor seine eigenen nicht mitgebracht hatte. Der Schiffsarzt war verblüfft. »Doktor«, sagte Nelson, »ich habe diesen Patienten erst vor zehn Tagen gesehen. Sag mir, woher hat er diese Muskeln?«

»Er hat einen Bon an ›Brunft: Die Zeitschrift für männliche Männer‹ eingesandt. Du weißt schon, diese Anzeige, die einem sagt, wie ein Schwächling von neunzig Pfund…«

»Doktor, bitte!«

»Warum fragst du ihn nicht selbst?«

Nelson tat es. »Ich habe sie mir gedacht«, antwortete Mike.

»Das stimmt«, bestätigte Jubal. »Er hat sie ›sich gedacht‹. Als ich ihn letzte Woche bekam, war er in jämmerlichem Zustand, dünn, schlaff und blaß. Sah aus, als sei er in einer Höhle groß geworden – na, das ist er wohl auch. Also sagte ich ihm, er müsse stark werden. Er wurde.«

»Übungen?« fragte Nelson zweifelnd.

»Ein bißchen Schwimmen.«

»Nach ein paar Tagen Schwimmen sieht ein Mann nicht aus, als habe er jahrelang über Hanteln geschwitzt!« Nelson runzelte die Stirn. »Ich weiß, Mike kann die sogenannten ›unwillkürlichen‹ Muskeln kontrollieren. Aber das hat es schon gegeben. Wenn man das hier sieht, muß man dagegen annehmen…«

»Doktor«, fiel Jubal sanft ein, »warum gibst du nicht zu, daß du es nicht grokst?«

Nelson seufzte. »Auch gut. Zieh dich an, Michael!«

Später machte Jubal, allein mit den drei Offizieren der *Champion,* seinem Herzen Luft. »Die finanzielle Seite war einfach. Mikes Geld mußte so angelegt werden, daß es darüber nicht zu einem Streit kommen kann. Nicht einmal, wenn er stirbt. Ich habe nämlich Douglas gesagt, mit Mikes Tod ende sein Verwalteramt, während an die Ohren von Kung und anderen ein Gerücht aus einer für gewöhnlich zuverlässigen Quelle – das bin ich – gedrungen ist, mit Mikes Tod erlange Douglas die dauernde Kontrolle. Natürlich, wenn ich Zauberkräfte hätte, dann hätte ich den Jungen noch von dem letzten Penny befreit. Das…«

»Warum, Jubal?« unterbrach der Captain.

Harshaw sah ihn groß an. »Hast du Geld, Skipper? Ich meine nicht: ›Sind deine Rechnungen bezahlt oder sind deine Sparstrümpfe voll genug, um irgendeinen Unsinn zu kaufen?‹ Ich meine *reich…* so voll mit Geld, daß der Boden durchgedrückt wird, wenn du durch die Gegend läufst, um dir einen Platz in einer Pokerrunde zu suchen.«

»Ich?« schnaubte van Tromp. »Ich habe mein Gehalt und irgendwann eine Pension, ein Haus mit einer Hypothek – und zwei Töchter auf dem College. Ich wäre gern reich.«

»Es würde dir nicht gefallen.«

»Ha! Das würdest du nicht sagen, wenn du Töchter auf dem College hättest.« »Ich habe vier das College besuchen lassen – und steckte dann bis zu den Achselhöhlen in Schulden. Eine ist ein Star in ihrem Beruf… unter ihrem Ehenamen, weil ich nur ein unflätiger Tagedieb bin, der sein Geld mit dem Schreiben von populärem Müll verdient, anstatt den Anstand zu besitzen, mich auf eine Fußnote in ihrem Eintrag im Who's Who zu beschränken. Die anderen denken an meinen Geburtstag und belästigen mich nicht; die Bildung hat ihnen keinen Schaden zugefügt. Ich erwähne meine Nachkommenschaft nur, um zu beweisen: Ich weiß, daß ein Vater oft mehr braucht, als er hat. Aber du könntest in irgendeine Firma eintreten, die dir das Mehrfache von dem, was du erhältst, zahlen würde, nur um deinen Namen auf den Briefkopf zu bekommen. General Atomics. Einige andere. Man hat dir Angebote gemacht?« »Das gehört nicht zur Sache«, erwiderte Captain van Tromp steif. »Ich liebe meinen Beruf.« »Was bedeutet, Geld kann dich nicht dazu verführen, daß du aufhörst, Raumschiffe zu befehligen. Das kann ich verstehen.«

»Ich hätte nichts dagegen, zusätzlich Geld zu haben!«

»Ein bißchen nützt nichts. Töchter können zehn Prozent mehr verbrauchen, als ein Mann mit einer normalen Beschäftigung verdient. Das ist ein Naturgesetz, das von nun an als ›Harshaws Gesetz‹ bekannt sein wird. Aber, Captain, *wirklicher* Reichtum in einem Grad, der nach einer Batterie von Gaunern schreit, um die Steuern niedrigzuhalten, würde dich ebenso sicher auf den Boden verbannen, wie es ein Verzicht auf deinen Beruf täte.«

»Unsinn! Ich würde das Geld in Wertpapieren anlegen und einfach Coupons

abschneiden.«

»Das würdest du nicht, wenn du der Typ wärst, der erst einmal großen Reichtum erwirbt. Es ist nicht schwer, an das große Geld zu kommen. Das kostet nichts als ein ganzes Leben der Hingabe. Man sagt, das Zeitalter der Gelegenheiten sei vorbei. Unsinn! Sieben von zehn der reichsten Männer dieses Planeten begannen ohne einen Cent in der Tasche – und es gab jede Menge mehr, die sich auf dem Weg nach oben befanden. Solche Leute werden weder von hohen Steuern, noch vom Sozialismus aufgehalten. Sie passen sich nur den neuen Spielregeln an, um sie dann irgendwann zu ändern. Noch nicht einmal eine Ballettänzerin arbeitet schwerer. Captain, das ist nicht dein Stil. Du willst kein Geld machen, du willst nur Geld *ausgeben.*«

»Stimmt, Sir! Deshalb verstehe ich nicht, warum du Mike seinen Reichtum wegnehmen willst.«

»Mike braucht keinen Reichtum. Es würde ihn noch mehr verkrüppeln als eine physische Behinderung. Reichtum – großer Reichtum – ist ein Fluch… es sei denn, man hat am Geldmachen um seiner selbst willen Freude. Und auch dann hat es ernste Nachteile.«

»Ach, Quatsch! Jubal, du redest wie ein Haremswächter, der einem ganzen Mann die Vorteile eines Lebens als Eunuch verkaufen will.«

»Möglich«, gab Jubal zu. »Die Fähigkeit des Geistes, seine eigenen Unzulänglichkeiten zu rationalisieren, ist unbegrenzt, und ich bin keine Ausnahme. Da ich ebensowenig wie du ein anderes Interesse am Geld habe, als es auszugeben, ist es mir unmöglich, reich zu werden. Umgekehrt hat nie die Gefahr bestanden, es könne mir nicht gelingen, den bescheidenen Betrag, den ich für meine Laster brauche, zusammenzuschnorren. Jeder, der gescheit genug ist, beim Kartenspiel kein Pärchen zu ziehen, bringt das fertig. Aber großer Reichtum? Du hast diese Farce gesehen. Hätte es nicht in meinen Händen gelegen, das Drehbuch so zu schreiben, daß *ich* den ganzen Plunder erhalten hätte – daß ich sein Verwalter und de facto sein Eigentümer geworden wäre und mir jedes beliebige Einkommen hätte zuschreiben können – und daß ich Douglas *trotzdem* dahin bekommen hätte, das Arrangement zu unterstützen? Hätte ich das schaffen können, Sir? Mike vertraut mir; ich bin sein Wasserbruder. Hätte ich ihm sein Vermögen so stehlen können, daß die Regierung es sanktionieren würde?«

»Ah… verdammt sollst du sein, Jubal, ich glaube schon.«

»Ich hätte es mit Sicherheit tun können. Weil unser Generalsekretär ebensowenig ein Geldsucher ist wie du. Was er will, ist Macht – eine Trommel, deren Schlag ich nicht höre. Hätte ich garantiert (oh, taktvoll natürlich – es gibt auch unter Dieben einen Ehrenkodex), das Smith-Vermögen werde auch weiterhin ein Bollwerk seiner Administration sein, dann hätte ich den Zaster bekommen.«

Jubal schüttelte sich. »Ich glaubte schon, das müsse ich tun, um Mike vor Geiern zu schützen – und ich war von Panik erfüllt. Captain, du weißt nicht, was ein riesiger Haufen Geld bedeutet. Es bedeutet *keine* dicke Brieftasche

und alle Zeit der Welt es auszugeben. Sein Besitzer wird von allen Seiten wie von Bettlern in Bombay bedrängt, und jeder verlangt, daß er einen Teil seines Reichtums investiere oder verschenke. Er wird mißtrauisch – ehrliche Freundschaft wird ihm selten geboten; diejenigen, die Freunde hätten sein können, sind zu heikel, um sich von Bettlern stoßen zu lassen, zu stolz, um das Risiko einzugehen, man könne sie für einen der Bettler halten.

Schlimmer noch, seine Familie ist ständig in Gefahr. Captain, sind deine Töchter jemals mit Entführung bedroht worden?«

»Was? – Großer Gott, nein!«

»Wenn du das Geld besäßest, das Mike zugefallen ist, würdest du die Mädchen bei Tag und Nacht bewachen lassen, und doch könntest du nicht ruhig schlafen, weil du den Wachen niemals voll vertäuen würdest. Sieh dir die letzten etwa hundert Entführungsfälle an und stelle fest, bei wie vielen ein Vertrauen genießender Angestellter beteiligt war… und wie wenige Opfer lebend davonkamen. Ist irgend etwas, das man mit Geld kaufen kann, es wert, daß die Hälse deiner Töchter ständig in einer Schlinge stecken?«

Das gab van Tromp zu denken. »Ich werde mein hypothekenbelastetes Haus behalten, Jubal. Die Mädchen sind alles, was ich habe.«

»Amen. Ich möchte mein eigenes Leben führen, in meinem eigenen Bett schlafen – und nicht *belästigt* werden! Und doch meinte ich, meine letzten Jahre als Mikes Geschäftsführer in einem von Blödmännern verbarrikadierten Büro verbringen zu müssen.

Dann hatte ich eine Inspiration. Douglas lebt hinter solchen Barrikaden, hat einen solchen Stab. Wenn wir die Macht sowieso abtreten wollten, um Mikes Freiheit zu sichern, warum sollten wir nicht Douglas zahlen lassen, indem wir ihm die Kopfschmerzen aufbürdeten? Ich hatte keine Angst, er werde stehlen. Nur zweitrangige Politiker sind geldgierig – und Douglas ist keiner. Mach kein so finsteres Gesicht, Ben, und hoffe, daß er die Bürde niemals auf *dich* ablädt.

Also lud ich sie auf Douglas ab – und jetzt kann ich in meinen Garten zurückkehren. Aber das war einfach, sobald ich einmal auf die Idee gekommen war. Was mir Angst machte, war die Larkin-Entscheidung.«

Caxton sagte: »Ich glaube, du hast darüber den Verstand verloren, Jubal. Dieser Blödsinn, daß Mike die Ehrenbezeigungen eines Souveräns erwiesen werden mußten! Du hättest Mike schlicht alles, was ihm nach dieser lächerlichen Larkin-Theorie zusteht – falls es ihm zusteht –, überschreiben lassen sollen. Das wollte auch Douglas, wie du ja gewußt hast – Jill hat es dir gesagt.«

»Ben, mein Junge«, erwiderte Jubal freundlich, »als Reporter bist du manchmal lesbar.«

»O danke! Ich fühle mich geschmeichelt.«

»Aber deine Vorstellungen von Strategie sind die eines Neandertalers.«

Caxton seufzte. »Schon besser. Einen Augenblick lang dachte ich, du seist weich geworden.«

»Wenn ich weich werde, bitte, erschieße mich. Captain, wie viele Männer hast du auf dem Mars zurückgelassen?«

»Dreiundzwanzig.«

»Und welchen Status haben sie gemäß der Larkin-Entscheidung?«

Van Tromp legte die Stirn in Falten. »Darüber darf ich nicht sprechen.«

»Dann laß es bleiben«, riet Jubal ihm. »Wir können unsere eigenen Schlüsse ziehen.«

Dr. Nelson sagte: »Skipper, Stinky und ich sind wieder Zivilisten. Ich werde reden, wie es mir gefällt…«

»Ich auch«, schloß sich im Mahmoud an.

»…und die oben wissen, was sie mit meinem Patent als Reserveoffizier tun können. Wieso soll die Regierung *uns* verbieten dürfen zu sprechen? Diese Sesselfurzer sind nicht zum Mars geflogen.«

»Langsam, Sven. Ich habe vor zu sprechen – das sind unsere Wasserbrüder. Aber, Ben, ich möchte es lieber nicht gedruckt sehen. Ich will noch mal ein Raumschiff kommandieren.«

»Captain, wenn du dich dann wohler fühlst, gehe ich hinaus zu Mike und den Mädchen. Ich habe Jill schon lange nicht mehr gesehen.«

»Bitte, geh nicht. Die Regierung ist wegen dieser Kolonie in heller Aufregung. Jeder einzelne Mann hat seine Larkin-Rechte der Regierung übertragen, bevor wir die Erde verließen. Mikes Anwesenheit auf dem Mars hat alles durcheinandergebracht. Ich bin kein Jurist, aber soviel habe ich mitbekommen: Sollte Mike auf seine Rechte verzichten, säße die Regierung auf dem Fahrersitz, wenn die Zeit käme, Dinge von Wert aufzuteilen.«

»*Was* für Dinge von Wert?« verlangte Caxton zu wissen. »Außer den rein wissenschaftlichen, meine ich. Paß auf, Skipper, ich will nicht behaupten, daß du die Lage falsch einschätzt, aber nach allem, was ich gehört habe, läßt sich der Mars als Grundbesitz für menschliche Wesen nicht auswerten. Oder gibt es Vermögenswerte, die immer noch klassifiziert sind: ›Fall tot um, bevor Du das liest‹?«

Van Tromp schüttelte den Kopf. »Nein, die technischen Berichte sind alle freigegeben. Ben, der Mond war auch ein wertloses Stück Felsgestein, als wir ihn in Besitz nahmen. Sieh ihn dir jetzt mal an.«

»Touche«, gab Caxton zu. »Ich wollte, mein Großpapa hätte Aktien von Lunar Enterprises gekauft. – Aber der Mars ist bewohnt.«

Van Tromp zeigte ein unglückliches Gesicht. »Ja. Hm – Stinky, sag du es ihm.«

Mahmoud erklärte: »Ben, auf dem Mars gibt es eine Menge Platz für menschliche Kolonisierung, und soweit ich imstande war, es festzustellen, würden die Marsianer nicht dagegen einschreiten. Sie erhoben keine

Einwände, als wir ihnen erklärten, daß wir eine Kolonie zurücklassen wollten. Allerdings wirkten sie auch nicht erfreut. Sie haben sich überhaupt nicht dafür interessiert. Wir lassen jetzt unsere Fahne wehen und beanspruchen extraterritoriale Rechte. Doch unser Status mag der einer dieser Ameisenstädte unter Glas sein, die man in Klassenzimmern sieht. Ich weiß nicht, wo wir stehen. Ich habe es niemals gegrokt.«

Jubal nickte. »Ich auch nicht. Ich hatte keine Ahnung von der Situation – ausgenommen die Tatsache, daß die Regierung ängstlich darauf bedacht war, diese sogenannten Rechte zu bekommen. Deshalb setzte ich voraus, die Regierung sei ebenso unwissend, und handelte. Es war die reine Tollkühnheit. ›Dreistigkeit… immer nur dreist sein.‹ – das Wichtigste Prinzip aller Strategie. Als Mediziner habe ich gelernt, daß man, wenn die Lage auch noch so hoffnungslos ist, immer zuversichtlich erscheinen *muß.* Als Anwalt habe ich gelernt, daß man bei einem hoffnungslosen Fall die Geschworenen durch sein Selbstvertrauen zu beeindrucken hat.«

Jubal grinste. »Als ich auf der High-School war, gewann ich einmal eine Diskussion, indem ich ein Argument des Britischen Kolonialtransportministerums zitierte. Mein Gegner konnte mich nicht widerlegen – weil es nie ein Britisches Kolonialtransportministerium gegeben hat.

Ebenso schamlos ging ich heute vor. Die Regierung wollte Mikes ›Larkin-Rechte‹ haben und verlor beinahe den Verstand vor Angst, wir könnten einen Handel mit jemand anderes abschließen. So nutzte ich die Habgier und die Nervosität dieser Leute aus. Die nicht mehr zu überbietende logische Absurdität ihrer phantastischen juristischen Theorie gab mir die Handhabe, sie zu zwingen, daß sie Mike in einem nicht mißzuverstehenden Protokoll als Souverän anerkannten – und entsprechend behandelten!« Jubal blickte selbstzufrieden drein.

»Und damit«, stellte Ben trocken fest, »hattest du dich selbst in die Tinte geritten.«

»Ben, Ben«, schalt Jubal, »sie hatten Mike nach ihrer eigenen Logik gekrönt. Muß ich darauf hinweisen, daß es trotz des alten Sprichworts über Häupter und Kronen sicherer ist, öffentlich ein König als ein Kronprätendent im Versteck zu sein? Ein König braucht nur abzudanken, um seinen Kopf zu retten. Ein Prätendent mag seine Ansprüche aufgeben, aber das zieht seinen Hals noch nicht aus der Schlinge – eigentlich ist es genau umgekehrt. Es beraubt ihn jeden Schutzes vor seinen Feinden. Nein, Ben, Kung erkannte, daß Mikes Position durch ein paar Takte Musik und ein altes Bettlaken wesentlich verbessert wurde
– und er mochte es kein bißchen. Ich habe aus einer Notwendigkeit heraus gehandelt. Ich hatte keine Wahl. Mikes Position wurde zwar verbessert, aber sie war immer noch nicht einfach. Er war für den Augenblick gemäß dem legalistischen Quatsch des Larkin-Präzedenzfalles der anerkannte Souverän des Mars… und hatte die Macht, bis zum Geht-nicht-mehr Konzessionen,

Handelsrechte und Enklaven zu verteilen und zu genehmigen. Er mußte das entweder tun – und sich noch schlimmerem Druck aussetzen als dem, der mit großem Reichtum Hand in Hand geht – oder er mußte abdanken und erlauben, daß seine Larkin-Rechte auf die Männer übergehen, die sich jetzt auf dem Mars befinden, das heißt, auf Douglas.«

Jubal verzog schmerzlich das Gesicht. »Beide Alternativen waren mir zuwider. Sie gründeten auf der Annahme, daß diese widerliche Larkin-Doktrin auch auf bewohnte Planeten Anwendung finden könnte. Gentlemen, ich habe niemals einen Marsianer getroffen, und ich fühle mich nicht zu ihrem Helden berufen – aber ich konnte nicht zulassen, daß mein Mandant zur Mitwirkung bei einer solchen Farce gezwungen wurde. Die Larkin-Entscheidung selbst mußte in bezug auf den Mars aufgehoben werden – ohne dem Hohen Gerichtshof eine Chance zur Verkündung eines Urteils zu geben.«

Jubal grinste. »Ich bat ein höheres Gericht um eine Entscheidung, das die Larkin-Entscheidung für nichtig erklärt würde – ich zitierte ein mythisches ›British Colonial Shipping Board‹. So log ich, bis ich blau im Gesicht war, um eine Theorie zu schaffen. Mike waren die Ehren erwiesen worden, die einem Souverän zukommen; die ganze Welt hatte es gesehen. Aber diese Ehren können auch dem alter ego eines Souveräns erwiesen werden, seinem Botschafter. Deshalb bestand ich darauf, Mike sei kein Pappkarton-König gemäß einem hier nicht anwendbaren Präzedenzfall – sondern der Botschafter der großen marsianischen Nation!«

Er zuckte die Achseln. »Reiner Bluff. Aber ich gründete meinen Bluff auf den Glauben, daß andere – Douglas und Kung – sich der Fakten auch nicht sicherer waren als ich.« Jubal blickte im Kreis umher. »Ich riskierte diesen Bluff, weil ihr drei bei uns wart, Mikes Wasserbrüder. Wenn ihr mich nicht angreifen würdet, *mußte* Mike als marsianischer Botschafter akzeptiert werden – und die Larkin-Entscheidung war tot.«

»Ich hoffe es«, sagte Captain van Tromp ernst, »aber ich habe deine Aussagen nicht als Lügen angesehen, Jubal. Für mich war es die reine Wahrheit.«

»Wie bitte? Ich versichere dir, daß das nicht stimmt. Ich habe Phrasen gedroschen, improvisiert.« »Gleichviel. Ich denke, du hast die Wahrheit gesagt.« Der Skipper der *Champion* zögerte. »Nur würde ich Mike keinen Botschafter nennen. Invasionstruppe kommt der Sache wahrscheinlich näher.«

Caxton klappte der Unterkiefer herab. Harshaw fragte zurück: »Auf welche Weise, Sir?«

Van Tromp sagte: »Ich will mich verbessern. Ich glaube, er ist ein Scout, der die Erde für seine marsianischen Herren auskundschaftet. Es ist sogar möglich, daß er die ganze Zeit über in telepathischem Kontakt mit ihnen steht. Dann müßte er noch nicht einmal Berichte abliefern. Ich weiß nicht, was ich denken soll – aber ich weiß, daß ich mir solche Dinge seit meinem

Besuch auf dem Mars eher vorstellen kann.« Der Captain runzelte die Stirn. »Jeder setzt voraus, ein Mann, den man auf dem Mars findet, wird mit beiden Händen die Gelegenheit ergreifen, ›nach Hause‹ gebracht zu werden – aber so war es nicht. Stimmt's Sven?«

»Mike war total dagegen«, bestätigte Nelson. »Wir konnten nicht an ihn herankommen; er fürchtete sich. Dann sagten ihm die Marsianer, er solle mit uns gehen – und er benahm sich wie ein Soldat, der Befehle ausführt, obwohl er ihretwegen vor Angst den Verstand verliert.«

»Einen Augenblick!« protestierte Caxton. »Captain – der Mars will uns erobern? Der *Mars?* Wäre das nicht so, als griffen wir den Jupiter an? Wir haben das Zweieinhalbfache der Schwerkraft des Mars; der Jupiter hat das Zweieinhalbfache der unsrigen. Ähnliche Unterschiede bestehen bei Druck, Temperatur, Atmosphäre und so weiter. *Wir* könnten nicht auf dem Jupiter leben… und ich sehe nicht, wie Marsianer unsere Bedingungen ertragen sollen. Ist das nicht wahr?«

»Es kommt der Wahrheit recht nahe«, räumte van Tromp ein.

»Warum sollten wir den Jupiter angreifen? Oder der Mars uns?«

»Ben, hast du die Pläne für einen Brückenkopf auf dem Jupiter gesehen?«

»Die sind nicht über das Traumstadium hinausgelangt. Es ist praktisch nicht durchführbar.«

»Ebenso war der Raumflug noch vor ein paar Jahren praktisch nicht durchführbar. Ingenieure haben berechnet, daß es möglich ist, uns auf dem Jupiter festzusetzen, wenn wir alles benutzen, was wir von der Meeresforschung gelernt haben und Männer mit Anzügen ausrüsten, die eine eigene Energieversorgung haben. Glaub nicht, daß die Marsianer uns an Klugheit nachstehen. Du müßtest ihre Städte sehen.«

»Hm…«, sagte Caxton. »Okay, ich verstehe immer noch nicht, warum sie sich die Mühe machen sollten.«

»Captain?«

»Ja, Jubal?«

»Ich habe einen anderen Einwand. Du kennst doch die Einteilung der Kulturen in ›apollinische‹ und ›dionysische‹?«

»In groben Zügen.«

»Nun, mich dünkt, auf dem Mars würde sogar die Zuni-Kultur ›dionysisch‹ genannt werden. Du bist dort gewesen – aber ich habe mit Mike gesprochen. Dieser Junge ist in einer apollinischen Kultur aufgewachsen. Solche Kulturen sind nicht aggressiv.«

»Hmm… darauf würde ich mich nicht verlassen.«

Mahmoud erklärte plötzlich: »Skipper, es gibt Beweise, die Jubals Meinung unterstützen. Man kann eine Kultur mit Hilfe der Sprache analysieren – und es gibt kein marsianisches Wort für ›Krieg‹. Wenigstens soviel ich weiß. Auch nicht für ›Waffen‹ oder ›Kämpfen‹. Wenn eine Sprache ein Wort nicht enthält, hat es in der Kultur dafür auch nie einen Bezug gegeben.«

»Ach, Quatsch, Stinky! Tiere kämpfen, Ameisen führen Kriege. Haben sie *Wörter* dafür?«

»Sie hätten welche, wenn sie verbalisierende Rassen wären. Eine verbalisierende Rasse hat Wörter für jedes Konzept und schafft neue Wörter oder neue Definitionen, wann immer sich ein neues Konzept entwickelt. Ein Nervensystem, das des Verbalisierens fähig ist, kann nicht umhin zu verbalisieren. Wenn die Marsianer wissen, was ›Krieg‹ ist, haben sie ein Wort dafür.«

»Wir haben eine Möglichkeit, diese Frage zu entscheiden«, schlug Jubal vor. »Ruft Mike herein!«

»Nicht so schnell«, wehrte van Tromp ab. »Ich habe schon vor Jahren gelernt, niemals mit einem Spezialisten zu streiten. Aber ich habe auch gelernt, daß die Geschichte eine lange Liste von Spezialisten ist, die völlig falsch gelegen haben – entschuldige, Stinky.«

»Du hast recht, Captain. Nur habe ich diesmal nicht unrecht.« »Alles, was Mike dazu sagen kann, ist, ob er ein bestimmtes Wort ›kennt‹… und das könnte das gleiche sein, als bäten wir einen Zweijährigen, ›Infinitesimalrechnung‹ zu definieren. Das beweist überhaupt nichts. Halten wir uns an die Tatsachen.

Sven? Die Sache mit Agnew?« Nelson antwortete: »Ich überlasse es dir,

Captain.« »Nun… das folgende bleibt unter uns Wasserbrüdern, Gentle men. Lieutenant Agnew war unser Zweiter Sanitätsoffizier. Brillant, sagte Sven mir. Aber er konnte Marsianer nicht ausstehen. Ich hatte verboten, bewaffnet zu gehen, sobald wir den Eindruck gewonnen hatten, die Marsianer seien friedlich.

Agnew mißachtete meinen Befehl. Wenigstens haben wir seine Seitenwaffe nie gefunden, und die Männer, die ihn als letzte lebend sahen, sagen, er habe sie getragen. Aber in meinem Log heißt es nur: ›Vermißt und wahrscheinlich tot.‹

Zwei Mitglieder der Crew sahen Agnew in einem Durchgang zwischen zwei hohen Felsen verschwinden. Dann sahen sie einen Marsianer denselben Weg einschlagen – worauf sie hinterhereilten, denn Dr. Agnews Eigentümlichkeit war allgemein bekannt.

Beide hörten einen Schuß. Einer sagt, er habe den Eingang noch rechtzeitig erreicht, um Agnew hinter dem Marsianer zu erkennen. Und dann sah er Agnew nicht mehr. Der zweite Mann sagt, bei seinem Eintreffen sei der Marsianer gerade herausgekommen, an ihm vorbeigesegelt und seines Weges gegangen. Das ist etwas sehr Charakteristisches für die Marsianer. Wenn sie nichts direkt mit dir zu tun haben, ignorieren sie dich. Da nun der Marsianer die Sicht nicht mehr behinderte, konnten unsere Männer den Raum zwischen den Felsen überblicken… und es war eine Sackgasse, leer.

Das ist alles, Gentlemen. Agnew könnte, angespornt von Furcht, diese Felswand in der niedrigen Schwerkraft des Mars übersprungen haben. Allerdings habe ich es versucht und nicht geschafft. Ich muß auch erwähnen,

daß die beiden Crew-Mitglieder Atemgeräte trugen – mußten sie, auf dem Mars –, und Hypoxie macht menschliche Sinne unzuverlässig. Ich weiß nicht, ob der erste Mann von Sauerstoffmangel benommen war, und erwähne es nur, weil das leichter zu glauben ist als das, was er berichtete: Agnew sei von einem Augenblick auf den anderen verschwunden. Ich sagte, vermutlich habe er an Hypoxie gelitten, und befahl ihm, sein Atemgerät zu überprüfen.

Ich dachte, Agnew werde schon wieder auftauchen, und ich brannte darauf, ihn zurechtzustutzen, weil er bewaffnet ausgegangen war.

Doch wir fanden ihn nie. Ich weiß nicht, was passiert ist. Aber meine eigenen bösen Ahnungen, was die Marsianer betrifft, gehen auf diesen Vorfall zurück. Von da an waren sie für mich nie wieder nur große, sanfte, harmlose und eigentlich komische Kreaturen, obwohl wir niemals Probleme hatten und sie uns immer alles gaben, was wir wollten, sobald Stinky herausbekommen hatte, wie er danach fragen mußte. Ich spielte den Vorfall herunter, denn man darf Männer nicht in Panik geraten lassen, wenn man hundert Millionen Meilen von zu Hause entfernt ist. Die Tatsache, daß Dr. Agnew vermißt wurde, konnte ich nicht herunterspielen. Die Besatzung suchte nach ihm. Aber ich erstickte jedes Gerede über irgend etwas Mysteriöses im Keim. Agnew hatte sich zwischen diesen Felsen verlaufen, starb, als sein Sauerstoff zu Ende ging, und wurde von Treibsand begraben. Ich benutzte die Sache, um den Leuten einzuhämmern, sie dürfen nur in Gesellschaft die Gegend durchstreifen, müßten immer in Funkkontakt bleiben und sollten regelmäßig ihre Atemgeräte überprüfen. Ich befahl diesem Crew-Mitglied nicht, den Mund zu halten; ich deutete einfach an, seine Geschichte sei lächerlich, da sein Kamerad sie nicht bestätigte. Ich glaube, die offizielle Version behielt die Oberhand.«

Mahmoud sagte langsam: »Captain, ich höre jetzt zum ersten Mal, daß es ein Geheimnis gegeben hat. Und ich ziehe deine ›offizielle‹ Version vor – ich bin nicht abergläubisch.«

Van Tromp nickte. »So wollte ich es haben. Nur Sven und ich haben diese wilde Geschichte gehört. Trotzdem…« Der Captain sah plötzlich alt aus. »…Ich wache mitten in der Nacht auf und frage mich: *›Was ist aus Agnew geworden?‹*«

Jubal hörte kommentarlos zu. Hatte Jill ihrem Freund Ben von Berquist und diesem anderen Mann – hieß er Johnson? – erzählt? Hatte irgend jemand Ben von dem Kampf am Swimmingpool erzählt? Es kam ihm unwahrscheinlich vor. In der Nacht, in der Ben gerettet wurde, hatten sie keine Zeit… und im Licht des nächsten Morgens wollte man solche Dinge lieber vergessen. Außerdem wußten die jungen Leute, daß die ›offizielle‹ Version lautete, das erste S.S. Kommando sei nie aufgetaucht. Sie alle hatten sein Telefongespräch mit Douglas mitgehört. Jubals gesamte Familie war diskret; egal ob es sich um Gäste oder Angestellte handelte, geschwätzige Leute wurden sofort rausgeschmissen – Jubal behielt sich das Verbreiten von Gerüchten als persönliches Privileg vor.

Aber vielleicht hatte Jill es doch Ben erzählt. Nun, wenn sie es getan hatte, so hatte sie ihn auch zum Schweigen verpflichtet. Ben hatte Jubal gegenüber nichts davon erwähnt… und jetzt suchte er keinen Blickkontakt mit Jubal.

Verdammt, der einzige Kurs war, den Mund zu halten und dem Jungen immer wieder einzuhämmern, er dürfe unangenehme Fremde nicht verschwinden lassen!

Vor einer weiteren Seelenforschung wurde Jubal durch Annes Erscheinen gerettet. »Boß, Mr. Bradley ist an der Tür. Das ist der Mann, der sich ›Erster Verwaltungsassistent des Generalsekretärs‹ nannte.«

»Du hast ihn nicht hereingelassen?«

»Nein. Wir haben ein paar Sätze über die Gegensprechanlage gewechselt. Er sagt, er habe die Papiere auszuhändigen und werde auf eine Antwort warten.«

»Er kann die Papiere durch den Briefschlitz schieben. Und sag ihm, daß du *mein* ›Erster Verwaltungsassistent‹ bist und daß du ihm eine Empfangsbescheinigung besorgst, wenn es das ist, was er will. Das hier ist immer noch die marsianische Botschaft.«

»Ich soll ihn draußen stehenlassen?«

»Ich bezweifle nicht, daß Major Bloch ihm einen Stuhl besorgen kann. Anne, ich weiß, du bist zur Freundlichkeit erzogen. Aber dies ist eine Situation, in der sich Unhöflichkeit bezahlt macht. Wir weichen keinen Zollbreit, bis wir haben, was wir wollen.«

»Jawohl, Boß.«

Das Paket war dick von den Kopien; es handelte sich nur um ein einziges Dokument. Jubal rief alle herein und verteilte sie. »Ich biete einen Dauerlutscher für jedes Hintertürchen, jede Falle und jeden Doppelsinn.«

Schließlich brach Jubal das Schweigen. »Er ist ein ehrlicher Politiker. Er steht zu seinem Wort.«

»Sieht so aus«, gab Caxton zu.

»Hat jemand etwas gefunden?« Niemand erhob Anspruch auf den ausgesetzten Preis. Douglas hatte sich genau an die Vereinbarung gehalten. »Okay«, sagte Jubal, »jeder bestätigt jede Kopie. Hol dein Siegel, Miriam! Zum Teufel, laßt Bradley herein und ebenfalls unterschreiben – und dann gebt ihm etwas zu trinken. Duke, sag beim Empfang, daß wir ausziehen. Ruf Greyhound an und laß unseren Bus kommen! Sven, Skipper, Stinky, wir verschwinden auf die Weise, wie Lot die Stadt Sodom verlassen hat… Warum kommt ihr nicht zu uns aufs Land und erholt euch? Eine Menge Betten, Hausmannskost, keine Sorgen.«

Die verheirateten Männer baten, ihren Besuch verschieben zu dürfen; Dr. Mahmoud nahm die Einladung an. Das Unterschreiben dauerte ziemlich lange, weil es Mike soviel Freude machte, seinen Namen hinzupinseln. Er malte jeden Buchstaben mit künstlerischer Befriedigung. Die Überreste des Picknicks waren verladen (hauptsächlich ungeöffnete Flaschen), bis sämtliche Kopien unterschrieben und versiegelt waren, und die Hotelrech-

nung war gebracht worden.

Jubal warf einen Blick auf die erkleckliche Summe und schrieb darauf: ›Zahlung genehmigt – J. Harshaw für V M. Smith.‹ Dann gab er Bradley das Blatt.

»Darum soll sich Ihr Chef kümmern.«

Bradley zwinkerte. »Sir?«

»Oh, Mr. Douglas wird die Rechnung zweifellos an den Protokollchef weitergeben. Ist das nicht die übliche Prozedur? Ich bin in diesen Dingen ziemlich unerfahren.«

Bradley steckte die Rechnung ein. »Ja«, sagte er langsam. »LaRue wird sie abzeichnen. Ich werde sie ihm geben.« »Ich danke Ihnen, Mr. Bradley – für alles!«

DRITTER TEIL

Seine exzentrische Erziehung

22. KAPITEL

In einem Zweig einer Spiral-Galaxis nahe einem in bestimmten Kreisen als ›Sol‹ bekannten Stern wurde ein anderer Stern zur Nova! Seine Herrlichkeit war auf dem Mars in dreiergänzten (729) Jahren oder 1370 terranischen Jahren zu sehen. Die Alten betrachteten die Erscheinung als für kurze Zeit nützlich bei der Belehrung der Jugend, doch sie unterbrachen niemals die aufregende Diskussion der ästhetischen Fragen im Zusammenhang mit dem neuen Epos, das sich um den Tod des Fünften Planeten rankte.

Die Abreise der *Champion* nahmen sie kommentarlos zur Kenntnis. Sie hielten den fremden Nestling, der darin zurückgeschickt wurde, unter Bewachung. Sonst taten sie nichts, denn es mußte gewartet werden, bis es lohnend war, das Ergebnis zu groken. Die auf dem Mars zurückgebliebenen Menschen kämpften gegen die Umgebung, die für nackte Menschen tödlich, aber weniger schwierig zu bemeistern war als die des Freistaats Antarctica. Einer dekarnierte durch eine unbestimmbare Krankheit, die manche als ›Gebrochenes Herz‹ und andere als ›Heimweh‹ bezeichneten. Die Alten pflegten den verwundeten Geist und schickten ihn dahin, wohin er zur weiteren Heilung gehörte. Ansonsten ließen die Marsianer die Terraner in Ruhe.

Auf der Erde wurde der explodierende Stern nicht bemerkt; die menschlichen Astronomen waren damals durch die Lichtgeschwindigkeit beschränkt. Der Mann vom Mars spielte eine kurze Rolle in den Nachrichten. Der Minderheitsführer im Föderationssenat rief zu einer ›kühnen, neuen Inangriffnahme‹ der Probleme des Bevölkerungsüberschusses und der Unterernährung in Südostasien auf, die mit einer Erhöhung der Beihilfen für Familien mit mehr als fünf Kindern beginnen sollten. Mrs. Percy B.S. Souchek verklagte die Wetteraufseher des Countys Los Angeles City, weil ihr Pudel Piddle während einer fünf Tage dauernden stationären Inversion den Tod gefunden hatte. Cynthia Duchess gab bekannt, sie werde das perfekte Kind bekommen, und zwar mittels eines wissenschaftlich ausgewählten Spenders

und einer ebenso perfekten Leihmutter. Die Experten müßten nur noch den Augenblick der Empfängnis berechnen, um sicherzustellen, daß das Wunderkind gleichermaßen ein Genie in Musik, bildender Kunst und Staatskunde werde. Mit Hilfe einer Hormonbehandlung werde sie das Kind selbst stillen. Sie gab ein Interview über die psychisch günstige Auswirkung einer natürlichen Ernährung und gestattete (bestand darauf), daß die Presse auf Fotos zeigte, wie gut sie dafür ausgestattet war.

Bischof Digby beschimpfte sie als die Hure Babylon und verbot den Fosteriten, sich als Spender oder Leihmutter zur Verfügung zu stellen. Alice Douglas wurde zitiert: ›Zwar kenne ich Miss Duchess nicht, aber man kann nicht umhin, sie zu bewundern. Ihr mutiges Beispiel sollte eine Inspiration für die Mütter in aller Welt sein.‹

Jubal Harshaw sah eins ihrer Bilder in einer Zeitschrift. Er hängte es in der Küche auf, wo es allerdings (wie er erwartet hatte) nicht lange hängenblieb. Darüber mußte er lachen.

Viel zu lachen hatte er in dieser Woche sonst nicht; die Welt bedrängte ihn zu sehr. Die Presse hörte zwar auf, Mike zu belästigen, als die Geschichte vorbei war und Harshaw sich bemühte, neue Nachrichten zu vermeiden – aber Tausende von Menschen vergaßen ihn nicht. Douglas versuchte, Mikes Privatsphäre zu schützen; S.S.-Beamte patrouillierten an Harshaws Zaun, ein S.S.-Luftwagen kreiste über dem Grundstück und vertrieb jeden Wagen, der zu landen versuchte. Harshaw ärgerte sich, daß er Wachen brauchte.

Aber Wachen konnten nur Menschen draußen halten. Briefe und Telefonate kamen immer noch durch. Das Problem des Telefons erledigte Jubal, indem er seine Rufnummer änderte und alle Gespräche an einen Antwortdienst umleitete. Nur eine eng begrenzte Zahl von Anrufen wurde noch durchgestellt. Die meiste Zeit war der Apparat auf ›Abweisen und Aufzeichnen‹ gestellt.

Aber die Post kommt immer durch.

Harshaw sagte Jill, Mike müsse erwachsen werden, und anfangen solle er ruhig damit, daß er seine Post selbst erledigte. Sie könne ihm helfen. »Aber belästige *mich* nicht; ich kriege genug verrückte Briefe.«

Das konnte Jubal nicht durchsetzen. Es war zu viel, und Jill wußte sich oft nicht zu helfen.

Schon vom Sortieren bekam man Kopfschmerzen. Jubal rief den Postamtsvorsteher des Ortes an (was kein Ergebnis zeitigte), dann rief er Bradley an, worauf ein ›Vorschlag‹ nach unten durchsickerte. Nun traf Mikes Post in Säcken als erste, zweite, dritte und vierte Klasse ein, und die Post für alle anderen war in einem Extra-Sack.

Die zweite und dritte Klasse wurde dazu benutzt, einen Keller für Wintergemüse zu isolieren. Als der Keller überisoliert war, wurde Duke beauftragt, mit dieser Post Auswaschungen in Gullys zu stopfen. Wenn man sie mit einer Bürste auftrug, wurde sie zu einer effizienten Abdichtmasse.

Die Post vierter Klasse war ein Problem. Ein Packen explodierte im Postamt eines Dorfes und holte die Steckbriefe mehrerer Jahre und ein Schild

›Benutzen Sie den nächsten Schalter‹ von den Wänden. Durch einen glücklichen Zufall war der Amtsvorsteher einen Kaffee trinken gegangen, und seine Helferin, eine ältere Dame mit schwachen Nieren, befand sich im Waschraum. Jubal überlegte, ob er die Pakete vierter Klasse von einem Bombenspezialisten der S.S. untersuchen lassen sollte, der dasselbe für Generalsekretär Douglas tat.

Wie sich herausstellte, war das nicht nötig. Mike war imstande, eine ›Verkehrtheit‹ an einem Paket zu entdecken, ohne es zu öffnen. Danach wurde Post vierter Klasse am Tor zurückgelassen. Mike sah sie aus einiger Entfernung durch und ließ jedes gefährliche Paket verschwinden. Was übrigblieb, wurde von Larry zum Haus gefahren. Jubal fand diese Methode wesentlich besser als sie in Wasser zu tauchen, im Dunkeln zu öffnen, zu durchleuchten oder andere eher konventionelle Verfahren.

Mike liebte es, Pakete zu öffnen, auch wenn ihn der Plunder selten interessierte. Es machte jeden Tag für ihn zu einem Weihnachtsfest. Besondere Freude bereitete es ihm, seinen Namen auf den Adreßaufklebern zu lesen. Normalerweise gab er den Inhalt einem der anderen. Auf diese Art und Weise lernte er die Bedeutung von ›Eigentum‹ kennen, als er entdeckte, daß er seinen Freunden Geschenke machen konnte. Sachen, die niemand wollte, endeten in einem Gully. Dazu gehörten auch Geschenke an Lebensmitteln, denn Jubal war sich nicht sicher, ob Mikes Nase für ›Verkehrtheiten‹ auch Gifte ausschnüffeln konnte. Einmal hatte Mike eine im Fotolabor benutzte giftige Lösung getrunken, die Duke in den Kühlschrank gestellt hatte, und friedlich gemeint, er wisse nicht recht, ob ihm der Geschmack dieses ›Eistees‹ zusage.

Jubal sagte Jill, sie könnten ruhig alles behalten, vorausgesetzt, daß sie a) nichts dafür bezahle, b) den Empfang nicht bestätigte und c) nichts zurückgebe, ganz gleich, wie es ausgezeichnet sei. Einige Gegenstände waren Geschenke; das meiste war nicht bestellte Ware. So oder so, Jubal ging davon aus, unverlangte Artikel stellten Bemühungen dar, den Mann vom Mars auszunützen, und verdienten keinen Dank.

Eine Ausnahme bildeten lebende Tiere, die Jill zurückschicken sollte – es sei denn, sie verbürge sich für Pflege und Fütterung und bewahre sie davor, in den Pool zu fallen.

Die Post erster Klasse verursachte die schlimmsten Kopfschmerzen. Nachdem Jubal etwa einen Scheffel durchgesehen hatte, teilte er sie in Kategorien ein:

A. Bettelbriefe – zum Auffüllen von Auswaschungen.

B. Drohbriefe – ablegen unter ›nicht beantwortet‹. Weitere Briefe von derselben Quelle weiterleiten an S.S.

C. Geschäftliche ›Gelegenheiten‹ – an Douglas weiterleiten.

D. Spinnereien – sofern lustig, herumreichen, Rest in den Gully.

E. Freundliche Briefe – mit von Jill unterschriebenem, vorgedrucktem

Formular beantworten, falls freigemachter Rückumschlag beilag. (Jubal wies darauf hin, daß Briefe mit der Unterschrift des Mannes vom Mars wertvoll seien und somit eine Einladung darstellten, weitere sinnlose Briefe zu schicken.)

F. Obszöne Briefe – Jubal geben (der mit sich selbst gewettet hatte, keiner davon werde die leiseste literarische Neuheit enthalten) und Erledigung durch Gully.

G. Heirats- und weniger förmliche Anträge – ignorieren und ablegen. Bei dreimaliger Wiederholung dieselbe Prozedur wie unter ›B‹.

H. Briefe von wissenschaftlichen und pädagogischen Institutionen – wie unter ›E‹ behandeln. Beantworten nur mit Schemabrief, in dem erklärt wird, der Mann vom Mars stehe für *gar nichts* zur Verfügung. Falls Jill das Gefühl habe, eine strikte Weigerung sei nicht am Platze, an Jubal weitergeben.

I. Briefe von Personen, die Mike kannten, zum Beispiel von der Crew der *Champion,* dem Präsidenten der Vereinigten Staaten und andere – Mike könne sie beantworten, wie es ihm beliebe. Übungen in der Korrespondez täten ihm gut und solche in Human relations erst recht (wenn er Rat wünschte, sollte er darum bitten).

Das reduzierte die Briefe, die Jill beantworten mußte, auf einige wenige, und nur selten war einer für Mike dabei. Jill stellte fest, daß sie imstande war, die Post in einer Stunde pro Tag durchzusehen und zu klassifizieren. Die ersten vier Kategorien blieben umfangreich. Von Kategorie ›G‹ kam gleich nach der Stereosendung aus dem Palast sehr viel, dann versiegte der Strom.

Jubal machte Jill darauf aufmerksam, daß Mike zwar nur Briefe von Bekannten beantworten solle, daß jedoch an ihn adressierte Post ihm gehöre.

Am dritten Morgen, nachdem das System eingeführt worden war, brachte Jill einen Brief aus der Kategorie ›G‹ zu Jubal. Die Damen und anderen weiblichen Wesen (plus mißgeleiteter männlicher), die zu dieser Kategorie beitrugen, legten für gewöhnlich Bilder bei, die angeblich sie selbst zeigten. Einige ließen der Phantasie nur wenig Spielraum übrig.

Dieser Brief enthielt ein Bild, das der Phantasie überhaupt keinen Spielraum mehr ließ und dann neue Vorstellungen simulierte. »Sieh dir das an, Boß!« sagte Jill. »Ich bitte dich.«

Jubal las den Brief. »Die weiß, was sie will. Was hält Mike davon?«

»Er hat es noch nicht gesehen. Ich wollte es dir zuerst zeigen.«

Jubal betrachtete das Bild. »Ein Typ, den wir in meiner Jugend ›gut entwickelt‹ genannt haben. Nun, ihr Geschlecht wird nicht bezweifelt, auch nicht ihre Beweglichkeit. Warum zeigst du es *mir?* Ich habe schon bessere Fotos gesehen.«

»Was soll ich denn tun? Der Brief ist schlimm genug… aber dieses *widerwärtige* Bild! Soll ich es zerreißen, bevor Mike es sieht?«

»Oh, beruhigen Sie sich, Schwester. Was steht auf dem Umschlag?«

»Nur die Adresse und der Absender.«

»Wie lautet die Adresse?«

»Wie? ›An Mr. Valentin Michael Smith, den Mann vom…‹«

»Oh! Dann ist der Brief nicht an *dich* adressiert.«

»Natürlich nicht…«

»Das ist alles, was ich wissen wollte. Wir sollten eins klarstellen. Ich bin nicht Mikes Beschützer, und du bist weder seine Mutter, noch seine Anstandsdame. Wenn Mike alles lesen will, was an ihn adressiert ist, jeden Mist eingeschlossen, steht ihm das frei.«

»Er liest das meiste von diesen Angeboten. Aber du willst doch nicht, daß er Schmutz sieht. Er weiß nicht, was in der Welt vor sich geht. Er ist *unschuldig!«*

»So? Wie viele Menschen hat er getötet?«

Jill blickte unglücklich drein.

Jubal fuhr fort: »Wenn du ihm helfen willst, konzentriere dich darauf, ihm beizubringen, daß man in dieser Gesellschaft das Töten mit Stirnrunzeln betrachtet. Andernfalls wird er unangenehm auffallen, wenn er in die Welt hinausgeht.«

»Hm, ich glaube nicht, daß er ›in die Welt hinausgehen‹ will.«

»Ich werde ihn aus dem Nest werfen, sobald er fliegen kann. Ich werde ihm gar nicht erst die Möglichkeit dazu geben, den Rest seines Lebens als eingesperrtes Kind zu verbringen. Zunächst einmal *kann* ich das nicht… Mike wird mich um viele Jahre überleben. Aber du hast recht: Mike ist unschuldig – jedenfalls nach unserem Standard. Du bist Krankenschwester – hast du das sterile Laboratorium in Notre Dame gesehen?«

»Ich habe darüber gelesen.«

»Die gesündesten Tiere der Welt – aber sie können das Laboratorium nicht verlassen. Ich betreibe kein derart steriles Labor. Kind, Mike muß Bekanntschaft mit dem ›Schmutz‹ schließen – um immunisiert zu werden. Eines Tages wird er die Frau, die das geschrieben hat, oder eine ihrer Schwestern im Geiste kennenlernen – er wird Hunderte davon kennenlernen. Ist doch klar, bei seiner Berühmtheit und seinem Aussehen könnte er sein Leben damit verbringen, von einem Bett ins andere zu hüpfen. Du kannst das nicht verhindern, ich kann es nicht verhindern, es liegt ganz an Mike selbst. Außerdem würde ich es gar nicht verhindern *wollen,* obwohl es eine törichte Art wäre, sein Leben zu verbringen – ich meine, immer wieder und wieder mit der gleichen Übung. Was hältst *du* davon?«

»Ich…« Jill errötete.

»Ich nehme die Frage zurück. Vielleicht findest du so etwas nicht monoton – so oder so geht es mich nichts an. Aber wenn du nicht willst, daß Mike von den ersten fünfhundert Frauen, die ihn allein erwischen, die Füße weggetreten werden, darfst du seine Post nicht abfangen. Briefe wie dieser könnten ihn vorsichtig machen. Gib ihn ihm einfach mit dem ganzen Stapel, beantworte seine Fragen – und versuche, nicht rot zu werden.«

»Boß, du kannst einen wütend machen, wenn du logisch bist!«

»Eine höchst plumpe Art zu argumentieren.«

»Ich werde dieses Bild zerreißen, nachdem Mike es gesehen hat!«

»Oh, tu das nicht!«

»Warum nicht? Willst *du* es haben?«

»Gott behüte! Ich habe dir bereits gesagt, daß ich schon Besseres gesehen habe. Aber Duke ist nicht so voreingenommen wie ich; er sammelt solche Bilder. Wenn Mike es nicht will – und ich wette fünf zu eins, daß dem so ist – dann gib es Duke.«

»*Duke* sammelt solchen Schund? Er macht einen so netten Eindruck!« »Er ist nett. Wenn er es nicht wäre, würde ich ihn rausschmeißen.« »Aber – das verstehe ich nicht.«

Jubal seufzte. »Ich könnte es dir den ganzen Tag lang erklären, und du würdest es immer noch nicht verstehen. Meine Liebe, der Sex hat Aspekte, über die eine Verständigung zwischen den beiden Geschlechtern unserer Rasse nicht möglich ist. Manchmal werden sie über den Abgrund, der uns trennt, von außergewöhnlich begabten Individuen durch Intuition gegrokt. Aber Worte sind sinnlos. Glaube mir einfach: Duke ist ein vollkommener Ritter – und dieses Bild wird ihm gefallen.«

»Na gut, er kann es haben, wenn Mike es nicht will. Aber vorher bringe ich es dir. Ich werde es Duke nicht selbst geben. Das könnte ihn auf Ideen bringen.«

»Prüde Zicke. Vielleicht würden dir seine Ideen gefallen. Irgend etwas Überraschendes in der Post?«

»Nein. Der übliche Haufen, der Mikes Unterschrift für irgend etwas haben oder irgendwelchen ›Mann-vom-Mars‹-Kitsch verhökern will. Ein Typ bat sogar um ein gebührenfreies Monopol für fünf Jahre – und dazu sollte Mike das Geschäft noch finanzieren.«

»Ich bewundere einen rückhaltlosen Dieb. Teile ihm mit, Mike sei so reich, daß er crepes suzettes mit Napoleon-Brandy mache und deshalb Steuerverluste brauche – also welche Summe hätte er gerne garantiert?«

»Ist das dein Ernst, Boß? Ich müßte den Brief wieder aus dem Sack fischen, der für Mr. Douglas bestimmt ist.«

»Nein, der Ganef würde aufkreuzen, mitsamt seiner Familie. Aber du hast mir eine Idee für eine Geschichte eingegeben. *Dienst!«*

Mike war an dem ›widerwärtigen‹ Bild interessiert. Er grokte (theoretisch), was Brief und Bild symbolisierten, und studierte das Bild mit dem Entzücken, das er beim Studium jedes Schmetterlings zeigte. Er fand Schmetterlinge und Frauen furchtbar interessant – die ganze grokende Welt bezauberte ihn, und er wollte so tief davon trinken, daß sein eigenes Groken perfekt würde.

Er verstand den mechanischen und biologischen Prozeß, der ihm in diesen Briefen angeboten wurde, wunderte sich jedoch, warum Fremde seine Hilfe dabei wünschten, Eier zum Leben zu erwecken. Mike wußte (ohne es zu groken), daß diese Leute ein Ritual aus der Notwendigkeit machten, ein

›Zueinanderwachsen‹, das ein bißchen Ähnlichkeit mit der Wasserzeremonie hatte. Er war begierig, es zu groken.

Aber Eile hatte es damit nicht, denn ›Eile‹ zu groken, war er nicht fähig. Er war empfänglich für eine korrekte Zeiteinteilung – aber mit marsianischer Annäherung; man erreichte einen Zeitpunkt, indem man wartete. Seine menschlichen Brüder, so stellte er fest, besaßen sein Zeitempfinden nicht und waren oft gezwungen, schneller zu warten, als ein Marsianer es tun würde. Doch er machte ihnen ihre Unbeholfenheit nicht zum Vorwurf, er lernte, schneller zu warten, um ihren Mangel zu kaschieren.

Manchmal wartete er so wirkungsvoll schneller, daß ein Mensch daraus den Schluß gezogen hatte, er befolge eine halsbrecherische Geschwindigkeit. Das wäre jedoch eine irrige Ansicht. In Wahrheit paßte Mike sein Warten nur in warmherzige Rücksichtnahme an die Bedürfnisse anderer an.

Er akzeptierte Jills Gebot, nach dem er diese brüderlichen Angebote von weiblichen Menschen nicht beantworten sollte, aber er akzeptierte es als Warten. Vielleicht würde es in einem Jahrhundert besser passen. Jedenfalls war jetzt nicht der geeignete Zeitpunkt, denn sein Bruder Jill sprach richtig.

Mike stimmte zu, als Jill vorschlug, er solle Duke dieses Bild geben. Das hätte er sowieso getan; Mike kannte Dukes Sammlung, er hatte sie sich mit Interesse angesehen und zu groken versucht, warum Duke sagte: »Die hier hat im Gesicht nicht viel zu bieten, aber sieh dir diese Beine an – Junge, Junge*!*« Beine waren schließlich Beine, außer daß seine Leute drei hatten, während Menschen nur zwei besaßen – ohne deswegen verkrüppelt zu sein, ermahnte er sich. Zwei Beine waren genau richtig für Menschen. Er mußte immer groken, daß das korrekt so war.

Was Gesichter anging, so hatte Jubal das schönste, das Mike je gesehen hatte, so ausgesprochen sein eigenes. Von diesen weiblichen Menschen in Dukes Bildersammlung konnte man kaum sagen, daß sie Gesichter hatten. Alle jungen weiblichen Menschen hatten das gleiche Gesicht – wie konnte es anders sein?

Es hatte ihm nie Schwierigkeiten gemacht, Jills Gesicht zu erkennen. Sie war die erste Frau, der er begegnet war, und sein erster weiblicher Wasserbruder. Mike kannte jede Pore auf ihrer Nase, jede beginnende Falte in ihrem Gesicht und hatte jede einzelne in glücklicher Meditation gepriesen. Aber während er mittlerweile Anne am Gesicht von Dorcas und Dorcas von Miriam unterscheiden konnte, war es doch anfangs nicht so gewesen. Mike hatte sich nach der Größe und nach den Farben gerichtet – und nach den Stimmen, denn Stimmen waren sich niemals gleich. Wenn alle drei Frauen, wie es tatsächlich manchmal vorkam, gleichzeitig schwiegen, war es gut, daß Anne soviel größer war und Dorcas so klein und daß Miriam, größer als Dorcas, aber kleiner als Anne, trotzdem nicht irrtümlich für eine andere gehalten werden konnte, wenn Anne oder Dorcas fehlten, weil Miriams Haare ›rot‹ waren. Allerdings wurde diese Farbe nicht ›rot‹ genannt, wenn man von etwas anderem als von Haaren sprach.

Diese spezielle Bedeutung von ›rot‹ beunruhigte Mike nicht. Bereits bevor er auf der Erde ankam, wußte er, daß jedes englische Wort mehr als eine Bedeutung hatte. An diese Tatsache gewöhnte man sich, ebenso wie man sich an die Gleichartigkeit von Mädchengesichtern gewöhnen konnte… und nach dem Warten waren sie sich nicht mehr gleich. Mike war jetzt fähig, Annes Gesicht aus seiner Erinnerung heraufzurufen und die Poren auf ihrer Nase zu zählen wie die Jills. Im Grunde war sogar jedes Ei einmalig und unterschied sich von allen Eiern, wann und wo sie auch existieren mochten. Folglich hatte jedes Mädchen potentiell ein eigenes Gesicht, ganz gleich, wie klein der Unterschied war.

Mike gab Duke das Bild, und Dukes Freude machte ihm warm ums Herz. Doch Mike beraubte sich nicht; er konnte es in Gedanken sehen, wann immer er es wünschte – sogar das Gesicht, weil es mit einem ungewöhnlichen Ausdruck von schönem Schmerz geglüht hatte.

Er nahm Dukes Dank entgegen und kehrte glücklich zu seiner Post zurück.

Jubals Verärgerung über die Post-Lawine wurde von Mike nicht geteilt. Er genoß sie, die Versicherungsprospekte und die Heiratsanträge. Sein Ausflug zum Palast hatte ihm die Augen für die ungeheure Vielfalt dieser Welt geöffnet, und er war entschlossen, das alles zu groken. Es würde Jahrhunderte dauern, und er mußte wachsen und wachsen und wachsen, aber er hatte keine Eile. Er grokte, daß Ewigkeit und der ewig schöne Wechsel jetzt identisch waren.

Er verzichtete darauf, die *Enzyklopädia Britannica* ein zweites Mal zu lesen. Die Post lieferte ihm bessere Bilder von der Welt. Er las sie, grokte, was er konnte, und merkte sich den Rest zur Kontemplation, wenn der Haushalt schlief. Wie er meinte, begann er ›Geschäft‹, ›Kauf‹, ›Verkauf‹ und verwandte unmarsianische Aktivitäten zu groken – die Enzyklopädia hatte ihn ungefüllt gelassen, weil jeder Lexikon-Eintrag (so grokte er jetzt) vorausgesetzt hatte, ihm seien Dinge bekannt, die ihm nicht bekannt waren.

Mit der Post kamen, abgesandt von Generalsekretär Joseph Edgerton Douglas, ein Scheckbuch und Papiere. Sein Bruder Jubal gab sich viel Mühe, ihm zu erklären, was Geld war und wie man es benutzte. Mike verstand es nicht, auch wenn Jubal ihm zeigte, wie man einen Scheck ausstellt, ihm ›Geld‹ dafür gab und ihn lehrte, es zu zählen.

Dann plötzlich und mit einem so blendenden Groken, daß er zitterte, verstand er Geld. Diese hübschen Bilder und glänzenden Medaillons waren nicht ›Geld‹; sie waren Symbole für eine Idee, die diese Leute und ihre ganze Welt durchdrang. Aber *Dinge* waren nicht Geld, ebensowenig wie geteiltes Wasser Zueinanderwachsen war. Wasser war nicht notwendig für die Zeremonie… und diese hübschen Dinge waren nicht notwendig für Geld. Geld war eine *Idee,* abstrakt wie der Gedanke eines Alten – Geld war ein großes strukturiertes Symbol für Ausgleich und Heilen und Zueinanderwachsen.

Mike war benommen von der herrlichen Schönheit von Geld. Das Fließen und Wechseln und Umkehren von Symbolen war schön im kleinen. Es erinnerte ihn

an Spiele, die man Nestlinge lehrt, um sie zu vernünftigen Gedanken und zum Wachsen anzuleiten. Was ihn hinriß, war die Totalität, eine ganze Welt, reflektiert in einer einzigen dynamischen Symbolstruktur. Nun grokte Mike, daß die Alten seiner Rasse in der Tat sehr alt sein mußten, weil sie solche Schönheit erschaffen hatten. In aller Demut wünschte er sich, man würde ihm erlauben, einen kennenzulernen. Jubal ermutigte ihn, Geld auszugeben, und Mike tat es mit dem schüchternen Eifer einer Braut, die zu Bett gebracht wird. Jubal schlug ihm vor, ›Geschenke für Freunde‹ zu kaufen, und Jill half ihm, indem sie ihm Grenzen setzte: Ein Geschenk pro Freund und Gesamtausgaben, die nicht einmal eine reziproke gefüllte Drei der Summe auf seinem Konto ausmachten. Mike hatte vorgehabt, *alles* zu verbrauchen. Er lernte, wie schwierig es war, Geld auszugeben. Es gab so viele Dinge, alle wundervoll und unverständlich. Umgeben von Katalogen von Marshall Field's und Ginza, Bombay und Kopenhagen, fühlte er sich erstickt von Reichtümern. Sogar der Sears-&-Montgomery-Katalog war zuviel. Jill riet ihm ab. »Nein. Duke möchte bestimmt keinen Traktor haben.« »Duke liebt Traktoren.« »Er hat einen, vielmehr Jubal hat ihn, was dasselbe ist.

Vielleicht hätte er gern eins von diesen süßen belgischen Einrädern – er könnte es den ganzen Tag lang auseinandernehmen und wieder zusammensetzen. Aber auch das ist zu teuer.

Lieber Mike, du willst ein Mädchen dahin bringen, daß es dich heiratet – oder sonst etwas. Ganz besonders *›sonst etwas‹.* Ein Geschenk soll zeigen, daß du den Geschmack eines Menschen berücksichtigt hast. Es muß etwas sein, über das er sich freut, das er sich aber wahrscheinlich nie kaufen würde.«

»Was ist das?«

»Das ist ja das Problem. Warte, ich erinnere mich gerade an etwas, das in der Post von heute morgen war.« Schnell war sie zurück. »Gefunden! Hör dir das an: ›Lebende Aphrodite – ein Luxus-Album weiblicher Schönheit in herrlichen Stereo-Farbaufnahmen von den größten Kamerakünstlern der Welt. Beachten Sie: Dieser Artikel kann nicht mit der Post versandt werden. Von Adressen in den folgenden Staaten können keine Aufträge angenommen werden…‹ Hm, Pennsylvania steht auch auf der Liste – aber wir werden einen Weg finden – denn ich kenne Dukes Geschmack, und so etwas gefällt ihm.«

Das Album wurde von einem S.S.-Streifenwagen überbracht – und in der nächsten Anzeige rühmte man sich, Lieferant des Mannes vom Mars zu sein, was Mike freute und Jill ärgerte.

Bei der Auswahl eines Geschenkes für Jubal wußte auch Jill keinen Rat. Was schenkt man einem, der schon alles hat, was er haben möchte und was für Geld zu kaufen ist. Die Sphinx? Drei Wünsche frei? Den Brunnen, den Ponce de Leon nicht finden konnte? Öl für seine alten Knochen oder einen goldenen Tag der Jugend? Jubal hatte schon vor langer Zeit Haustieren abgeschworen, weil er sie überlebte oder (noch schlimmer) es jetzt möglich war, daß ein Tier ihn überlebte und verwaiste.

Sie berieten sich mit den anderen. »Na, habt ihr denn das nicht gewußt?«

fragte Duke. »Der Boß liebt Statuen.«

»Wirklich?« antwortete Jill. »Ich sehe weit und breit keine Skulptur.«

»Das, was ihm gefällt, ist meistens nicht verkäuflich. Er sagt, der Schund, der heutzutage hergestellt wird, sieht wie eine Katastrophe auf einem Schrottplatz aus, und jeder Idiot mit einer Lötlampe und Astigmatismus nennt sich einen Bildhauer.«

Anne nickte. »Duke hat recht. Das sieht man an den Büchern in Jubals Arbeitszimmer. Aber ich glaube nicht, daß uns das viel helfen wird.«

Anne suchte drei Bücher heraus, die (in ihren Augen) deutliche Spuren davon trugen, daß sie am öftesten betrachtet worden waren. »Hm…«, sagte sie. »Der Boß mag alles, was von Rodin ist. Mike, wenn du eine von diesen Statuen kaufen könntest, welche würdest du auswählen? Hier ist eine hübsche – ›Ewiger Frühling‹.«

Mike warf einen Blick darauf und blätterte um. »Die hier.«

»Was?« Jill schüttelte sich. »Mike, das ist *schrecklich!* Ich hoffe, ich sterbe lange bevor ich so aussehe.«

»Das ist Schönheit«, erklärte Mike bestimmt.

»Mike!« protestierte Jill. »Du hast einen entarteten Geschmack – du bist schlimmer als Duke. Vielleicht weißt du es auch nicht besser.«

Für gewöhnlich hätte eine solche Zurechtweisung, vor allem, wenn sie von Jill kam, Mike den Mund geschlossen, und er hätte die Nacht mit dem Versuch verbracht, seinen Fehler zu groken. Aber in diesem Fall war er sich seiner selbst sicher. In der porträtierten Gestalt wehte ihn ein Atem von zu Hause an. Obwohl sie eine menschliche Frau darstellte, vermittelte sie ihm das Gefühl, ein marsianischer Alter sei in der Nähe und für ihre Erschaffung verantwortlich. »Das ist Schönheit«, wiederholte er. »Sie hat ihr eigenes Gesicht. Ich groke es.«

»Jill«, sagte Anne langsam. »Mike hat recht.«

»Was? Anne! So etwas wird doch *dir* nicht gefallen!«

»Es macht mir Angst. Aber das Buch öffnet sich von selbst an drei Stellen. Diese Seite ist öfters angefaßt worden als die anderen beiden. ›Die unter ihrem Stein zusammengebrochene Karyatide‹ sieht Jubal sich beinahe ebensooft an. Aber Mikes Wahl ist Jubals Lieblingsskulptur.«

»Ich kaufe sie«, stellte Mike entschieden fest. Aber es war nicht zu verkaufen. Anne telefonierte mit dein Rodin-Museum in Paris. Nur die gallische Galanterie bewahrte die Leute dort vor dem Lachen. Eins der Werke des Meisters *verkaufen?* Meine liebe Dame, sie sind nicht nur nicht verkäuflich, sie dürfen nicht einmal reproduziert werden. Non, non, non! Quelle idee!

Aber für den Mann vom Mars sind unwahrscheinliche Dinge möglich. Anne rief Bradley an; zwei Tage später rief er zurück. Als Ausdruck der Hochschätzung würde Mike von der französischen Regierung – mit der Bitte, das Geschenk niemals auszustellen – ein mikroskopisch exaktes Photopantogramm von ›Derjenigen, die einmal die schöne Heaulmiere war‹ in

voller Größe erhalten.

Jill half, Geschenke für die Mädchen auszusuchen, aber als Mike fragte, was er ihr schenken solle, bestand sie darauf, er solle gar nichts kaufen.

Mike erkannte allmählich, daß Wasserbrüder zwar richtig sprechen, aber manchmal richtiger als andere. Die englische Sprache hatte Tiefen, die erst ergründet werden wollten. Er konsultierte Anne.

»Sie mußte das zu dir sagen, Lieber, aber du machst ihr trotzdem ein Geschenk. Hmm…« Anne sprach sich gegen Kleider und Schmuck aus. Schließlich wählte sie eines, das ihn verwirrte – Jill roch bereits so, wie Jill riechen sollte. Als das Geschenk eintraf – seine geringe Größe und offensichtliche Unbedeutendheit verstärkten seine bösen Ahnungen – und Anne ihn daran schnuppern ließ, bevor er es Jill gab, waren Mikes Zweifel stärker als zuvor. Der Geruch war sehr stark und gar nicht wie Jill. Jill war entzückt über das Parfüm und bestand darauf, ihn auf der Stelle zu küssen. Beim Küssen grokte er, daß dieses Geschenk das war, was sie haben wollte, und das ließ sie zueinander wachsen. Sie benutzte es an diesem Abend zum Dinner, und Mike entdeckte, daß es Jill auf unklare Art köstlicher nach Jill riechen ließ als zuvor. Noch merkwürdiger, es veranlaßte Dorcas, ihn zu küssen und ihm zuzuflüstern: »Mike, mein Schatz… das Negligee ist reizend – aber vielleicht schenkst du mir irgendwann einmal auch Parfüm?«

Mike konnte nicht groken, warum Dorcas sich das wünschte. Dorcas roch nicht wie Jill, deshalb wäre Parfüm für sie nicht das richtige… er *wollte* auch nicht, daß Dorcas wie Jill roch. Dorcas sollte wie Dorcas riechen.

Jubal unterbrach: »Hör auf, mit dem Jungen zu schmusen, und laß ihn essen! Dorcas, du riechst wie ein Marseiller Katzenhaus; schwatz Mike nicht noch mehr Stinkwasser ab.«

»Boß, kümmere du dich um deine eigenen Angelegenheiten.«

Es war verwirrend – daß Jill noch mehr nach Jill riechen konnte… daß Dorcas sich wünschte, wie Jill zu riechen, wo sie doch wie sie selbst roch… daß Jubal sagte, Dorcas rieche wie eine Katze. Es gab eine Katze auf dem Anwesen (kein Schoßtier, sondern eine Miteigentümerin). Gelegentlich kam sie ans Haus und geruhte, eine Gabe entegenzunehmen. Die Katze und Mike grokten einander; Mike fand ihre Fleischfresser-Gedanken sehr erfreulich und ganz marsianisch. Er entdeckte, daß der Name Katze (Friedrich Wilhelm Nietzsche) nicht der Name der Katze war, aber das erzählte er niemandem, weil er den richtigen Namen der Katze nicht aussprechen konnte; er hörte ihn nur in seinem Kopf.

Die Katze roch nicht wie Dorcas.

Das Geschenkemachen war ein großes Gutes und lehrte Mike den wahren Wert des Geldes. Dabei vergaß er andere Dinge nicht, die er begierig war zu groken. Jubal sagte Senator Boone zweimal ab, ohne es zu erwähnen, und Mike bekam es nicht mit. Nach seinen Zeitvorstellungen war der ›kommende Sonntag‹ kein bestimmtes Datum.

Aber die nächste Einladung traf an Mike adressiert ein; Bischof Digby hatte

Boone unter Druck gesetzt, und Boone spürte, daß Harshaw ihn hinhielt.

Mike brachte Jubal den Brief. »Und?« brummte Jubal.

»Möchtest du hingehen? Du mußt nicht. Wir können ihnen sagen, sie sollen sich zum Teufel scheren.«

Am nächsten Sonntagmorgen kam ein Checker-Taxi mit menschlichem Piloten (Harshaw weigerte sich, einem Robottaxi zu vertrauen) und brachte Mike, Jill und Jubal zum Erzengel-Foster-Tabernakel der Kirche der Neuen Offenbarung.

23. KAPITEL

Auf dem ganzen Weg zur Kirche versuchte Jubal, Mike zu warnen – wovor, darüber war Mike sich nicht im klaren. Er hörte zu, aber die Landschaft verlangte gebieterisch seine Aufmerksamkeit. Deshalb schloß er einen Kompromiß, indem er das, was Jubal sagte, im Gedächtnis verstaute. »Paß auf, Junge«, mahnte Jubal, »diese Fosteriten sind hinter deinem Geld her. Außerdem würde es ihnen Prestige verleihen, wenn der Mann vom Mars ihrer Kirche beiträte. Sie werden dich bearbeiten – du mußt fest bleiben.«

»Verzeihung?«

»Verdammt noch mal, du hörst mir nicht zu!«

»Es tut mir leid, Jubal.«

»Nun… betrachte es einmal auf diese Weise. Religion ist für viele ein Trost, und es ist denkbar, daß irgendeine Religion irgendwo die letzte Wahrheit darstellt. Aber Religiosität ist oft eine Form von Dünkel. Der Glaube, in dem ich erzogen worden bin, versicherte mir, ich sei besser als andere Leute; ich war ›gerettet‹, sie waren ›verdammt‹ – wir waren im Stande der Gnade, und der Rest bestand aus ›Heiden‹. Mit ›Heiden‹ meinten sie Leute wie unseren Bruder Mahmoud. Ignorante Flegel, die selten badeten und Korn nach dem Mond aussäten, behaupteten, die endgültigen Antworten des Universums zu kennen. Das berechtigte sie, auf Außenseiter hinabzublicken. Unsere Kirchenlieder waren voll von Arroganz – wir gratulierten uns selbst dazu, auf wie vertrautem Fuß wir mit dem Allmächtigen standen, eine wie hohe Meinung wir von uns hatten, und wie schlimm es allen anderen am Tag des Jüngsten Gerichts ergehen werde. Wir vertrieben die einzige authentische Marke von Lydia Pinkhams…«

»Jubal!« protestierte Jill. »Er grokt es nicht.«

»Hä? – Tut mir leid. Meine Leute versuchten einen Prediger aus mir zu machen… was ihnen auch beinahe gelungen wäre. Vermutlich merkt man das heute noch.«

»Und wie.« »Schimpf nicht, Mädchen! Ich hätte einen guten Prediger abgegeben, wenn ich mir nicht die fatale Angewohnheit zugelegt hätte zu lesen. Mit einer Spur mehr Selbstvertrauen und einer großzügigen Portion Unwissenheit wäre ich ein berühmter Evangelist geworden. Glaub mir, unser

heutiges Ziel wäre als ›Erzengel-Jubal-Tabernakel‹ bekannt.« Jill erschauderte. »Jubal, bitte! Nicht so kurz nach dem Frühstück!« »Das ist mein Ernst. Ein Betrüger weiß, daß er lügt, und das setzt ihm Grenzen. Aber ein erfolgreicher Schamane glaubt, was er sagt – und Glaube ist ansteckend; für ihn gibt es *keine* Grenzen. Mir fehlte es jedoch an dem notwendigen Vertrauen in meine eigene Unfehlbarkeit; ich konnte kein Prophet werden… nur ein Kritiker – eine Art viertklassiger Prophet.« Jubal runzelte die Stirn. »Das beunruhigt mich bei den Fosteriten, Jill. Ich halte sie für aufrichtig. Mike fällt auf Aufrichtigkeit sofort herein.« »Was werden sie wohl versuchen?« »Ihn zu bekehren. Dann sein Vermögen in die Finger zu bekommen.« »Ich dachte, du hättest alles so geregelt, daß niemand herankann?« »Nein, nur so, daß niemand es sich gegen seinen Willen aneignen kann. Im allgemeinen könnte er es nicht wegschenken, ohne daß die Regierung eingriffe. Aber wenn er es einer politisch mächtigen Kirche schenkt, ist das eine andere Sache.« »Ich sehe nicht ein, wieso.« Jubals Gesicht verfinsterte sich. »Meine Liebe, Religion ist im Gesetz ein Null-Gebiet. Eine Kirche kann alles tun, was jede andere Organisation auch tun kann – und ist keinen Einschränkungen unterworfen. Sie zahlt keine Steuern, braucht keine Berichte zu veröffentlichen, ist wirksam immun gegen Durchsuchungen, Inspektionen oder Kontrollen – und eine Kirche ist *alles,* was sich selbst eine Kirche nennt. Es sind schon Versuche gemacht worden, zwischen ›richtigen‹ Kirchen, die ein Recht auf Immunität haben, und ›Sekten‹ zu unterscheiden. Das ist nicht machbar, es sei denn, man führt eine Staatsreligion ein – eine Kur, die schlimmer wäre als die Krankheit. Sowohl nach dem, was von der Verfassung der Vereinigten Staaten noch übrig ist, als auch nach dem Föderationsvertrag sind alle Kirchen gleichermaßen immun – vor allem, wenn sie einen Block an Wählerstimmen darstellen. Wenn Mike zum Fosterismus bekehrt wird – und ein Testament zugunsten seiner Kirche aufsetzt – und eines Tages bei Sonnenaufgang ›gen Himmel fährt‹, wird das, in der korrekten Tautologie, so ›legal sein wie Kirche am Sonntag‹.«

»Ach du meine Güte! Ich glaubte, wir hätten ihn endlich in Sicherheit!«

»Sicherheit gibt es auf dieser Seite des Grabens nicht.«

»Nun… was wirst du tun, Jubal?«

»Nichts. Nur mich aufregen.«

Mike ordnete ihr Gespräch ohne Versuch, es zu groken, im Gedächtnis ein. Er erkannte das Thema als eines, das in seiner eigenen Sprache von äußerster Einfachheit, aber im Englischen erstaunlich schlüpfrig war. Seit er darin versagt hatte, mit seinem Bruder Mahmoud gegenseitiges Groken zu erreichen, weil er das allesumfassende marsianische Konzept von ›Du bist Gott‹ unvollkommen übersetzt hatte, wartete er. Warten würde zur rechten Zeit Frucht tragen; sein Bruder Jill lernte seine Sprache, und er würde es ihr erklären. Sie würden zusammen groken.

In der Zwischenzeit erfreute sich Mike an der Landschaft, die unter ihnen vorüberzog. Er war erfüllt von dem Eifer, mehr zu erfahren. Mike erwartete –

oder hoffte – einen menschlichen ›Alten‹ zu treffen.

Senator Boone erwartete sie auf dem Landeplatz des Tabernakels. »Wie geht's, Leute? Möge der liebe Gott euch diesen schönen Sabbath segnen. Mr. Smith, ich bin glücklich, Sie wiederzusehen. Und Sie auch, Doktor.« Er nahm die Zigarre aus dem Mund und sah Jill an. »Und diese kleine Dame – habe ich Sie im Palast gesehen?«

»Ja, Senator. Ich bin Gillian Boardman.«

»Das habe ich mir gedacht, meine Liebe. Sind Sie gerettet?«

»Äh, ich glaube nicht, Senator.«

»Es ist nie zu spät. Wir würden uns freuen, wenn Sie an dem Sucher-Gottesdienst im Äußeren Tabernakel teilnehmen würden – ich werde einen Schutzengel finden, der Sie geleitet. Mr. Smith und der Doc werden ins Sanktuarium gehen.« »Senator…« »Was denn, Doc?«

»Wenn Miss Boardman das Sanktuarium nicht betreten darf, sollten wir besser alle zum Sucher-Gottesdienst gehen. Sie ist seine Krankenschwester und Dolmetscherin.«

Boone zeigte Bestürzung. »Ist er krank? Er sieht nicht so aus. Und warum braucht er einen Dolmetscher? Er spricht doch englisch – ich habe es selbst gehört.«

Jubal zuckte die Achseln. »Ich als sein Arzt ziehe es vor, eine Krankenschwester bei uns zu haben. Mr. Smith ist an diesen Planeten noch nicht akklimatisiert. Warum fragen Sie ihn nicht selbst? Mike, möchtest du Jill bei dir haben?«

»Ja, Jubal.« »Aber… nun gut, Mr. Smith.« Von neuem entfernte Boone seine Zigarre, steckte zwei Finger zwischen die Lippen und pfiff. »Cherub herbei!« Ein Teenager kam angestürmt. Er trug ein kurzes, weites Gewand, Strumpfhosen und Slipper. Auf seinen Schultern war etwas befestigt, das wie Taubenflügel aussah. (Wie sich herausstellte, waren es auch welche.) Er hatte goldene Locken und ein sonniges Lächeln. Jill fand ihn so niedlich wie eine Ginger-Ale-Anzeige. Boone befahl: »Fliege zum Sanktum-Büro hinauf und sage dem diensthabenden Wächter, ich brauche sofort ein weiteres Pilger-Abzeichen am Eingang des Sanktuariums. Die Losung lautet Mars.«

»›Mars‹«, wiederholte der Junge, salutierte Boone auf Pfadfin-der-Art und machte einen Satz von sechzig Fuß über die Menschenmenge hinweg. Jill erkannte, warum das Gewand so füllig wirkte; es verbarg einen Sprungharnisch.

»Auf diese Abzeichen müssen wir aufpassen«, bemerkte Boone. »Sie wären überrascht, wie viele Sünder Gottes Freude einheimsen wollen, ohne daß ihre Sünden abgewaschen worden wären. Wir können ja ein wenig herumschlendern und uns umsehen, während wir auf das dritte Abzeichen warten.«

Sie drängten sich durch die Menschenmenge, betraten das Tabernakel und kamen in eine lange, hohe Halle. Boone blieb stehen. »Ich möchte Sie auf

etwas aufmerksam machen. In allem steckt Geschäft, sogar im Werk des Herrn. Jeder Tourist, ob er am Sucher-Gottesdienst teilnimmt oder nicht – und die Gottesdienste werden vierundzwanzig Stunden am Tag abgehalten –, muß hier durch. Und was sieht er? Diese Glücksmöglichkeiten.« Bonne winkte zu den Glücksspielautomaten an beiden Wänden hin. »Bar und Schnellimbiß befinden sich am hinteren Ende, er kann nicht einmal etwas zu trinken bekommen, ohne hier durchzugehen. Ich sage Ihnen, das muß schon ein bemerkenswerter Sünder sein, der so weit kommt, ohne sein Kleingeld hiergelassen zu haben.

Aber es ist nicht etwa so, daß wir sein Geld nehmen und ihm nichts dafür geben. Sehen Sie einmal her…« Boone bahnte sich einen Weg zu einer Maschine und klopfte der Frau, die daran spielte, auf die Schulter. Um ihren Hals trug sie einen Rosenkranz der Fosteriten. »Bitte, Tochter.«

Sie blickte hoch, und ihre Verärgerung ging in ein Lächeln über. »Natürlich, Bischof.«

»Sei gesegnet. Sie werden bemerken…« – Boone steckte einen Vierteldollar in die Maschine –, »daß der Sünder, ob es sich nun in weltlichen Gütern auszahlt oder nicht, mit einem Segen und einem Souvenir-Text belohnt wird.«

Die Maschine blieb stehen. In dem Sichtfenster erschienen die Worte GOTT – SIEHT – DICH.

»Das ist ein Gewinn drei zu eins.« Boone fischte Spielmarken aus der Ausgabeschale. »Und hier ist Ihr Text.« Er riß einen Papierstreifen ab und reichte ihn Jill. »Behalten Sie ihn, kleine Dame, und denken Sie darüber nach!«

Jill warf einen Blick darauf, bevor sie ihn in ihr Portemonnaie steckte: »Aber des Sünders Bauch ist gefüllt mit Schmutz – N.O.XXII 17«

»Sie werden bemerken«, fuhr Boone fort, »daß der Gewinn in Marken, nicht in Geld besteht – und der Käfig des Finanzverwalters ist hinter der Bar… Da gibt es viele Gelegenheiten, für Almosen und andere gute Werke zu spenden. Also steckt der Sünder die Marken wahrscheinlich wieder hinein… und jedesmal bekommt er einen Segen und einen anderen Text. Der kumulative Effekt ist gewaltig! Einige unserer treuesten Schafe haben ihren Start hier in diesem Raum gemacht.«

»Ich habe keinen Zweifel daran«, sagte Jubal und nickte.

»Besonders dann, wenn sie den Jackpot gewinnen. Sie verstehen, jede Kombination ist ein Segen. Aber der Jackpot, das sind drei heilige Augen. Ich sage Ihnen, wenn diese Augen in einer Reihe erscheinen und sie anstarren und all das Manna vom Himmel herunterkommt, bringt sie das wirklich zum Denken. Manchmal fallen sie in Ohnmacht. Hier, Mr. Smith…« Boone bot Mike eine der Marken an. »Lassen Sie sie herum wirbeln!«

Mike zögerte. Jubal nahm die Marke selbst – verdammt, er wollte nicht, daß der Junge von einem einarmigen Banditen hereingelegt wurde! »Ich werde es versuchen, Senator.« Er speiste das Ding in die Maschine ein.

Mike hatte seinen Zeitsinn ein wenig ausgedehnt, tastete im Innern der

Maschine herum und versuchte zu entdecken, was sie tat. Er war zu schüchtern, um selbst zu spielen.

Aber als Jubal spielte, beobachtete Mike, wie sich die Zylinder drehten, stellte fest, daß auf jedem ein Auge abgebildet war, und fragte sich, was dieser ›Jackpot‹ sein mochte. Das Wort hatte, soviel er wußte, drei Bedeutungen, von denen keine hier zuzutreffen schien. Ohne die Absicht, Aufregung hervorzurufen, verlangsamte er ein Rad nach dem anderen und hielt es an, so daß die Augen durch das Fenster hinaussahen.

Eine Glocke läutete, ein Chor sang ›Hosianna‹, Lichter gingen an, und die Maschine spie Spielmarken aus. Boone war entzückt.
»Seien Sie gesegnet! Doc, heute ist Ihr Glückstag! Hier – stecken Sie eine wieder hinein, um den Jackpot abzustellen.« Er fischte eine Münze aus der Flut.

Mike hätte gern gewußt, warum das geschah. Deshalb reihte er die Augen von neuem auf. Die Ereignisse wiederholten sich, nur daß die Flut ein Rinnsal war. Boone drohten die Augen aus dem Kopf zu fallen. »Da will ich doch – gesegnet sein! Zweimal hintereinander kann das eigentlich nicht vorkommen. Aber ich werde dafür sorgen, daß Sie für beide Male bezahlt werden.« Schnell steckte er eine Spielmarke wieder hinein.

Mike wollte immer noch sehen, warum dies ein ›Jackpot‹ war. Die Augen erschienen von neuem.

Boone starrte. Jill drückte Mikes Hand und flüsterte: »Mike… hör auf damit!«

»Aber, Jill, ich wollte wissen…«

»Sprich nicht! Laß es sein! Warte nur, bis ich dich wieder zu Hause habe!«

Boone erklärte langsam: »Ich zögere… äh… dies ein Wunder zu nennen. Wahrscheinlich ist eine Reparatur nötig.« Er rief: »Cherub herbei!« und meinte: »Wir sollten den letzten besser abstellen.« Damit warf er wieder eine Münze ein.

Ohne Mikes Eingreifen wurden die Räder langsamer und verkündeten: »FOSTER – LIEBT – DICH.« Die Maschine bemühte sich, gab aber keine weiteren Chips aus. Ein etwas älterer Cherub mit glattem schwarzen Haar kam herbeigelaufen und sagte: »Glücklichen Tag. Sie brauchen Hilfe?«

»Drei Jackpots«, teilte Boone ihm mit.

»›Drei‹?«

»Hast du die Musik nicht gehört? Bist du taub? Wir werden an der Bar sein; bring das Geld dorthin. Und laß jemanden diese Maschine überprüfen.«

»Ja, Bischof.«

Sie ließen den Cherub verblüfft zurück, während Boone sie rasch an die Bar führte. »Ich muß Sie hier wegbringen«, sagte er lachend, »bevor Sie die Kirche in den Konkurs treiben. Doc, haben Sie immer soviel Glück?«

»Immer«, erklärte Harshaw feierlich. Bei sich dachte er, er *wisse* schließlich nicht, daß der Junge etwas damit zu tun habe… aber er wünschte, diese Prüfung sei vorüber.

Boone führte sie an eine mit ›Reserviert‹ beschilderte Theke und sagte: »Das wird es tun – oder möchte die kleine Dame lieber sitzen?«

»Mir ist es recht, wenn wir hierbleiben.« (Und wenn du mich noch einmal ›kleine Dame‹ nennst, lasse ich Mike auf dich los!)

Ein Barkeeper eilte herbei. »Glücklichen Tag. Das übliche, Bischof?«

»Doppelt. Was darf es ein, Doc? Und für Sie, Mr. Smith? Seien Sie nicht zu bescheiden, Sie sind Gäste des obersten Bischofs.«

»Brandy, danke. Ein Glas Wasser extra.«

»Brandy, danke«, wiederholte Mike und setzte hinzu: »Für mich bitte kein Wasser.« Wasser war nicht das Wesentliche, und trotzdem wollte er hier kein Wasser trinken.

»Das ist der richtige Geist!« Boones Ton war herzlich. »Das ist der richtige Geist bei geistigen Getränken! Kein Wasser. Haben Sie es verstanden? Das war ein Witz.« Er stieß Jubal in die Rippen. »Was darf es für die kleine Dame sein? Cola? Milch für Ihre rosigen Wangen? Oder einen richtigen Glücklichen-Tag-Drink mit den Großen?«

»Senator«, fragte Jill vorsichtig, »würde sich Ihre Gastfreundschaft auch auf einen Martini erstrecken?«

»Na klar! Die besten Martinis der Welt – wir benutzen keinen Wermut. Wir segnen sie statt dessen. Ein doppelter Martini für die kleine Dame. Sei gesegnet, Sohn, und mach schnell! Wir haben Zeit für einen auf die Schnelle, dann werden wir Erzengel Foster unsere Ehrerbietung erweisen und ins Sanktuarium gehen, um den obersten Bischof zu hören.«

Die Getränke und das Jackpot-Geld kamen. Sie tranken mit Boones Segen, dann rückte er die dreihundert Dollar heraus und bestand darauf, der gesamte Gewinn gehörte Jubal. Jubal regelte die Sache, indem er alles in eine Liebesgaben-Büchse warf.

Boone nickte anerkennend. »Das ist ein Zeichen der Gnade, Doc. Wir werden Sie schon noch retten. Noch eine Runde, Leute?«

Jill hoffte, jemand werde ja sagen… Der Gin war wässerig, doch er entzündete eine Flamme der Toleranz in ihrem Innern. Niemand meldete sich, deshalb führte Boone sie weiter, eine Treppe hinauf, vorbei an einem Schild: AUF KEINEN FALL SUCHER ODER SÜNDER – DU BIST GEMEINT!

Dann kam eine Tür. Boone sagte zu ihr: »Bischof Boone und drei Pilger, Gäste des obersten Bischofs.«

Die Tür öffnete sich. Boone führte sie einen gekurvten Gang entlang in einen Raum.

Er war groß, luxuriös in einem Stil, der Jill an Empfangsräume von Bestattungsunternehmen erinnerte, aber er war von fröhlicher Musik erfüllt. Die Melodie schien von *Jingle Bells* zu stammen, aber ein Kongo-Beat war so eingebaut worden, daß der Ursprung nicht mehr festzustellen war. Es gefiel Jill, und sie bekam Lust zum Tanzen.

Die hintere Wand bestand aus Glas und schien nicht einmal das zu sein.

Boone sagte munter: »Da wären wir, Leute – in seiner Gegenwart. Sie brauchen nicht niederzuknien – aber tun Sie es, wenn Sie sich dann besser fühlen. Die meisten Pilger tun es. Und da ist *er…* genau wie er war, als er in den Himmel gerufen wurde.«

Boone wies mit seiner Zigarre. »Sieht er nicht ganz natürlich aus? Erhalten durch ein Wunder, unverwesliches Fleisch. Das ist der Sessel, auf dem er saß, wenn er seine Botschaften schrieb… und das ist die Haltung, in der er sich befand, als er gen Himmel fuhr. Er ist nie von der Stelle bewegt worden – wir haben das Tabernakel um ihn herumgebaut… die alte Kirche natürlich abgetragen und ihre geheiligten Steine wieder verwendet.«

In einer Entfernung von vielleicht zwanzig Fuß saß mit dem Gesicht zu ihnen auf einem Sessel, der bemerkenswerte Ähnlichkeit mit einem Thron hatte, ein alter Mann. Er sah aus, als lebte er… und er erinnerte Jill an einen alten Ziegenbock auf der Farm, wo sie als Kind den Sommer zu verbringen pflegte – die vorgeschobene Unterlippe, der Schnurrbart, die wilden, brütenden Augen. Jill spürte ihre Haut prickeln; Erzengel Foster schuf ihr Unbehagen.

Mike fragte auf marsianisch: *»Mein Bruder, ist dies ein Alter?«*

»Ich weiß es nicht, Mike. Sie sagen, er sei einer.«

Er antwortete: *»Ich groke keinen Alten.«*

»Ich habe dir doch gesagt, ich weiß es nicht.«

»Ich groke Verkehrtheit.«

»Mike! Denk daran, was ich dir gesagt habe!«

»Ja, Jill.«

Boone erkundigte sich: »Was sagt er, kleine Dame? Wie lautete Ihre Frage, Mr. Smith?« Jill antwortete schnell: »Es hat nichts zu bedeuten. Senator, kann ich hier heraus? Mir ist nicht gut.« Sie warf einen Blick auf den Leichnam. Bauchige Wolken hingen darüber; ein Lichtstrahl brach hindurch und fand das Gesicht. Mit der wechselnden Beleuchtung schien sich auch das Gesicht zu verändern. Die Augen wirkten hell und lebendig. Boone sagte beruhigend: »Die Wirkung hat es beim ersten Mal immer. Versuchen Sie es mit der Sucher-Galerie unter uns – mit dem Blick nach oben und anderer Musik. Es ist schwere Musik, mit Infraschall, glaube ich – erinnert sie an ihre Sünden. *Dieser* Raum ist dagegen eine Meditationskammer glücklicher Gedanken für die hohen Kirchenfunktionäre – ich komme her und setze mich hin und rauche eine Zigarre, wenn ich mich ein bißchen niedergeschlagen fühle.«

»Bitte, Senator!«

»Oh, gewiß. Warten Sie draußen, meine Liebe. Mr. Smith, Sie bleiben, solange Sie wollen.« Jubal sagte: »Senator, sollten wir nicht am besten zum Gottesdienst gehen?« Sie gingen. Jill zitterte und drückte Mikes Hand. Sie hatte sich zu Tode geängstigt bei dem Gedanken, Mike könne diesem grausigen Ausstellungsstück etwas antun – und sie würden dann alle

gelyncht werden.

Zwei Wachen versperrten ihnen am Portal des Sanktuariums mit gekreuzten Speeren den Weg. Boone sagte vorwurfsvoll: »Na, na! Diese Pilger sind Gäste des obersten Bischofs persönlich. Wo sind ihre Abzeichen?«

Die Abzeichen wurden hervorgeholt und mit ihnen Werbegeschenke. Ein respektvoller Platzanweiser bat: »Hier entlang, Bischof«, und führte sie über breite Stufen zu einem Kirchenstuhl, der dem Podium gegenüberlag.

Boone ließ ihnen den Vortritt. »Sie zuerst, kleine Dame.« Er wollte neben Mike sitzen; Harshaw siegte, und Mike wurde zwischen Jill und Jubal gesetzt, während Boone den Platz am Mittelgang nehmen mußte.

Der Kirchenstuhl war luxuriös – sich automatisch einstellende Sitze, Aschenbecher, Klapptische für Erfrischungen. Sie befanden sich oberhalb der Gemeinde und weniger als hundert Fuß vom Altar entfernt. Davor wärmte ein junger Priester die Menge auf, indem er zu Musik mit den Füßen scharrte und muskulöse Arme mit geballten Fäusten vor- und zurückschwang. Seine kräftige Baßstimme fiel von Zeit zu Zeit in den Chor ein. Dann hob er sie in der Ermahnung:

»Hoch von euren Hintern! Wollt ihr, daß der Teufel euch beim Schlafen erwischt?«

Eine Polonaise zog sich den rechten Gang hinunter, vorn quer am Altar vorbei und durch den Mittelgang zurück. Die Füße stampften im Takt mit den kolbenartigen Boxhieben des Priesters und dem synkopierten Gesang des Chors. Stampf, stampf, *stöhn!…* Stampf, stampf, *stöhn!* Jill spürte den Beat und dachte verlegen, daß es Spaß machen würde, mitzutanzen – wie es mehr und mehr Leute unter den höhnischen Zurufen des muskulösen jungen Priesters taten.

»Der Junge hat Zukunft«, bemerkte Boone anerkennend. »Ich habe mit ihm Gemeinschaftspredigten gehalten und kann bezeugen, daß er die Menge zum Kochen bringt. Reverend ›Jug‹ Jackerman – hat früher linken Stürmer bei den Rams gespielt. Sie werden ihn gesehen haben.«

»Leider nicht«, gestand Jubal. »Ich verfolge die Football-Spiele nicht.«

»Tatsächlich? Nun, während der Saison bleiben die meisten Gläubigen nach dem Gottesdienst, nehmen den Lunch auf ihren Bänken und sehen sich das Spiel an. Die Wand hinter dem Altar gleitet zur Seite, und man sieht in den größten Stereotank, der jemals gebaut wurde. Er wirft einem das Spiel direkt in den Schoß. Ein besserer Empfang, als man ihn zu Hause bekommen kann – und es ist spannender, wenn eine Menschenmenge um einen herum ist.« Er pfiff. »Cherub! Herbei!«

Ihr Platzanweiser kam gelaufen. »Ja, Bischof?«

»Sohn, du bist so schnell weggelaufen, daß ich keine Zeit hatte, meine Bestellung aufzugeben.«

»Es tut mir leid, Bischof.«

»Daß es dir leid tut, wird dich nicht in den Himmel bringen. Werde glücklich,

Sohn. Bekomme den alten federnden Gang zurück, und sei immer auf Draht. Für alle noch einmal das gleiche, Leute?« Er gab die Bestellung auf und setzte hinzu: »Bring mir eine Handvoll meiner Zigarren – frage den Chef-Barkeeper danach.«

»Sofort, Bischof.«

»Sei gesegnet, Sohn. Moment…« Die Polonaise führte unter ihnen vorbei. Boone beugte sich vor, legte seine Hände zu einem Megaphon zusammen und überschrie den Lärm. »Darwin! He, *Dawn!«* Eine Frau blickte hoch, er winkte ihr zu. Sie lächelte. »Außerdem noch einen Whisky sour. Fliege!«

Die Frau war schnell da, ebenso die Drinks. Boone zog für sie einen Sitz aus der hinteren Reihe. »Leute, lernt Miss Dawn Ardent kennen. Meine Liebe, das ist Miss Boardman, die kleine Dame in der Ecke – und das, hier bei mir, ist der überaus berühmte Dr. Jubal Harshaw…«

»Wirklich? Doktor, ich finde Ihre Geschichten einfach himm lisch!«

»Ich danke Ihnen.«

»Ehrlich! Ich habe eins Ihrer Bänder aufgelegt und lasse mich von ihm beinahe jeden Abend in den Schlaf wiegen.«

»Ein höheres Lob kann kein Schriftsteller erwarten«, gab Jubal unbewegten Gesichts zurück.

»Das langt, Dawn«, fiel Boone ein. »Der junge Mann zwischen ihnen ist… Mr. Valentin Michael Smith, der Mann vom Mars!«

Ihre Augen wurden groß, und ihr Kinn klappte herunter. »Himmel!«

Boone röhrte: »Sei gesegnet, Kind! Da staunst du, was?«

Sie fragte: »Sind Sie *wirklich* der Mann vom Mars?«

»Ja, Miss Dawn Ardent.«

»Nennen Sie mich einfach ›Dawn‹. *Himmel!«*

Boone tätschelte ihre Hand. »Weißt du nicht, daß es Sünde ist, das Wort eines Bischofs anzuzweifeln? Meine Liebe, möchtest du nicht mithelfen, den Mann vom Mars zum Licht zu führen?«

»Oh, das täte ich nur zu gern!«

(Das kann ich mir vorstellen, du aalglatte Hexe! sagte Jill zu sich selbst.) Seit Miss Ardent sich ihnen zugesellt hatte, war sie immer wütender geworden. Das Kleid der Frau hatte lange Ärmel, war hochgeschlossen und undurchsichtig – und verbarg nichts. Es war ein Strickstoff im Farbton ihrer sonnengebräunten Haut, und Jill war überzeugt, daß Haut alles war, was sich darunter befand – abgesehen von Miss Ardent, was immerhin eine Menge war. Das Kleid war betont keusch im Vergleich zu den Kleidern der meisten Frauen in der Gemeinde, von denen einige die Nähte zu sprengen drohten.

Nach Jills Meinung sah Miss Ardent aus, als habe sie sich gerade aus dem Bett geschlängelt und sei begierig, wieder hineinzukriechen. Mit Mike. Hör auf, deinen Körper vor ihm zu winden, du billige Hure!

Boone sagte: »Ich werde mit dem obersten Bischof reden, meine Liebe. Jetzt geh zurück und führe diese Parade an! Jug braucht dich.«

Sie stand gehorsam auf. »Ja, Bischof. Ich freue mich, Sie kennengelernt zu haben, Doktor, und Sie, Miss Broadman. Ich hoffe, Sie wiederzusehen, Mr. Smith. Ich werde für Sie beten.« Sie wogte davon.

»Ein feines Mädchen, das«, stellte Boone glücklich fest. »Haben Sie ihre Nummer schon einmal gesehen, Doktor?«

»Ich glaube nicht. Was macht sie?«

Boone schien seinen Ohren nicht zu trauen. »Das *wissen* Sie nicht?«

»Nein.«

»Haben Sie nie ihren *Namen* gehört? Das ist Dawn Ardent – sie ist die höchstbezahlte Stripperin in ganz Baja California, das ist sie. Arbeitet unter einem Punktscheinwerfer mit Irisblende, und wenn sie bei den Schuhen angelangt ist, fällt nur noch auf ihr Gesicht Licht, und man kann sonst gar nichts mehr sehen. Sehr wirksam. Höchst spirituell. Würden Sie glauben, wenn Sie jetzt in dieses süße Gesicht sehen, daß sie einmal eine höchst unmoralische Frau war?«

»Das kann ich nicht glauben.«

»Nun, sie war es. Fragen Sie sie! Sie wird es Ihnen erzählen. Noch besser, kommen Sie zu einer Reinigung für Sucher – ich werde Sie benachrichtigen, wenn Dawn an der Reihe ist. Wenn sie beichtet, macht das anderen Frauen Mut, ihre Sünden ebenfalls zu offenbaren. Sie hält mit nichts zurück – es tut auch ihr gut, zu wissen, daß sie den Leuten hilft. Sehr engagiert – fliegt jeden Samstagabend nach ihrer letzten Show her, um Unterricht in der Sonntagsschule zu geben. Sie hat die Glückseligkeitsklasse der jungen Männer, und seit ihrem Amtsantritt hat sich die Teilnehmerzahl verdreifacht.«

»Dos glaube ich gern«, stimmte Jubal zu. »Wie alt sind diese glücklichen ›jungen Männer‹?«

Boone lachte. »Sie können mich nicht auf den Arm nehmen, Sie alter Teufel. Sicher hat Ihnen irgend jemand erzählt, welches Motto Dawns Klasse hat: ›Niemals zu alt, um jung zu sein.‹«

»Das wußte ich nicht, ehrlich.«

»Man kann erst teilnehmen, wenn man das Licht gesehen bat und durch die Reinigung gegangen ist. Dies ist die Eine Wahre Kirche, Pilger, ungleich jenen Fallen Satans, jenen stinkenden Abgründen von Schändlichkeit, die sich selbst ›Kirche‹ nennen, um die Unachtsamen zum Götzendienst und anderen Abscheulichkeiten zu verlocken. Bei uns kann man nicht hereinspazieren, um sich zwei Stunden vor dem Regen in Sicherheit zu bringen – man muß zuerst *gerettet* werden. Tatsächlich – oh, oh, Kamera-Warnung.« Lichter blinkten in allen Ecken der großen Halle. »Und Jug hat sie richtig aufgeheizt. Jetzt werden Sie Action zu sehen bekommen!«

Die Polonaise gewann Rekruten, während die wenigen, die noch auf ihren Plätzen waren, im Takt klatschten und auf und ab hüpften. Platzanweiser liefen, die Gefallenen aufzuheben, von denen manche, vor allem Frauen, sich wanden und schäumten. Diese ließen sie vor dem Altar fallen, wo sie wie

Fische um sich schlugen. Boone zeigte mit seiner Zigarre auf eine magere Rothaarige von vielleicht vierzig Jahren, deren Kleid arg zerrissen war. »Sehen Sie diese Frau? Es ist ein volles Jahr her, seit sie an einem Gottesdienst teilgenommen hat, ohne vom Geist ergriffen zu werden. Manchmal benutzt Erzengel Foster ihren Mund, um zu uns zu sprechen… Wenn das geschieht, sind vier stämmige Akoluthen notwendig, um sie zu halten. Sie könnte jederzeit gen Himmel fahren, sie ist bereit. Braucht jemand eine Nachfüllung? Die Bedienung an der Bar ist langsam, sobald die Kameras laufen und es lebhafter wird.«

*

Mike ließ sich das Glas noch einmal vollgießen. Jills Abscheu vor der Szene teilte er nicht im geringsten. Er war tief beunruhigt gewesen, als er entdeckte, daß der ›Alte‹ nichts als verdorbenes Essen war, aber er stellte die Sache zurück und trank tief von dem Toben unten.

Es war so marsianisch im Geschmack, daß er gleichzeitig Heimweh verspürte und sich voll und ganz zu Hause fühlte. Keine Einzelheit war marsianisch, alles war ganz anders, und doch grokte er ein Zueinanderwachsen, das so real war wie eine Wasserzeremonie, und das bei einer Anzahl von Personen und einer Intensität, die er außerhalb seines eigenen Nestes noch nie erlebt hatte. Er wünschte sich von ganzem Herzen, jemand werde ihn auffordern, bei diesem Auf- und Abspringen mitzumachen. Seine Füße kribbelten von dem Drang, sich in den Trubel hineinzustürzen.

Er entdeckte Miss Dawn Ardent – vielleicht würde sie ihn auffordern. Er brauchte sie nicht nach Größe und Proportionen zu erkennen, obwohl sie genauso groß war wie sein Bruder Jill und fast die gleiche Figur besaß. Aber Miss Dawn Ardent hatte ihr eigenes Gesicht, ihre Schmerzen, ihr Kummer und ihr Wachsen waren darin unter ihrem freundlichen Lächeln eingraviert. Ob Miss Dawn Ardent eines Tages willens sein würde, mit ihm Wasser zu teilen und zusammenzuwachsen? Bei Senator Bischof Boone hatte er das Gefühl, auf der Hut sein zu müssen, und er war froh, daß Jubal sie beide nicht nebeneinandergesetzt hatte. Aber es tat ihm leid, daß Miss Dawn Ardent weggeschickt worden war.

Miss Dawn Ardent fühlte seinen Blick nicht. Die Prozession trug sie davon.

Der Mann auf dem Podium hob beide Arme. In der großen Höhle wurde es ruhiger. Plötzlich ließ er die Arme sinken. »Wer ist *glücklich?*«

»WIR SIND *GLÜCKLICH!*«

»Warum?«

»Gott… *LIEBT UNS!*«

»Woher wißt ihr das?«

»FOSTER HAT ES UNS GESAGT!«

Er fiel auf die Knie, hob eine Faust. »Laßt das Löwengebrüll erschallen.« Sie brüllten und schrien und kreischten, während er seine Faust als Taktstock

benutzte, die Lautstärke an- und dann abschwellen ließ, sie zu einem subvokalen Grollen drosselte, dann zu einem Creszendo antrieb, der den Balkon erschütterte. Mike wälzte sich darin. Es war für ihn eine so schmerzliche Ekstase, daß er fürchtete, er müsse sich zurückziehen. Aber Jill hatte ihm gesagt, daß dürfe er nicht, außer in seinem eigenen Zimmer. Deshalb hielt er den Drang unter Kontrolle und ließ die Wellen über sich wegrauschen. Der Mann stand auf. »Der Sponsor unseres ersten Liedes«, verkündete er munter, »ist die Manna-Bäckerei, die Herstellerin von Engelbrot, des Laibs der Liebe. Jedes Einwickelpapier zeigt das lächelnde Gesicht unseres obersten Bischofs und enthält einen wertvollen Prämien-Coupon, den ihr in eurer nächsten
Kirche der Neuen Offenbarung einlösen könnt. Brüder und Schwestern, morgen wird die Manna-Bäckerei, die Filialen im ganzen Land hat, einen gigantischen, preisstürzenden Verkauf von prääquinoktialen Leckerein beginnen. Schickt euer Kind mit einer überquellenden Schachtel von Erzengel-Foster-Keksen zur Schule, jeder Keks gesegnet und in einen passenden Text gewickelt – und betet, daß jeder Keks, den es verschenkt, ein Sünderkind dem Licht näherbringen wird.

Und jetzt wollen wir mit den heiligen Worten unseres alten Lieblingsliedes ein bißchen Leben in die Bude bringen! ›Vorwärts, Fosters Kinder!‹ Alle zusammen!«

Vorwärts, Fosters *Kinder!*
Mit Gott auf unsrer Seit’
Zerschmettern wir den Sünder
In unserm heil’gen Streit.

»Zweite Strophe!«

Unsern Glauben *haben*
Wir als Schwert und Schild…

Mike war so von Freude erfüllt, daß er nicht versuchte, Wörter zu groken. Er grokte, daß Wörter nicht wesentlich waren, es war ein Zueinanderwachsen. Die Polonaise begann von neuem. Die Marschierer stimmten kräftig in den Chor ein.

Nach dem Kirchenlied kamen Ankündigungen, himmlische Botschaften, eine weitere Werbung und die Verteilung von Werbegeschenken. Ein zweites Kirchenlied ›Glückliche Gesichter, dem Himmel zugewandt‹ wurde von Dattelbaums Kaufhaus gesponsort, wo die Geretteten ungefährdet einkaufen könnten, weil keine Ware angeboten werde, die mit einer gesponserten Marke konkurriere – Glückseligkeitsraum für Kinder in jeder Abteilung, überwacht von einer geretteten Schwester.

Der Priester trat an den Rand der Plattform und legte die Hand hinters Ohr.

»Wir… wollen… *Digby!«*

»Wen?«

»Wir… wollen… DIG – BY!«

»Lauter! Er soll euch doch hören!«

»WIR – WOLLEN – DIG – *BY!«* Klatsch, klatsch, stampf, stampf! »WIR – WOLLEN – DIG – *BY!«* Klatsch, klatsch, stampf, stampf…

Es ging weiter und weiter, bis das Gebäude wackelte. Jubal beugte sich zu Boone hinüber. »Noch ein bißchen mehr, und Sie werden die gleiche Wirkung erzielen wie Samson.«

»Keine Bange«, teilte Boone ihm um seine Zigarre mit. »Das Bauwerk ist verstärkt, gestützt vom Glauben. Es ist dafür konstruiert, daß es bebt. Hilft.«

Die Beleuchtung wurde matter, die Vorhänge teilten sich. Blendende Helligkeit umstrahlte den obersten Bischof, der die verschlungenen Hände über den Kopf schüttelte und den Gläubigen zulächelte.

Sie antworteten mit dem Löwengebrüll, und er warf ihnen Küsse zu. Auf seinem Weg zur Kanzel blieb er stehen, hob eine der besessenen Frauen auf, die sich immer noch langsam wand, küßte sie, legte sie behutsam wieder hin, ging weiter – und wurde von der knochigen Rothaarigen, die sich auf die Knie erhoben hatte, aufgehalten. Er streckte die Hand nach hinten aus, und es wurde ihm ein Mikrophon hineingedrückt.

Digby legte einen Arm um die Schultern der Frau und hielt das Mikrophon dicht an ihre Lippen.

Mike konnte ihre Worte nicht verstehen. Er glaubte nicht, daß es Englisch war.

Der oberste Bischof übersetzte in jeder Pause des Wortschwalls.

»Erzengel Foster ist bei uns…«

»Er freut sich über euch. Küßt die Schwester zu eurer Rechten.«

»Erzengel Foster liebt euch. Küßt die Schwester zu eurer Linken…«

»Er hat eine Botschaft für einen von euch.«

Die Frau sprach von neuem; Digby zögerte. »Was war das? Lauter, ich bitte dich.« Sie nuschelte und kreischte.

Digby blickte hoch und lächelte. »Seine Botschaft richtet sich an einen Pilger von einem anderen Planeten – Valentin Michael Smith, den Mann vom Mars! Wo bist du, Valentin Michael Smith? Steh auf!«

Jill versuchte, ihn daran zu hindern, aber Jubal brummte: »Es ist einfacher, nicht dagegen anzukämpfen. Laß ihn aufstehen! Winke, Mike! Setz dich wieder!« Mike tat es, verblüfft darüber, daß sie jetzt skandierten: »Mann vom *Mars!…* Mann vom *Mars!«*

Auch die Predigt schien an ihn gerichtet zu sein, nur konnte er sie nicht verstehen. Die Wörter waren englisch, doch es war, als seien sie verkehrt zusammengesetzt, und es gab soviel Lärm, soviel Händeklatschten, so viele »Hallelujah!« – und »Glückli-chen-Tag!«-Rufe, daß es ihn völlig verwirrte. Er

war froh, als es vorbei war.

Nach Beendigung der Predigt übergab Digby die Leitung des Gottesdienstes wieder dem jungen Priester und ging. Boone stand auf. »Kommt, Leute! Wir schleichen uns vor der Menge hinaus.«

Mike folgte ihm, Jills Hand in seiner. Sie gingen durch einen kunstvoll gewölbten Tunnel, während der Lärm der Menge sich immer weiter entfernte. Jubal fragte: »Führt der Gang zum Parkplatz? Ich habe meinem Piloten gesagt, er solle warten.«

»Wie?« gab Boone zurück. »Ja, geradeaus. Aber wir werden den obersten Bischof aufsuchen.« »Was? Nein, ich glaube nicht, daß das geht. Wir müssen nach Hause.« Boone fixierte ihn. »Doktor, der oberste Bischof wartet. Sie müssen ihm die Ehre geben. Sie sind seine Gäste.«

Jubal zögerte… und gab dann schließlich doch nach. »Nun… es wird doch kein Haufen von Leuten da sein? Der Junge hat genug Aufregung gehabt.«

»Nur der oberste Bischof. Er möchte mit Ihnen unter vier Augen sprechen.« Boone führte sie in einen Aufzug, der hinter den Dekorationen an der Wand versteckt war. Augenblicke später waren sie in einem Salon, der zu Digbys Räumen gehörte.

Eine Tür öffnete sich, Digby trat schnell ein. Er hatte seinen Ornat abgelegt und war in eine fließende Robe gekleidet. Er lächelte. »Entschuldigt, daß ich euch habe warten lassen, Leute – ich muß duschen, sobald ich von der Kanzel komme. Ihr habt ja keine Ahnung, wie es einen schwitzen macht, Satan zu schlagen. Das also ist der Mann vom Mars? Gott segne dich, Sohn! Willkommen im Haus des Herrn. Erzengel Foster möchte, daß du dich daheim fühlst. Er wacht über dich.«

Mike antwortete nicht. Es überraschte Jubal, wie klein Digby war. Hatte er bei seinen Auftritten Einlagen in den Schuhen? Oder machte es die Beleuchtung? Abgesehen von dem Spitzbart, den er in Nachahmung von Foster trug, erinnerte er Jubal an einen Gebrauchtwagenverkäufer – er hatte das gleiche Lächeln, die gleiche herzliche Art. Aber er erinnerte Jubal an einen ganz bestimmten Menschen… Er hatte es! An ›Professor‹ Simon Magus, Becky Veseys vor langer Zeit verstorbenen Gatten. Jubals Gefühle für den Kirchenmann wurden freundlicher. Simon war ein so sympathischer Halunke gewesen, wie er je einen gekannt hatte…

Digby richtete seinen Charme auf Jill. »Knie nicht nieder, Tochter; wir sind hier nichts als Freunde unter sich.« Er sprach mit ihr, verblüffte Jill mit Kenntnissen über ihre Lebensgeschichte und setzte ernsthaft hinzu: »Ich habe große Achtung für deine Berufung, Tochter. In den gesegneten Worten Erzengel Fosters befiehlt Gott uns, für die Bedürfnisse des Leibes zu sorgen, damit die Seele ungehindert durch das Fleisch das Licht suchen kann. Ich weiß, du bist noch keine von uns… aber deine Arbeit ist vom Herrn gesegnet. Wir sind Reisegefährten auf dem Weg zum Himmel.«

Er wandte sich an Jubal. »Auch Sie gehören dazu, Doktor. W*ie* Erzengel Foster lehrt, befiehlt der Herr uns, glücklich zu sein… und wie oft habe ich,

müde bis zum Tod, meinen Hirtenstab beiseitegestellt und mir eine glückliche Stunde mit einer Ihrer Geschichten gegönnt! Dann bin ich erfrischt und von neuem zum Kampfbereit aufgestanden.«

»Äh… ich danke Ihnen, Bischof.«

»Ich meine es ernst. Ich habe Ihr Dossier im Himmel suchen lassen – nun, nun, nichts für ungut, ich weiß, daß Sie ein Ungläubiger sind. Sogar Satan hat einen Zweck in Gottes großem Plan. Für Sie ist es nicht an der Zeit, zu glauben. Aus Ihrem Kummer, Ihrem Herzweh und Ihrem Schmerz spinnen Sie Glückseligkeit für andere. Das wird Ihnen auf Ihrer Seite im Großen Hauptbuch gutgeschrieben. Jetzt bitte! Ich habe Sie nicht hergeholt, um über Theologie zu diskutieren. Wir diskutieren niemals, wir warten, bis jemand das Licht sieht, und dann heißen wir ihn willkommen. Heute wollen wir einfach eine glückliche Stunde miteinander verbringen.«

Digby verhielt sich so, als ob er es ernst meinte. Jubal mußte einräumen, daß der zungenfertige Betrüger ein guter Gastgeber war. Kaffee, Likör und Essen waren ausgezeichnet. Mike wirkte nervös, besonders, als Digby ihn auf die Seite nahm und allein mit ihm sprach – aber, verflucht noch eins, der Junge mußte sich daran gewöhnen, unter Menschen zu sein.

Boone zeigte Jill Foster-Reliquien in einem Kasten auf der anderen Seite des Salons. Jubal beobachtete es amüsiert und strich sich pate de foie gras auf Toast. Er hörte eine Tür klicken und sah sich um; Digby und Mike waren verschwunden. »Wohin sind sie gegangen, Senator?«

»Wie? Was war das, Doktor?«

»Bischof Digby und Mr. Smith. Wo sind sie?«

Boone schien die geschlossene Tür erst jetzt zu bemerken. »Oh, sie sind für einen Augenblick da hineingegangen. Das ist ein Separatraum für private Audienzen. Waren Sie nicht darin? Hat der oberste Bischof Sie nicht herumgeführt?«

»Doch, ja.« Es war ein Raum mit einem Sessel auf einer Empore – einem ›Thron‹, berichtigte Jubal sich mit einem Grinsen – und einem Kniestuhl. Jubal fragte sich, wer von den beiden den Thron benutzen und für wen der Kniestuhl übrigbleiben werde. Wenn dieser Flitter-Bischof versuchte, mit Mike über Religion zu sprechen, würde er einen Schock bekommen. »Ich hoffe, sie bleiben nicht lange. Wir müssen nämlich wirklich langsam nach Hause.«

»Das glaube ich nicht. Wahrscheinlich wünschte Mr. Smith ein Wort unter vier Augen. Die Leute wollen das sehr oft… und der oberste Bischof ist sehr großzügig. Hören Sie, ich werde veranlassen, daß Ihr Taxi am Ende jenes Ganges, wo wir in den Aufzug gestiegen sind, auf Sie wartet – das ist der Privateingang des obersten Bischofs. Das wird Ihnen gut zehn Minuten ersparen.«

»Das ist sehr freundlich.«

»Wenn Mr. Smith also etwas auf dem Herzen hat, das er beichten möchte, brauchen wir ihn nicht zur Eile zu mahnen. Ich werde gehen und draußen telefonieren.« Boone ging.

Jill sagte: »Jubal, das gefällt mir nicht. Ich glaube, das war ein absichtliches Manöver, damit Digby Gelegenheit bekam, sich Mike allein vorzuknöpfen.«

»Offensichtlich.«

»Dazu haben sie kein Recht! Ich werde hineinplatzen und Mike sagen, wir müßten jetzt gehen.«

»Mach das, wie du möchtest«, antwortete Jubal. »Aber du benimmst dich wie eine Glucke. Es ist nicht so, als ob wir den S.S. am Hals hätten. Dieser Schwindel hier ist viel glatter. Nichts mit schweren Waffen und so.« Er lächelte. »Mikes Vorstellungen sind schwer zu erschüttern.«

»Trotzdem gefällt es mir nicht.«

»Immer mit der Ruhe. Iß noch ein Häppchen!«

»Ich habe keinen Hunger.«

»Wenn ich kostenloses Essen ablehnte, würde man mich aus der Autoren-Gilde werfen.« Er häufte virginischen Schinken auf gebuttertes Brot, fügte andere Dinge in einem wackeligen Ziggurat hinzu und kaute es. Nichts von alledem war synthetisch.

Zehn Minuten später war Boone immer noch nicht zurückgekehrt. Jill kündigte scharf an: »Jubal, ich werde Mike jetzt da herausholen.«

»Nur los!«

Sie ging zur Tür. »Sie ist verschlossen!«

»Habe ich mir gedacht.«

»Was sollen wir tun? Sie aufbrechen?«

»Nur als letzte Möglichkeit.« Jubal sah sich die Tür genau an.

»Hmm, mit einem Sturmbock und zwanzig starken Männern würde ich es versuchen. Jill, diese Tür würde meinem Tresorraum Ehre machen. Ich habe eine ähnliche an meinem Arbeitszimmer.«

»Was sollen wir tun?«

»Hämmere dagegen, wenn du willst! Ich werde nachsehen, was Boone aufhält.«

Als Jubal in den Flur hinausblickte, sah er Boone kommen. »Entschuldigung«, sagte Boone. »Ich mußte den Cherub schicken, Ihren Piloten zu suchen. Er war im Glückseligkeitsraum und nahm seinen Lunch ein.«

»Senator, wir müssen gehen. Wollen Sie so freundlich sein, das Bischof Digby zu sagen?« bat Jubal.

Boone geriet in Unruhe. »Ich könnte anrufen, wenn Sie darauf bestehen. Aber ich kann nicht in eine private Audienz eindringen.«

»Dann rufen Sie an! Wir bestehen darauf.«

Die Verlegenheit blieb Boone erspart. Die Tür öffnete sich, und Mike trat heraus. Jill sah ihm ins Gesicht und schrie: »Mike! Bist du in Ordnung?«

»Ja, Jill.«

»Ich werde dem obersten Bischof sagen, daß Sie gehen wollen.« Boone begab sich in den kleinen Raum. Er kam sofort wieder zurück. »Er ist fort«,

verkündete er. »Von da fährt eine Tür in sein Arbeitszimmer.« Boone lächelte. »Wie Katzen und Köche geht der oberste Bischof, ohne etwas davon zu sagen. Das ist ein Witz. Er meint, ›Auf Wiedersehen‹ zu sagen, steigere die Glückseligkeit nicht. Nehmen Sie es ihm nicht übel.«

»Natürlich nicht. Haben Sie Dank für ein *außerordentlich* interessantes Erlebnis. Nein, bemühen Sie sich nicht; wir finden allein hinaus.«

24. KAPITEL

Einmal an der frischen Luft, fragte Jubal: »Mike, was hältst du davon?«

Mike runzelte die Stirn. »Ich groke es nicht.«

»Das geht dir nicht allein so, Sohn. Was hatte der Bischof zu sagen?«

Mike zögerte lange. »Mein Bruder Jubal, ich muß nachdenken, bis es Zeit zum Groken ist.«

»Dann denke weiter nach, Sohn! Mach ein Nickerchen. Ich jedenfalls werde mich etwas hinlegen.«

Jill regte sich auf. »Jubal, wie kommen sie damit durch?«

»Mit was?«

»Mit allem. Das ist keine Kirche – das ist ein Irrenhaus.«

Nun war es an Jubal, nachzudenken. »Nein, Jill. Es *ist* eine Kirche – und der logische Eklektizismus unserer Zeit.«

»Wie bitte?«

»Die Neue Offenbarung und all ihre Dogmen und Rituale sind ein alter Hut, *sehr* alt. Weder Foster noch Digby haben jemals einen originellen Gedanken gehabt. Sie haben von der Zeit abgenutzte Tricks zusammengestückelt und frisch lackiert, und schon waren sie im Geschäft. In einem florierenden Geschäft. Was mich stört, ist, daß ich vielleicht noch erlebe, wie es für jedermann zum Zwang gemacht wird.«

»O nein!«

»O doch. Hitler hat mit weniger angefangen, und alles, was er zu verkaufen hatte, war Haß. Haß verkauft sich immer gut. Aber für fortlaufende Geschäfte ist Glückseligkeit eine nützlichere Ware. Ich weiß es, ich gehöre der gleichen Gaunerzunft an. Digby hat es mir unter die Nase gerieben.« Jubal verzog das Gesicht. »Ich hätte ihm eine kleben sollen. Aber er machte es so geschickt, daß es mir auch noch glatt runterging. Darum habe ich Angst vor ihm, er ist klug. Er weiß, was die Leute wollen. Glückseligkeit. Die Welt hat ein ganzes Jahrhundert an Schuld und Furcht gelitten – jetzt erzählt Digby den Leuten, daß sie nichts zu fürchten haben, weder in diesem Leben noch danach,
und daß Gott ihnen befiehlt, glücklich zu sein. Tagein, tagaus hämmert er ihnen ein: Habt keine Angst, seid *glücklich!«*

»Nun, das stimmt«, räumte Jill ein, »und er leistet schwere Arbeit. Aber…«

»Quatsch! Er *spielt,* daß er schwere Arbeit leistet.«

»Nein, ich hatte den Eindruck, daß er sich tatsächlich aufopfert…«

»›Quatsch!‹ habe ich gesagt. Jill, von all dem Unsinn der die Welt verbiegt, ist die Idee des ›Altruismus‹ die schlimmste. Die Menschen tun, was sie wollen, jedesmal. Wenn es sie schmerzt, eine Wahl zu treffen – wenn die Wahl wie ein ›Opfer‹ aussieht –, dann kannst du sicher sein, sie ist nicht edler als das von Habgier erzeugte Unbehagen… ist nichts als die Notwendigkeit, sich zwischen zwei Dingen zu entscheiden, die man beide haben möchte, aber nicht gleichzeitig haben kann. Der Durchschnittsmann leidet jedesmal bei der Entscheidung, soll er einen Dollar für ein Bier ausgeben oder für seine Kinder zurücklegen, soll er aufstehen und zur Arbeit gehen oder seinen Job verlieren. Aber er wählt immer das, was am wenigsten weh tut oder am meisten Vergnügen bereitet. Der Schurke und der Heilige treffen auf einem höheren Niveau die gleiche Wahl. Wie Digby es tut. Heiliger oder Schurke, er läßt sich die Butter nicht vom Brot nehmen.«

»Für welches von beidem hältst du ihn, Jubal?«

»Gibt es da einen Unterschied?«

»O Jubal, dein Zynismus ist eine Posse! Natürlich ist da ein Unterschied.« »Hmm, ja, es gibt einen. Ich hoffe, er ist ein Schurke… weil ein Heiliger zehnmal soviel Unheil anrichten kann. Streiche das letzte, du würdest es als ›Zynismus‹ etikettieren – als beweise das Etikett, daß es nicht stimmt. Jill, was beunruhigt dich an diesen Gottesdiensten so sehr?« »Nun… *alles.* Erzähl mir bloß nicht, daß *auf diese Weise* Gott verehrt wird!« »Was heißt, sie haben es nicht auf diese Weise gemacht wie in der kleinen braunen Kirche, die du als Kind besucht hast? Nimm allen Mut zusammen, Jill – auf deine Weise machen sie es auch nicht im Petersdom. Und in Mekka auch nicht.«

»Ja, aber… weder da noch dort auf *diese* Weise! Polonaisen… Glücksspielautomaten… sogar eine Bar! Das hat keine Würde! Es ist einfach nur ekelhaft.«

»Ich glaube nicht, daß Tempelprostitution Würde hatte.«

»Wie bitte?«

»Ich finde, das Tier mit den zwei Rücken ist im Gottesdienst ebenso komisch wie unter anderen Umständen. Was die Polonaise betrifft: Hast du schon einmal einen Gottesdienst der Shaker gesehen? Ich auch noch nicht; eine Kirche, die gegen den Geschlechtsverkehr ist, kann sich nicht lange halten. Aber der Tanz zur Ehre Gottes hat eine lange Geschichte. Er braucht nicht künstlerisch zu sein – die Shaker hätten nie im Bolschoi-Theater auftreten können –, er muß nur enthusiastisch sein. Findest du die Regentänze der Indianer ehrfurchtslos?«

»Das ist etwas anderes.«

»Alles ist immer anders – und je mehr es sich ändert, desto mehr bleibt es das gleiche. Nun die Glücksspielautomaten… Hast du schon einmal ein Bingo-Spiel in der Kirche gesehen?«

»Nun… ja. Unsere Gemeinde brachte so die Hypothekenzinsen zusammen.

Aber nur an Freitagabenden; wir haben so etwas nicht während des *Gottesdienstes* gemacht.«

»So? Erinnert mich an eine Ehefrau, die sich mit ihrer Tugend brüstete. Sie schlief nur dann mit anderen Männern, wenn ihr Gatte verreist war.«

»Jubal, die beiden Fälle sind meilenweit voneinander entfernt!«

»Wahrscheinlich. Analogien sind noch schlüpfriger als Logik. Aber, ›kleine Dame‹…«

»Lächele, wenn du das sagst!«

»Es ist ein Witz. Warum hast du ihm nicht ins Gesicht gespuckt? Er hätte weiter höflich sein müssen, egal was wir gemacht hätten, weil Digby es so wollte. Jill, wenn etwas am Sonntag sündhaft ist, dann ist es auch am Freitag sündhaft – auf diese Weise groke ich es jedenfalls, und vielleicht ein Mann vom Mars auch. Der einzige Unterschied, den ich sehe, ist, daß die Fosteriten kostenlos, völlig kostenlos einen Text aus ihrer heiligen Schrift abgeben, auch wenn man verliert. Kann euer Bingo-Spiel das von sich behaupten?«

»Das ist keine richtige heilige Schrift, nur ein Text aus ihrer Neuen Offenbarung. Boß, hast du das Ding gelesen?«

»Ich habe es gelesen.«

»Dann weißt du Bescheid. Es ist nur in biblische Sprache eingehüllt. Ein Teil ist so süß wie ein Stück Süßstoff, hat aber keine Substanz. Das meiste ist jedoch reiner Blödsinn… manches sogar einfach nur scheußlich. Nichts davon macht Sinn. Es ist noch nicht einmal moralisch.«

Jubal schwieg so lange, daß Jill glaubte, er sei eingeschlafen. Schließlich sagte er: »Jill, bist du mit den heiligen Schriften der Hindus vertraut?«

»Leider nein.«

»Mit dem Koran? Irgendeinem anderen bedeutenden religiösen Werk? Ich könnte meinen Standpunkt mit der Bibel illustrieren, doch ich möchte deine Gefühle nicht verletzen.«

»Hmm, ich fürchte, ich bin kein Gelehrter, aber mach ruhig weiter. Es wird mir schon nichts ausmachen.«

»Gut, dann nehme ich das Alte Testament. Wenn man das in Stücke reißt, regt es die Leute meistens nicht so auf. Du kennst doch die Geschichte von Sodom und Gomoorrha? Wie Lot aus diesen verderbten Städten gerettet wurde, als Jahwe sie mit seinen himmlischen Atombomben in die Luft jagte?«

»Oh, natürlich. Seine Frau wurde in eine Salzsäule verwandelt.«

»Vielleicht ist sie vom Fallout erwischt worden. Sie trödelte und hat sich umgeschaut. Das ist mir immer als eine sehr harte Strafe vorgekommen. Aber wir sprechen von Lot. Petrus beschreibt ihn als einen gerechten und gottesfürchtigen Mann, den die schmutzige Konversation des Bösen erzürnte. Sankt Petrus muß eine Autorität auf dem Gebiet der Tugend gewesen sein, weil ihm die Schlüssel für das himmlische Königreich anvertraut wurden. Aber es ist schwer zu verstehen, was Lot zu einem solchen Musterexemplar machte. Er teilte auf Vorschlag seines Bruders eine Viehweide. Er wurde in der Schlacht gefangengenommen. Er verduftete aus der Stadt, um seine eigene Haut zu

retten. Er beköstigte und beherbergte zwei Fremde, aber sein Verhalten zeigt, daß er wußte, sie waren VIPs – und nach dem Koran und meiner eigenen Meinung würde seine Gastfreundschaft mehr zählen, wenn er sie für Bettler angesehen hätte. Abgesehen von diesen Ereignissen und Sankt Petrus' Charakterzeugnis gibt es in der Bibel nur eine einzige Stelle, nach der wir Lots Tugend beurteilen können – eine so große Tugend, daß himmlischer Eingriff sein Leben rettete. Siehe 1. Moses 19, Vers 8.«

»Was steht da?«

»Schlag es nach! Ich erwarte nicht, daß du mir glaubst.«

»Jubal! Ich habe noch nie einen Mann gekannt, der einen so wütend machen konnte.«

»Und du bist ein sehr hübsches Mädchen, deshalb macht mir deine Unwissenheit nichts aus. Na gut – aber schlag es später nach. Lots Nachbarn hämmerten an seine Tür und wollten diese Kerle von außerhalb der Stadt kennenlernen. Lot stritt sich nicht mit ihnen; er schlug ihnen einen Handel vor. Er hatte zwei Töchter, Jungfrauen – jedenfalls glaubte er das –, und erbot sich, den Leuten die Mädchen zu geben. Sie könnten mit ihnen machen, was sie wollten – eine Gruppenvergewaltigung. Er *flehte sie darum an…* sie sollten nur aufhören, an seine Tür zu schlagen.«

»Jubal… steht das *wirklich* da?«

»Schau doch selbst nach. Ich habe die Sprache modernisiert, aber die Bedeutung ist so unmißverständlich wie das Blinzeln einer Hure. ›Lot bot einem Haufen von Männern jungen und alten‹, heißt es in der Bibel – ›an, zwei Jungfrauen zu mißbrauchen, wenn sie dafür nur seine Tür nicht einbrächen.‹ Nun sag mal!« strahlte Jubal. »Das hätte ich versuchen sollen, als der S.S. dabei war, meine Tür einzubrechen! Vielleicht wäre dann *ich* in den Himmel gekommen. Wie der heilige Petrus weiß, sind meine Chancen darauf ansonsten nicht gerade gut.« Er runzelte die Stirn. »Nein, in dem Rezept werden ›virgines intactae‹ verlangt – und ich hätte nicht gewußt, welche von euch Mädchen ich anbieten sollte.«

»*Hmmph!* Von *mir* wirst du es nicht erfahren.«

»Nun, auch Lot könnte im Irrtum gewesen sein. Aber das versprach er ihnen, seine jungfäulichen Töchter, jung und zart und verängstigt – er drängte diesen Mob, sie zu vergewaltigen – wenn sie ihn nur in Frieden ließen!« Jubal schnaubte. »Die Bibel nennt *ein solches* Schwein einen *›rechtschaffenen‹* Mann.«

Jill erklärte langsam: »Ich glaube nicht, daß wir es in dieser Form in der Sonntagsschule gelernt haben.«

»Verdammt noch mal, schlag es nach! Das ist nicht der einzige Schock für den, der die Bibel *liest.* Denk an Elisa! Elisa war so verdammt heilig, daß die Berührung seiner Knochen einen Toten zum Leben erweckte. Er war ein kahlköpfiger alter Trottel wie ich. Eines Tages machten sich Kinder über seine Kahlheit lustig, so wie ihr Mädchen das mit mir tut. Da sandte Gott Bären, die

zweiundvierzig Kinder in blutige Stücke rissen. So steht es zu lesen – im zweiten Kapitel des zweiten Buches von den Königen.«

»Boß, ich habe mich nie über deinen kahlen Kopf lustiggemacht.«

»Wer hat diesen Haarwuchs-Quacksalbern meinen Namen eingesandt? Wer es auch gewesen sein mag, *Gott* weiß es – und sie sollte besser ein scharfes Auge auf Bären halten. Vielleicht werde ich vor lauter Senilität noch fromm und erhalte göttlichen Schutz. Aber ich werde dir keine Proben mehr geben. Die Bibel ist voll von solchem Zeug. Verbrechen, bei denen sich einem der Magen umdreht, werden als von Gott befohlen oder von Gott verziehen dargestellt – zusammen mit, das muß ich hinzufügen, nüchternem gesundem Menschenverstand und funktionierenden Regeln für soziales Verhalten. Ich will die Bibel nicht herabwürdigen. Es gibt keine Stelle in dem heutigen pornographischen Schund, der unter Hindus nicht als Heilige Schrift durchgehen würde. Oder bei einem Dutzend anderer Religionen. Ich verdamme auch sie nicht; es ist vorstellbar, daß eine dieser Mythologien das Wort Gottes ist… daß Gott in Wahrheit ein Paranoider von der Art ist, der zweiundvierzig Kinder zerreißen läßt, weil sie frech gegen Seinen Priester waren. Frag mich nicht nach dem Chefbüro; ich arbeite hier nur. Meine Meinung ist, daß Fosters Neue Offenbarung für eine Heilige Schrift nichts als Süßigkeit und Licht ist. Bischof Digbys Schutzherr ist ein guter Mann; er möchte, daß die Menschen glücklich sind – glücklich auf Erden plus ewiger Seligkeit im Himmel. Er erwartet nicht von ihnen, daß sie das Fleisch kasteien. O nein! Das ist die Riesen-Sparpackung. Wenn jemand gern trinkt und spielt und tanzt und hurt, soll er in die Kirche kommen und es unter heiligen Auspizien tun. Und mit unbeschwertem Gewissen Spaß dabei haben. Lebt euch aus! Seid glücklich!«

Jubal sah gar nicht glücklich aus. »Natürlich hat das alles seinen Preis. Digbys Gott erwartet anerkannt zu werden – ein Spleen, den alle Götter gemein haben. Wer so dumm ist, daß er nicht zu Seinen Bedingungen glücklich werden will, ist ein Sünder und verdient alles, was ihm zustößt. Aber diese Regel ist allen Göttern gemeinsam. Mach sie Foster und Digby nicht zum Vorwurf. Ihr Schlangenöl ist in jeder Hinsicht orthodox.«

»Boß, du redest, als seist du zur Hälfte bekehrt.«

»Ich doch nicht! Ich habe keinen Spaß an Polonaisen, ich verabscheue Menschenansammlungen, und ich lasse mir nicht von dahergelaufenen Kerlen sagen, wo ich am Sonntag hingehen soll. Ich könnte den Himmel nicht genießen, wenn diese Typen auch dort wären. Ich erhebe nur Einwand dagegen daß du sie für die falschen Dinge kritisierst. Als Literatur steht die Neue Offenbarung über dem Durchschnitt – wie es gar nicht anders möglich ist, denn sie besteht aus Plagiaten anderer Schriften. Was ihre innere Logik angeht, so lassen sich weltliche Regeln nicht auf heilige Schriften anwenden. Aber auch in diesem Punkt schneidet die Neue Offenbarung außerordentlich gut ab; sie beißt sich nur ganz gelten in den eigenen Schwanz. Versuche einmal, das Alte Testament mit dem Neuen oder die buddhistische Doktrin mit

den buddhistischen Apokryphen auf einen Nenner zu bringen. Als Morallehre betrachtet, ist der Fosterismus die Freudsche Ethik mit Zuckerguß für Leute, die Psychologie nicht verstehen, obwohl ich bezweifle, daß der alte Lustmolch, der das Zeug schrieb – pardon, der ›inspiriert wurde, es zu schreiben‹ –, das wußte; ein Gelehrter war er nicht. Aber er war im Gleichklang mit seiner Zeit, er zapfte den Zeitgeist an. Furcht und Schuld und Verlust des Glaubens… Wie konnte sein Buch ein Mißerfolg werden? Sei ruhig, ich will ein Nickerchen machen.«

»Wer hat denn geredet?«

»›Das Weib führte mich in Versuchung.‹« Jubal schloß die Augen.

Zu Hause angekommen, stellten sie fest, daß Caxton und Mahmoud für den Tag hergeflogen waren. Ben war enttäuscht gewesen, Jill nicht anzutreffen, doch es war ihm gelungen, sich mit der Gesellschaft Annes, Miriams und Dorcas' zu entschädigen. Mahmoud kam immer mit dem erklärten Ziel, Mike und Dr. Harshaw zu besuchen. Er hatte sich jedoch stark gezeigt, als ihn nur Jubals Essen, alkoholische Getränke, Garten – und Odalisken – hatten unterhalten können. Miriam rieb ihm den Rücken, Dorcas den Kopf. Jubal sah sich das an. »Steh nicht auf.« »Kann ich gar nicht, sie sitzt auf mir. Ein bißchen höher, Miriam. Hei, Mike.« »Hei, mein Bruder Stinky Dr. Mahmoud.« Mike begrüßte dann auch Ben und bat, ihn zu entschuldigen. »Lauf nur, Sohn!« sagte Jubal zu ihm. Anne erkundigte sich: »Mike, hast du Lunch bekommen?« Er antwortete feierlich: »Anne, ich habe keinen Hunger. Ich danke dir«, drehte sich um und ging ins Haus. Mahmoud verrenkte sich und hätte Miriam beinahe abgeworfen. »Jubal? Was beunruhigt unseren Sohn?« »Ja«, meinte Ben, »er sieht seekrank aus.« »Laßt ihn in Frieden! Eine Überdosis von Religion.« Jubal umriß die Ereignisse des Vormittags.

Mahmouds Gesicht verriet Mißbilligung. »War es notwendig, ihn mit Digby allein zu lassen? Mich dünkt, das war – verzeih mir, mein Bruder – unklug.«

»Mike ist nicht verletzt. Stinky, er muß lernen, mit so etwas fertigzuwerden. Du hast ihm theologische Predigten gehalten – das hat er mir erzählt. Kannst du mir einen einzigen Grund nennen, warum Digby nicht auch einmal an den Ball kommen sollte? Antworte als Wissenschaftler, nicht als Moslem.«

»Ich bin unfähig, etwas nicht als Moslem zu beantworten«, stellte Dr. Mahmoud ruhig fest.

»Entschuldigung. Ich sehe ein, daß du nicht anders kannst, auch wenn ich einen anderen Standpunkt einnehme.«

»Jubal, ich habe das Wort ›Moslem‹ in seiner genauen Bedeutung gebraucht, nicht als ein Sektierer, den Maryam inkorrekt ›Mohammedaner‹ nennt.«

»Und so werde ich dich weiter nennen, bis du gelernt hast, ›Miriam‹ auszusprechen! Hör mit dem Herumzappeln auf.«

»Ja, Maryam. Autsch! Frauen sollten nicht muskulös sein. Jubal, als Wissenschaftler sehe ich in Michael den krönenden Höhepunkt meiner Karriere. Als Moslem finde ich in ihm die Bereitschaft, sich dem Willen Gottes zu unterwerfen… und das macht mich seinetwegen glücklich, obwohl es

Probleme gibt und er bis jetzt noch nicht grokt, was das Wort ›Gott‹ bedeutet.« Er zuckte die Achseln. »Oder ›Allah‹. Aber als Mensch – und immer als ein Sklave Gottes – liebe ich diesen Jungen, unseren Pflegesohn und Wasserbruder, und will ihn nicht unter schlechtem Einfluß sehen. Dieser Digby kommt mir, ganz abgesehen von seinem Glauben, wie ein schlechter Einfluß vor. Was meinst denn du?«

»Olé!« Ben applaudierte. »Er ist ein schleimiger Bastard – ich habe ihn und seine Bande bisher nur deswegen nicht in meiner Kolumne bloßgestellt, weil das Syndikat Angst hat, das zu drucken. Stinky, sprich weiter, und du bringst mich dazu, Arabisch zu studieren und mir einen Teppich zu kaufen.«

»Das hoffe ich. Der Teppich ist nicht notwendig.«

Jubal seufzte. »Ich bin ganz eurer Meinung. Mir wäre es lieber, Mike würde Marihuana rauchen, als von Digby bekehrt zu werden. Aber ich glaube, es besteht keine Gefahr, daß Mike sich von dem religiösen Eintopfgericht Digbys verlocken läßt… und er muß lernen, sich gegen schlechte Einflüsse zu wehren. *Euch* halte ich für einen guten Einfluß, und doch räume ich euch keine größere Chance ein. Der Junge hat eine erstaunliche Willensstärke. Mohammed muß vielleicht die Bahn für einen neuen Propheten freimachen.«

»Wenn Gott es will«, antwortete Mahmoud.

»Das läßt keinen Raum für eine Debatte«, stimmte Jubal zu.

»Wir haben über Religion diskutiert, bevor ihr nach Hause kamt«, berichtete Dorcas liebenswürdig. »Boß, wußtest du schon, daß Frauen Seelen haben?«

»Ach ja?«

»Stinky sagt es.«

»Maryam«, erklärte Mahmoud, »verlangte zu wissen, warum wir ›Mohammedaner‹ glauben, nur Männer hätten Seelen. Also habe ich aus der Schrift zitiert.«

»Miriam, das ist ein ebenso weitverbreiteter Irrtum wie die Vorstellung, Juden würden christliche Kinder opfern. Im Koran heißt es, daß ganze Familien ins Paradies eingehen, Männer und Frauen gemeinsam. Nimm zum Beispiel ›Ornamente aus Gold‹ – Vers siebzig, nicht wahr, Stinky?«

»›Betretet den Garten, ihr und eure Frauen, um froh gemacht zu werden.‹ So ungefähr kann man es übersetzen«, pflichtete Mahmoud ihm bei.

»Ja, aber«, widersprach Miriam, »ich habe von den schönen Huris gehört, die mohammedanische Männer im Paradies als Spielzeug haben, und da ist doch für Ehefrauen gar kein Platz mehr.«

»Huris sind keine Frauen«, erklärte Jubal. »Sie sind separate Schöpfungen wie die Dschinns und Engel. Sie brauchen keine Seelen, sie sind von Anfang an Geister, ewig, unveränderlich und schön. Es gibt auch männliche Huris beziehungsweise Äquivalente. Huris verdienen sich den Weg ins Paradies nicht, sie gehören zum Stab. Sie servieren köstliche Speisen und reichen Getränke herum, von denen man niemals einen Kater bekommt, und unterhalten die Gesellschaft auf Wunsch. Die Seelen der Frauen brauchen

dagegen nicht zu arbeiten. Richtig, Stinky?«

»Im wesentlichen, abgesehen von deiner leichtfertigen Wortwahl. Die Huris…« Er setzte sich so plötzlich auf, daß er Miriam abwarf. »Hört mal! Vielleicht habt ihr Mädchen wirklich keine Seelen!«

Miriam erklärte bitter: »Du undankbarer Hund von einem Ungläubigen! Nimm das zurück!«

»Frieden, Maryam. Wenn du keine Seele hast, bist du nämlich unsterblich. Jubal… ist es möglich, daß ein Mensch stirbt und es nicht merkt?«

»Kann ich nicht sagen. Habe es nie versucht.«

»Ist es möglich, daß ich auf dem Mars gestorben bin und nur träume, ich sei nach Hause zurückgekehrt? Sieh dich um! Ein Garten, um den einen der Prophet selbst beneiden würde. Vier schöne Huris, die zu jeder Stunde herrliche Speisen und köstliche Getränke servieren. Sogar ihre männlichen Gegenstükke sind da, wenn du pedantisch sein willst. Ist dies das Paradies?«

»Ich garantiere dir, daß es das nicht ist«, versicherte Jubal ihm. »Meine Steuern sind fällig.«

»Davon bin ich ja nicht in Mitleidenschaft gezogen.«

»Und sieh dir diese Huris an… Selbst wenn wir übereinkommen, sie seien von adäquater Schönheit – schließlich liegt Schönheit im Auge des Betrachters…«

»Sie genügen den Ansprüchen.«

»Dafür wirst du bezahlen, Boß«, drohte Miriam.

»…fehlt ihnen immer noch«, erklärte Jubal bedeutungsvoll, »ein notwendiges Attribut der Huris.«

»Hmmm…« machte Mahmoud. »Darauf brauchen wir nicht weiter einzugehen. Im Paradies wäre es weniger ein befristeter körperlicher Zustand, als vielmehr ein dauerndes spirituelles Attribut. Ja?«

»In diesem Fall«, stellte Jubal mit Nachdruck fest, »bin ich *sicher,* daß sie keine Huris sind.«

Mahmoud seufzte. »Dann werde ich eine von ihnen bekehren müssen.«

»Warum nur eine? Es gibt Orte, an denen du die volle Quote haben kannst.«

»Nein, mein Bruder. Nach den weisen Worten des Propheten ist es, auch wenn das Gesetz vier erlaubt, unmöglich, mehr als einer gerecht zu werden.«

»Das ist eine gewisse Erleichterung. Welche von ihnen?«

»Wir werden sehen. Maryam, fühlst du dich spirituell?«

»Geh zum Teufel! ›Huris‹, also wirklich!« »Jill?«

»Komm mir nicht ins Gehege!« protestierte Ben. »Ich habe Absichten auf Jill.«

»Später, Jill. Anne?«

»Tut mir leid. Ich bin verabredet.«

»Dorcas? Du bist meine letzte Chance.«

»Stinky«, fragte sie zuckersüß, »wie spirituell möchtest du mich denn haben?«

*

Mike ging nach oben auf sein Zimmer, schloß die Tür, legte sich aufs Bett, nahm eine fötale Position ein, rollte die Augen nach oben, verschluckte seine Zunge und verlangsamte seinen Herzschlag. Jill wollte nicht, daß er das tagsüber tat, wandte jedoch nichts dagegen ein, solange es nicht öffentlich geschah – er durfte so *vieles* nicht öffentlich tun, doch nur dies erregte ihren Zorn. Er hatte gewartet, seit er diesen Raum der schrecklichen Verkehrtheit verlassen hatte, und es war ihm sehr nötig, sich zurückzuziehen und einen Versuch des Grokens zu machen.

Er hatte etwas getan, das Jill ihm verboten hatte…

Er spürte einen menschlichen Drang, sich damit zu beschwichtigen, es sei ihm aufgezwungen worden, aber seine marsianische Schulung gestattete ihm diesen Ausweg nicht. Er war an einem Wendepunkt angelangt, richtiges Handeln war erforderlich gewesen, er hatte sich entscheiden müssen. Er grokte, daß er richtig entschieden hatte. Sein Wasserbruder Jill hatte diese Wahl jedoch verboten…

Aber das hätte ihm *keine* Wahl gelassen. Das war ein Widerspruch; an einem Wendepunkt muß man wählen. Durch die Wahl wächst der Geist.

Hätte Jill es gebilligt, wenn er anders gehandelt und kein Essen verschwendet hätte?

Nein, er grokte, daß Jills Verbot sich auch auf diese Variante erstreckte.

An diesem Punkt vollendete das Wesen, das aus menschlichen Genen entstanden und von marsianischem Denken geformt worden war und niemals ganz Mensch oder ganz Marsianer würde sein können, eine Phase seines Wachstums, sprengte die Hülle und hörte auf, ein Nestling zu sein. Die absolute Einsamkeit des prädestinierten freien Willens wurde sein, und mit ihr kam die marsianische Gelassenheit, die Bitterkeit dieser Einsamkeit zu umarmen, zu lieben und auszukosten, ihre Konsequenzen zu akzeptieren. Mit tragischer Freude erkannte er, daß es sein Wendepunkt gewesen war, nicht der Jills. Sein Wasserbruder konnte ihn lehren, mahnen, leiten – aber die Wahl am Wendepunkt konnte nicht geteilt werden. Hier war ›Eigentümerschaft‹ jenseits von Verkauf, Geschenk, Verpfändung; Eigentümer und Eigentum grokten unzertrennlich. Auf ewig *war* er die Handlung, die er am Wendepunkt vollbracht hatte.

Jetzt, da er sich selbst erkannt hatte, war er frei, seine Brüder noch näher zu groken, sich ohne Vorbehalt zu verschmelzen. Die Integrität des Ichs war und ist und war immer gewesen. Mike unterbrach seinen Gedankengang, um all seine Bruder-Ichs zu lieben, die vielen Drei-Erfüllten auf dem Mars, inkarniert und dekarniert, die kostbaren wenigen auf der Erde – die unbekannten Mächte der Drei auf der Erde, mit denen er sich jetzt, da er sich nach langem Warten selbst grokte und liebte, in Liebe verschmelzen konnte.

Mike verblieb in der Trance. Es gab viel zu groken, lose Enden zu bedenken und in sein Wachsen einzupassen – alles, was er im Erzengel-Foster-Tabernakel gesehen und gehört hatte und gewesen war (nicht nur den

Wendepunkt, als er und Digby sich von Angesicht zu Angesicht allein gegenüberstanden)… Warum Bischof Senator Boone ihn mit Unbehagen und Mißtrauen erfüllte, daß Miss Dawn Ardent wie ein Wasserbruder schmeckte, der sie doch nicht war, den Geruch des Guten, den er unvollständig in dem Auf- und Abspringen und Geschrei gegrokt hatte…

Jubals Worte beunruhigten ihn am meisten. Er studierte sie, verglich sie mit dem, was er als Nestling gelernt hatte, bemühte sich, eine Brücke von der einen Sprache zur anderen zu schlagen, zwischen der, in der er dachte, und der anderen, in der zu denken er lernte. Das Wort ›Kirche‹, das in Jubals Reden immer wieder und wieder auftauchte, war für ihn ein Knoten an Schwierigkeit. Es gab kein marsianisches Konzept, das ihm entsprach – es sei denn, man nahm ›Kirche‹ und ›Anbetung‹ und ›Gott‹ und ›Gemeinde‹ und viele andere Wörter und setzte sie der Totalität der einzigen Welt gleich, die er während des Wachsens-Wartens gekannt hatte, und zwang dann das Konzept ins Englische zurück, wo es zu jenem Satz wurde, der (auf jeweils andere Weise) von Jubal, von Mahmoud oder von Digby zurückgewiesen worden war.

»DU *bist Gott.«* Er war jetzt näher daran, es auf englisch zu verstehen, obwohl es niemals die Unausweichbarkeit des marsianischen Konzepts haben konnte, für das es stand. In Gedanken sprach er den englischen Satz und das marsianische Wort gleichzeitig aus und fühlte sich dem Groken näher. Es wie ein Student wiederholend, der sich sagt, daß das Juwel im Lotos ist, versank er ins Nirwana.

Vor Mitternacht beschleunigte er seinen Herzschlag, kehrte zu normaler Atmung zurück, ging seine Checkliste durch, rollte sich auseinander und setzte sich hoch. Er war müde gewesen; jetzt fühlte er sich leicht und fröhlich, sein Kopf war klar, und er war bereit für die vielen Handlungen, die sich vor seinen Augen ausbreiteten.

Er sehnte sich wie ein junger Hund nach Gesellschaft, und dieser Drang war ebenso stark wie sein früherer Wunsch nach Einsamkeit. Er trat auf den Flur hinaus und war entzückt, einem Wasserbruder zu begegnen. *»Hei!«*

»O hallo, Mike. Siehst du aber vergnügt aus!«

»Ich fühle mich prächtig. Wo sind alle?«

»Schlafen. Ben und Stinky sind vor einer Stunde nach Hause geflogen, und die anderen sind zu Bett gegangen.«

»Oh.« Mike war sichtlich enttäuscht, daß Mahmoud gegangen war; er hatte ihm sein neues Groken erklären wollen. Er würde es nachholen, wenn er ihn das nächste Mal sähe.

»Ich sollte auch längst schlafen, aber mir ist nach einem Imbiß zumute. Hast du Hunger?«

»Und ob!«

»Gut. Das solltest du auch. Du hast das Abendessen verpaßt. Komm, es ist kaltes Huhn da, und wir werden sehen, was sonst noch.« Sie gingen nach unten und beluden ein Tablett reichlich. »Tragen wir es nach draußen. Es ist

schön warm.«

»Eine gute Idee«, stimmte Mike zu.

»Warm genug zum Schwimmen – der richtige Indianersommer. Ich werde das Flutlicht einschalten.«

»Mach dir die Mühe nicht«, antwortete Mike. »Ich werde das Tablett tragen.« Er konnte in fast völliger Dunkelheit sehen. Jubal vertrat die Ansicht, seine Nachtsicht stamme wahrscheinlich von den Bedingungen her, unter denen er aufgewachsen war. Mike grokte, daß das stimmte, aber er grokte auch, daß es eine weitere Ursache hatte. Seine Pflegeeltern hatten ihn gelehrt zu sehen. Was die warme Nacht betraf, so hätte er sich nackt auf dem Mount Everest wohl gefühlt, aber die Toleranz seiner Wasserbrüder für Wechsel von Temperatur und Druck war gering. Er nahm Rücksicht auf ihre Schwäche, seit er davon erfahren hatte. Aber er freute sich auf Schnee. Dann würde er selbst sehen können, daß jeder winzige Kristall aus dem Wasser des Lebens ein einzigartiges Individuum war, wie er gelesen hatte. Er würde barfuß hindurchlaufen, sich darin wälzen.

In der Zwischenzeit war ihm die warme Nacht recht, und noch angenehmer war die Gesellschaft eines Wasserbruders.

»Okay, nimm das Tablett! Ich werde das Unterwasserlicht einschalten. Das reicht vollauf, um dabei zu essen.«

»Fein.« Mike liebte es, das Licht durch das sich kräuselnde Wasser schimmern zu sehen; es war Gutes, Schönheit. Sie veranstalteten ein Picknick am Pool, dann legten sie sich ins Gras zurück und blickten zu den Sternen auf. »Mike, da ist der Mars. Es ist doch der Mars? Oder Antares.«

»Es ist der Mars.«

»Mike? Was tun sie auf dem Mars?«

Mike zögerte. Die Frage war zu umfassend für die kärgliche englische Sprache. »Auf der Seite in Richtung des Horizonts – auf der südlichen Hemisphäre – ist es Frühling. Die Pflanzen werden gelehrt zu wachsen.«

»›Gelehrt zu wachsen‹?« Mike überlegte. »Larry lehrt die Pflanzen zu wachsen. Ich habe ihm geholfen. Aber meine Leute – ich meine die Marsianer, ich groke jetzt, daß *ihr* meine Leute seid – lehren die Pflanzen auf eine andere Weise. In der nördlichen Hemisphäre wird es kälter, und die Nymphen, die während des Sommers am Leben geblieben sind, werden in Nester gebracht, zur Kräftigung und zu weiterem Wachstum.« Er dachte nach. »Von den Menschen, die wir am Äquator zurückgelassen haben, hat einer dekarniert, und die anderen sind traurig.« »Ja, ich habe es in den Nachrichten gehört.« Mike hatte es nicht gehört; er hatte es auch nicht gewußt, bis er danach gefragt wurde. »Sie sollten nicht traurig sein. Mr. Booker T.W. Jones, Lebensmitteltechniker Erster Klasse, ist nicht traurig; die Alten haben ihm Liebe erwiesen.«

»Du hast ihn gekannt?« »Ja. Er hatte sein eigenes Gesicht, dunkel und schön. Aber er litt an Heimweh.« »Ach du meine Güte! Mike… hast du schon mal

Heimweh? Nach dem Mars?« »Anfangs ja«, antwortete er. »Ich war immer allein.« Er rollte sich zu ihr herum und nahm sie in die Arme. »Aber jetzt bin ich nicht einsam. Ich groke, daß ich niemals einsam sein werde.« »Mike, Liebling…« Sie küßten sich und fuhren fort, sich zu küssen.

Dann sagte sein Wasserbruder atemlos: »Oh! Das war fast noch schlimmer als das erste Mal.«

»Geht es dir gut, mein Bruder?«

»Ja. Ja, wirklich. Küß mich noch einmal.«

Lange Zeit später – nach der kosmischen Uhr – sagte sie: »Mike? Ist das – ich meine, weißt du…«

»Ich weiß. Es ist für das Zueinanderwachsen. Jetzt wachsen wir zueinander.«

»Ja… ich bin schon lange bereit – ach, wir *alle,* aber das ist nicht weiter wichtig, Lieber, drehe dich nur ein bißchen, ich werde helfen.«

Als sie verschmolzen, miteinander grokend, sagte Mike leise und triumphierend: »Du bist Gott.«

Ihre Antwort erfolgte nicht in Worten. Dann, als ihr Groken machte, daß sie sich näher kamen und Mike sich beinahe zum Dekarnieren bereit fühlte, klang ihre Stimme zu ihm zurück: »Oh!… *Oh! – Du* bist Gott!«

»Wir groken Gott.«

25. KAPITEL

Auf dem Mars bauten die Menschen Druckkuppeln für die aus Männern und Frauen zusammengesetzte Gruppe, die mit dem nächsten Schiff eintreffen würde. Es ging schneller als geplant, weil die Marsianer sich hilfreich erwiesen. Ein Teil der eingesparten Zeit wurde auf vorläufige Schätzungen für einen langfristigen Plan verwendet, Sauerstoff freizusetzen, der im Sand des Mars gebunden war, um den Planeten für zukünftige menschliche Generationen wirtlicher zu machen.

Dieser Plan wurde von den Alten weder gefördert noch behindert; die Zeit war noch nicht gekommen. Ihre Meditationen näherten sich einem bedeutenden Wendepunkt, der die marsianische Kunst für viele Jahrtausende formen würde. Auf der Erde gingen die Wahlen weiter, und ein sehr fortschrittlicher Poet veröffentlichte eine begrenzte Auflage von Versen, die vollständig aus Interpunktionszeichen und Zwischenräumen bestanden. *Time* brachte eine Besprechung und regte an, den Tagesbericht der Generalversammlung der Förderation in dieses Medium zu übersetzen. Der Dichter wurde zu einer Vorlesung an die Universität von Chicago eingeladen. Aus diesem Anlaß trug er formale Kleidung. Nur eine Hose und Schuhe fehlten.

Ein kolossaler Werbefeldzug wurde gestartet, um mehr sexuelle Organe von Pflanzen zu verkaufen, und Mrs. Joseph Douglas (›Schatten der Größe‹) wurde zitiert mit: »Ich würde mich ebensowenig ohne Blumen an meinen Tisch

setzen wie ohne Servietten.« Ein tibetanischer Swami aus Palermo machte in Beverly Hills eine neu entdeckte alte Yoga-Disziplin für pulsierende Atmung bekannt, die sowohl das Pranha als auch die kosmische Anziehung zwischen den Geschlechtern verstärkte. Er verlangte von seinen Chelas, daß sie, in handgewebte Windeln gekleidet, die Matsyendra-Position einnahmen, während er laut aus dem Rig-Veda vorlas und ein Hilfsguru in einem anderen Raum ihre Portemonnaies filzte – es wurde nichts gestohlen; der Zweck war weniger offensichtlich.

Der Präsident der Vereinigten Staaten erhob den ersten Sonntag im November zum ›Nationalen Großmuttertag‹ und drängte Amerika, es mit Blumen zu sagen. Eine Bestattungsunternehmenskette wurde wegen Preisdrückerei strafrechtlich verfolgt. Nach einem geheimen Konklave verkündeten die Fosteriten-Bischöfe das zweite Große Wunder der Kirche: Ihr oberster Bischof Digby war in seinem Körper in den Himmel aufgenommen und zum Erzengel befördert worden, so daß er jetzt im gleichen Rang, aber an zweiter Stelle hinter Erzengel Foster stand. Die wundervolle Neuigkeit war zurückgehalten worden, bis die himmlische Bestätigung der Wahl eines neuen obersten Bischofs vorlag. Es war dies Huey Short, ein Kandidat, der nach mehrmaligem Ziehen der Lose von der Boone-Faktion akzeptiert worden war.

L'Unita und Hoy veröffentlichten gleichlautende Verurteilungen von Shorts Wahls, L'Osservatore Romano und der Christian Science Monitor ignorierten sie, die Times of India machte sich darüber lustig, und der Manchester Guardian brachte sie als schlichte Meldung – die Fosteriten in England waren gering an Zahl, aber außerordentlich militant.

Digby freute sich gar nicht über seine Beförderung. Der Mann vom Mars hatte seine erst halb beendete Arbeit unterbrochen – und dieser dämliche Esel Short würde sie bestimmt vermurksen. Foster hörte ihm mit engelhafter Geduld zu, bis Digby die Puste ausging, und sagte dann »Paß auf, Junior, du bist jetzt ein Engel – also vergiß es! Die Ewigkeit ist keine Zeit für Vorwürfe. Du warst auch ein dämlicher Esel, bis du mich vergiftetest. Danach hast deine Sache recht gut gemacht. Jetzt, wo Short oberster Bischof ist, wird auch er seine Sache gut machen, er kann gar nicht anders. Es ist die gleiche Geschichte wie mit den Päpsten. Einige von ihnen bestanden nur aus Fehlern und Schwächen, bis sie befördert wurden. Besprich dich mit einem von ihnen, mach schon – hier gibt es keine professionelle Eifersucht.«

Digby beruhigte sich, hatte jedoch noch ein Anliegen vorzubringen.

Foster schüttelte seinen Heiligenschein. »Du kannst nicht ihn heran. Du hättest es gar nicht erst versuchen sollen. Oh du kannst einen Antrag auf ein Wunder stellen, wenn du dich selbst zum Narren machen möchtest. Aber ich sage dir, er wird abgelehnt werden – du verstehst das System noch nicht. Die Marsianer haben ihre eigene Organisation, die sich von der unsrigen unterscheidet, und solange sie ihn brauchen, können wir nicht an ihn heran. Sie ziehen ihre Show auf ihre Weise ab. Das Universum ist bunt, es hat für jeden etwas – eine Tatsache, die ihr beim Feldeinsatz oft überseht.«

»Du meinst, diese Flasche kann mich beiseite schieben, und ich muß es mir gefallen lassen?«

»Ich habe mir das gleiche gefallen lassen, nicht wahr? Ich helfe dir jetzt, nicht wahr? Paß auf, es gibt Arbeit zu tun, und zwar eine Menge! Der Boß wünscht Leistung, kein Gemeckere. Wenn du einen Tag Urlaub brauchst, um dich zu beruhigen, flitze zum Moslem-Paradies hinüber und nimm ihn dir. Andernfalls richte deinen Heiligenschein gerade, straffe deine Flügel und geh ans Werk. Je eher du dich wie ein Engel verhältst, desto schneller wirst du dich wie ein Engel fühlen. Sei glücklich, Junior!«

Digby stieß einen tiefen vergeistigten Seufzer aus. »Okay, ich bin glücklich. Wo fange ich an?«

Jubal verpaßte die Bekanntgabe von Digbys Verschwinden. Als er später davon hörte, kam ihm zwar ein flüchtiger Verdacht, wer für dieses Wunder verantwortlich sein könnte, doch er ging ihm nicht auf den Grund. Sollte Mike daran gedreht haben, war er damit durchgekommen – und was obersten Bischöfen widerfuhr, kümmerte Jubal nicht, solange er deswegen nicht belästigt wurde.

Ein dringenderes Problem war der zunehmende Aufruhr in seinem Haushalt. Jubal reimte sich zusammen, was geschehen war, wußte jedoch nicht, mit wem – und fragen wollte er nicht. Ein Fall von Vergewaltigung. War ›Vergewaltigung‹ das richtige Wort? Na ja, vielleicht ›Unzucht mit Minderjährigen‹. Nein, das war es auch nicht. Mike war volljährig und müßte fähig sein, sich, wenn in den Clinch genommen, zu verteidigen. Außerdem war es höchste Zeit daß der Junge Erfahrungen machte.

Aus der Art, wie die Mädchen sich benahmen, konnte Jubal das Verbrechen nicht rekonstruieren, weil sich die Anordnung ständig änderte – ABC gegen D, dann BCD gegen A… oder AB gegen CD oder AD gegen CB durch sämtliche Variationen, in denen vier Frauen sich mit- und gegeneinander verschwören können.

Das ging für den größten Teil der Woche so weiter, die auf den schlecht bestrahlten Ausflug zur Kirche folgte. In dieser Zeit blieb Mike in seinem Zimmer und war für gewöhnlich in einer so tiefen Trance, daß Jubal ihn für tot erklärt hätte, wäre ihm dieser Zustand neu gewesen. Jubal wäre der Situation mit Gleichmut begegnet, wenn die Mädchen ihre Pflichten nicht darüber vernachlässigt hätten. Sie verbrachten die Hälfte ihrer Zeit damit, auf Zehenspitzen ins Zimmer zu schleichen, um nachzusehen, ›ob es Mike gutgehe‹, und sie waren mit ihren Gedanken so völlig anderswo, daß sie ihren Dienst als Köchinnen nicht mehr verrichten konnten und als Sekretärinnen erst recht nicht mehr. Sogar die in sich gefestigte Anne – Teufel, Anne war die Schlimmste! Geistesabwesend, von unerklärlichen Tränenausbrüchen befallen. Jubal hätte früher sein Leben darauf gewettet, daß Anne, sollte sie Zeugin der Wiederkunft Christi werden, sich Datum, Zeit, Personen, Ereignisse und Luftdruck merken würde, ohne ein einziges Mal mit ihren ruhigen blauen Augen zu blinzeln.

Spät am Donnerstag weckte Mike sich auf, und plötzlich war die Situation die, daß ABCD sich im Dienste Mikes aufrieben, ›weniger als der Staub unter den Rädern seines Triumphwagens‹. Die Mädchen nahmen ihre Arbeit für Jubal wieder auf, so daß er dankbar war für das, was ihm beschert wurde, und die Sachen ruhen ließ… bis auf den sarkastischen Gedanken, wenn er eine Entscheidung erzwingen wollte, könnte Mike die Gehälter der Mädchen mittels einer einfachen Postkarte an Douglas verfünffachen – aber auch ohne das würden sie zu Mike halten.

Da nun der häusliche Friede wiederhergestellt war, machte es Jubal nichts aus, daß sein Königreich von einem Palastverwalter regiert wurde. Die Mahlzeiten standen pünktlich auf dem Tisch und waren (wenn das überhaupt möglich war) besser als je zuvor; wenn er »Dienst!« brüllte, kam das Mädchen, das an der Reihe war, glücklich und mit strahlenden Augen gelaufen und erledigte seine Arbeit ausgezeichnet. Unter diesen Umständen gab Jubal keinen Pfifferling darum, wer die größere Anzahl von Fans hatte.

Außerdem war die Veränderung interessant, die mit Mike vor sich ging. Vor dieser Woche war Mike auf eine Weise gehorsam gewesen, die Jubal als neurotisch klassifiziert hatte. Neuerdings zeigte er ein solches Selbstbewußtsein, daß Jubal es Angeberei genannt hätte, wäre Mike nicht weiter höflich und rücksichtsvoll gewesen.

Er nahm die Huldigungen von den Mädchen wie sein natürliches Recht entgegen, er wirkte jetzt älter und nicht mehr jünger, als er tatsächlich war, seine Stimme wurde tiefer, er sprach mit Bestimmtheit statt nüchtern. Jubal sagte ach, Mike habe sich der menschlichen Rasse angeschlossen; er konnte seinen Patienten entlassen.

Bis auf einen Punkt, ermahnte Jubal sich: Mike lachte immer noch nicht. Er konnte über einen Witz lächeln, und manchmal bat er nicht darum, ihn erklärt zu bekommen. Mike war fröhlich, sogar lustig – aber er lachte nie.

Jubal entschied, es sei nicht wichtig. Dieser Patient war geistig und körperlich gesund – und menschlich. Noch vor wenigen Wochen hätte Jubal nicht auf einen Erfolg der Behandlung gewettet. Er war bescheiden genug, keinen Ruhm für sich selbst zu beanspruchen. Die Mädchen hatten mehr damit zu tun. Oder sollte er sagen ›das Mädchen‹?

Von der ersten Woche seines Aufenthaltes an hatte er Mike fast täglich versichert, er könne gern bleiben, solange er wolle… aber er solle sich hinauswagen und sich die Welt ansehen, sobald er sich dazu fähig fühle. Jubal hätte nicht so überrascht sein dürfen, als Mike eines Tages beim Frühstück ankündigte, er werde gehen. Aber er war überrascht und, zu seiner noch größeren Überraschung, verletzt.

Er verbarg es, indem er unnötigerweise seine Serviette benützte. »So? Wann?«

»Wir gehen heute.«

»Hm. Plural. Werden Larry und Duke und ich in Zukunft auf unsere eigenen Kochkünste angewiesen sein?«

»Das haben wir besprochen«, antwortete Mike. »Jill wird mit mir gehen – sonst niemand. Ich brauche jemanden, Jubal; ich weiß noch nicht, wie es bei den Menschen zugeht – ich mache Fehler. Eine Zeitlang brauche ich noch einen Führer. Es sollte Jill sein, weil sie gern weiter Marsianisch lernen würde. Aber es könnte Duke oder Larry sein, wenn du keins von den Mädchen entbehren kannst.«

»Ich habe dabei eine Stimme?«

»Jubal, du mußt entscheiden. Das ist uns klar.« (Sohn, du hast wahrscheinlich eben deine erste Lüge ausgesprochen. Ich bezweifele, daß ich auch nur Duke festhalten könnte, wenn du ihn mitnehmen wolltest.) »Dann meine ich, Jill wäre wohl am geeignetsten. Aber hört, Kinder – das hier ist euer Zuhause.«

»Das wissen wir – wir werden wiederkommen. Wir werden von neuem Wasser teilen.«

»Das werden wir, Sohn.«

»Ja, Vater.«

»Hä?«

»Jubal, es gibt kein marsianisches Wort für ›Vater‹. Aber vor kurzem habe ich gegrokt, daß du mein Vater bist. Und Jills Vater.«

Jubal streifte Jill mit einem Blick. »Hmm, ich groke. Paßt auf euch auf!«

»Ja. Komm, Jill!« Sie waren fort, bevor Jubal den Tisch verließ.

26. KAPITEL

Es war der übliche Jahrmarkt. Wie überall gab es Karussells, und die Zuckerwatte schmeckte wie immer. In den einzelnen Buden hielt man sich so weit zurück, daß die örtlichen Gesetze eingehalten wurden, wenn man den Gimpeln das Geld aus der Tasche lockte, indem man sie Dosenwerfen, am Glücksrad drehen oder sonst was machen ließ. Der Sex-Vortrag nahm Rücksicht auf die lokale Meinung zu Darwins Theorie, die Mitwirkenden bei der Schönheitsschau trugen, was die lokalen Vertreter des Gesetztes vorschrieben, der Furchtlose Fenton vollführte seinen Todessprung vor dem letzten Auftreten des Ausrufers.

Die Raritätenschau hatte keinen Gedankenleser, sondern einen Zauberer; sie hatte keine bärtige Dame, sondern einen Halb-Mannhalb-Frau-Menschen, keinen Schwertschlucker, sondern einen Feuerfresser, keinen tätowierten Mann, sondern eine tätowierte Dame, die außerdem Schlangenbeschwörerin war, und zum Finale erschien sie (für einen weiteren halben Dollar) »absolut *nackt!…* nur in den exotischen Schmuck ihrer Haut gekleidet!« Jeder Gimpel, der unterhalb ihrer Halslinie einen untätowierten Quadratzoll fand, sollte zwanzig Dollar bekommen.

Der Preis wurde nie eingefordert. Mrs. Paiwonski posierte im exotischen Schmuck ihrer eigenen Haut und der einer vierzehn Fuß langen Boa constrictor

namens ›Honey Bun‹, und dabei war die Schlange so strategisch geschlungen, daß die Behörden keinen Grund zum Einschreiten fanden. Schließlich trugen einige der eigenen Töchter nicht annähernd so viel und verbargen weitaus weniger, während sie den Jahrmarkt besuchten. Zum weiteren Schutz (für die Boa) stand sie auf einem Schemel in einem Segeltuch-Becken, das ein Dutzend Kobras enthielt.

Üblicherweise versuchte ein Besoffener, der davon überzeugt war, alle Schlangen seien entzahnt worden, in das Becken zu klettern um die untätowierte Stelle zu finden und das Geld zu kassieren. Wenn er von einer der Kobras bemerkt wurde, die sich dann aufrichtete und ihre Halskrause spreizte, änderte er meist sehr schnell seine Meinung.

Außerdem war die Beleuchtung trübe.

Die zwanzig Dollar hätte der Betrunkene sowieso nicht gewinnen können. Mrs. P. stellte niemals ungerechtfertigte Behauptungen auf. Ihr Mann hatte bis zu seinem Tod ein Tätowier-Studio in San Pedro betrieben. Wenn das Geschäft schlecht ging, hatten sie sich gegenseitig dekoriert. Schließlich war das Kunstwerk auf ihrem Körper vom Hals abwärts so vollständig, daß kein Platz mehr für ein weiteres Bild war. Sie war stolz darauf, die Frau mit den meisten Tätowierungen der Welt zu sein, geschaffen vom größten Künstler der Welt – denn diese Meinung hegte sie von ihrem Gatten. Außerdem lebte sie in der Gewißheit, daß sie jeden Dollar ehrlich verdiente.

Patricia Paiwonski pflegte Umgang mit Gaunern und Sündern, ohne Schaden zu nehmen. Sie und ihr Gatte waren von Foster persönlich bekehrt worden, und sie besuchte, wo auch immer sie weilte, die nächstgelegene Kirche der Neuen Offenbarung.

Patricia Paiwonski hätte sich für das Finale gerne des Schutzes von Honey Bun entledigt. Nicht nur um zu beweisen, daß sie ehrlich war (Das bedurfte keines Beweises. Sie wußte es.), sondern auch, weil sie in die Überzeugung gehüllt war, sie verkörpere die Leinwand für eine religiöse Kunst, die größer sei als alles, was man in einem Museum oder sogar an den Decken des Vatikan finden könne.

Als sie und George das Licht sahen, waren noch ungefähr drei Quadratfuß von Patricia unberührt. Bevor er starb, trug sie eine bildliche Darstellung von Fosters Leben, von seiner Wiege mit den sie umschwebenden Engeln bis zu dem glorreichen Tag, als er den ihm bestimmten Platz eingenommen hatte.

Bedauerlicherweise mußte viel von dieser heiligen Geschichte bedeckt werden, obwohl es viele Sünder zu Suchern bekehren könnte. Aber sie durfte es in geschlossenen Glückseligkeitstreffen der Kirchen, die sie besuchte, zeigen, wenn der Schäfer sie darum bat – was er fast immer tat. Patricia konnte nicht predigen, sie konnte nicht singen, sie wurde niemals inspiriert, in Zungen zu sprechen – aber sie war eine lebende Zeugin des Lichts.

Ihre Nummer war die nächste – kurz vor dem Magier. Sie hatte noch Zeit, einige ihrer unverkauften Photographien wegzulegen. (Es gab schwarzweiße Aufnahmen für fünfundzwanzig Cent, farbige Bilder für einen halben Dollar und

ein Set spezieller Aufnahmen für fünf Dollar, die nur in einem versiegelten Umschlag an solche Gimpel verkauft wurden, die sich als Ärzte, Psychologen, Soziologen oder andere professionell Interessierte zu erkennen gaben. Patricias Integrität verlangte, daß sie diese Bilder nicht an Gimpel verkaufte, die nicht danach aussahen – auch nicht für zehn Dollar. Sie verlangte immer eine Geschäftskarte als Beleg. Ihre Kinder würden nicht mit Hilfe *dreckiger* Dollars durch die Schule kommen.) Während der Zauberer seinen Auftritt hatte, schlüpfte Patricia noch einmal hinter die rückwärtige Zeltwand.

Der Zauberer, Dr. Apollo, trat auf der Bühne, die der Zeltleinwand am nächsten war, auf. Er begann seine Vorstellung, indem er Stahlringe verteilte und die Zuschauer aufforderte, sich zu überzeugen, daß jeder von ihnen in sich geschlossen war. Dann ließ er sie die Ringe so halten, daß sie sich überlappten, und berührte jeder Überlappung mit seinem Zauberstab. Die Glieder bildeten eine Kette. Er legte seinen Zauberstab in die Luft, nahm von seiner Assistentin eine Schüssel mit Eiern entgegen, jonglierte mit einem halben Dutzend. Sein Kunststück zog nicht viele Augen auf sich, mehr Aufmerksamkeit erhielt die Assistentin. Sie trug mehr als die jungen Damen in der Schönheitsschau, aber trotzdem war die Möglichkeit, sie könnte irgendwo tätowiert sein, nur ganz gering. Die Gimpel merkten kaum, daß aus den sechs Eiern fünf, dann vier wurden… drei, zwei – am Ende schleuderte Dr. Apollo ein einziges Ei in die Luft. Er hatte seine Ärmel hochgekrempelt und machte ein verwirrtes Gesicht.

Er sagte: »Eier werden jedes Jahr knapper«, und warf es in die Menge. Er wandte sich ab, und anscheinend fiel keinem auf, daß das Ei sein Ziel nie erreichte.

Dr. Apollo führte noch weitere Tricks mit derselben Gleichgültigkeit vor. Sein Gesicht zeigte immer noch diesen leicht verwirrten Ausdruck. Einmal rief er einen Jungen, der nicht weit entfernt saß, auf die Bühne. »Sohn, ich weiß, was du denkst. Du denkst, ich sei gar kein richtiger Zauberer. Dafür bekommst du einen Dollar.« Er reichte dem Jungen eine Dollarnote. Sie verschwand.

Der Zauberer sah unglücklich aus. »Hast du sie fallen lassen? Na, egal. Nimm die hier.« Eine zweite Dollarnote verschwand.

»O Schreck! Wir wollen dir noch eine Chance geben. Hast du sie? Lauf schnell weg – du solltest längst zu Hause im Bett sein!« Der Junge stürmte mit dem Geld davon. Der Zauberer runzelte die Stirn. »Madame Merlin, was sollen wir jetzt zeigen?«

Seine Assistentin flüsterte ihm etwas zu. Er schüttelte den Kopf. »Doch nicht vor all diesen Leuten?«

Sie flüsterte von neuem, er seufzte. »Freunde, Madame Merlin möchte zu Bett gehen. Will einer von den Gentlemen ihr behilflich sein?«

Es gab einen Ansturm. Er zwinkerte. »Oh, zu viele! War einer von Ihnen in der Army?«

Immer noch war es eine Menge von Freiwilligen. Dr. Apollo wählte zwei aus

und sagte: »Unter der Bühne steht ein Feldbett. Würden Sie es heraufheben? Madame Merlin, sehen Sie bitte in diese Richtung.«

Während die Männer das Feldbett aufstellten, vollführte Dr. Apollo Gesten in der Luft. »Schlafen Sie… schlafen Sie… Sie schlafen. Freunde, sie ist in tiefer Trance. Würden die Gentlemen, die das Bett aufgestellt haben, sie jetzt bitte darauflegen? Am besten nimmt einer ihren Kopf und der andere ihre Beine. Vorsichtig…« Das Mädchen, das sich in leichenähnlicher Starre befand, wurde auf das Feldbett gelegt.

»Ich danke Ihnen, Gentlemen. Aber wir sollten sie nicht so unbedeckt liegen lassen. Irgendwo hier war doch ein Betttuch.
Ah, da ist es ja.« Der Magier griff sich seinen Zauberstab aus der Luft und richtete ihn auf einen Tisch am Ende der Bühne. Ein Laken löste sich von einem Stapel Requisiten und kam zu ihm. »Breiten Sie das über sie! Danke. Wenn Sie wieder hinuntersteigen wollen – gut! Madame Merlin… können Sie mich hören?«
»Ja, Dr. Apollo.« »Sie waren schwer von Schlaf. Jetzt fühlen Sie sich leichter. Sie schlafen auf Wolken. Sie schweben…« Die mit dem Laken bedeckte Gestalt stieg um etwa einen Fuß in die Höhe. »Hoppla! Werden Sie nur nicht zu leicht.« Ein Junge erklärte im Flüsterton: »Als sie das Laken über die Frau gelegt haben, ist sie nach unten durch eine Falltür verschwunden. Was da schwebt, ist nur ein Drahtrahmen. Gleich wird er das Laken wegreißen, und dann bricht der Rahmen in sich zusammen und verschwindet. Das brächte jeder fertig.« Dr. Apollo ignorierte ihn. »Höher, Madame Merlin. Höher! So…« Die drapierte Gestalt schwebte sechs Fuß über der Bühne. Der Junge zischelte: »Da ist eine Stahlstange, die man nicht sehen kann. Sie ist da, wo die Ecke von dem Laken herunterhängt und das Feldbett berührt.« Dr. Apollo bat um Freiwillige, die das Feldbett wegnehmen sollten. »Sie braucht es nicht, sie schläft auf Wolken.« Er drehte sich der schwebenden Gestalt zu und tat, als lausche er. »Lauter bitte. So? Sie sagt, sie will das Laken nicht.« (»Jetzt kommt der Augenblick, wo der Rahmen verschwindet.«) Der Zauberer riß das Laken weg. Die Zuschauer merkten kaum, daß es verschwand. Aller Augen richteten sich auf Madame Merlin, die sechs Fuß oberhalb der Bühne schwebte. Ein Mitschüler des Jungen, der alles über Zaubertricks wußte, fragte: »Wo ist die Stahlstange?« Der Junge anwortete: »Du mußt dahin sehen, wohin du nach seinen Absichten nicht sehen sollst. Deshalb werden die Scheinwerfer so angebracht, daß sie einem in die Augen leuchten.«

Dr. Apollo sagte: »Das ist genug, Elfenprinzessin. Geben Sie mir Ihre Hand. Wachen Sie auf!« Er zog sie in eine senkrechte Position und half ihr auf die Bühne hinunter.

(»Hast du gesehen, wohin sie ihren Fuß gesetzt hat? Das ist die Stelle, wo die Stahlstange verschwunden ist.« Voller Befriedigung fügte der Junge hinzu: »Nichts als ein Trick!«)

Der Zauberer fuhr fort: »Und nun, Freunde, seien Sie so freundlich und schenken Sie Ihre Aufmerksamkeit dem Vortrag unseres gelehrten Professors

Timoschenko…«

Der Ausrufer fiel ein: »Gehen Sie nicht weg! Diese Zwanzig-Dollar-Note erhält absolut ohne Gegenleistung derjenige von Ihnen, der bei dieser einmaligen Darbietung, die erst nach Absprache mit dem Rat der Universitäten und der Polizei dieser wundervollen Stadt…«

Die Bühne wurde für das Finale hergerichtet. Einige Leute liefen noch herum und verließen das Zelt erst, als die Scheinwerfer ausgeschaltet wurden. Die Kirmesleute begannen, den Abbau vorzubereiten. Am Morgen sollten sie an einen Zug angehängt werden. Die Wohnzelte würden noch zum Schlafen stehenbleiben, aber schon lockerten Schaukelburschen die Stangen der Schaubude.

Der Ausrufer-Besitzer-Manager kam ins Wohnabteil zurück, nachdem er das Finale abgekürzt und die Gimpel zur Hintertür hinausgescheucht hatte. »Smitty, lauf nicht weg!« Er reichte dem Zauberer einen Umschlag. »Junge, es fällt mir schwer, dir das zu sagen – aber du und deine Frau, ihr kommt nicht mit nach Paducah.«

»Ich weiß.« »Glaub mir, das ist nichts Persönliches. Ich muß an die Show denken. Wir bekommen ein Mentalisten-Team. Sie haben eine erstklassige Gedankenlese-Nummer, dann deutet sie Schädelformen und liest aus der Hand, während er aus der Kristallkugel wahrsagt. Du weißt ja, du hattest keine Garantie für die ganze Saison. Ihr wart nur auf Probe eingestellt.« »Ich weiß«, stimmte der Zauberer ihm zu. »Ich nehme es dir nicht übel, Tim.«

»Nun, da bin ich aber froh, daß du es so auffaßt.« Der Ausrufer zögerte. »Smitty, willst du einen Rat?«

»Ich hätte gern deinen Rat«, sagte der Zauberer einfach.

»Okay. Smitty, deine Tricks sind gut. Teufel, einige haben sogar *mich* verblüfft. Aber Tricks allein machen noch keinen Zauberer. Bei dir ist kein Schwung dahinter. Du benimmst dich wie ein Schausteller – du kümmerst dich um deine eigenen Angelegenheiten, und du verdirbst niemandem seine Nummer, und du bist hilfsbereit. Aber du bist kein Schausteller. Weißt du warum? Du hast kein Fingerspitzengefühl dafür, was einen Trottel zu einem Trottel macht. Ein richtiger Zauberer bringt die Gimpel dazu, den Mund aufzureißen, wenn er einen Vierteldollar aus der Luft fischt. Dieser Levitationsakt von dir – ich habe ihn noch nie besser aufgeführt gesehen, aber die Gimpel können sich nicht dafür erwärmen. Du verstehst nichts von Psychologie. Sieh mich einmal an, ich kann nicht einmal einen Vierteldollar aus der Luft fischen. Ich habe keinen Trick – bis auf den einen, der zählt. Ich kenne die Gimpel. Ich weiß, wonach sie sich sehnen, auch wenn sie selbst es nicht wissen. Das ist die Gabe des Schaustellers, Sohn, ob er nun Politiker ist oder Prediger, der auf eine Kanzel haut – oder ein Zauberer. Finde heraus, was die Dummköpfe wollen, und du kannst die Hälfte deiner Requisiten im Schrank lassen.«

»Ich bin überzeugt, daß du recht hast.«

»Natürlich habe ich recht. Der Gimpel will Sex und Blut und Geld. Wir geben

ihm kein Blut – aber wir lassen ihn hoffen, daß ein Feuerfresser oder ein Messerwerfer einen Fehler machen wird. Wir geben ihm kein Geld; wir ködern ihn mit seiner Habgier, während wir ein bißchen Geld von ihm nehmen. Wir geben ihm keinen Sex. Aber warum bezahlen sieben von zehn Leuten für das Finale? Um ein nacktes Weib zu sehen. Dann sehen sie keins, und *trotzdem* sind sie glücklich, wenn sie hinausgehen.

Was wünscht sich ein Dummkopf sonst noch? Es soll geheimnisvoll zugehen! Er möchte glauben, die Welt sei ein romantischer Ort, obwohl sie das verdammt nicht ist. Das ist *dein* Job… nur hast du das noch nicht gelernt. Sohn, die Gimpel wissen, daß deine Tricks Betrug sind – nur möchten sie gern glauben, sie seien echt, und deine Sache ist es, ihnen dabei zu helfen. Da fehlt es bei dir.«

»Wie kann ich es lernen, Tim?«

»Teufel, das weiß ich nicht. Du mußt es selbst herausfinden! Vielleicht solltest du mal durch die Gegend ziehen und versuchen, selbst ein Gimpel zu sein. Aber… nun, es war ein unglücklicher Gedanke von dir, dich als ›den Mann vom Mars‹ anzukündigen. Du darfst den Dummköpfen nicht etwas anbieten, das sie nicht schlucken können. Sie haben den Mann vom Mars gesehen, auf Bildern oder im Fernsehen. Teufel, ich habe ihn ja selbst gesehen. Du siehst ihm ein bißchen ähnlich – aber selbst wenn du sein Zwillingsbruder wärst, die Gimpel *wissen,* daß sie ihn nicht in einer Raritätenschau antreffen würden. Es ist so, als kündige man einen Schwertschlucker als ›Präsidenten der Vereinigten Staaten‹ an. Ein Trottel *will* glauben – aber er wird dir nicht gestatten, das bißchen an Intelligenz, das er besitzt, zu beleidigen. Auch ein Trottel hat eine Art von Gehirn. Das darfst du niemals vergessen.«

»Ich werde es mir merken.«

»Ich rede zuviel – das gewöhnt man sich als Ausrufer an. Werdet ihr Kinder zurechtkommen? Wie sieht es im Geldbeutel aus? Teufel, ich sollte das nicht machen – aber braucht ihr ein Darlehen?«

»Danke, Tim. Wir sind nicht in der Klemme.«

»Also, paßt gut auf euch auf! Wiedersehen, Jill.« Er eilte hinaus.

Patricia Paiwonski kam in einem Bademantel durch den hinteren Vorhang herein. »Kinder? Tim hat eure Nummer gestrichen.«

»Wir wären sowieso gegangen, Pat.«

»Ich bin so wütend, daß ich versucht bin, die Show zu verlassen.«

»Dann säße er ohne Finale da! Er kann Nummern bekommen… aber ein Finale, das von der Polizei nicht verboten wird, ist schwer zu finden.«

»Pat, Tim hat recht. Ich habe den richtigen Dreh als Zauberer nicht.«

»Tja… ihr werdet mir fehlen. Da fällt mir ein – wir fahren doch erst morgen früh. Kommt mit in mein Zelt, dann können wir noch ein Weilchen beisammen sein.«

Jill schlug vor: »Noch besser, Pat, du kommst mit uns. Wie würde es dir gefallen, dich in einer großen Wanne mit warmem Wasser einzuweichen?«

»Oh… ich werde eine Flasche mitbringen.«

»Nein«, protestierte Mike, »ich weiß, was du trinkst, und wir haben es da.«

»Nun… ihr wohnt im Imperial, nicht wahr? Ich muß nur nachsehen, ob es meinen Babys an nichts fehlt, und Honey Bun sagen daß ich ausgehe, bevor ich sie ins Bett bringe. Ich nehme mir dann ein Taxi. In einer halben Stunde vielleicht.«

Jill und Mike fuhren in ihr Hotel, und Mike lenkte den Wagen. Es war eine kleine Stadt ohne Robot-Verkehrssteuerung. Mike hielt sich genau auf dem Höchstgeschwindigkeitsstreifen und glitt in Lücken, die Jill erst dann sah, wenn sie hindurch waren. Für ihn war es genausowenig anstrengend wie das Jonglieren. Jill wußte, wie er es machte. Sie hatte es sogar schon selbst ein wenig gelernt. Mike streckte seinen Zeitsinn, bis das Jonglieren mit Eiern oder schnelles Fahren bei dichtem Verkehr leicht war, weil sich alles wie eine Zeitlupe abspielte. Wie seltsam war das doch bei einem Mann, dachte sie, der sich noch vor wenigen Monaten von Schnürsenkeln hatte in Verwirrung stürzen lassen.

Sie sprachen nicht miteinander. Es war mühsam, sich zu unterhalten, wenn die Gedanken auf verschiedenen Zeitebenen abliefen. Statt dessen dachte Jill über das Leben nach, das sie jetzt verließen, rief es sich ins Gedächtnis zurück und pries es in marsianischen Vorstellungen und in englischen. Sie hatte es sehr genossen. Sie hatte ihr ganzes Leben lang, bis sie Mike kennenlernte, unter der Tyrannei der Uhr gestanden, als kleines Mädchen in der Schule, dann als großes Mädchen in einer härteren Schule, dann unter dem Druck des Tagesablaufs im Krankenhaus.

Das Leben auf dem Jahrmarkt war ganz anders. Abgesehen davon, daß sie mehrmals am Tag herumstehen und hübsch aussehen mußte, brauchte sie niemals etwas zu einer festgesetzten Zeit zu tun. Mike kümmerte es nicht, ob sie einmal oder sechsmal am Tag aßen, wie sie den Haushalt auch führte, es war ihm recht. Sie hatten ihr eigenes Wohnzelt, und in manchen Städten verließen sie den Kirmesplatz von der Ankunft bis zum Abbau nie. Der Jahrmarkt war eine abgeschlossene kleine Welt, eine Enklave, wo die Schlagzeilen und Probleme der Außenwelt nicht hineinreichten. Sie war hier glücklich.

Natürlich wimmelte es auf jedem Rummel von Gimpeln – aber sie hatte sich den Standpunkt der Schausteller angeeignet. Gimpel zählten nicht – sie hätten genauso gut hinter Glas sein können. Jill konnte verstehen, warum die Mädchen in der Show es fertigbrachten, sich so zu präsentieren – mit so gut wie gar keiner Kleidung (und in einigen Städten mit gar nichts, wenn die Bezahlung stimmte). Sie fühlten sich nicht schamlos… und *waren* es außerhalb der Show auch nicht. Gimpel waren keine Menschen, sie waren Kleckse, deren einzige Funktion es war, Geld auszuhusten.

Der Jahrmarkt war ein glückliches Heim gewesen. So gut hatten sie es nicht gleich getroffen, als sie in die Welt hinauszogen, um Mikes Ausbildung zu fördern. Wiederholt hatte man sie erkannt, und manchmal hatten sie Mühe

gehabt, nicht nur der Presse, sondern auch einer Unzahl von Leuten zu entrinnen, die sich berechtigt glaubten, Forderungen an Mike zu stellen.

Dann dachte Mike seine Gesichtszüge in reifere Linien und nahm noch weitere Veränderungen vor. Das, plus der Tatsache, daß sie sich an Orten aufhielten, wo man den Mann vom Mars nicht erwarten würde, verschaffte ihnen Ruhe. Um diese Zeit rief Jill einmal zu Hause an, um eine neue Postanschrift durchzugeben, und Jubal schlug ein Ablenkungsmanöver vor. Ein paar Tage später las Jill, der Mann vom Mars habe sich in einen Zufluchtsort zurückgezogen, in ein tibetanisches Kloster.

Der Zufluchtsort war ›Hanks Grill‹ in einer abgelegenen Stadt gewesen, wo Jill als Kellnerin und Mike als Tellerwäscher gearbeitet hatten. Es war nicht schlechter als die Arbeit einer Krankenschwester und viel streßfreier. Außerdem schmerzten ihre Füße nicht so sehr. Mike hatte eine bemerkenswert schnelle Methode entwickelt, das Geschirr zu spülen. Allerdings mußte er darauf achten, daß der Chef gerade nicht hinsah. Sie behielten diesen Job eine Woche, dann zogen sie weiter. Manchmal arbeiteten sie, manchmal nicht. Fast täglich suchten sie öffentliche Bibliotheken auf, nachdem Mike von ihrer Existenz erfahren hatte – er hatte geglaubt, Jubals Bibliothek enthalte ein Exemplar von jedem Buch auf der Erde. Als er die wunderbare Wahrheit erkannte, blieben sie einen Monat lang in Akron. Jill tätigte umfangreiche Einkäufe, denn Mike mit einem Buch war so gut wie keine Gesellschaft.

Aber Baxters Jahrmarktsbetrieb war der angenehmste Teil ihrer Wanderung gewesen. Kichernd erinnerte Jill sich an die Zeit – in welcher Stadt? –, als die Schönheitsschau verboten worden war. Das war ungerecht; sie handelten immer vorher die Bedingungen aus, ob Büstenhalter oder keine Büstenhalter, blaues Licht oder helles Licht, wie es gerade in dem jeweiligen Ort verlangt wurde. Trotzdem hatte der Sheriff sie festnehmen lassen, und der Friedensrichter war geneigt gewesen, die Mädchen wegen ›Vagabundierens‹ ins Gefängnis zu stecken.

Die Jahrmarktsbuden wurden geschlossen, und die Schausteller gingen zusammen mit den Trotteln, die sabbernd danach lechzten, ›schamlose Weiber‹ zu sehen, zu der Gerichtsverhandlung. Mike und Jill hatten sich hinten in den Saal gedrängt.

Jill hatte Mike eingeschärft, er dürfe *niemals* etwas Außergewöhnliches tun, wo es bemerkt werden könnte. Aber Mike grokte einen Wendepunkt… und diskutierte ihn nicht mit Jill.

Der Sheriff bezeugte, was er gesehen hatte. Die Details dieser ›öffentlichen Unsittlichkeit‹ schienen ihn offensichtlich zu erfreuen.

Wie Jill zugeben mußte, hielt Mike sich lange zurück.

Trotzdem waren Richter und Sheriff – mitten während der Zeugenaussage – plötzlich nackt.

Jill und Mike schlichen sich während des Tumultes hinaus. Sämtliche Angeklagten gingen ebenfalls. Die Buden wurden abgebaut, und man zog in eine ehrlichere Stadt weiter. Niemand

brachte das Wunder mit Mike in Verbindung. Er selbst erwähnte es gegenüber Jill nicht, und sie sprach ihn nicht darauf an. Das war auch gar nicht notwendig. Die Show wurde sofort abgebrochen, und sie zogen zwei Tage früher als geplant in eine andere, ehrlichere Stadt, wo man sie gewähren lassen würde.

Jill bewahrte den Ausdruck auf dem Gesicht des Sheriffs als Schatz in ihrem Gedächtnis auf. An seinem plötzlichen Hängebauch war deutlich zu erkennen, daß er aus Eitelkeit in äußerst enges Korsett getragen hatte. Sie wollte Mike mit ihren Gedanken ansprechen, um ihn daran zu erinnern, wie komisch dieser provinzielle Sheriff ohne Kleider ausgesehen hatte. Aber das Marsianische hatte kein Konzept für ›komisch‹; sie konnte es nicht sagen. Zwischen ihnen bestand eine immer stärker werdende telepathische Verbindung – aber nur auf marsianisch.

(»Ja, Jill?«) antworteten seine Gedanken.

(»Später.«)

Sie näherten sich dem Hotel. Jill spürte, wie seine Gedanken sich verlangsamten, als er den Wagen parkte. Sie wohnte eigentlich lieber auf dem Rummelplatz, doch gab es dort keine Badewannen. Duschen waren in Ordnung, aber nichts ging über eine große Wanne mit warmem Wasser, in die man hineinstieg und sich einweichte. Deshalb nahmen sie sich manchmal Hotelzimmer und mieteten einen Wagen. Mike war, anders als sie, nicht von klein auf dazu erzogen worden, Schmutz zu verabscheuen. Er war jetzt ebenso sauber wie sie – aber nur, weil sie es ihm beigebracht hatte. Er konnte sich untadelig sauber halten, ohne sich zu waschen, ebenso wie er nie mehr zu einem Friseur mußte, seit er wußte, wie Jill sein Haar am liebsten hatte. Aber Mike genoß die Zeit, die sie in Hotels verbrachte allein wegen des Badens. Er liebte es immer noch so sehr in das Wasser des Lebens einzutauchen – ungeachtet seines nicht vorhandenen Bedürfnisses, sich zu waschen. Auch hatte er keine abergläubischen Gefühle mehr, was Wasser betraf.

Das Imperial war alt und schäbig, aber die Wanne in der Hochzeitssuite war groß. Jill ging sofort ins Bad und ließ sie vollaufen. Es überraschte sie gar nicht, sich plötzlich zum Baden ausgezogen zu finden. Der liebe Mike! Er wußte, wie gern sie einkaufte. Deshalb zwang er sie, ihrer Schwäche nachzugehen, indem er Kleidung, die sie nicht länger entzückte, ins Nirgendwo sandte. Das hätte er täglich getan, wenn sie ihn nicht gewarnt hätte, daß sie sich durch zu viele neue Kleider auf dem Jahrmarkt verdächtig machen würde.

»Danke, Lieber!« rief sie. »Steigen wir hinein!«

Er hatte sich entweder ausgezogen oder seine Sachen verschwinden lassen – ersteres, entschied sie; Mike hatte kein Interesse am Kleider kaufen. In Kleidern sah er keinen anderen Sinn als einen Schutz gegen das Wetter, und den hätte er nicht einmal gebraucht. Sie setzten sich in der Wanne gegenüber. Jill schöpfte Wasser mit der Hand, führte es an ihre Lippen, bot es ihm dar. Das Ritual war nicht notwendig. Es freute Jill einfach, wenn sie sich beide an etwas erinnerten, an das sie in alle Ewigkeit nicht eigens erinnert zu werden

brauchten.

Dann sagte sie: »Ich dachte daran, wie komisch dieser gräßliche Sheriff mit nichts auf dem Leib aussah.«

»Sah er komisch aus?«

»Oh, und wie! Ich hatte Mühe, nicht lauthals loszulachen. Aber ich wollte nicht, daß man uns bemerkt.« »Erkläre mir, warum er komisch aussah. Ich erkenne den Witz nicht.« »Hmmm, mein Liebling, ich glaube nicht, daß ich das kann. Es war kein Witz – nichts in der Art von Wortspielen und solchen Dingen, die erklärt werden können.« »Ich habe nie gegrokt, daß er komisch war«, sagte Mike. »In beiden Männern – dem Richter und dem Gesetzeshüter – grokte ich Verkehrtheit. Hätte ich nicht gewußt, daß es dir mißfallen würde, hätte ich sie weggeschickt.« »Lieber Mike.« Sie berührte seine Wange. »Guter Mike. So, wie du es gemacht hast, war es besser. Das wird in dieser Stadt nie in Vergessenheit geraten – fünfzig Jahre lang wird dort niemand mehr wegen unanständiger Entblößung festgenommen werden. Laß uns von etwas anderem reden! Ich wollte dir sagen, wie leid es mir tut, daß unsere Nummer ein Flop geworden ist. Ich habe mir mit dem Text große Mühe gegeben – aber ich bin auch keine Schaustellerin.«

»Es war mein Fehler, Jill. Tim spricht richtig – ich groke Trottel nicht. Aber das Leben auf dem Jahrmarkt hat mir geholfen… jeden Tag habe ich Trottel besser gegrokt.«

»Du darfst sie nicht Trottel nennen, auch nicht Gimpel, jetzt, wo wir nicht länger dazuzgehören. Es sind einfach Leute – keine ›Trottel‹.«

»Ich groke, daß sie Trottel sind.«

»Ja, Lieber. Aber es ist nicht höflich.«

»Ich werde es mir merken.«

»Hast du dich entschieden, wohin wir gehen sollen?«

»Nein. Wenn die Zeit kommt, werde ich es wissen.«

Das stimmte. Mike wußte es immer. Seit er vom Gehorsam zur Dominanz übergewechselt war, hatte er ständig an Kraft und Sicherheit zugenommen. Der Junge (oder jedenfalls erschien er damals wie ein Kind), der es ermüdend fand, einen Aschenbecher in der Luft zu halten, konnte jetzt nicht nur Jill festhalten (was sich wirklich wie ein ›Schweben auf Wolken‹ anfühlte), während er andere Dinge tat und fortfuhr zu sprechen, sondern war auch zu jeder anderen notwendigen Kraftanstrengung fähig. Jill dachte an einen schlammigen Platz, auf dem ein Lastwagen eingesunken war. Zwanzig Männer versuchten, ihn freizubekommen Mike fügte seine Schulter hinzu… und der Lastwagen bewegte sich.

Sie hatte genau gesehen, was passiert war. Das eingesunkene Hinterrad hatte sich scheinbar von selbst aus dem Schlamm befreit. Aber inzwischen war Mike klüger geworden und ließ bei niemandem mehr einen Verdacht aufkommen.

Sie dachte daran, wie er endlich gegrokt hatte, daß nur bei lebenden,

grokenden Wesen ›Verkehrtheit‹ sein mußte, wenn er sie verschwinden lassen wollte. Ihr Kleid brauchte keine ›Verkehrtheit‹ zu haben. Die Regel war für Nestlinge aufgestellt worden. Einem Erwachsenen stand es frei, zu tun, wie er grokte.

Wie würde seine nächste Veränderung aussehen? Doch sie machte sich deswegen keine Sorgen; Mike war gut und weise.
Alles, was sie ihm beibringen konnte, waren die Feinheiten des Zusammenlebens mit anderen Menschen. Sie lernte viel mehr von ihm. Sie fühlte sich absolut glücklich. Ein solches Glück hatte sie seit dem Tod ihres Vaters nicht mehr gekannt. »Mike, wäre es nicht schön, wenn wir Dorcas und Anne und Miriam auch hier in der Wanne hätten? Und Vater Jubal und die Jungen und – ohne, unsere ganze Familie?«

»Dazu brauchten wir eine größere Wanne.«

»Wen würde Enge stören? Wann machen wir wieder einmal einen Besuch zu Hause, Mike? Jubal fragt mich jedesmal, wenn ich mit ihm spreche.«

»Ich groke, daß es bald sein wird.«

»Marsianisch ›bald‹? Oder terranisch ›bald‹? Laß nur, Liebling, es wird geschehen, wenn das Warten erfüllt ist. Dabei fällt mir ein, daß Tante Patty bald hier sein wird, und ich meine terranisch ›bald‹. Wäscht du mich?«

Sie stand auf. Die Seife stieg aus der Schale, wanderte über ihren ganzen Körper und kehrte an ihren Platz zurück. Die Seifenschicht schäumte sich zu Blasen auf. »Oooh! Das kitzelt.«

»Abspülen?«

»Ich werde mich eintauchen.« Sie setzte sich, spülte den Schaum ab, stand wieder auf. »Gerade noch rechtzeitig.«

Jemand klopfte. »Schätzchen? Bist du salonfähig?«

»Ich komme, Pat!« rief Jill, stieg aus der Wanne und bat Mike:

»Trocknest du mich bitte ab?«

Sofort war sie trocken, sie hinterließ nicht einmal feuchte Fußabdrücke. »Liebling, du wirst doch daran denken, dich anzuziehen? Patty ist eine Dame – nicht wie ich.«

»Ich werde daran denken.«

27. KAPITEL

Jill griff sich ein Negligee und eilte ins Wohnzimmer.
»Komm herein, Liebes! Wir haben gebadet; Mike wird gleich kommen. Ich gebe dir schon mal ein Glas – und das zweite kannst du in der Wanne trinken. Massenhaft warmes Wasser.«

»Ich habe geduscht, nachdem ich Honey Bun zu Bett gebracht hatte, aber – ja, ich nähme gern ein Wannenbad. Aber, Jill-Baby, ich bin nicht gekommen,

um eure Wanne zu benutzen, sondern weil mir das Herz weh tut, daß ihr Kinder uns verlaßt.«

»Wir werden dich nicht aus den Augen verlieren.« Jill machte sich mit den Gläsern zu schaffen. Das Hotel war so alt, daß selbst die ›Hochzeitssuite‹ keine eigene Eismaschine hatte. Aber der Nachtkellner – indoktriniert und entsprechend subventioniert – hatte ihnen einen Karton mit Eiswürfeln hinterlassen. »Tim hat recht. Mike und ich müssen unsere Nummern aufpolieren.«

»Eure Nummer ist okay. Braucht vielleicht ein paar Lacher, aber – hei, Smitty.« Sie bot ihm eine behandschuhte Hand. Außerhalb des Rummelplatzes trug Mrs. Paiwonski immer Handschuhe, hochgeschlossene Kleider und Strümpfe. Sie sah aus wie (und war) eine respektable Witwe mittleren Alters, die sich in Form gehalten hatte.

»Ich habe Jill gerade gesagt«, wandte sie sich an Mike, »daß ihr eine gute Nummer habt.«

Mike lächelte. »Pat, du darfst uns nicht auf den Arm nehmen. Die Nummer ist Mist.«

»Nein, das ist sie nicht, Lieber. Oh, sie könnte ein bißchen Pepp gebrauchen. Ein paar Witze. Oder ihr könntet Jills Kostüm ein bißchen kürzen. Du hast eine süße Figur, Schätzchen.«

Jill schüttelte den Kopf. »Damit wäre es noch nicht getan.« »Also, ich habe einmal einen Zauberer gekannt, der seine Assistentin in ein Kostüm aus den fröhlichen neunziger Jahren steckte – ich meine die Achtzehnhundertneunziger. Nicht einmal ihre Beine waren zu sehen. Dann ließ er ein Kleidungsstück nach dem anderen verschwinden. Die Gimpel waren begeistert. Versteh mich nicht falsch, Lieber – es war nichts Indezentes. Zum Schluß hatte sie noch ebensoviel an wie du jetzt.« »Patty«, sagte Jill, »ich würde bei unserer Nummer splitternackt auftreten, wenn die Polizei die Schau dann nicht schließen würde.« In dem Moment, wo sie es sagte, erkannte sie, daß sie es ernst meinte. Sie wunderte sich, wie die Diplomkrankenschwester Boardman, Oberschwester, einen Punkt erreichen konnte, wo sie das wirklich *ernst* meinte.

Natürlich war Mike der Grund – und sie war glücklich darüber.

Mrs. Paiwonski schüttelte den Kopf.

»Das könntest du nicht tun, Schätzchen. Die Gimpel würden einen Aufstand veranstalten. Aber wenn du eine Figur hast, warum sollst du sie nicht benutzen? Wie weit käme ich als tätowierte Dame, wenn ich mir nicht alles auszöge, was erlaubt ist?«

»Da wir gerade von Kleidern reden«, fiel Mike ein, »du siehst nicht aus, als ob du dich wohl fühltest, Pat. Die Klimaanlage in dieser Höhle funktioniert nicht – wir müssen mindestens neunzig Grad haben.« Er war mit einem leichten Bademantel bekleidet, der für die ungezwungenen Sitten der Schausteller genug war. Hitze machte ihm nur wenig aus; er mußte manchmal seinen Metabolismus anpassen. Kälte war ihm vollkommen egal. Aber ihre

Freundin war an die Bequemlichkeit von beinahe nichts gewöhnt und zwängte sich, wenn sie unter die Gimpel ging, in Kleider, um ihre Tätowierungen zu bedecken. »Warum machst du es dir nicht bequem? ›Es ist niemand hier außer uns Hühnchen.‹« Letzteres war ein Witz, mit dem ausgedrückt werden sollte, daß Freunde unter sich waren – Jubal hatte versucht, es ihm zu erklären und war gescheitert. Aber Mike hatte sich genau gemerkt, wann und wo diese Redewendung verwendet wurde.

»Ja, Patty«, pflichtete Jill bei. »Wenn du nichts darunter hast, kann ich dir etwas leihen. Oder Mike macht einfach seine Augen zu.«
»Nun, ich… ich bin in eins meiner Kostüme geschlüpft.« »Dann sei nicht so förmlich unter Freunden. Komm, ich mache dir die Reißverschlüsse auf.« »Laß mich erst Schuhe und Strümpfe ausziehen.« Pat sprach weiter, während sie überlegte, wie sie am besten auf das Thema Religion kommen könne. Gott segne diese Kinder, sie waren bereit, Sucher zu werden, davon war sie überzeugt – aber sie hatte damit gerechnet, die ganze Saison Zeit dafür zu haben, ihnen das Licht zu bringen… nicht nur diesen einen eiligen Besuch, kurz bevor sie abreisten.

»Smitty, das Wesentliche am Show-Business ist, daß du die Gimpel verstehen mußt. Wenn du ein *richtiger* Zauberer wärest – oh, ich meine nicht, daß du nicht geschickt wärest, Lieber das *bist* du.« Sie stopfte die Strümpfe in die Schuhe und ließ sich von Jill die Reißverschlüsse offenen. »Ich meine, wenn du so etwas wie einen Pakt mit dem Teufel hättest. Aber die Gimpel wissen, daß es Fingerfertigkeit ist. Also brauchst du eine gefällige Aufmachung. Hast du schon einmal einen Feuerfresser mit einer hübschen Assistentin gesehen? Himmel, ein hübsches Mädchen würde seine Nummer schmeißen! Die Gimpel hoffen doch, er werde sich selbst in Brand stecken.«

Sie zog sich das Kleid über den Kopf. Jill nahm es ihr ab und küßte sie. »Jetzt siehst du natürlicher aus, Tantchen Patty. Lehn dich zurück und laß dir deinen Drink schmecken!«

»Nur einen Augenblick, Liebes.« Mrs. Paiwonski betete um göttliche Führung. Nun, ihre Bilder würden für sich selbst sprechen – aus dem Grund hatte George sie angebracht. »Also, das ist es, was ich für die Gimpel habe. Habt ihr euch meine Bilder jemals angesehen, richtig angesehen?«

»Nein«, gab Jill zu. »Wir wollten dich nicht wie ein paar Gimpel anstarren.«

»Dann starrt jetzt, meine Lieben – darum hat George, Gott segne seine schöne Seele im Himmel, sie mir ja auf den Körper gemalt. Damit sie angestarrt und studiert werden. Hier unter meinem Kinn ist die Geburt unseres Propheten, des heiligen Erzengels Foster – noch ein unschuldiges Wickelkind, das nicht weiß, was der Himmel für es bereithält. Aber die Engel wissen es – seht ihr sie um seine Wiege? Die nächste Szene ist sein erstes Wunder. Ein junger Sünder auf der Dorfschule, in die er ging, schoß ein armes Vögelchen ab… und er hob es auf und streichelte es, und es flog unbeschadet davon. Jetzt muß ich euch den Rücken zukehren.« Sie erklärte, daß George keine leere Leinwand zur Verfügung gehabt habe, als er das große Opus begann. Zu

diesem Zeitpunkt waren sie beide noch Sünder, und die junge Patricia war schon fast überall tätowiert.
So verwandelte George mit inspiriertem Genie den ›Angriff auf Pearl Harbor‹ in ›Harmageddon‹ und die ›Skyline von New York‹ in ›Die heilige Stadt‹.

»Aber«, gestand sie, »obwohl jetzt jeder Zoll zu einem heiligen Bild gehört, war George dadurch gezwungen, ringsherumzugehen, um jeden Meilenstein im irdischen Leben unseres Propheten auf lebendem Fleisch aufzuzeichnen. Hier seht ihr ihn, wie er auf den Stufen des gottlosen theologischen Seminars predigt, das ihn abgelehnt hatte – damals wurde er zum ersten Mal verhaftet; es war der Beginn der Verfolgung. Und weiter herum, auf meinem Rückgrat seht ihr ihn Götzenbilder zerschmettern… und als nächstes seht ihr ihn im Gefängnis, und das heilige Licht strömt auf ihn nieder. Dann brechen die wenigen Gläubigen in das Gefängnis ein…«

(Reverend Foster war klar gewesen, daß beim Kampf um die religiöse Freiheit Schlagringe, Keulen und die Bereitschaft, sich mit Polizisten zu prügeln, mehr bewirken als passiver Widerstand. Er vertrat ganz und gar die kämpfende Kirche. Aber er war auch ein guter Taktiker gewesen. Schlachten wurden da geschlagen, wo die schwere Artillerie auf der Seite des Herrn stand.)

»…und retten ihn und teeren und federn den falschen Richter, der ihn hineingesteckt hatte. Das ist vorn… oh, ihr könnt nicht viel sehen, mein Büstenhalter bedeckt es. Wie schade.«

(»Michael, was will sie?«)

(»Das weißt du doch. Sag es ihr!«)

»Tante Patty«, sagte Jill freundlich, »du möchtest, daß wir uns alle deine Bilder ansehen, nicht wahr?«

»Nun… es ist genauso, wie Tim es als Ausrufer ankündigt. George hat alle Haut benutzt, die ich besitze, um die Geschichte vollständig darzustellen.«

»Wenn George sich all diese Mühe gemacht hat, wollte er, daß die Bilder gesehen werden. Zieh dein Kostüm aus! Ich sagte doch, mir würde es nichts ausmachen, bei unserer Nummer splitternackt aufzutreten – und unsere Nummer ist bloß Unterhaltung. *Deine* hat ein Ziel… ein heiliges Ziel.«

»Wenn ihr es möchtet…« Sie sang ein stummes Hallelujah! Foster half ihr – mit seinem Segen und Georges Bildern würde sie diese lieben Kinder dazu bringen, daß sie das Licht suchten.

»Ich mache dir die Haken auf.«

(»Jill…«)

(»Soll ich es nicht tun, Michael?«)

(»Warte!«)

Sprachlos vor Staunen stellte Mrs. Paiwonski fest, daß sie ohne ihr flitterbesetztes Höschen und ihren Büstenhalter dastand! Jill überraschte es nicht, als sich ihr Negligee in Nichts auflöste, und es überraschte sie nur ein

wenig, als Mikes Bademantel verschwand. Sie schrieb es seinen katzenartigen guten Manieren zu.

Mrs. Paiwonski schnappte nach Luft. Jill nahm sie in die Arme. »Na, na, na, es ist alles in Ordnung, Liebes. Niemand ist verletzt.« Sie wandte sich um. »Mike, du mußt es ihr sagen.«

»Ja, Jill. Pat…«

»Ja, Smitty?«

»Du sagtest, meine Tricks seien nichts als Fingerfertigkeit. Du wolltest dein Kostüm ausziehen – deshalb habe ich es für dich getan.«

»Aber *wie?* Wo ist es?«

»An dem gleichen Ort, wo Jills Mantel ist – und meiner. Fort.«

»Mach dir keine Gedanken darüber, Patty«, beschwichtigte Jill sie. »Wir werden es dir ersetzen. Mike, das hättest du nicht tun sollen.«
»Tut mir leid, Jill. Ich grokte, es sei richtig so.« »Nun… vielleicht war es das.« Tante Patty war nicht allzu sehr aus der Fassung gebracht – und würde es niemals weitererzählen; sie war Schaustellerin. Mrs. Paiwonski machte sich keine Gedanken über zwei Fetzen Kostüm, auch nicht über ihre eigene Nacktheit oder die ihrer jungen Freunde. Aber ein theologisches Problem beunruhigte sie sehr. »Smitty? Das war *richtige* Magie?«

»Ich glaube, so würdest du es nennen«, bejahte er, sich so genau wie möglich ausdrückend.

»Ich würde es eher ein Wunder nennen«, erklärte sie offen heraus.

»Nenne es so, wenn du möchtest. Fingerfertigkeit war es nicht.«

»Das weiß ich. Du warst noch nicht einmal in meiner Nähe.« Sie, die täglich mit lebenden Kobras umging und sich schon oft mit bloßen Händen Betrunkener erwehrt hatte (sehr zu deren Pech), hatte keine Angst. Patricia Paiwonski fürchtete noch nicht einmal den Teufel selbst. Ihr Glaube beschirmte sie, und sie war gerettet. Für Satan war sie unverwundbar. Aber sie sorgte sich um ihre Freunde. »Smitty – sieh mir in die Augen. Hast du einen Pakt mit dem Teufel geschlossen?«

»Nein, Pat, das habe ich nicht.«

Sie sah ihn weiter forschend an. »Du lügst nicht…«

»Er weiß nicht, wie man lügt, Tante Patty.«

»…also ist es ein Wunder. Smitty… du bist ein Heiliger!«

»Das weiß ich nicht, Pat.«

»Erzengel Foster erkannte es erst, als er zum Teenager herangewachsen war… obwohl er schon vorher Wunder gewirkt hatte. Du bist ein Heiliger, ich fühle es. Ich glaube, das habe ich schon vom ersten Augenblick an gefühlt.«

»Ich weiß es nicht, Pat.«

»Ich halte es für möglich«, meinte Jill. »Aber er weiß es wirklich nicht. Michael… wir haben schon soviel gesagt, daß wir jetzt alles sagen müssen.«

»Michael!« wiederholte Patty plötzlich. »Erzengel Michael, in menschlicher

Gestalt zu uns gesandt.«

»Patty, bitte! Wenn er es ist, weiß er es nicht…«

»Es ist nicht nötig, daß er es weiß. Gott wirkt Seine Wunder auf Seine eigene Art.«

»Tante Patty, willst du mich *bitte* reden lassen?«

Kurz darauf wußte Mrs. Paiwonski, daß Mike der Mann vom Mars war. Sie erklärte sich bereit, ihn als Menschen zu behandeln – wollte sich jedoch ihr Urteil über seine wahre Natur und den Grund für sein Verweilen auf der Erde vorbehalten. Sie erklärte (etwas verschwommen, wie Jill meinte), daß Foster ein wahrhaftiger Mensch gewesen sei, solange er auf der Erde lebte, aber er war auch *immer* ein Erzengel gewesen. Wenn Jill und Michael darauf bestanden, sie seien nicht gerettet, würde sie sie behandeln, wie sie es verlangten – Gottes Wege sind geheimnisvoll.

»Ich glaube, du könntest uns ›Sucher‹ nennen«, sagte Mike zu ihr.

»Das ist genug, meine Lieben! Ich bin sicher, ihr seid gerettet – aber Foster selbst ist in seinen frühen Jahren ein Sucher gewesen. Ich werde euch helfen.«

Sie nahm an einem weiteren Wunder teil. Sie hatten sich auf den Teppich gesetzt; Jill legte sich auf den Rücken und schlug es Mike in ihren Gedanken vor. Ohne magische Sprüche, ohne Requisiten ließ Mike sie hochschweben. Patricia sah in gelassener Glückseligkeit zu. Sie war davon überzeugt, Zeuge eines wahrhaftigen Wunders zu sein. »Pat«, sagte Mike da, »leg dich hin!«

Sie gehorchte so bereitwillig, als sei er Foster. Jill wandte den Kopf. »Sollst du mich nicht besser hinunterlassen, Mike?«

»Nein, ich schaffe es.«

Mrs. Paiwonski fühlte sich sanft in die Höhe gehoben. Sie fürchtete sich nicht; eine überwältigende religiöse Ekstase erfüllte sie, die ein Feuer in ihren Lenden entzündete und ihr die Tränen in die Augen trieb. So etwas hatte sie seit ihrer Jugend nicht mehr gefühlt. Eine solche Kraft hatte sie nicht gespürt, seit der heilige Foster sie berührt hatte. Mike brachte die beiden Frauen näher zusammen, und Jill umarmte sie. Ihre Tränen steigerten sich zu einem leisen Weinen des Glücks.

Mike ließ sie auf den Fußboden niedersinken. Er war nicht müde – er konnte sich gar nicht erinnern, wann er das letzte Mal müde gewesen war.

Jill sagte: »Mike… wir brauchen Wasser.«

(»????«)

(»Ja«, antworteten ihre Gedanken.)

(»Und?«)

(»Um aus der Not eine Tugend zu machen. Was meinst du, warum sie hergekommen ist?«)

(»Ich weiß es. Ich war mir nicht sicher, ob du es wüßtest… oder damit einverstanden warst. Mein Bruder. Mein Ich.«)

(»Mein Bruder.«)

Mike holte kein Wasser, sondern er schickte ein Glas von der Minibar ins Badezimmer. Er ließ es unter dem Hahn volllaufen und zu Jill zurückkehren. Mrs. Paiwonski sah voller Interesse zu; über das Staunen war sie hinaus. Jill hielt das Glas und sagte zu ihr: »Tante Patty, das ist, als werde man getauft… und als werde man verheiratet. Es ist – ein marsianischer Brauch. Er bedeutet, daß du uns vertraust und wir dir vertrauen… wir können dir alles sagen, und du kannst uns alles sagen… und daß wir Partner sind, jetzt und für alle Zeit. Aber ist der Schwur einmal geleistet, darf er niemals gebrochen werden. Wenn du ihn brächest, müßten wir sterben – auf der Stelle. Gerettet oder nicht. Wenn wir in brächen… Aber das werden wir nicht tun. Nur teile mit uns kein Wasser, wenn du es nicht möchtest – wir würden trotzdem Freunde bleiben. Wenn dies nach deinem Glauben nicht zulässig ist, tu es nicht. Wir gehören nicht zu deiner Kirche, obwohl du es zuerst angenommen hast. Wir werden vielleicht niemals dazugehören. ›Sucher‹ ist das Äußerste, was du uns nennen kannst. Mike?«

»Wir groken«, stimmte er zu. »Pat, Jill spricht richtig. Ich wünschte, wir könnten es dir auf marsianisch sagen, es wäre dann klarer. Dies ist alles, was eine Heirat bedeutet – und viel mehr. Wir sind frei, dir Wasser anzubieten… doch wenn es in deiner Religion oder in deinem Herzen irgendeinen Grund gibt, es nicht anzunehmen… *trink es nicht!«*

Patricia Paiwonski holte tief Atem. Sie hatte eine solche Entscheidung schon einmal getroffen… und ihr Mann hatte zugesehen – ohne es ihr zu verbieten. Wer war sie, daß sie einen Heiligen zurückweisen sollte? Und seine gesegnete Braut? »Ich will es«, antwortete sie fest.

Jill nahm einen Schluck. »Wir wachsen immer stärker zueinander.« Sie gab das Glas an Mike weiter.

»Ich danke dir für Wasser, mein Bruder.« Er nahm einen Schluck. »Pat, ich gebe dir das Wasser des Lebens. Mögest du immer tief trinken.« Er gab ihr das Glas.

Patricia nahm es. »Ich danke dir. Ich danke euch, oh, meine Lieben! Das ›Wasser des Lebens‹ – ich liebe euch beide!« Sie trank durstig.

Jill nahm das Glas und trank den Rest. »Jetzt wachsen wir zueinander, meine Brüder.«

(»Jill?«)

(»Jetzt!!!«)

Michael hob seinen neuen Bruder in die Luft, ließ sie zum Bett schweben und senkte sie behutsam darauf nieder.

Valentin Michael Smith grokte, daß es bei der menschlichen körperlichen Liebe – sehr menschlich und sehr körperlich – nicht einfach darum ging, Eier zum Leben zu erwecken, auch war es ein Ritual, durch das man zueinanderwuchs. Der Akt *selbst* war ein zueinander wachsen, etwas sehr Gutes und – soviel Mike wußte – selbst den Alten seiner früheren Welt unbekannt. Er grokte es immer noch, versuchte bei jeder Gelegenheit, es in

seiner ganzen Fülle zu groken. Schon seit langem scheute er nicht mehr vor seinem starken Verdacht zurück, daß die Alten *diese* Ekstase nicht kannten. Er grokte, daß seine neuen Leute einzigartige spirituelle Tiefen besaßen. Glücklich bemühte er sich, sie auszuloten, ohne anerzogene Hemmungen, die in ihm Schuldgefühle oder irgendeinen Widerwillen erzeugt hätten.

Seine menschlichen Lehrer, freundlich und großzügig, hatten seine Unschuld belehrt, ohne sie zu verletzen. Das Ergebnis war so einzigartig, wie er es war.

Jill war sehr erfreut, aber nicht unbedingt überrascht, daß ›Tante Patty‹ das Teilen des Wassers mit Mike in einer sehr alten marsianischen Zeremonie, die sofort dazu führte, nach einem alten menschlichen Ritus, Mike selbst zu teilen, freimütig und vollständig akzeptierte. Allerdings überraschte es sie ein wenig (obwohl sie immer noch erfreut war), daß Patty auch Mikes Fähigkeit eine Vielzahl von Wundern zu wirken so ruhig hingenommen hatte. Aber Jill wußte nicht, daß Patricia schon einmal einen Heiligen kennengelernt hatte – sie *erwartete* von Heiligen mehr. Jedenfalls war Jill gelassen glücklich, daß an einem Wendepunkt richtig gehandelt worden war… und dann war sie ekstatisch glücklich beim eigenen Zueinanderwachsen. All das dachte sie auf Marsianisch und ganz anders als früher.

Sie ruhten sich aus. Jill bat Mike, Patty telekinetisch zu baden, und als Patty quietschte und kicherte, quietschte und kicherte sie auch. Es war nur ein Spiel, sehr menschlich und überhaupt nicht marsianisch. Mike hatte es beim ersten Mal eher aus Faulheit getan. Er wollte einfach nicht aufstehen – ein Unfall, mehr oder weniger. Dann war es auch zum Brauch geworden, und Jill war überzeugt, es werde Patty gefallen. Es kitzelte Jill, Pattys Gesicht zu sehen, als sie von unsichtbaren Händen geschrubbt und dann ohne Handtuch und Luftstrom abgetrocknet wurde.

Patricia blinzelte. »Danach brauche ich einen Drink.«

»Natürlich, Liebling.«

»Und ich möchte euch Kindern *immer noch* meine Bilder zeigen.« Sie gingen ins Wohnzimmer, und Patty stellte sich in die Mitte des Teppichs. »Zuerst seht mich an. *Mich,* nicht meine Bilder. Was seht ihr?«

Mike streifte ihr in Gedanken die Tätowierungen ab und betrachtete seinen neuen Bruder ohne den Hautschmuck. Ihm gefielen ihre Tätowierungen; sie hoben sie hervor und machten sie zu sich selbst. Dadurch bekam sie einen marsianischen Anhauch; sie hatte nicht die langweilige Gleichförmigkeit der meisten Menschen. Mike hatte sie sich schon eingeprägt. Er dachte daran, sich selbst am ganzen Körper tätowieren zu lassen, sobald er grokte, was abgebildet werden sollte. Das Leben seines Vaters Wasserbruder Jubal? Darüber mußte er noch meditieren. Vielleicht wünschte Jill sich ebenfalls, tätowiert zu werden. Welche Muster würden Jill schöner machen? Würde es so sein, wie mit dem Parfüm, das Jills Geruch verstärkte, ohne ihn zu verändern?

Was er sah, als er Pat ohne die Tätowierungen betrachtete, gefiel ihm nicht so sehr. Sie sah aus, wie eine Frau aussehen muß, um eine Frau zu sein. Mike grokte Dukes Bildersammlung immer noch nicht. Sie hatte ihn gelehrt, daß es

bei den Frauen eine Vielfalt von Größen, Formen und Farben und ein gewisses Maß an Vielfalt in der Akrobatik der Liebe gab. Darüber hinaus grokte er aus Dukes hochgeschätzten Bildern nichts. Mikes Ausbildung hatte ihn zu einem genauen Beobachter gemacht, aber dieselbe Ausbildung hatte ihn empfindungslos für die subtilen Freuden des Voyeurtums werden lassen. Er fand Frauen (einschließlich, ohne jeden Zweifel, Patricia Paiwonski) durchaus sexuell stimulierend, aber es stimulierte ihn nicht, daß er sie sah. Geruch und Berührung zählten mehr – und darin war er quasimenschlich, quasimarsianisch. Der entsprechende marsianische Reflex (so wenig subtil wie ein Niesen) wurde von diesen Sinnen ausgelöst, konnte jedoch nur in der Paarungszeit aktiviert werden. Für einen Marsianer war ›Sex‹ so romantisch wie intravenöse Ernährung.

Wenn er sich ihre Bilder wegdachte, fiel Mike eines deutlicher auf: Patricia hatte ihr eigenes Gesichts, in Schönheit gestaltet durch ihr Leben. Sie besaß, er sah es mit Staunen, noch mehr ihr eigenes Gesicht, als Jill es hatte. Das verstärkte sein Gefühl für Pat, das er noch nicht Liebe nannte. Statt dessen verwendete er ein geringeres, marsianisches Konzept.

Sie hatte auch ihren eigenen Geruch und ihre eigene Stimme. Ihre Stimme klang heiser; er hörte sie gern, auch wenn er ihre Bedeutung nicht grokte. In ihren Geruch mischte sich eine Spur von bitterem Moschus, was von ihrem Umgang mit Schlangen herrührte. Mike liebte ihre Schlangen und konnte mit den giftigen umgehen – nicht nur, indem er seinen Zeitsinn streckte, um ihrem Zubeißen auszuweichen. Sie grokten mit ihm; er genoß ihre unschuldig erbarmungslosen Gedanken – sie erinnerten ihn an zu Hause. Mike war der einzige andere Mensch, der Honey Bun so anfassen konnte, daß es der Boa constrictor Vergnügen bereitete. Sie ließ es apathisch zu, daß andere sie berührten – aber Mike akzeptierte sie als Ersatz für Pat.

Mike ließ die Bilder von neuem erscheinen.

Jill fragte sich, warum Tante Patty sich hatte tätowieren lassen. Sie würde richtig hübsch aussehen – wenn sie kein lebender Comicstrip wäre. Aber sie liebte Patty selbst, nicht die Art, wie Patty aussah – und Patty hatte dadurch ein regelmäßiges Einkommen – bis sie so alt wurde, daß die Gimpel nicht mehr dafür bezahlen würden, sie zu sehen, auch wenn diese Bilder von Rembrandt wären. Sie hoffte, Patty legte recht viel auf die hohe Kante – und dann fiel ihr ein, daß Tante Patty jetzt ein Wasserbruder war und Mikes unendliches Vermögen teilte. Das machte ihr warm ums Herz.

»Nun?« wiederholte Mrs. Paiwonski. »Was seht ihr? Wie alt bin ich, Michael?«

»Ich weiß es nicht.«

»Rate! Ich bin schon nicht beleidigt.«

»Das kann ich nicht, Pat.«

»Ach, mach schon!«

»Patty«, mischte Jill sich ein, »er kann es wirklich nicht. Er hat nicht gelernt, das Alter zu schätzen – du weißt, wie kurze Zeit er erst auf der Erde ist. Und Mike denkt in marsianischen Jahren und marsianischer Mathematik. Wenn es

um Zeit oder Zahlen geht, springe ich für ihn ein.«
»Gut… dann schätze du, Liebes. Sei ehrlich!« Jill musterte Pattys schlanke Gestalt, aber auch ihre Hände, ihren Hals und ihre Augen – dann zog sie trotz der Ehrlichkeit, die man einem Wasserbruder schuldig ist, fünf Jahre ab.
»Hmm, dreißig, plus oder minus ein Jahr.« Mrs. Paiwonski stieß ein triumphierendes Lachen aus. »Das ist einer der Vorteile des wahren Glaubens, meine Liebe! Jill – Schätzchen, ich bin fast fünfzig. Ich verrate aber nicht, wie nah dran. Ich habe aufgehört zu zählen.« »So siehst du nicht aus!« »Ich weiß. Das bewirkt die Glückseligkeit, Liebes. Nach meinem ersten Kind achtete ich nicht mehr auf meine Figur – ich wurde dick und breit. Ich sah aus wie ein Faß. Man mußte das Wort ›Fett‹ für mich neu definieren. Mein Bauch sah aus wie im siebten Monat. Meine Brüste hingen – und ich habe sie niemals liften lassen. Du kannst es sehen – sicher, ein guter Chirurg hinterläßt keine Narben… aber bei *mir* würde es *auffallen,* Liebes; es würde Löcher in zwei Bilder hacken.

Dann sah ich das Licht! Ich mache keine Gymnastik, ich halte keine Diät ein – ich esse wie ein Scheunendrescher. Glückseligkeit, Liebes. Vollkommene Glückseligkeit im Herrn durch die Hilfe von Erzengel Foster.«

»Es ist erstaunlich«, sagte Jill und meinte es auch so. Sie kannte eine Reihe von Frauen, die sich gut gehalten hatten (sie selbst hatte sich das auch vorgenommen)… aber in jedem Fall nur unter erheblichem Aufwand. Tante Patty hatte in der Zeit, in der sie sie kannte, ganz bestimmt weder Diät gehalten noch Gymnastik getrieben, und Jill wußte, was beim Brustliften weggeschnitten wurde. An diese Tätowierungen war nie ein Messer gekommen.

Mike nahm an, Pat habe gelernt, ihren Körper so zu denken, wie sie ihn wünschte, ob sie es nun Foster zuschrieb oder nicht. Er lehrte Jill diese Kontrolle, aber sie mußte erst besser Marsianisch sprechen, bevor sie es zur Meisterschaft bringen konnte. Es hatte keine Eile, mit Warten würde es erreicht werden. Pat fuhr fort:

»Ich wollte, daß ihr *seht,* was der Glaube bewirken kann. Die eigentliche Veränderung vollzieht sich jedoch im Innern. Glückseligkeit. Der liebe Gott weiß, daß ich keine Rednergabe besitze, aber ich will versuchen, es euch zu erzählen. Dann werde ich auf eure Fragen antworten, wenn ich kann. Zuerst müßt ihr euch klarmachen, daß alle anderen sogenannten Kirchen Fallen des Teufels sind. Unser lieber Jesus predigte den wahren Glauben, so sagt Foster, und ich habe den wahren Glauben. Im Dunklen Zeitalter wurden seine Worte dann verdreht und verändert, bis Jesus selbst sie nicht mehr wiedererkennen würde. Deshalb wurde Foster gesandt, um eine Neue Offenbarung zu verkünden und die Lehre wieder klar zu machen.«

Patricia Paiwonski streckte den Zeigefinger aus, und plötzlich war sie eine Priesterin, gekleidet in heilige Würde und mystische Symbole. »Gott will, daß wir glücklich sind. Er füllte die Welt mit Dingen, die uns glücklich machen sollen. Würde Gott Traubensaft in Wein verwandeln, wenn Er nicht wollte, daß

wir trinken und fröhlich sind? Er könnte ihn Traubensaft bleiben lassen… oder ihn in Essig verwandeln, der niemandem auch nur ein Kichern ablocken würde. Ist das nicht *wahr?* Natürlich meinte er nicht, man solle sich sinnlos betrinken und seine Frau schlagen und seine Kinder vernachlässigen… Er hat uns gute Dinge gegeben, um sie zu *benutzen,* nicht zu mißbrauchen… oder sie zu ignorieren. Wenn einem nach einem Glas oder sechs unter Freunden, die das Licht gesehen haben, zumute ist, und es erweckt in ihm den Wunsch, zu tanzen und dem Herrn für Seine Güte zu danken – warum nicht? Gott hat den Alkohol geschaffen, und Gott hat die Füße geschaffen – Er schuf sie, damit man beides zusammenführt und glücklich ist!«

Sie machte eine Pause. »Gieß mir noch einmal ein, Schätzchen! Predigen macht durstig – nicht viel Ginger Ale, das ist guter Roggenwhisky. Und das ist noch nicht alles. Wenn Gott nicht wollte, daß Frauen angesehen werden, hätte Er sie häßlich gemacht – das leuchtet ein, nicht wahr? Gott ist kein Betrüger; Er hat den Spieltisch selbst aufgestellt – Er würde ihn nicht so konstruieren, daß die Gimpel gar nicht gewinnen können, so wie bei einem manipulierten Roulette. Er würde niemanden dafür, daß er bei einem falschen Spiel verloren hat, in die Hölle schicken.

Gut, Gott will, daß wir glücklich sind, und Er hat uns gesagt, wie: ›Liebt einander!‹ Liebt eine Schlange, wenn das arme Ding Liebe braucht. Liebt eure Nachbarn, wenn sie das Licht gesehen haben und Liebe in ihrem Herzen tragen und schlagt nach den Sendboten Satans, die euch von dem vorbestimmten Pfad weglocken und in den Abgrund führen wollen. Und mit ›Liebe‹ hat Er nicht die gezierte Liebe einer alten Jungfer gemeint, die sich fürchtet, vom Gesangbuch hochzublicken, weil sie dann eine Versuchung des Fleisches sehen könnte. Wenn Gott das Fleisch haßt, *warum hat er dann soviel davon geschaffen?* Gott ist kein Jammerlappen. Er hat den Grand Canyon geschaffen und Kometen, die den Himmel durcheilen, und Zyklone und Hengste und Erdbeben – wird ein Gott, der all das kann, sich umdrehen und praktisch Seine Hosen naßmachen, nur weil sich ein kleines Mädchen ein bißchen vorüberbeugt und ein Mann einen Blick auf eine Brust erhascht? Du weißt es besser, Liebling – und ich auch! Als Gott uns befahl zu lieben, wollte Er uns nicht an der Nase herumführen; es war Sein Ernst. Liebt kleine Kinder, deren Windeln ständig gewechselt werden müssen, liebt starke, stinkige Männer, damit es weitere Kinder zum Lieben geben wird – und dazwischen liebt weiter, weil es *schön* ist, zu lieben! Natürlich bedeutet das ebensowenig, daß ihr mit der Liebe Geschäfte machen sollt, wie eine Flasche Roggenwhisky bedeutet, ihr sollt euch betrinken und einen Polizisten verprügeln. Man kann Liebe nicht verkaufen, und man kann Glückseligkeit nicht kaufen, auf beidem ist kein Preisschild… und wenn ihr meint, es sei eins darauf, seid ihr auf dem Weg zur Hölle. Aber wenn ihr mit offenem Herzen gebt und empfangt, wovon Gott einen unbegrenzten Vorrat hat, kann der Teufel euch nicht anrühren. Geld?« Sie sah Jill an. »Schätzchen, würdest du dieses Wasserteilen mir irgendwem für… sagen wir, eine Million Dollar machen? Oder für zehn Millionen, steuerfrei?« »Natürlich nicht.« *(»Michael, grokst du das?«)*

(»Beinahe in ganzer Fülle, Jill. Es ist Zeit, zu warten.«) »Siehst du, Liebes? Ich wußte, daß in diesem Wasser Liebe war. Ihr seid Sucher, dem Licht sehr nahe. Aber da ihr beiden, aus der Liebe, die in euch ist, ›Wasser geteilt habt und zueinandergewachsen seid‹, wie Michael sagt, kann ich euch Dinge erzählen, über die ich normalerweise mit einem Sucher nicht sprechen dürfte…«

*

Reverend Foster – ob selbsternannt oder von Gott ernannt, hing davon ab, welchen Autor man zitierte – hatte für den Puls seiner Zeit einen Riecher, der weitaus empfindsamer war als der eines geschickten Schaustellers beim Gimpelfang. Die als ›Amerika‹ bekannte Zivilisation hatte während ihrer ganzen Geschichte eine gespaltene Persönlichkeit. Ihre Gesetze waren puritanisch, heimlich benahm sie sich obszön im Stil des Rabelais, ihre wichtigsten Religionen waren apollinisch, ihre Erweckungen fast dionysisch. Im 20. Jahrhundert (terranische christliche Ära) wurde der Sex nirgendwo auf der Erde so rigoros unterdrückt – und nirgendwo bestand ein so lebhaftes Interesse daran.

Foster hatte mit jedem großen Religionsführer des Planeten zwei Eigenschaften gemeinsam: Er war eine außerordentlich charismatische Persönlichkeit (›Hypnotiseur‹ war das Wort, das seine Verleumder dafür verwendeten – neben anderen, weniger schönen), und sexuell war er nicht weit von der menschlichen Norm entfernt. Auf der Erde waren die großen Religionsführer immer entweder zölibatär – oder das genaue Gegenteil. *(Große* Führer, die wirklichen Erneuerer – nicht unbedingt hohe Beamte oder Bewahrer.) Foster war nicht zölibatär.

Ebensowenig waren das seine Ehefrauen und Priesterinnen – die Wiedergeburt unter der Neuen Offenbarung schloß ein Ritual ein, das später von Valentine Michael Smith als ideal für das Zusammenwachsen gegrokt wurde.

In der terranischen Geschichte hatten viele Kulte die gleiche Technik gebraucht – allerdings in Amerika vor Fosters Zeit nicht in größerem Rahmen. Foster wurde mehr als einmal aus einer Stadt vertrieben, bevor er eine Methode perfektionierte, die ihm erlaubte, seinen Kult zu verbreiten. Er machte Anleihen bei den Freimaurern, dem Katholizismus, der kommunistischen Partei und der Madison Avenue ebenso, wie er bei der Zusammenstellung seiner Neuen Offenbarung Gedanken aus früheren Schriften entlehnte. Über das alles kam der Zuckerguß einer Rückkehr zur urtümlichen Christenheit. Er gründete eine Äußere Kirche, die jeder besuchen durfte. Ein Mensch konnte viele Jahre lang ein ›Sucher‹ bleiben, was eine Menge Vorteile für die Kirche mit sich brachte. Dann gab es eine Mittlere Kirche, die dem Anschein nach ›Die Kirche der Neuen Offenbarung‹ darstellte, die Gemeinschaft der glücklichen Geretteten, die den Zehnten bezahlten, alle Vorteile wahrnahmen, die ihnen die sich immer weiter ausdehnenden geschäftlichen Verflechtungen der Kirche boten, und sie mit Glückseligkeit,

Glückseligkeit, Glückseligkeit! zu einem endlosen Volksfest hochjubelten. Ihre Sünden waren ihnen vergeben – und sehr wenig war sündhaft, solange sie ihre Kirche unterstützten, ehrlich im Umgang mit ihren Mit-Fosteriten waren, Sünder verdammten und glücklich blieben. Die Neue Offenbarung ermutigte Lüsternheit nicht ausdrücklich, aber sie wurde recht mystisch, wenn sie auf das Sexualverhalten zu sprechen kam.

Die Mittlere Kirche stellte den Stoßtrupp. Foster entlieh sich einen Trick von den Wobblies des frühen 20. Jahrhunderts. Wenn eine Gemeinde versuchte, die Fosteriten-Bewegung zu unterdrücken, strömten in dieser Stadt Fosteriten zusammen, bis Gefängnisse und Polizei ihrer nicht mehr Herr wurden. Polizisten bekamen Rippen eingetreten, und Gefängnisse wurden zertrümmert.

Wenn ein öffentlicher Ankläger voreilig genug war, ein Verfahren zu eröffnen, erwies es sich als unmöglich, es durchzuführen. Foster (der es unter Beschuß gelernt hatte) sorgte dafür, daß Anklagen zu Verfolgungen nach dem Buchstaben des Gesetzes wurden. Niemals wurde ein Fosterit vom Obersten Gerichtshof – oder später vom Hohen Gerichtshof – wegen Fosteritentums verurteilt.

Innerhalb der nach außen sichtbaren Kirche befand sich die Innere Kirche – ein harter Kern von einsatzfreudigen Mitgliedern, aus denen sich die Priesterschaft, die Laienführer, sämtliche Schlüsselbewahrer und politischen Strategen zusammensetzten. Sie waren ›wiedergeboren‹, über die Sünde hinausgewachsen, des Himmels sicher und die einzigen Zelebranten der Inneren Mysterien.

Foster wählte diese Leute mit großer Sorgfalt aus, und zwar höchstpersönlich, bis die Bewegung zu groß wurde. Er suchte nach Männern, die wie er, und nach Frauen, die wie seine Priesterinnen-Gattinnen waren, dynamisch, völlig überzeugt, hartschädelig und von Eifersucht in ihrer menschlichsten Bedeutung frei (oder geeignet, davon befreit zu werden, sobald sie von Schuldgefühlen und Unsicherheit gereinigt waren). Sie alle mußten sich zu Satyrn und Nymphen entwickeln können, denn die geheime Kirche war der dionysische Kult, an dem es Amerika fehlte und für den es einen enormen potentiellen Markt gab.

Er war äußerst vorsichtig. Wenn Kandidaten verheiratet waren, mußten beide Ehegatten beitreten. Unverheiratete Kandidaten mußten sexuell attraktiv und aggressiv sein – und er prägte seinen Priestern die Notwendigkeit ein, daß die männlichen Mitglieder den weiblichen an Zahl gleich sein oder sie übertreffen müßten. Nirgendwo steht verzeichnet, Foster habe frühere ähnliche Kulte in Amerika studiert – aber er wußte oder spürte, woran die meisten gescheitert waren: Die besitzergreifende Sinnlichkeit ihrer Priester hatte zu Eifersucht geführt. Diesen Fehler vermied Foster. Kein einziges Mal behielt er eine Frau für sich, selbst die nicht, die er heiratete.

Auch war er nicht zu eifrig darin, seine Kerntruppe zu erweitern. Die Mittlere Kirche hatte vieles anzubieten, um die milderen Begierden der Massen zu befriedigen. Wenn eine Wiedererweckung zwei Paare hervorbrachte, die der

›himmlichen Heirat‹ fähig waren, reichte ihm das. War niemand geeignet, ließ er die Saat wachsen und schickte ein routiniertes Priester-Paar, die Leute anzuleiten.

So weit wie möglich prüfte er Kandidaten-Paare selbst, zusammen mit einer Priesterin. Da ein solches Paar bereits ›gerettet‹ war, was die Mittlere Kirche betraf, war sein Risiko gering – bei der Frau gleich Null, und den Mann sah er sich genau an. Dann erst überließ er ihn der Priesterin. Bevor sie ›gerettet‹ wurde, war Patricia Paiwonski jung, verheiratet und ›sehr glücklich‹ gewesen. Sie hatte ein Kind, sie blickte zu ihrem viel älteren Mann auf und bewunderte ihn. George Paiwonski war ein großzügiger, zärtlicher Mann mit nur einer einzigen Schwäche – aber diese Schwäche war die Ursache, daß er nach einem langen Tag oft zu betrunken war, um seine Zärtlichkeit zu zeigen. Trotzdem war seine Tätowiernadel immer präzise und sein Blick scharf. Patty hielt sich für eine glückliche Frau – sicher, George wurde gelegentlich zu einer Kundin zärtlich – sehr zärtlich, wenn es früh am Tag war – und natürlich erfordert das Tätowieren Abgeschlossenheit, besonders bei Damen. Patty war tolerant; als George mehr und mehr der Flasche verfiel, verabredete sie sich manchmal mit einem Kunden.

Aber es fehlte ihr etwas in ihrem Leben, und die Lücke schloß sich nicht einmal dann, als ein dankbarer Kunde ihr eine Schlange schenkte – er gehe zur See, sagte er, und könne sie nicht behalten. Patricia liebte Tiere und kannte keine Scheu vor Schlangen; sie brachte die Schlange in ihrem Schaufenster unter, und George malte ein herrliches vierfarbiges Bild für den Hintergrund: »Bitte nicht auf mich treten!« Dieses Design errang große Beliebtheit.

Patricia legte sich weitere Schlangen zu, und sie waren ihr ein Trost. Aber sie war die Tochter eines Mannes aus Ulster und eines Mädchens aus Cork; der bewaffnete Frieden zwischen ihren Eltern hatte sie ohne eine Religion gelassen.

Sie war bereits eine ›Sucherin‹, als Foster in San Pedro predigte. Es war ihr gelungen, George zu überreden, daß er sie ein paarmal am Sonntag begleitete, aber er hatte das Licht nicht gesehen.

Foster brachte ihnen das Licht, sie legten ihre Beichte zusammen ab. Als Foster sechs Monate später zurückkam, zeigten die Paiwonskis einen solchen Eifer, daß er ihnen seine persönliche Aufmerksamkeit widmete.

»Ich habe von dem Tag an, als George das Licht sah, nie auch nur eine Minute Kummer gehabt«, berichtete sie Mike und Jill. »Er trank immer noch – aber nur in der Kirche und niemals zuviel. Als unser heiliger Führer zurückkehrte, hatte George sein Großes Projekt begonnen. Natürlich wollten wir es Foster zeigen…« Mrs. Paiwonski zögerte. »Kinder, ich dürfte euch das nicht erzählen.«

»Dann laß es bleiben!« antwortete Jill mit Nachdruck. »Patty-Liebling, wir möchten nicht, daß du *irgend etwas* tust, wobei dir nicht wohl zumute ist. Das ›Wasserteilen‹ muß leichtfallen. So lange muß man warten. Wenn du soweit

bist, dann fällt es auch uns leicht.«

»Ja… aber ich will es euch doch erzählen! Nur denkt daran, daß es Kirchenangelegenheiten sind, deshalb dürft ihr es keinem weitersagen… ebenso wie ich niemandem etwas über *euch* sagen würde.«

Mike nickte. »Hier auf der Erde nennen wir es eine ›Wasser-bruder-Sache‹. Auf dem Mars ist das kein Problem… hier manchmal schon, wie ich groke. Eine ›Wasserbruder-Sache‹ behält man für sich.«

»Ich… ich ›groke‹. Das ist ein komisches Wort, aber ich lerne es. Gut, meine Lieben, dies ist eine ›Wasserbruder-Sache‹.
Wußtet ihr schon, daß *alle* Fosteriten so wie ich tätowiert sind? Die *richtigen* Kirchenmitglieder, meine ich, diejenigen, die auf ewig für immer und einen Tag gerettet sind. Oh, natürlich nicht am ganzen Körper. Seht ihr das, gleich über meinem Herzen? Das ist Fosters heiliger Kuß. George hat ihn so eingearbeitet, daß er wie ein Teil des Bildes wirkt… so daß niemand die Wahrheit erraten kann. Aber es ist sein Kuß – und *Foster selbst hat ihn dort angebracht!*« Ihre Augen strahlten in ekstatischem Stolz.

Sie sahen es sich an. »Das ist tatsächlich der Abdruck eines Kusses«, wunderte Jill sich, »als habe dich dort jemand geküßt, der Lippenstift trug. Ich hatte es für einen Teil dieses Sonnenuntergangs gehalten.«

»Das war ja auch Georges Absicht. Denn man zeigt Fosters Kuß niemandem, der nicht Fosters Kuß trägt – und das habe ich bis jetzt auch niemals getan. Aber«, meinte sie überzeugt, »ihr werdet ihn tragen, ihr beide, eines Tages – und wenn ihr das tut, möchte ich ihn euch gern eintätowieren.«

Jill sagte: »Das verstehe ich nicht ganz, Patty. Ich verstehe, daß es für dich ein unvergeßliches Erlebnis gewesen ist, von Foster geküßt worden zu sein; aber wie kann er denn *uns* küssen? Schließlich ist er – oben im Himmel.«

»Ja, Liebes, das ist er. Ich will es erklären. Jeder Priester und jede Priesterin kann Fosters Kuß spenden. Es bedeutet, daß Gott in eurem Herzen ist, daß Gott Teil von euch ist… für immer.«
Mike war plötzlich ganz Aufmerksamkeit. »Du bist Gott!« »Wie bitte, Michael? Nun – ich habe es noch nie so ausgedrückt gehört. Aber es trifft den Sinn… Gott ist in dir und von dir und mit dir, und der Teufel kann nicht an dich kommen.« »Ja«, stimmte Mike zu, »du grokst Gott.« Er dachte glücklich, daß dies die Idee besser verdeutlichte, als es ihm je gelungen war… außer daß Jill es jetzt auf marsianisch lernte, denn das war unvermeidlich. »Genauso ist es, Michael. Gott… grokt dich – und du bist in heiliger Liebe und ewiger Glückseligkeit mit Seiner Kirche verheiratet. Der Priester oder die Priesterin küßt dich, und das Zeichen wird eintätowiert, damit es für immer erhalten bleibt. Es muß nicht so groß sein – meines hat genau die Größe und die Umrisse von Fosters gesegneten Lippen –, und es kann überall angebracht werden, wo es vor sündigen Augen geschützt ist. Eine Reihe von Männern haben sich eine kleine Stelle auf dem Kopf kahl scheren lassen und tragen dann einen Hut oder einen Verband bis das Haar wieder darüber gewachsen ist. Im Prinzip ist es egal. Man muß aber darauf achten, daß es eine Stelle ist,

wo man es nur sehen kann, wenn ihr es wollt. Ihr müßt nicht darauf sitzen oder stehen – aber überall sonst ist es okay. Man zeigt es nur, wenn man zu einer Glückseligkeitsversammlung der auf ewig Geretteten geht.«

»Ich habe schon von Glückseligkeitsversammlungen gehört«, bemerkte Jill, »aber ich weiß immer noch nicht genau, was sie sind.«

»Nun«, erläuterte Mrs. Paiwonski sachlich, »es gibt Glückseligkeitsversammlungen und Glückseligkeitsversammlungen. Bei denen für die gewöhnlichen Mitglieder, die gerettet sind, aber einen Rückfall erleiden könnten, hat man viel Spaß – es sind großartige Parties, bei denen nur soviel gebetet wird, wie es von selbst kommt. Die Stimmung ist toll. Vielleicht wird ein bißchen Geschlechtsverkehr getrieben – aber man sollte vorsichtig sein, mit wem und wie, damit man kein Samen der Zwietracht unter den Brüdern wird. Die Kirche ist sehr streng darin, alles an seinem ihm zustehenden Platz zu halten.

Aber eine Glückseligkeitsversammlung für die auf ewig Geretteten – nun, dabei braucht man nicht vorsichtig zu sein, weil *niemand* da ist, der sündigen kann – die Teilnehmer haben die Sünde ein für allemal hinter sich gelassen. Wenn du trinken willst, bis du umfällst – okay, das ist Gottes Wille, denn sonst würdest du es nicht wollen. Du willst niederknien und beten oder die Stimme zum Gesang erheben – oder dir die Kleider herunterreißen und tanzen; es ist Gottes Wille. Es ist unmöglich, daß jemand anwesend ist, der darin etwas Schlechtes sehen würde.«

»Das hört sich nach einer wilden Party an«, meinte Jill.

»Oh, das ist es auch – immer! Und du wirst mit himmlischem Segen erfüllt. Wenn du am Morgen mit einem der auf ewig geretteten Brüder neben dir aufwachst, ist er da, weil Gott euch alle mit Glück und Segen erfüllen wollte. Und du bist glücklich. Sie alle haben Fosters Kuß empfangen – sie sind *dein.«* Sie runzelte nachdenklich die Stirn. »Das Gefühl ist ein bißchen so wie das ›Wasserteilen‹. Ihr versteht?«

»Ich groke es«, nickte Mike.

(»Mike???«)

(»Warte, Jill. Warte auf die Fülle!«)

»Aber ich glaube nicht«, erklärte Patricia ernsthaft, »daß jemand einfach, weil er eine Tätowierung trägt, in eine Glückseligkeitsversammlung des Inneren Tempels hineinspazieren könnte. Kommt ein Bruder oder eine Schwester auf Besuch… Nehmt zum Beispiel mich. Sobald ich weiß, wo der Jahrmarkt stattfindet, schreibe ich an die dortige Kirche und schicke meine Fingerabdrücke ein, damit sie anhand der Akten über die auf ewig Geretteten im Erzengel-Foster-Tabernakel nachprüfen können. Ich gebe ihnen die Adresse meiner Bank. Wenn ich dann komme – und ich gehe sonntags immer und versäume nie eine Glückseligkeitsversammlung, und wenn Tim das Finale weglassen muß –, bin ich identifiziert. Sie freuen sich, mich zu sehen; ich bin mit meinen einzigartigen und unübertroffenen heiligen Bildern eine zusätzliche

Attraktion. Oft verbringe ich einen Abend nur damit, daß ich die Leute mich ansehen lasse… und jede Minute davon ist Segen. Manchmal fordert der Priester mich auf, Honey Bun mitzubringen, um Eva und die Schlange darzustellen – dazu muß ich meinen Körper natürlich schminken. Irgendein Bruder spielt den Adam, und wir werden aus dem Garten Eden vertrieben, und der Priester erklärt die wirkliche Bedeutung, nicht die entstellten Lügen – und es endet damit, daß wir unsere gesegnete Unschuld zurückgewinnen, und das bringt die Party dann richtig in Schwung, Freude!«

Sie ergänzte: »Aber alle interessieren sich für meinen FosterKuß… denn da Foster schon vor zwanzig Jahren gen Himmel gefahren ist, haben nur wenige einen Foster-Kuß, der nicht durch Stellvertretung gegeben worden ist – aber dafür liegt im Tabernakel der Beweis. Und ich erzähle ihnen davon. Hm…«

Mrs. Paiwonski zögerte, dann erzählte sie es ihnen in allen Einzelheiten. Jill fragte sich, wohin ihre begrenzte Fähigkeit, zu erröten, verschwunden sei. Dann grokte sie, daß Mike und Patty von der gleichen Art waren – Gottes Unschuldige, unfähig zu sündigen, ganz gleich, was sie taten. Pattys wegen wünschte sie, Foster sei tatsächlich ein heiliger Prophet gewesen, der sie zum ewigen Heil gerettet habe.

Aber Foster! Gottes Wunden, was für eine Travestie!

Plötzlich befand sich Jill, deren Erinnerungsvermögen ungeheuer gestärkt worden war, wieder in einem Raum mit einer Glaswand und sah in Fosters tote Augen. Aber er schien lebendig zu sein… und ihr lief ein Schauder durch die Lenden. Was hätte *sie* wohl getan, wenn Foster ihr seinen heiligen Kuß – und seine heilige Person – angeboten hätte?

Sie verbannte den Gedanken, doch Mike hatte ihn schon angefangen. Sie fühlte, wie er mit wissender Unschuld lächelte.

Jill stand auf. »Patty-Liebling, wann mußt du wieder auf dem Kirmesplatz sein?«

»Ach du meine Güte! In dieser Minute!«

»Warum? Die Schau fängt doch erst um halb zehn an.«

»Nun… Honey Bun vermißt mich. Sie ist eifersüchtig, wenn ich lange wegbleibe.« »Kannst du ihr nicht sagen, es sei eine Glückseligkeitsversammlung?« Mrs. Paiwonski nahm Jill in die Arme. »Das ist es! Und ob es das ist!« »Gut. Ich gehe schlafen – ich bin todmüde. Um wieviel Uhr mußt du aufstehen?« »Oh, wenn ich um acht dort bin, kann ich Sam bitten, mein Zelt abzubauen, und ich habe noch Zeit, mich zu vergewissern,

daß meine Babies sorgfältig verladen werden.« »Frühstück?« »Das nehme ich im Zug. Für gewöhnlich trinke ich nur Kaffee, wenn ich aufwache.«

»Ich mache ihn dir hier. Ich werde schon dafür sorgen, daß du rechtzeitig aufwachst. Ihr Lieben bleibt auf und redet über Religion, solange ihr möchtet. Ich werde dich nicht verschlafen lassen – wenn du überhaupt schläfst. Mike schläft nicht.«

»Überhaupt nicht?«

»Niemals. Für gewöhnlich rollt er sich zusammen und denkt eine Weile nach

– aber schlafen tut er nicht.«

Mrs. Paiwonski nickte feierlich. »Ein weiteres Zeichen. Ich weiß es – und, Michael, eines Tages wirst du es auch wissen. Dein Ruf wird kommen.«

»Mag sein«, stimmte Jill zu. »Mike, mir fallen die Augen zu. Hebst du mich bitte ins Bett?« Sie wurde hochgehoben und schwebte ins Schlafzimmer. Die Bettdecke schlug sich von selbst zurück – Jill schlief.

Jill wachte genau auf, wie sie es geplant hatte – Punkt sieben. Mike hatte eine innere Uhr, die allerdings manchmal für Verwirrung sorgen konnte, wenn es irdische Kalender und Zeitverständnis betraf. Sie tickte nach anderen Bedürfnissen. Jill schlüpfte aus dem Bett und blickte ins andere Zimmer. Die Lampen waren ausgeschaltet und die Vorhänge zugezogen, aber die beiden schliefen nicht. Jill hörte Mike mit sanfter Sicherheit sagen: »Du bist Gott.«

»›Du bist Gott‹…«, flüsterte Patricia mit einer Stimme, die schwer wie von Drogen war.

»Ja. Jill ist Gott.«

»Jill… ist Gott. Ja, Michael.«

»Und du bist Gott.«

»Du – bist Gott! Jetzt, Michael, jetzt!«

Jill ging leise weg und putzte sich die Zähne. Dann ließ sie Mike wissen, daß sie wach war, und stellte fest, daß er es wußte. Als sie ins Wohnzimmer zurückkam, strömte Sonnenschein herein. »Guten Morgen, meine Lieben!« Sie küßte sie.

»Du bist Gott«, sagte Patty einfach.

»Ja, Patty. Und du bist Gott. Gott ist in uns allen.« Sie betrachtete Patty in dem harten Morgenlicht und fand, sie sehe
gar nicht müde aus. Sie wirkte, als habe sie die ganze Nacht durchgeschlafen und sogar noch ein wenig länger. Ihre Erscheinung war jünger und süßer als je zuvor. Nun, sie kannte den Effekt – wenn Mike wollte, daß sie die ganze Nacht aufblieb, machte das Jill nie irgendwelche Schwierigkeiten. Sie hatte den Verdacht, ihre Schläfrigkeit am vergangenen Abend sei Mikes Idee gewesen… und hörte in ihren Gedanken Mikes Bestätigung.

»Jetzt gibt es Kaffee, meine Lieben. Und zufällig habe ich auch eine Packung Orangensaft in Vorrat.«

Voll von Glückseligkeit, nahmen sie ein leichtes Frühstück ein. Jill bemerkte, daß Patty nachdenklich aussah. »Was ist, Liebes?«

»Hm, ich erwähne es ungern – aber wovon wollt ihr Kinder leben? Tante Patty hat einen ziemlich wohlgefüllten Geldbeutel, und ich dachte…«

Jill lachte. »Oh, Liebling, ich sollte nicht lachen. Aber der Mann vom Mars ist *reich!* Das weißt du doch sicher? Liest du denn keine Zeitungen?«

Mrs. Paiwonski war verblüfft. »Doch, das habe ich wohl gewußt. Aber man kann sich nicht auf alles verlassen, was man in den Nachrichten hört.«

Jill seufzte. »Patty, du bist schrecklich lieb. Glaub mir, jetzt, wo wir Wasserbrüder sind, würden wir nicht zögern, es anzunehmen. Das ›Teilen des Nests‹ ist nicht nur ein poetischer Ausdruck. Aber es ist genau anderesherum.

Wenn du *irgendwann einmal* Geld brauchst, sag es einfach. Du kannst jeden Betrag haben, jederzeit. Schreibe uns – noch besser, ruf mich an; Mike hat nicht die nebelhaftige Vorstellung von Geld. Liebes, ich habe im Augenblick zweihunderttausend auf meinem Konto unter meinem Namen. Möchtest du davon etwas haben?«

Mrs. Paiwonski blickte so verblüfft drein, wie sie es nicht mehr getan hatte seit Mike ihr Kleid verschwinden ließ. »Um Himmels willen! Ich brauche kein Geld.«

Jill zuckte die Achseln. »Falls du jemals welches brauchst, sag einfach Bescheid. Falls du eine Yacht haben möchtest – es würde Mike Freude machen, dir eine Yacht zu schenken.«

»Das stimmt, Pat. Ich habe noch nie eine Yacht gesehen.«

Mrs. Paiwonski schüttelte den Kopf. »Führe mich nicht auf einen zu hohen Berg, mein Lieber. Ich habe nie viel gebraucht – und alles, was ich von euch möchte, ist eure Liebe…«

»Die hast du«, versicherte Jill ihr.

»Ich groke ›Liebe‹ nicht«, sagte Mike. »Aber Jill spricht immer richtig. Wenn wir Liebe haben, gehört sie dir.«

»…und das Wissen, daß ihr gerettet seid. Aber darüber mache ich mir keine Sorgen mehr. Mike hat mir alles über das Warten erklärt und warum Warten ist. Du verstehst, Jill?«

»Ich groke es. Ich bin wegen nichts mehr ungeduldig.«

»Aber ich habe etwas für euch beide.« Die tätowierte Dame griff nach ihrer Tasche, holte ein Buch heraus. »Meine Lieben… dies ist das Exemplar der Neuen Offenbarung, das der gesegnete Foster mir gegeben hat… an dem Abend, als er mir seinen Kuß aufdrückte. Ich möchte, daß es euch gehört.«

Jills Augen füllten sich mit Tränen. »Aber, Tante Patty – Patty, unser Bruder! Das hier können wir nicht annehmen. Wir werden uns ein Exemplar kaufen.«

»Nein. Es ist… es ist ›Wasser‹, das ich mit euch teile. Um zueinanderzuwachsen.«

»Oh…« Jill sprang auf. »Wir werden es teilen. Es gehört jetzt uns… uns allen.« Sie küßte sie.

Mike klopfte ihr auf die Schulter. »Gieriger kleiner Bruder. Ich bin an der Reihe.«

»Auf diese Weise werde ich immer gierig sein.«

Der Mann vom Mars küßte seinen neuen Bruder erst auf den Mund, dann auf die Stelle, die Foster geküßt hatte. Er überlegte – kurz nach irdischer Zeit –, suchte sich eine entsprechende Stelle auf der anderen Seite aus, wo sich das Zeichen in eines von Georges Bildern einfügen würde – küßte sie, während er in gestreckter Zeit und in allen Einzelheiten nachdachte. Es war notwendig, die Kapillaren zu groken.

Für die anderen beiden drückte er nur kurz seine Lippen auf ihre Haut. Aber

Jill nahm eine Andeutung seiner Bemühungen wahr. »Patty! Sieh doch!«

Mrs. Paiwonski blickte nach unten. Auf ihrer Haut zeichneten sich blutrot in paarigen Stigmata seine Lippen ab. Fast wäre sie in Ohnmacht gefallen – doch dann bewies sich ihr fester Glaube. »Ja. *Ja!* Michael…«

Kurz darauf hatte sich die tätowierte Dame in ein graues Mäuschen von einer Hausfrau in einem langärmeligen, hochgeschlossenen Kleid und Handschuhen verwandelt. »Ich werde nicht weinen«, sagte sie vernünftig, »und in der Ewigkeit gibt es keinen Abschied. Ich werde warten.« Sie küßte beide und ging, ohne zurückzublicken.

28. KAPITEL

»Blasphemie!«

Foster sah hoch. »Beißt dich etwas, Junior?« Dieser Nachtrag war in aller Eile fertiggestellt worden, und es gerieten Dinge hinein – für gewöhnlich Schwärme von beinahe unsichtbaren Kobolden… harmlos, aber ein Biß von einem hinterließ ein Jucken auf dem Ego.

»Äh… du müßtest es sehen, um es zu glauben – hier, ich werde das Omniscio ein Stückchen zurücklaufen lassen.«

»Du wärest überrascht, was ich alles glauben kann, Junior.« Trotzdem wandte Digbys Vorgesetzter dem Gerät einen Teil seiner Aufmerksamkeit zu. Drei Zeitliche – Menschen, wie er feststellte, ein Mann und zwei Frauen – spekulierten über das Ewige. Nichts Seltsames daran. »Ja?«

»Du hast gehört, was die Frau gesagt hat! ›Erzengel Michael‹! Also wirklich!«

»Was ist damit?«

»Was ist damit? Oh, um Gottes willen!«

»Durchaus möglich.«

Digbys Heiligenschein bebte. »Foster, du mußt nicht richtig hingesehen haben! Sie meinte diesen überalterten jugendlichen Kriminellen, der mich vom Platz gestellt hat. Sieh es dir noch einmal an.«

Foster ließ die Stelle schneller ablaufen und stellte fest, daß der Azubi-Engel richtig gesprochen hatte. Er stellte auch noch etwas anderes fest und zeigte sein engelhaftes Lächeln. »Woher weißt du, daß er es nicht ist, Junior?«

»Hä?«

»Ich habe Mike in letzter Zeit nicht mehr im Club gesehen, und sein Name ist von der Teilnehmerliste des alle tausend Jahre stattfindenden Solipsisten-Turniers gestrichen worden – ein Zeichen, daß er wahrscheinlich abkommandiert worden ist. Denn Mike ist einer der eifrigsten Solipismus-Spieler in diesem Sektor.«

»Aber der Gedanke ist obszön!«

»Du würdest staunen, wie viele der besten Ideen des Chefs in gewissen Kreisen ›obszön‹ genannt worden sind – oder vielmehr solltest du in Anbetracht deiner Feldarbeit nicht staunen. ›Obszön‹ ist jedoch ein Null-Konzept; es hat keine theologische Bedeutung. ›Dem Reichen ist alles rein‹.«

»Aber…«

»Ich habe eigene Kenntnisse, Junior. Abgesehen von der Tatsache, daß unser Bruder Michael in diesem Mikro-Augenblick abwesend zu sein scheint – ich bin über sein Kommen und Gehen nicht auf dem laufenden; wir stehen nicht auf dem gleichen Dienstplan –, ist nicht anzunehmen, daß die tätowierte Dame, die diese Prophezeiung aussprach, sich irrt. Sie ist selbst eine sehr heilige Zeitliche.«

»Wer sagt das?«

»Ich sage das. Ich weiß es.« Wieder lächelte Foster mit engelhafter Süße. Liebe kleine Patricia! Sie war ein bißchen gealtert, aber nach irdischen Begriffen immer noch begehrenswert – und leuchtete von einem inneren Licht, das sie wie ein Buntglasfenster aussehen ließ. Ohne zeitlichen Stolz bemerkte er, daß George seit dem letzten Mal, als er sich Patricia ansah, sein großes Werk vollendet hatte. Dieses Bild, wie er, Foster, in den Himmel gerufen wurde, war nicht schlecht, gar nicht schlecht im höheren Sinn. Er durfte nicht vergessen, George aufzusuchen, ihm ein Kompliment darüber zu machen und ihm zu erzählen, daß er Patricia gesehen hatte – hmm, wo war George? Ein kreativer Künstler in der Universum-Design-Abteilung, der direkt unter dem Architekten arbeitete, wie er sich erinnerte – wie dem auch sei, die Zentralregistratur würde ihn im Bruchteil eines Jahrtausends gefunden haben.

Was war Patricia für ein entzückendes Dickerchen gewesen, und dieser heilige Eifer! Mit einem Hauch Selbstbewußtsein mehr und einem Hauch Demut weniger hätte er sie zur Priesterin machen können. Aber Patricias Bedürfnis, Gott entsprechend ihrer eigenen Natur zu akzeptieren, war von der Art, daß sie sich nur zum Dienst bei den Lingayaten qualifiziert hätte… wo sie nicht gebraucht wurde. Foster überlegte, ob er das Gerät zurücklaufen lassen und sie sich ansehen solle, wie sie gewesen war, und entschied sich mit engelhafter Zurückhaltung dagegen. Es gab Arbeit zu tun…

»Laß das Omniscio, Junior. Ich möchte ein Wort mit dir reden.« Digby wandte sich von dem Gerät ab und wartete. Foster zupfte an seinem Heiligenschein, eine irritierende Gewohnheit, wenn er nachdachte. »Junior, du kommst einfach nicht in engelhafte Form.«

»Das tut mir leid.«

»Leid ist nicht die Ewigkeit. Aber die Wahrheit ist, daß du dich in Gedanken zu sehr mit diesem jungen Burschen beschäftigst, der unser Bruder Michael sein mag oder auch nicht. Jetzt warte… Erstens einmal ist es nicht deine Sache, das Instrument zu kritisieren, das dich von der Weide gerufen hat. Zweitens ist nicht er es, der dich ärgert – du kanntest ihn ja kaum. Was dich ärgert, ist diese kleine brünette Sekretärin, die du hattest. Sie hatte sich

meinem Kuß eine zeitliche Periode vor deiner Abberufung verdient, nicht wahr?«

»Ich war noch dabei, sie zu prüfen.«

»Dann hat es dich zweifellos auf engelhafte Weise erfreut, festzustellen, daß sie von dem obersten Bischof Short, nachdem er sie selbst gründlich geprüft hatte – oh, außerordentlich gründlich; ich sagte dir doch, er werde dabei zu Höchstform auflaufen – befördert worden ist und sich jetzt der weiteren Glückseligkeit erfreut, die sie verdient. Hmm, ein Schäfer soll Freude an seiner Arbeit haben… aber wenn er befördert wird, soll er sich auch darüber freuen. Nun ist zufällig in einem neuen Sektor, der erst erschlossen wird, eine Stelle für einen Schutzengel in Ausbildung frei – ein Job unter deinem nominellen Rang, das gebe ich zu, aber eine gute Erfahrung in Engel-Aufgaben. Dieser Planet – stelle ihn dir ruhig als Planeten vor; du wirst schon sehen – wird von einer Rasse bewohnt, die anstelle der Bipolarität die Tripolarität kennt. Ich habe es von höchster Stelle, daß Don Juan persönlich es nicht fertigbrachte, irdisches Interesse an irgendeiner der drei Polaritäten zu nehmen… Das ist kein Gutachten; er wurde für einen Test ausgeborgt. Er schrie und flehte, in die Einzelhölle zurückgebracht zu werden, die er für sich selbst geschaffen hat.«

»Du willst mich also in die Wüste schicken, wie? Na gut, ich werde mich nicht einmischen!«

»Ts, ts! Du kannst dich nicht einmischen – das ist die eine Unmöglichkeit, die allem anderen erlaubt, möglich zu sein. Ich habe versucht, es dir zu erklären, als du hier ankamst. Aber ärgere dich darüber nicht; dir ist in alle Ewigkeit erlaubt, es zu versuchen. Deine Befehle werden eine Zeitschleife einschließen, so daß du dich hier und jetzt ohne Verlust von Temporalität zurückmelden wirst. Flieg los und mach dich an die Arbeit; ich habe zu tun.« Foster kehrte zu der Beschäftigung zurück, bei der er unterbrochen worden war. Ach ja, eine arme Seele im Zeitlichen ›Alice Douglas‹ benannt – ein Stachelstock zu sein, war eine schwere Pflicht, und sie hatte sie erfüllt, ohne je zu erlahmen. Aber jetzt war ihre Aufgabe beendet, und ihr waren Ruhe und Erholung von der unausweichlichen Kampfesmüdigkeit zu gönnen… sie würde um sich treten und schreien und aus sämtlichen Öffnungen Ektoplasma schäumen.

Oh, nach einer so schweren Arbeit würde sie einen Exorzismus brauchen! Aber alle Arbeiten waren schwer; etwas anderes konnten sie gar nicht sein. Und ›Alice Douglas‹ war eine äußerst zuverlässige Feldagentin; sie übernahm jede unangenehme Aufgabe, wenn dabei nur die Sittlichkeit gewährleistet blieb – ob sie auf dem Scheiterhaufen verbrannt oder in ein Kloster gesteckt wurde, sie schaffte es immer.

Nicht, daß er sich viel aus Jungfrauen machte, abgesehen von dem professionellen Respekt für jede gut getane Arbeit. Foster warf einen letzten verstohlenen Blick auf Mrs. Paiwonski. *Das* war eine Mitarbeiterin, die er zu schätzen wußte. Liebe kleine Patricia! Welch ein lusterfüllter Segen…

29. KAPITEL

Die Tür schloß sich hinter Patricia. Jill sagte: »Was nun, Mike?« »Wir reisen ab. Jill, du hast doch einiges über Psychologie gelesen.«

»Ja. Während meiner Ausbildung. Aber nicht so viel wie du.«

»Du weißt, was das Tätowieren symbolisiert? Und die Schlangen?«

»Natürlich. Das war mir im ersten Augenblick klar, als ich Patty kennenlernte. Ich hatte gehofft, du würdest einen Weg finden.«

»Das konnte ich nicht, bevor wir Wasserbrüder wurden. Sex hilft – aber nur, wenn es Teilen und Zueinanderwachsen ist. Ich groke, wenn ich es ohne Zueinanderwachsen täte – nun, ich bin mir nicht sicher.«

»Ich groke, du könntest es nicht, Mike. Das ist ein Grund – einer von vielen Gründen –, weshalb ich dich liebe.«

Er wirkte besorgt. »Ich groke ›Liebe‹ immer noch nicht. Jill, ich groke ›Volk‹ nicht. Aber ich wollte nicht, daß Pat weggeht.«

»Halt sie auf! Mach, daß sie bei uns bleibt!«

(»Es ist Zeit, zu warten, Jill.«)

(»Ich weiß.«)

Er setzte hinzu: »Ich bezweifele, ob wir ihr alles geben können, was sie braucht. Sie will sich die ganze Zeit selbst geben, jedem. Glückseligkeitsversammlungen und Schlangen und Gimpel sind für Pat nicht genug. Sie möchte sich immerzu jedem auf der Welt auf einem Altar anbieten – und alle glücklich machen. Diese Neue Offenbarung… ich groke, für andere Menschen bedeutet sie etwas anderes. Aber das ist es, was sie für Pat bedeutet.«

»Ja, Mike. Lieber Mike.«

»Zeit zum Gehen. Such dir noch ein Kleid aus, und nimm deine Tasche! Von dem Abfall werde ich uns befreien.«

Jill dachte sehnsüchtig, daß sie gern ein oder zwei Dinge mitnehmen würde. Mike pflegte nur mit dem, was er auf dem Leib trug, zu reisen – und anscheinend grokte er, daß dies auch ihren Wünschen entsprach. »Ich werde das hübsche Blaue anziehen.«

Es schwebte heraus, hielt über ihr an, stülpte sich über sie, als sie die Hände hochstreckte. Der Reißverschluß schloß sich. Schuhe marschierten auf sie zu, sie schlüpfte hinein. »Ich bin fertig.«

Mike hatte den Geruch ihres Gedankens aufgefangen, aber nicht das Konzept, es war für marsianische Vorstellungen zu fremdartig. »Jill? Möchtest du irgendwo haltmachen und heiraten?«

Sie dachte darüber nach. »Es ist Sonntag. Wir könnten keine Lizenz bekommen.«

»Dann morgen. Ich werde mich daran erinnern. Ich groke, du hättest es gern.«

Sie dachte darüber nach. »Nein, Mike.«

»Warum nicht, Jill?«

»Dafür gibt es zwei Gründe. Wir würden uns dadurch nicht näherkommen, wir teilen bereits Wasser. Das ist im Englischen und im Marsianischen wahr.«

»Ja.«

»Und einen Grund gibt es nur im Englischen. Ich möchte nicht, daß Dorcas und Anne und Miriam – und Patty – denken, ich wollte sie hinausdrängen. Einer von ihnen könnte das tatsächlich glauben, verstehst du?«

»Jill, keine von ihnen würde so etwas denken.«

»Ich werde das Risiko nicht eingehen, weil es nicht nötig ist. Weil du mich vor Jahrhunderten in einem Krankenhauszimmer geheiratet hast. Weil du so bist, wie du bist. Dies geschah lange bevor ich es selbst bemerkte.« Sie zögerte. »Aber es gibt etwas, daß du für mich tun könntest.«

»Was, Jill?«

»Nun, du könntest mich bei Kosenamen nennen. So wie ich es mit dir tue.«

»Ja, Jill. Was für Kosenamen?«

»Oh!« Sie küßte ihn schnell. »Mike, du bist der süßeste, liebenswerteste Mann, den ich je gekannt habe – und das aufreizendste Wesen auf zwei Planeten! Bemühe dich nicht. Nenn mich nur gelegentlich ›kleiner Bruder‹… es macht mich inwendig ganz zitterig.«

»Ja, kleiner Bruder.« *»Schön!* Laß uns auf der Stelle gehen – bevor ich dich ins Bett zurückzerre. Warte unten auf mich; ich werde die Rechnung bezahlen.« Sie lief davon.

*

Sie nahmen den ersten Greyhound-Bus, der irgendwohin fuhr. Ein oder zwei Wochen später tauchten sie zu Hause auf, teilten ein paar Tage lang Wasser und reisten ab, ohne auf Wiedersehen zu sagen – oder besser; Mike verabschiedete sich nicht. Es war ein menschlicher Brauch, der ihm widerstrebte; er befolgte ihn nur unter formellen Umständen gegenüber Fremden, und auch dann nur, wenn Jill ihn darum bat.

Kurz darauf waren sie in Las Vegas und mieteten sich in einem Hotel abseits des Strip ein. Mike probierte die Möglichkeiten zum Spielen aus, während Jill die Zeit als Show-Girl totschlug. Sie konnte nicht singen oder tanzen; mit einem hohen, unmöglichen Hut, einem Lächeln und einem Stückchen Flitterstoff zu paradieren, war der Job, der ihr im Babylon des Westens am meisten zusagte. Sie zog es vor, zu arbeiten, wenn Mike beschäftigt war, und irgendwie besorgte Mike ihr immer den Job, den sie sich ausgesucht hatte. Da die Casinos nie schließen, hatte Mike fast die ganze Zeit zu tun.

Mike achtete darauf, nicht zuviel zu gewinnen, und hielt sich an den Limits, die Jill setzte. Wenn er ein Casino um ein paar Tausender gemolken hatte, verlor er sie wieder; nie trat er als ein Mann auf, der ums große Geld spielt. Dann nahm er einen Job als Croupier an, ließ die kleine Kugel ohne Unterlaß rollen und studierte die Leute. Er versuchte zu groken, warum sie spielten. Er grokte einen Trieb, der sich intensiv sexuell anfühlte – aber er grokte in

diesem Trieb Verkehrtheit. Mike behielt den Job eine ganze Zeit lang, während er die Kugel einfach rollen ließ, ohne weiter einzugreifen.

Jill vermutete, daß die Gäste in dem palastartigen Theater-Restaurant, wo sie arbeitete, nichts als Gimpel waren – und als solche nicht zählten. Zwar besaßen sie mehr Geld, aber sie blieben trotzdem Gimpel. Dabei fand sie auch etwas über sich selbst heraus: Es bereitete ihr außerordentliches Vergnügen, sich zu produzieren… allerdings nur solange sie vor Grabschern in Sicherheit war. Mit zunehmender marsianischer Ehrlichkeit untersuchte sie dieses Gefühl. Sie hatte es immer genossen, von Männern, die sie attraktiv genug fand, daß sie sie gern berührt hätte, mit Bewunderung angeblickt zu werden – es hatte sie geärgert, daß der Anblick ihres Körpers Mike nichts zu bedeuten schien, obwohl er ihren Körper so leidenschaftlich begehrte, wie es sich eine Frau nur erträumen konnte…

… solange er nicht anderweitig beschäftigt war. Doch selbst dann war er großzügig. Er ließ es zu, daß sie ihn aus der Trance aufweckte, wechselte die Gänge, ohne sich zu beschweren, und lächelte und war eifrig und liebevoll.

Trotzdem war dies eine seiner seltsamen Eigenschaften, zu denen auch seine Unfähigkeit zu lachen gehörte. Nachdem Jill als Show-Girl angefangen hatte, kam sie zu dem Schluß, sie genieße es, von Fremden visuell bewundert zu werden, weil es das eine war, was Mike ihr nicht gab.

Die Ehrlichkeit sich selbst gegenüber, die sich ständig vervollkommnete, spülte diese Theorie schnell hinweg. Die Männer im Zuschauerraum waren größtenteils zu alt, zu fett, zu kahlköpfig, als daß Jill sie hätte attraktiv finden können – und Jill hatte ›geile alte Wölfe‹ immer widerwärtig gefunden – nicht alte Männer im allgemeinen, ermahnte sie sich. Jubal durfte sie betrachten, durfte sogar grobe Ausdrücke benutzen, und doch vermittelte er ihr nicht das Gefühl, er lauere darauf, sie allein zu erwischen und zu betatschen. Sie war sich seiner Liebe und ihrer platonischen Ausrichtung so sicher, daß sie glaubte, ohne weiteres ein Bett mit ihm teilen zu können. Sie würden sofort einschlafen, und er würde ihr lediglich den üblichen Gute-Nacht-Kuß geben.

Neuerdings machte sie jedoch die Erfahrung, daß diese ›geilen alten Wölfe‹ ihr nicht auf die Nerven gingen. Wenn sie ihre bewundernden Blicke oder ihr unverhülltes Begehren spürte – und sie spürte es, konnte seine Quellen identifizieren –, hatte sie gar nichts dagegen. Es wärmte sie und machte sie zufrieden mit sich selbst.

›Exhibitionismus‹ war für sie bisher nichts als ein Fachausdruck gewesen – eine Schwäche, die sie verachtete. Jetzt holte sie ihre eigene Schwäche ans Tageslicht, betrachtete sie und entschied, daß diese Form von Narzißmus entweder normal oder sie anomal war. Sie *fühlte* sich jedoch nicht anomal; sie fühlte sich gesünder als je zuvor. Sie hatte sich immer einer stabilen Gesundheit erfreut – das war bei Krankenschwestern Voraussetzung –, aber jetzt konnte sie sich gar nicht mehr erinnern, wann sie das letzte Mal einen Schnupfen oder einen in Unordnung geratenen Magen oder auch nur Unterleibskrämpfe gehabt hatte.

Okay, wenn es einer gesunden Frau gefiel, angesehen zu werden, dann folgte daraus wie die Nacht dem Tag, daß es gesunden Männern gefallen sollte, sie anzusehen, denn sonst war, verflixt noch eins, überhaupt kein Sinn darin! An dieser Stelle verstand sie endlich – intellektuell – Duke und seine Bilder. In Gedanken bat sie um Verzeihung.

Sie diskutierte es mit Mike und versuchte ihm ihren veränderten Standpunkt zu erklären. Dies erwies sich jedoch als nicht gerade einfach. Mike verstand nicht, warum sie jemals etwas dagegen gehabt hatte, angesehen zu werden.

Er verstand es, wenn jemand nicht angefaßt werden wollte; er selbst vermied es, anderen die Hand zu schütteln, er wollte nur von Wasserbrüdern berührt werden. (Jill war sich nicht sicher, wie weit das ging; sie hatte ihm erklärt, was Homosexualität ist, nachdem Mike darüber gelesen und es nicht gegrokt hatte – und hatte ihm Ratschläge gegeben, wie er Annäherungsversuche vermeiden könne. Denn sie wußte, daß Mike, hübsch, wie er war, solche herausfordern würde. Er hatte sich nach diesen Regeln gerichtet und sein Gesicht anstelle der androgynen Schönheit, die es besessen hatte, maskuliner gemacht. Aber Jill war sich nicht sicher, ob Mike einen Annäherungsversuch von – zum Beispiel – Duke zurückweisen würde. Glücklicherweise waren Mikes männliche Wasserbrüder alle ausgesprochen maskulin, ebenso wie die anderen sehr feminine Frauen waren. Jill hegte den Verdacht, Mike würde auf jeden Fall bei den armen Zwischengeschöpfen eine ›Verkehrtheit‹ groken – sie bekämen niemals Wasser angeboten.)

Ebensowenig konnte Mike verstehen, warum ihr das Angestarrtwerden jetzt gefiel. Ein einziges Mal hatte sie ungefähr die gleiche Einstellung gehabt, nämlich zu der Zeit, als sie den Schaustellerbetrieb verließen und Jill begehrlichen Blicken gegenüber gleichgültig geworden war. Sie war dazu bereit – wie sie Patty gesagt hatte –, auch ›völlig nackt‹ aufzutreten, wenn es etwas nutzen würde.

Sie begriff jetzt, daß die Anfänge ihrer gegenwärtigen Selbsterkenntnis aus der damaligen Zeit stammten; sie war nicht wirklich gleichgültig gewesen. Bei der Bemühung, sich dem Mann vom Mars anzupassen, hatte sie einen Teil ihrer kulturellen Konditionierung abgeschüttelt, dieses Ausmaß an Prüderie, das eine Krankenschwester ungeachtet ihres Berufes behalten kann.

Natürlich war Jill jetzt sogar noch eher eine ›Dame‹ als vorher, obwohl sie sich selbst lieber als ›Gentlewoman‹ bezeichnete. Sie war mittlerweile weder fähig noch willens zu verdrängen, daß es in ihrem Innersten etwas genauso Schamloses gab wie bei einer läufigen Katze, die einen Bauchtanz für den Kater aus der Nachbarschaft aufführt.

Sie versuchte, das Mike zu erklären, und legte ihm ihre Theorie der sich ergänzenden Funktionen der narzißtischen Zurschaustellung und des Voyeurismus dar. Sie selbst und Duke dienten als klinische Beispiele. »Die Wahrheit ist, Mike, es gibt mir einen Kick, wenn die Männer mich anstarren… viele Männer und beinahe jeder Mann. Deshalb groke ich jetzt, warum Duke Bilder von Frauen liebt – je sexier, desto besser. Es bedeutet nicht, daß ich mit

ihnen ins Bett gehen will, ebensowenig wie Duke es mit einer Fotografie tun möchte. Aber wenn sie mich ansehen und mir sagen – mit ihren Gedanken sagen –, daß ich begehrenswert bin, erzeugt das ein warmes Prickeln in meinem Leib.« Sie runzelte leicht die Stirn. »Ich sollte ein richtig freches Bild von mir aufnehmen lassen und Duke schicken – um ihm mitzuteilen, daß es mir leid tut, nicht gegrokt zu haben, was ich bei ihm für eine Schwäche hielt. Falls es eine Schwäche ist, habe ich sie auch – auf weibliche Art. *Falls* es eine Schwäche ist – ich groke, es ist keine.«

»Gut. Gehen wir zu einem Fotografen!«

Jill schüttelte den Kopf. »Ich werde mich statt dessen entschuldigen. Ich werde Duke kein solches Bild schicken; er hat bei mir nie einen Annäherungsversuch gemacht – und da möchte ich ihn gar nicht erst auf Ideen bringen.«

»Jill, du würdest Duke nicht wollen?«

Sie hörte das Echo von ›Wasserbruder‹ in seinen Gedanken. »Ich habe nie darüber nachgedacht. Wahrscheinlich wollte ich ›dir treu bleiben‹. Aber ich groke, daß du richtig sprichst. Ich würde Duke nicht abweisen – und es würde mir Spaß machen! Was hältst du davon, Darling?«

»Ich groke, daß es Gutes ist«, erklärte Mike ernsthaft.

»Hmm… mein tapferer Marsianer, es gibt Gelegenheiten, bei denen weibliche Menschen eine Andeutung von Eifersucht zu schätzen wissen – aber ich glaube, die Wahrscheinlichkeit, daß du ›Eifersucht‹ jemals grokst, ist gleich Null. Liebling, was würdest du groken, wenn einer dieser Gimpel – ich meine die Männer im Publikum, keinen Wasserbruder – mich anmachen würde?«

Mike lächelte ein kleines bißchen. »Ich groke, er würde keinen Erfolg haben.«

»Da hast du recht. Aber, Mike – hör mir zu, Lieber! Du hast mir versprochen, du würdest nichts in der Art tun, solange es sich nicht um einen extremen Notfall handelt. Wenn du mich schreien hörst und meine Gedanken berührst und feststellst, daß ich wirklich in Schwierigkeiten bin, ist das etwas anderes. Allerdings habe ich mich schon gegen Wölfe verteidigt, als du noch auf dem Mars warst. Wenn ein Mädchen vergewaltigt wird, ist es in neun Fällen von zehn teilweise ihre eigene Schuld. Also tu nichts übereilt. Beim zehnten Mal – na gut. Schick ihn ins absolute Nichts. Aber es wird niemals nötig sein.«

»Ich werde es mir merken. Ich wünschte, du würdest Duke dieses freche Bild schicken.«

»Warum, Lieber? Wenn ich etwas von Duke wollte – und jetzt, wo du mir die Idee in den Kopf gesetzt hast, halte ich das durchaus für möglich –, würde ich seine Schulter fassen und fragen: ›Duke, wie ist es? – Ich möchte dich.‹ Es widerstrebt mir, es auf die Weise zu tun, daß ich ihm ein Bild schicke, wie es diese unangenehmen Frauen dir geschickt haben. Aber wenn du willst, daß ich das mache, ist es okay. Hmm… ich muß es ja nicht ganz so frech machen. Ich könnte eines dieser typischen professionellen Showgirl-Fotos anfertigen lassen und Duke erklären, was ich so mache. Vielleicht hat er ja einen Platz für mich in seiner Sammlung. Das könnte er nicht falsch auffassen.«

Mike runzelte die Stirn. »Wenn du Duke ein freches Bild schicken möchtest, tu es! Wenn du es nicht möchtest, laß es! Aber ich hatte gehofft, zusehen zu können, wenn das freche Bild aufgenommen wird. Jill, was ist ein ›freches‹ Bild?«

Mike war von der ganzen Idee total verwirrt – Jills Abkehr von einer Einstellung, die er zwar nie verstanden aber akzeptiert hatte, hin zu einem genau gegenteiligen Verständnis von Freude – sexuelle Freude, wie er durchaus begriff – war ihm unverständlich. Gleiches galt für ihre plötzliche Lust, angestarrt zu werden und ihre neue Meinung über Dukes ›Kunstsammlung‹ – die sicher keine ›Kunst‹ war. Aber das blasse marsianische Ding, das eine Parallele zu der tumultuarischen menschlichen Sexualität darstellt, gab ihm keine Basis, um Narzißmus oder Vöyeuerismus, Bescheidenheit oder Zurschaustellung zu groken.

Er setzte hinzu: »›Frech‹, bedeutet eine kleine Verkehrtheit, aber ich groke, daß du keine Verkehrtheit meinst, sondern Gutes.«

»Hm, ein freches Bild kann das eine ebenso wie das andere sein, glaube ich – das hängt davon ab, für wen es ist – jetzt, wo ich über mein Vorurteil hinaus bin. Aber – Mike, ich muß es dir zeigen; sagen kann ich es dir nicht. Laß die Jalousien herunter, ja?«

Die Jalousien rasselten von selbst herunter. »Gut«, sagte Jill. »Diese Pose ist nur ein bißchen frech – jedes Show-Girl würde sie bei einem Bewerbungsfoto einnehmen… und diese ist ein bißchen frecher, und manche Mädchen würden sie einnehmen. Aber diese ist unmißverständlich frech… und diese ist *sehr* frech… und *diese* ist so außerordentlich frech, daß ich mich so nicht einmal mit einem Handtuch um das Gesicht zur Schau stellen würde – es sei denn, du wolltest es.«

»Wenn dein Gesicht bedeckt wäre, warum sollte ich es dann wollen?«

»Frag doch Duke! Das ist alles, was ich dazu sagen kann.«

Mike sah immer noch verwirrt aus. »Ich groke keine Verkehrtheit, ich groke kein Gutes. Ich groke…« Er verwendete ein marsianisches Wort, das ein Nicht-Vorhandensein von Emotionen anzeigte.

Da er verwirrt war, diskutierten sie weiter darüber, auf marsianisch, wo es möglich war, weil es in dieser Sprache unendlich feine Unterscheidungen von Emotionen und Werten gibt – und auf englisch, weil dem Marsianischen die Konzepte fremd sind.

Um das Geheimnis zu ergründen, nahm Mike an diesem Abend einen Tisch dicht an der Bühne – Jill hatte ihm gesagt, wie er den maitre d'hotel bestechen könne. Bei der ersten Nummer kam Jill herausstolziert mit einem Lächeln für jeden, aber einem Blinzeln für Mike. Sie entdeckte, daß in Mikes Anwesenheit das warme, angenehme Gefühl, das sie jede Nacht genossen hatte, ungeheuer verstärkt wurde – sie hatte den Verdacht, im Dunkeln würde sie leuchten.

Als die Mädchen sich zu einem Tableau formierten, war Mike etwa zehn Fuß von Jill entfernt – sie war auf einen Platz in der ersten Reihe befördert worden.

Der Regisseur hatte sie am vierten Tag mit den Worten umgestellt: »Ich weiß nicht, was es ist, Kind. Wir haben Mädchen mit einer doppelt so guten Figur – aber du hast das, was die Gäste sich gern ansehen. Also werde ich dich weiter nach vorne nehmen, wo sie dich besser sehen können. Natürlich bekommst du die übliche Gehaltserhöhung… und ich weiß immer noch nicht warum.«

Sie nahm ihre Position ein und sprach in ihren Gedanken mit Mike. *(»Fühlst du irgend etwas?«)*

(»Ich groke es, aber nicht in Fülle.«)

(»Sieh dahin, wohin ich sehe, mein Bruder. Der Kleine. Er zittert. Es dürstet ihn nach mir.«)

(»Ich groke seinen Durst.«)

(»Kannst du ihn sehen?«) Jill sah dem Gast in die Augen, sowohl um sein Interesse zu verstärken als auch um Mike ihre Augen benutzen zu lassen. Als sie marsianische Gedanken immer besser grokte und Jill und Mike stetig zueinanderwuchsen, hatten sie beschlossen, sich dieses nützlichen marsianischen Brauchs zu bedienen. Jill hatte die Fähigkeit noch wenig unter Kontrolle. Mike konnte durch ihre Augen sehen, einfach indem er sie anrief. Sie konnte durch seine nur sehen, wenn er sich darauf konzentrierte.

(»Wir groken ihn zusammen«), bestätigte Mike. *(»Großer Durst für kleinen Bruder.«) (»!!!«) (»Ja. Wundervolle Qual.«)*

Ein musikalisches Stichwort sagte Jill, daß sie ihr langsames Schreiten wiederaufnehmen mußte. Sie tat es, bewegte sich mit stolzer Sinnlichkeit und spürte in Reaktion auf die Gefühle, die sowohl von Mike als auch von dem Fremden kamen, Lust in sich aufwallen. Die Choreographie führte sie auf den geilen kleinen Fremden zu. Sie hielt die ganze Zeit Augenkontakt zu ihm.

Was nun geschah, kam für sie völlig unerwartet, da Mike ihr nie erklärt hatte, daß es möglich sei. Sie hatte sich den Emotionen des Fremden geöffnet, hatte ihn mit ihren Augen und ihrem Körper herausgefordert und das, was sie empfand, an Mike weitergeleitet – als sie sich plötzlich durch fremde Augen sah und den ganz primitiven Sexualdrang empfand, mit dem der Fremde sie anblickte.

Sie stolperte und wäre gefallen, hätte Mike sie nicht aufgefangen, hochgehoben und festgehalten, bis sie ohne Hilfe weitergehen konnte. Das Zweite Gesicht war von ihr gewichen.

Die Parade der Schönheiten zog durch den Ausgang hinaus. Hinter der Bühne sagte das Jill folgende Mädchen: »Was ist passiert, Jill?«

»Ich bin mit einem Absatz hängengeblieben.«

»Mit einem so wilden Ruck habe ich noch niemanden das Gleichgewicht zurückgewinnen sehen. Du sahst aus wie eine Marionette an Fäden.«

(– das war ich auch, Liebes!) »Ich werde dem Inspizienten sagen, er soll diese Stelle nachsehen lassen. Da muß ein loses Brett sein. Eins der Mädels könnte sich ein Bein brechen.«

Im weiteren Verlauf der Schau vermittelte Mike ihr flüchtige Blicke, wie verschiedene Männer sie sahen, während er Obacht gab, daß sie nicht wieder

erschreckt wurde. Es verblüffte Jill, wie sehr die Bilder variierten. Der eine bemerkte ihre Beine, ein anderer war fasziniert von den Wellenbewegungen ihres Leibes, ein dritter sah nur ihren stolzen Busen. Dann ließ Mike sie andere Mädchen in den Tableaux betrachten. Erleichtert stellte sie fest, daß Mike sie ebenso sah, wie sie es tat – nur schärfer.

Aber sie staunte, daß ihre Erregung sich verstärkte, als sie andere Mädchen mit seinen Augen betrachtete.

Mike ging während des Finales vor der Masse der Zuschauer. Jill erwartete nicht, ihn in dieser Nacht noch zu sehen, da er sich freigenommen hatte, nur um ihre Schau zu besuchen. Aber als sie in ihr Hotel zurückkehrte, spürte sie ihn, bevor sie das Zimmer erreichte. Die Tür öffnete sich und schloß sich hinter ihr wieder.

»Hallo, Liebling!« rief sie. »Wie schön, daß du nach Hause gekommen bist.«

Er lächelte freundlich. »Jetzt groke ich freche Bilder.« Ihre Kleider verschwanden. »Mach freche Bilder.«

»Wie? Ja, Lieber, natürlich.« Sie nahm die Posen ein, die sie ihm zuvor gezeigt hatte. Bei jeder ließ Mike sie seine Augen benutzen, um sich selbst zu sehen. Sie sah sich und spürte keine Erregung… und fühlte ihre eigene in einem sich wechselseitig verstärkenden Echo anschwellen. Zum Schluß nahm sie die schärfste Position ein, die sie in ihrer Phantasie heraufbeschwören konnte.

»Freche Bilder sind etwas sehr Gutes«, stellte Mike ernst fest.

»Ja! Und jetzt groke *ich* sie auch! *Worauf wartest du noch?«*

Sie kündigten ihre Stellungen und sahen sich jede einzelne Revue am Strip an. Jill machte die Erfahrung, daß sie ›freche Bilder‹ nur durch die Augen eines Mannes grokte. Wenn Mike zusah, teile sie seine Stimmung vom sinnlichen Vergnügen bis zur vollen Brunst – aber wenn Mikes Aufmerksamkeit abirrte, war das Model, die Tänzerin oder Stripperin sofort eine andere Frau. Wenn Mike in Gedanken woanders war, waren sie zwar immer noch hübsch anzusehen, aber in keiner Weise aufregend. Jill langweilte sich langsam und wünschte fast, Mike würde sie bald nach Hause bringen. Aber eben nur fast. Mittlerweile war sie beinahe so geduldig wie er.

Sie betrachtete den Sachverhalt von allen Seiten und entschied, daß sie es vorzog, nicht von Frauen erregt zu werden – außer wenn sie mit Mikes Augen sah. Ein Mann bedeutete genug Probleme. Wenn sie auch noch lesbische Tendenzen in sich entdeckt hätte, wäre das einfach zuviel gewesen.

Aber es machte Spaß – es war »etwas sehr Gutes« –, Mädchen durch seine Augen zu sehen – und es war Ekstase, endlich zu wissen, daß er sie auf die gleiche Art betrachtete.

*

Sie zogen weiter nach Palo Alto, wo Mike versuchte, die Hoover-Bibliothek zu verschlingen. Aber so schnell liefen die Lesegeräte nicht, auch konnte Mike die Seiten nicht schnell genug umwenden, um alle Bücher zu lesen. Endlich

gestand er ein, daß er Daten schneller aufnahm, als er fähig war, sie zu groken, auch wenn er alle Stunden, die die Bibliothek geschlossen hatte, in Meditation verbrachte. Jill war erleichtert, als es nach San Franzisko weiterging, wo er sich an systematische Forschung machte.

Eines Tages kehrte Jill in ihre Wohnung zurück und traf ihn dabei an, wie er nichts tat. Er war umgeben von Büchern, vielen Büchern: dem Talmud, dem Kama-Sutra, der Bibel in mehreren Versionen, dem Totenbuch, dem Buch Mormon, Fattys kostbarem Exemplar der Neuen Offenbarung, verschiedenen Apokryphen, dem Koran, dem ungekürzten Goldenen Zweig, Wissenschaft und Gesundheit mit Schlüssel zur Heiligen Schrift, den heiligen Schriften von einem Dutzend anderer größerer und kleinerer Religionen – sogar solchen Raritäten wie Growleys Buch des Gesetzes.

»Probleme, Lieber?«

»Jill, ich groke es nicht.«

(»Warte, Michael! Es ist Zeit, auf die Fülle zu warten.«)

»Ich glaube nicht, daß Fülle durch Warten kommen wird. Ich weiß, was verkehrt ist. Ich bin kein Mensch, ich bin Marsianer – ein Marsianer in einem Körper von der falschen Form.«

»Für mich bist du ganz und gar Mensch, Lieber, und – ich liebe die Form deines Körpers.«

»Oh, du grokst doch, worüber ich rede. Ich groke *Leute* nicht. Ich verstehe diese Vielfalt der Religionen nicht. Bei meinen Leuten…«

»Deinen Leuten, Mike?«

»Entschuldigung. Ich hätte sagen sollen, bei den Marsianern gibt es nur eine Religion – und das ist kein Glaube, es ist eine Gewißheit. Du grokst es. ›Du bist Gott!‹«

»Ja«, bestätigte Sie. »Ich groke es… auf marsianisch. Aber, Liebster, auf englisch drückt es nicht das gleiche aus.

Auch in keiner anderen menschlichen Sprache. Ich weiß nicht, warum.«

»Hmmm… wenn wir auf dem Mars etwas missen wollten, fragten wir die Alten, und die Antwort war niemals verkehrt. Jill, ist es möglich, daß wir Menschen keine ›Alten‹ haben? Keine Seelen, meine ich. Wenn wir dekarnieren – *sterben!* sind wir dann *tot…* und es bleibt nichts von uns übrig? Leben wir in Unwissenheit, weil es nicht darauf ankommt? Weil wir nur eine kurze Zeit vorhanden sind, so kurz, daß ein Marsianer sie für eine einzige lange Meditation benutzen würde? Sag es mir, Jill. Du bist menschlich.«

Sie lächelte mit heiterer Gelassenheit. »Du selbst hast es mir gesagt. Du hast mich gelehrt, was Ewigkeit ist, und du kannst es mir nicht wieder wegnehmen. Du kannst nicht sterben, Mike – du kannst nur dekarnieren.« Sie wies mit beiden Händen auf sich selbst. »Dieser Körper, den du mich durch deine Augen sehen gelehrt hast… und den du so geliebt hast, wird eines Tages fort sein. Aber ich werde nicht fort sein… ich bin, die ich bin! Du bist Gott, und ich bin Gott, und wir sind Gott in Ewigkeit. Ich bin mir nicht sicher, wo wir sein werden und ob ich mich erinnern werde, daß ich einmal Jill Boardman war, die

glücklich Bettpfannen schwenkte und ebenso glücklich im Evaskostüm unter starken Scheinwerfern einherstolzierte. Ich habe diesen Körper gemocht…«

Mit einer höchst ungewöhnlichen Geste der Ungeduld warf Mike ihre Kleider weg.

»Danke, Lieber«, sagte sie. »Es war ein schöner Körper – für mich und für dich und für uns beide. Aber ich glaube nicht, daß er mir fehlen wird, wenn ich damit fertig bin. Ich hoffe, du wirst mich essen, wenn ich dekarniere.«

»Oh, das werde ich – es sei denn, ich dekarniere zuerst.«

»Das ist nicht anzunehmen. Da du eine viel bessere Kontrolle über deinen süßen Körper hast, vermute ich, daß du zumindest ein paar Jahrhunderte leben wirst, außer, du entscheidest dich dafür, früher zu dekarnieren.«

»Das ist möglich. Aber nicht gleich. Jill, ich habe es versucht und versucht. In wie vielen Kirchen haben wir am Gottesdienst teilgenommen?«

»In allen Sorten, die es in San Franzisko gibt, glaube ich. Ich erinnere mich nicht, wie oft wir beim Sucher-Gottesdienst gewesen sind.«

»Das tun wir nur Pat zuliebe – ich würde nie wieder hingehen, wenn du nicht so überzeugt wärest, daß sie die Gewißheit braucht, wir hätten nicht aufgegeben.«

»Sie braucht sie unbedingt. Wir können nicht lügen – du weißt nicht, wie man das macht, und ich bringe es weder bei Patty noch bei einem anderen Wasserbruder fertig.«

»Tatsächlich haben die Fosteriten eine Menge«, räumte er ein. »Alles ist natürlich verdreht. Sie suchen – auf die Weise, wie ich es als Schausteller getan habe. Sie werden ihre Fehler niemals berichtigen, weil das hier…« – er ließ Pattys Buch in die Höhe steigen – »zum größten Teil Blödsinn ist!«

»Ja. Aber Patty sieht diese Stellen nicht. Sie ist in Unschuld eingehüllt. Sie ist Gott und verhält sich dementsprechend… nur weiß sie nicht, daß sie es ist.«

»Genau«, stimmte er zu. »Das ist unsere Pat. Sie glaubt es nur, wenn ich es ihr sage – mit dem richtigen Nachdruck. Aber, Jill, nachforschen kann man bloß an drei Stellen. Da ist erstens die Wissenschaft – und ich habe, als ich noch im Nest war, darüber, wie das Universum funktioniert, mehr gelernt, als die menschlichen Wissenschaftler heute verkraften könnten. Es gibt so vieles, das ich ihnen nicht sagen kann, und wenn es ein so elementares Kunststück wie das Levitieren ist. Ich setze die Wissenschaftler nicht herab. Was sie tun, ist, wie es sein soll; das groke ich in seiner ganzen Fülle. Aber das, hinter dem sie her sind, ist nicht das, wonach ich suche – man grokt eine Wüste nicht, indem man ihre Sandkörner zählt. Zweitens ist da die Philosophie – und sie steht in dem Ruf, daß sie *alles* in Angriff nimmt. Tut sie das? Ein Philosoph kommt immer mit dem heraus, mit dem er hineingegangen ist – ausgenommen solche, die sich selbst täuschen, indem sie ihre Annahmen mit ihren Schlußfolgerungen beweisen. Wie zum Beispiel Kant. Und andere, die es so machen wie ein Hund, der dem eigenen Schwanz nachjagt. Deshalb müßte die Antwort *hier* liegen.« Er schwenkte die Hand zu den Religionsbüchern hin. »Nur tut sie das nicht. Da ist hier und da ein Stückchen, das Wahrheit grokt,

aber niemals ein System – oder falls doch, wird man aufgefordert, dem harten Pfad des Glaubens zu folgen. *Glauben!* Was für ein schmutziges Wort – Jill, warum hast du es nicht erwähnt, als du mich die schmutzigen Wörter lehrtest, die ich unter höflichen Menschen nicht benutzen dürfe?«

Sie lächelte. »Mike, du hast einen Witz gemacht.«

»Ich habe es nicht als Witz gemeint… und ich finde es nicht komisch. Jill, ich bin nicht einmal für dich gut gewesen – früher hast du gelacht. Ich habe nicht gelernt zu lachen; statt dessen hast du es vergessen. Statt daß ich menschlich werde… wirst du marsianisch.«

»Ich bin glücklich, Lieber. Wahrscheinlich hast du bloß nicht bemerkt, wenn ich gelacht habe.«

»Wenn du unten auf der Market Street lachtest, würde ich es hören. Ich groke. Sobald ich keine Angst mehr davor hatte, habe ich Lachen immer bemerkt – besonders deins. Ich glaube, wenn ich ›Lachen‹ groken würde, könnte ich auch Leute groken. Dann könnte ich jemandem wie Pat helfen – sie lehren, was ich weiß, und lernen, was sie weiß. Wir könnten einander verstehen.«

»Mike, du brauchst für Patty nichts anderes zu tun, als sie gelegentlich zu besuchen. Warum sollen wir das nicht gleich tun, Lieber? Entfliehen wir diesem trübsinnigen Nebel. Sie ist im Augenblick zu Hause; die Kirmes-Saison ist vorüber. Reisen wir nach Süden zu ihr… und ich habe schon immer Baja California sehen wollen, wir könnten weiter nach Süden in wärmeres Wetter reisen – und sie mitnehmen. Wäre das nicht schön?«

»In Ordnung.«

Jill stand auf. »Ich hole mir ein Kleid. Möchtest du diese Bücher aufheben? Ich könnte sie zu Jubal schicken.«

Er schnippte mit den Fingern, und sie waren alle bis auf Patricias Geschenk verschwunden. »Wir heben nur das eine auf; Patricia würde es merken. Aber, Jill, im Augenblick muß ich in den Zoo gehen.«

»Gut.«

»Ich möchte, wenn ein Kamel mich anspuckt, zurückspucken und es fragen, über was es so sauer ist. Vielleicht sind die Kamele die ›Alten‹ auf diesem Planeten… und das ist es, was an diesem Ort verkehrt ist.«

»Zwei Witze an einem Tag, Mike.«

»Ich lache nicht. Du auch nicht. Und das Kamel auch nicht. Vielleicht grokt es, warum nicht. Ist dir dieses Kleid recht? Möchtest du Unterwäsche haben? Ich habe gesehen, daß du vorhin welche hattest, als ich deine Kleider verschwinden ließ.«

»Bitte, Lieber. Es ist frisch.«

»Hoch mit dir!« Er levitierte sie zwei Fuß. »Höschen. Strümpfe, Strumpfhaltergürtel. Schuhe. Hinunter mit dir! Hebe die Arme. Büstenhalter? Du brauchst keinen. Nun noch das Kleid – und du bist salonfähig. Und hübsch, was das auch sein mag. Du siehst gut aus. Vielleicht kann ich einen Job als

Kammerzofe bekommen, wenn ich zu sonst nichts tauge. Baden, Haare waschen, massieren, frisieren, Make-up, ankleiden für alle Gelegenheiten – ich habe gelernt, Ihre Fingernägel zu Ihrer Zufriedenheit zu maniküren. Wäre das alles, Madam?«

»Du bist eine perfekte Kammerzofe, Lieber. Aber ich werde dich für mich alleine behalten.«

»Ja, das groke ich. Du siehst so gut aus, daß ich glaube, ich werfe deine Kleider weg und mache dir eine Massage. Eine von der Art des Zueinanderwachsens.«

»Ja, Michael.«

»Ich dachte, du hättest gelernt zu warten? Zuerst mußt du mich in den Zoo bringen und mir Erdnüsse kaufen.«

»Ja, Mike. Jill kauft dir Erdnüsse.«

Es war windig und kalt im Golden-Gate-Park, aber Mike nahm keine Notiz davon, und Jill hatte gelernt, wie man nicht friert. Trotzdem war es angenehm, die Zügel der Beherrschung in dem warmen Affenhaus lockerzulassen.

Abgesehen von der Wärme gefiel es Jill im Affenhaus gar nicht – die Insassen waren auf deprimierende Weise menschlich. Wie sie meinte, war sie für immer mit der Prüderie fertig; sie hatte eine asketische, beinahe marsianische Freude an allen körperlichen Dingen entwickelt. Das öffentliche Kopulieren und Sichentleeren dieser Affen verletzte sie nicht. Diese armen eingesperrten Leute besaßen keine Privatsphäre, es war nicht ihre Schuld. Sie konnte zusehen, ohne sich abgestoßen zu fühlen, und ihre eigene Sauberkeit blieb davon unberührt. Nein, es lag daran, daß sie ›menschlich‹ waren – jede Handlung, jeder Ausdruck, jeder verwirrte, beunruhigende Blick erinnerte sie an das, was ihr an ihrer eigenen Rasse am wenigsten gefiel.

Jill zog das Löwenhaus vor – die großen Löwen, die sogar in der Gefangenschaft arrogant waren, die ruhige Mütterlichkeit der Löwinnen, die herrenhafte Schönheit der bengalischen Tiger, denen der Dschungel aus den Augen leuchtete, die kleinen Leoparden, schnell und tödlich, der Geruch nach Moschus, den die Klimaanlage nicht beseitigen konnte. Mike teilte ihren Geschmack; sie pflegten Stunden hier oder im Vogelhaus oder im Reptilienhaus oder bei der Beobachtung der Seehunde zu verbringen. Einmal hatte er zu ihr gesagt, wenn man auf diesem Planeten aufgezogen werden müsse, wäre es etwas sehr Gutes, ein Seelöwe zu sein.

Als Mike das erste Mal einen Zoo gesehen hatte, war er sehr aufgebracht gewesen, und er wollte sich schon daranmachen, die Tiere zu befreien. Jill sah sich zu dem Befehl gezwungen, er solle warten und groken. Schließlich räumte er ein, daß die meisten Tiere da, wo er sie hatte loslassen wollen, nicht leben konnten. Ein Zoo war gewissermaßen ein Nest. Später zog er sich für Stunden zurück, und danach drohte er nie mehr, Stangen seien mehr dazu da, die Leute draußen als die Tiere drinnen zu halten, was er nicht gleich gegrokt habe. Von da an versäumte Mike nie, den Zoo zu besuchen, wohin sie auch gingen.

Aber heute konnte nicht einmal die Misanthrophie der Kamele Mikes düstere Stimmung verscheuchen. Auch die Affen heiterten ihn nicht auf. Mike und Jill standen vor einem Käfig, der eine Familie von Kapuzineräffchen enthielt, die aßen, schliefen, poussierten, sich lausten und ziellos umherschwärmten, während Jill ihnen Erdnüsse zuwarf. Die ›Bitte nicht füttern‹-Schilder störten sie nicht.

Sie warf eine einem Mönchsaffen zu. Bevor er sie essen konnte, kam ein größeres Männchen und nahm ihm nicht nur die Erdnuß weg, sondern verprügelte ihn auch noch. Danach wirkte er äußerst entspannt. Der kleine Bursche machte keinen Versuch, den Quälgeist zu verfolgen. Er trommelte mit den Knöcheln auf den Fußboden und schnatterte in hilfloser Wut. Mike beobachtete ihn ernst.

Plötzlich raste der mißhandelte Affe quer durch den Käfig, suchte sich einen noch kleineren Affen aus, warf ihn zu Boden und verprügelte ihn schlimmer, als es ihm ergangen war. Der dritte Mönchsaffe kroch wimmernd davon. Die übrigen Affen schenkten ihm keine Aufmerksamkeit.

Mike warf den Kopf in den Nacken und lachte – lachte weiter, ohne sich beherrschen zu können. Er schnappte nach Luft, begann zu zittern und sank, immer noch lachend, zu Boden.

»Hör auf, Mike!«

Er hörte auf, sich zu krümmen, aber sein Gelächter konnte er nicht stoppen. Ein Wärter kam gelaufen. »Lady, brauchen Sie Hilfe?«

»Können Sie uns ein Taxi rufen? Der Boden, die Luft, irgend etwas – ich muß ihn hier hinausbringen.« Sie ergänzte: »Ihm ist nicht gut.«

»Einen Krankenwagen? Sieht aus, als hätte er einen Anfall.«

»Irgendein Fahrzeug!« Ein paar Minuten später führte sie Mike in einen Luftwagen mit Piloten. Sie nannte ihre Adresse, dann beschwor sie Mike: »Hör mir zu! Beruhige dich!«

Er wurde etwas ruhiger, fuhr jedoch in den Minuten, die sie für den Heimweg brauchten, fort zu kichern, laut herauszulachen, wieder zu kichern, während Jill ihm die Augen wischte. Sie brachte ihn ins Haus, zog ihn aus, zwang ihn, sich hinzulegen. »Ist ja gut, Lieber. Zieh dich zurück, wenn es nötig ist!«

»Ich bin in Ordnung. Endlich bin ich in Ordnung.«

»Das hoffe ich.« Sie seufzte. »Du hast mir angst gemacht, Mike.«

»Das tut mir leid, kleiner Bruder. Ich hatte das erste Mal, als ich jemanden lachen hörte, auch Angst.«

»Mike, was ist geschehen?«

»Jill… ich groke Volk!«

»Wie bitte?« *(»????«)*

(»Ich spreche richtig, kleiner Bruder. Ich groke.«) »Ich groke jetzt meine Leute, mein Volk, Jill… kleiner Bruder… mein Schatz, mein Liebling… du kleiner Kobold mit den entzückenden Beinen und der lasziven Libido… mit den schönen Brüsten und dem kecken Hintern… der weichen Stimme und den

sanften Händen. Mein Baby-Darling.«

»Also, Michael!«

»Oh, ich kannte die Wörter; ich wußte nur nicht, wann oder warum ich sie sagen sollte… und auch nicht, warum du wolltest, daß ich sie sage. Ich liebe dich, Süße – ich groke jetzt auch ›Liebe‹.«

»Das hast du immer. Und ich liebe dich… du glatter Affe. Mein Liebling.«

»›Affe‹, jawohl. Komm her, Äffin, leg deinen Kopf an meine Schulter und erzähle mir einen Witz.«

»Ich soll nur einen Witz erzählen?«

»Nun, du sollst nicht mehr tun als dich ankuscheln. Erzähl mir einen Witz, den ich noch nie gehört habe, und paß auf, ob ich an der richtigen Stelle lache. Das werde ich, ich bin ganz sicher – und ich werde dir dann sagen, *warum* es komisch ist. Jill… *ich groke meine Leute!«*

»Aber wie, Liebling? Kannst du es mir erzählen? Braucht man dazu die marsianische Sprache? Oder die Gedankensprache?«

»Nein, das ist es ja gerade. Ich groke meine Leute, mein Volk. Ich *bin* einer von den Leuten… deshalb kann ich es jetzt in der Sprache der Leute meines Volkes sagen. Ich habe herausgefunden, warum die Leute lachen. Sie lachen, weil es *weh* tut… weil es das einzige ist, was das Wehtun aufhören läßt.«

Das verwirrte Jill. »Vielleicht bin ich diejenige, die nicht zum Volk gehört. Ich verstehe das nicht.«

»Doch, du gehörst zum Volk, kleine Äffin. Du grokst es so automatisch, daß du nicht darüber nachzudenken brauchst. Weil du mit Leuten dieses Volkes aufgewachsen bist. Aber ich bin das nicht. Ich war ein Hündchen, das fern von Hunden groß geworden ist – das nicht wie seine Herren sein konnte und niemals gelernt hatte, ein Hund zu sein. Deshalb mußte ich Unterricht bekommen. Bruder Mahmoud gab mir Unterricht, Jubal gab mir Unterricht, viele Leute gaben mir Unterricht… und den besten Unterricht habe ich von dir bekommen. Heute erhielt ich mein Diplom – und lachte. Dieser arme kleine Mönchsaffe.«

»Welcher, Lieber? Ich fand, der große Affe war einfach gemein… und der, dem ich die Erdnuß zugeworfen hatte, erwies sich als ebenso gemein. Daran war gewiß nichts Komisches.«

»Jill, Jill, mein Liebling! Auf dich hat schon zuviel Marsianisches abgefärbt. Natürlich war es nicht komisch; es war traurig. Darum mußte ich doch lachen. Ich sah in einen Käfig voller Affen, und plötzlich sah ich all die gemeinen und grausamen und völlig unerklärlichen Dinge, die ich in der Zeit, die ich bei meinen eigenen Leuten gewesen bin, gesehen und gehört und über die ich gelesen habe – und plötzlich tat es so weh, daß ich lachen mußte.«

»Aber – lieber Mike, lachen tut man, wenn etwas hübsch ist… nicht, wenn es schrecklich ist.«

»Wirklich? Denk an Las Vegas… Wenn ihr Mädchen auf die Bühne kamt, haben die Zuschauer dann gelacht?«

»Nun… nein.«

»Aber ihr Mädchen wart der hübscheste Teil der Schau. Ich groke jetzt, daß ihr verletzt gewesen wäret, wenn die Zuschauer gelacht hätten. Nein, sie lachten, wenn ein Komiker über seine eigenen Füße stolperte und hinfiel – oder sonst etwas geschah, das nichts Gutes war.«

»Nicht *alle* Leute lachten über so etwas.«

»Meinst du? Vielleicht groke ich es noch nicht in seiner ganzen Fülle. Aber finde etwas für mich, über das du lachen mußt, Süße… einen Witz, irgend etwas – aber etwas, über das du nicht nur lächelst, sondern das dich so richtig von Herzen zum Lachen bringt. Dann werden wir sehen, ob da irgendwo eine Verkehrtheit ist – und ob du lachen würdest, wenn die Verkehrtheit nicht da wäre.« Er dachte nach. »Ich groke, wenn Affen zu lachen lernen, werden sie Menschen sein.«

»Mag sein.« Zweifelnd, aber entschlossen begann Jill, ihr Gedächtnis nach Witzen abzusuchen, die sie unwiderstehlich komisch gefunden hatte, solche, bei denen sie mit Lachen herausgeplatzt war.

»…ihr ganzer Bridge-Club.« – »Hätte ich mich verbeugen sollen?« – »Keins von beiden, du Idiot – statt *statt dessen!«… »…*der Chinese erhebt Einspruch.« – »…das Bein gebrochen.« – »…dann ärgere *mich!« – »…*aber das wird mir die Fahrt verderben.« – »…und seine Schwiegermutter fiel in Ohnmacht.«
– »Dich zurückhalten? Ich habe drei zu eins gewettet, daß du es schaffst!« – »…Ole ist etwas zugestoßen.« – »…und du auch, du unbeholfener Ochse!«

Sie ließ die ›komischen‹ Geschichten ruhen, denn schließlich waren sie ja nur ausgedacht, und versuchte, sich wirkliche Geschehnisse ins Gedächtnis zurückzurufen. Streiche? Alle Streiche unterstützten Mikes These, sogar so harmlose wie der mit dem tröpfelnden Glas – und wenn sie daran dachte, was Krankenhausärzte unter einem Witz verstanden – Krankenhausärzte müßten in Käfigen gehalten werden. Was gab es sonst noch? Wie Elsa Mae ihr Höschen verlor? Das war für Elsa Mae gar nicht komisch gewesen. Oder die Sache…

Jill erklärte grimmig: »Offenbar ist es der Gipfel allen Humors, wenn einer auf die Schnauze fällt. Das zeichnet kein hübsches Bild von der menschlichen Rasse, Mike.«

»O doch!«

»Wie bitte?«

»Ich hatte gedacht – so hatte man es mir gesagt –, etwas ›Komisches‹ sei etwas sehr Gutes. Das ist es nicht. Niemals ist es komisch für den Menschen, dem es widerfährt. Denke an den Sheriff ohne Hose. Das Gute liegt im Lachen. Ich groke, daß das Tapferkeit ist… und ein Teilen… daß man damit angeht gegen Schmerz und Kummer und Niederlage.«

»Aber – Mike, es ist nichts Gutes, *über* Leute zu lachen.« »Nein. Aber ich habe nicht über den kleinen Affen gelacht. Ich habe über *uns* gelacht. Die Leute.
Und plötzlich wußte ich, daß ich einer von den Leuten bin, und konnte nicht mehr aufhören zu lachen.« Er überlegte. »Das ist schwer zu erklären, weil du

nie als Marsianer gelebt hast, soviel ich dir auch darüber erzählt habe. Auf dem Mars gibt es *niemals* etwas, worüber man lachen kann. Alles, was uns Menschen komisch vorkommt, kann auf dem Mars nicht geschehen oder darf nicht geschehen – Süße, was du ›Freiheit‹ nennst, existiert auf dem Mars nicht; alles wird von den Alten geplant – und Dinge, die auf dem Mars geschehen und über die wir hier auf der Erde lachen würden, sind nicht komisch, weil keine Verkehrtheit an ihnen ist. Der Tod zum Beispiel.«

»Der Tod ist nicht komisch.«

»Warum gibt es dann so viele Witze über den Tod? Jill, für uns – uns Menschen – ist der Tod so traurig, daß wir darüber lachen *müssen.* Alle diese Religionen – sie widersprechen sich in jedem anderen Punkt, aber jede einzelne ist voll von Mitteln, um den Menschen zu helfen, daß sie tapfer genug sind zu lachen, obwohl sie wissen, daß sie sterben.« Er hielt inne, und Jill spürte, daß er beinahe in Trance verfallen wäre. »Jill? Ist es möglich, daß ich auf die falsche Art gesucht habe? Könnte es sein, daß *jede einzelne von allen* Religionen wahr ist?«

»Wie könnte das sein? Mike, wenn eine wahr ist, sind die anderen unwahr.«

»So? Zeig mir die kürzeste Richtung rings um das Universum! Es kommt nicht darauf an, wohin du zeigst, jede ist die kürzeste – und du zeigst auf dich selbst zurück.«

»Und was beweist das? Du hast mich die wahre Antwort gelehrt, Mike. ›Du bist Gott‹.«

»Und du bist Gott, meine Schöne. Aber diese grundlegende Tatsache, die nicht vom Glauben abhängig ist, mag bedeuten, daß *alle* Lehren wahr sind.«

»Nun, wenn sie alle wahr sind, dann möchte ich im Augenblick Schiwa anbeten.« Jill wechselte das Thema und ließ statt Worten leidenschaftliche Taten folgen. »Kleine Heidin«, sagte er leise. »Man wird dich aus San Franzisko hinauswerfen.«

»Aber wir gehen nach Los Angeles… wo es den Leuten gleich sein wird. *Oh!* Du bist Schiwa!« »Tanz, Kali, tanz!«

Mitten in der Nacht wachte sie auf und sah ihn am Fenster stehen. Er blickte über die Stadt hinweg. (»Sorgen, mein Bruder?«)

Er drehte sich um. »Es ist nicht *notwendig,* daß sie so unglücklich sind.«

»Liebling, Liebling! Ich sollte dich besser nach Hause bringen. Die Großstadt ist nicht gut für dich.«

»Ich würde es trotzdem wissen. Schmerz und Krankheit und Hunger und Kampf – nichts davon ist *notwendig.* Es ist so dumm wie diese kleinen Affen.«

»Ja, Liebling. Aber es ist nicht deine Schuld…«

»O doch!«

»Nun… auf diese Weise – ja. Aber es ist nicht nur diese eine Stadt; es sind fünf Milliarden Menschen und mehr. Du kannst nicht fünf Milliarden Menschen helfen.«

»Ich frage mich, ob es nicht doch möglich ist.«

Er kam herüber und setzte sich zu ihr. »Ich groke sie jetzt, ich kann mit ihnen reden. Jill, ich könnte unsere Nummer neu schreiben und die Gimpel jede Minute zum Lachen bringen. Davon bin ich überzeugt.«

»Warum tust du es dann nicht? Patty würde sich freuen und ich mich auch. Mir hat es gefallen, ›dabeizusein‹ – und jetzt, wo wir mit Patty Wasser geteilt haben, wäre es, als kämen wir nach Hause.«

Er antwortete nicht. Jill spürte seine Gedanken und erkannte, daß er meditierte, zu groken versuchte. Sie wartete.

»Jill? Was muß ich tun, um zum Priester geweiht zu werden?«

VIERTER TEIL

Seine skandalöse Laufbahn

30. KAPITEL

Die erste gemischte Ladung aus Kolonisten erreichte den Mars; sechs von siebzehn Überlebenden der dreiundzwanzig ursprünglichen Besetzer kehrten zur Erde zurück. Angehende Kolonisten trainierten in Peru in sechzehntausend Fuß Höhe. Der Präsident von Argentinien floh eines Nachts unter Mitnahme von zwei Koffern nach Montevideo. Der neue Präsident strengte einen Auslieferungsprozeß vor dem Internationalen Gerichtshof an, um ihn oder zumindest die Koffer zurückzubekommen. Der Trauergottesdienst für Alice Douglas wurde privat in der National Cathedral mit zweitausend Teilnehmern abgehalten. Kommentatoren priesen die Stärke, mit der der Generalsekretär seinen Verlust trug. Eine Dreijährige namens Inflation, die 126 Pfund trug, gewann das Kentucky-Derby mit einer Quote von vierundfünfzig zu eins. Zwei Gäste des Colony Airotel in Louisville dekarnierten, der eine freiwillig, der andere durch Herzversagen.

Ein Raubdruck der nicht autorisierten Biographie *Der Teufel und Reverend Foster* erschien überall in den Vereinigten Staaten. Bis zum Abend war jedes einzelne Exemplar verbrannt und waren die Platten vernichtet; dazu kam Schaden an beweglicher und unbeweglicher Habe, schwere Körperverletzung, Verstümmelung und tätlicher Angriff. Es ging das Gerücht, das Britische Museum besitze ein Exemplar der ersten Ausgabe (unwahr), ebenso die Vatikanische Bibliothek (wahr, aber nur Kirchengelehrten zugänglich).

In der gesetzgebenden Körperschaft von Tennessee wurde eine Vorlage eingebracht, pi gleich drei zu setzen. Die Vorlage wurde dem Komitee für öffentliche Erziehung und Moral übergeben, durchlief ohne Einwand das Unterhaus und starb im Oberhaus. Eine interkonfessionelle Fundamentalistengruppe eröffnete eine Geschäftsstelle in Van Buren, Arkansas, um Mittel für die Entsendung von Missionaren zu den Marsianern zu sammeln. Dr. Jubal Harshaw spendete eine Summe, schickte sie aber im Namen (und mit Adresse) des Herausgebers des *Neuen Humanisten,* eines wütenden Atheisten und engen Freundes von ihm.

Andernfalls hatte Jubal wenig, was ihn hätte aufheitern können – und zu

viele schlechte Nachrichten über Mike. Wenn Jill und Mike einen Besuch zu Hause machten, war das für ihn eine große Freude, und er interessierte sich sehr für Mikes Fortschritte, besonders nachdem Mike Sinn für Humor entwickelt hatte. Aber sie kamen jetzt selten, und die jüngsten Entwicklungen gefielen Jubal gar nicht.

Es hatte ihn nicht beunruhigt, als Mike aus dem Theologischen Seminar von einer Meute wütender Theologen hinausgejagt worden war. Einige von ihnen waren zornig, weil sie an Gott glaubten, und andere, weil sie nicht an Gott glaubten – aber in ihrem Abscheu vor dem Mann vom Mars waren sie ganz einer Meinung. Jubal fand, daß alles, was einem Theologen zustieß – wenn er nicht gerade aufs Rad geflochten wurde –, ihm nur recht geschah, und die Erfahrung war gut für den Jungen. Das nächste Mal würde er klüger sein.

Ebensowenig beunruhigt hatte es ihn, als Mike (mit Hilfe von Douglas) unter angenommenem Namen in die Armee der Föderation eintrat. Er war überzeugt gewesen (aufgrund eigener Erfahrungen), kein Sergeant könnte Mike unterbuttern, und was den Föderationstruppen widerfahren würde, kümmerte Jubal nicht – als unverbesserlicher alter Reaktionär hatte Jubal an dem Tag, als die Vereinigten Staaten aufhörten, eigene Streitkräfte zu haben, seine ehrenhafte Entlassung und alles, was dazugehörte, verbrannt.

Es wunderte Jubal, wie wenig Unheil Mike als ›Gemeiner Jones‹ anrichtete und wie lange der Spaß dauerte – beinahe drei Wochen. Mike krönte seine militärische Laufbahn, indem er die Fragestunde, die einem Vortrag folgte, dazu benutzte, die absolute Nutzlosigkeit von Gewalt im allgemeinen und der Streitkräfte im besonderen zu predigen (ergänzt durch Ausführungen darüber, wie wünschenswert es sei, den Bevölkerungsüberschuß durch Kannibalismus zu reduzieren) und sich dann als Versuchskaninchen für jede Waffe jeder Art anzubieten, um zu beweisen, daß Gewalt nicht nur unnötig, sondern auch *unmöglich* sei, wenn man sie gegen eine Person mit Selbstdisziplin richte.

Man nahm sein Angebot nicht an, sondern warf ihn hinaus. Douglas erlaubte Jubal, einen supergeheimen, nur für ihn bestimmten, mit der Nummer 1 von drei Exemplaren ausgezeichneten Bericht einzusehen, nachdem er Jubal anvertraut hatte, niemand, nicht einmal der oberste Stabschef, wisse, daß ›Gemeiner Jones‹ der Mann vom Mars sei. Jubal überflog die Urkunden, zum größten Teil sich widersprechende Berichte darüber, was geschehen sei, als ›Jones‹ im Gebrauch der Waffen ›ausgebildet‹ wurde. Überraschend für Jubal war, daß einige Zeugen den Mut besaßen, unter Eid auszusagen, sie hätten gesehen, wie Waffen verschwanden. ›Jones‹ war insgesamt dreimal gemeldet worden. Jedesmal hatte man ihn beschuldigt, Waffen verloren zu haben, die Eigentum der Föderation waren. Den letzten Teil las Jubal sich sorgfältig genug durch, so daß er sich auch später noch daran erinnerte: »Schlußfolgerung: Der betreffende Mann ist ein geborener Hypnotiseur und könnte möglicherweise im Nachrichtendienst nützlich sein, während er für

jede kämpfende Truppe ungeeignet ist. Jedoch sein extrem niedriger Intelligenzquotient (Schwachsinniger), seine extrem niedrige allgemeine Klassifizierung und seine paranoiden Tendenzen (Größenwahn) lassen es nicht ratsam erscheinen, sein *Idiot-savant-Talent* zu nutzen. Empfehlung: Entlassung wegen Unfähigkeit – keine Pension, auch keine Beihilfen.«

Diese kleinen Spielereien waren gut für den Jungen, und Jubal hatte die Zeit genossen. Mikes ruhmlose Militärkarriere brachte es mit sich, daß Jill währenddessen zu Hause war. Als Mike ein paar Tage nach seiner Entlassung nach Hause kam, machte er nicht den Eindruck, als habe es ihm geschadet. Er rühmte sich gegenüber Jubal, daß er Jills Wünschen gehorcht hätte und *niemanden* habe verschwinden lassen – nur einige leblose Dinge. Allerdings grokte Mike, daß man die Erde zu einem besseren Platz machen könnte, wenn Jill diese merkwürdige Schwäche nicht hätte. Jubal widersprach ihm nicht; er hatte selbst eine ziemlich lange, wenn auch derzeit inaktive ›Besser-tot‹-Liste.

Mike schien auch seinen Spaß gehabt zu haben. Während der Abschiedsparade verloren der kommandieren General und seine Stabsoffiziere plötzlich ihre Hosen, als Mikes Zug vorbeimarschierte, und sein Kompaniefeldwebel fiel genau aufs Gesicht, als seine Füße für einen Augenblick am Boden kleben blieben. Jubal empfand Mikes neu entwickelten Humor als etwas zu pervers – aber was machte das schon? Mike durchlief eine Art verspätete pubertäre Phase. Er *mußte* einfach Mist bauen.

Dann erinnerte er sich an einen Vorfall während seines Medizinstudiums, bei dem ein Kadaver und der Dekan eine Rolle gespielt hatten – Jubal hatte Gummihandschuhe getragen und hatte sich sehr amüsiert.

Mikes einzigartige Weise, erwachsen zu werden, war in Ordnung; Mike war einzigartig. Aber dieser letzte Knüller – »Reverend Dr. Valentin M. Smith, Baccalaureus der philosophischen Fakultät, Doktor der Theologie, Doktor der Philosophie, Gründer und Pastor der Kirche aller Welten A.G.« – bei Gott! Schlimm genug, daß der Junge sich entschlossen hatte, ein Pfaffe zu werden, statt die Seelen anderer Leute, wie es ein Gentleman tun sollte, in Ruhe zu lassen. Aber diese Diplommüh-len-Grade – Jubal fand sie zum Kotzen.

Das schlimmste war, daß Mike behauptete, eine Bemerkung Jubals, was eine Kirche sei und was sie zuwege bringen könne, habe ihn erst auf die Idee gebracht. Jubal gab zu, so etwas könne er gesagt haben, doch er erinnerte sich nicht daran. Allerdings tröstete ihn das nur wenig. Mikes Wissen war inzwischen so groß, daß er wahrscheinlich dieselben Schlußfolgerungen auch von alleine gezogen hätte.

Mike hatte aus der Operation ein Geheimnis gemacht – ein paar Monate der Anwesenheit in einem sehr kleinen, sehr armen (in jeder Beziehung) Sekten-College ein mit dem Baccalaureus abgeschlossenes Examen, eine ›Berufung‹ als Geistlicher, gefolgt von der Ordination in dieser anerkannten, doch blöden Sekte, eine Dissertation über vergleichende Religionswissen-

schaft, die ein Wunder an Gelehrsamkeit war, während sie jeder Schlußfolgerung auswich, die Verleihung des ›verdienten‹ Doktorgrades, die mit einer (anonymen) Stiftung für diese hungerleiderische Schule zusammenfiel, der zweite Doktorgrad (ehrenhalber) für ›Beiträge zum interplanetaren Wissen‹ von einer Universität, die hätte klüger sein sollen, als Mike durchblikken ließ, dies sei der Preis für sein Erscheinen bei einer Konferenz über Sonnensystem-Studien. Der Mann vom Mars hatte in der Vergangenheit sämtliche Einladungen vom California Institute of Technology bis zum Kaiser-Wilhelm-Institut abgelehnt; auch Harvard konnte man keinen Vorwurf daraus machen, den Köder geschluckt zu haben.

Nun, jetzt waren sie so rot wie ihr Banner, dachte Jubal zynisch. Mike legte ein paar Wochen als Hilfskaplan an seinem Kirchenmaus-College ein – und dann brach er in einem Schisma mit der Sekte und gründete seine eigene Kirche. Es war vollkommen koscher und juristisch luftdicht, ihm ging ein so ehrwürdiger Präzedenzfall wie Martin Luther voraus, und es war so übelkeitserregend wie der Müll von der letzten Woche.

Jubal wurde von Miriam aus seinem bitteren Tagtraum gerissen. »Boß! Gesellschaft!«

Jubal blickte hoch und sah einen Luftwagen landen. Er dachte darüber nach, was für ein Segen der S.S.-Streifenwagen doch gewesen war, bevor er abgezogen wurde.

»Larry, hol mir meine Flinte! Ich habe geschworen, den nächsten Dummkopf, der auf den Rosenbüschen landet, zu erschießen.«

»Er landet auf dem Gras, Boß.«

»Sag ihm, er soll es noch einmal versuchen. Dabei erwischen wir ihn dann.«

»Sieht aus wie Ben Caxton.«

»Er ist es auch! Verschonen wir ihn für dieses Mal. Hei, Ben! Was willst du trinken?«

»Nichts. Es ist noch zu früh für mich, du berufsmäßig schlechter Einfluß. Ich muß mir dir reden, Jubal.«

»Das tust du bereits. Dorcas, hol Ben ein Glas warme Milch; er ist krank.«

»Mit nicht soviel Soda«, verbesserte Ben, »und die Milch aus der Flasche mit den drei Sternen. Unter vier Augen, Jubal.«

»Gut, gehen wir nach oben in mein Arbeitszimmer – allerdings, wenn du es fertigbringst, etwas vor den Kindern hier geheimzuhalten, verrate mir deine Methode.« Nachdem Ben die Mitglieder der Familie angemessen (und in drei Fällen unhygienisch) begrüßt hatte, stiegen sie die Treppe hinauf.

»Was ist das, zum Kuckuck?« fragte Ben. »Habe ich mich verlaufen?«

»Oh, du kennst den neuen Flügel noch nicht. Zwei Schlafzimmer und ein weiteres Bad unten – und hier oben meine Galerie.«

»Genug Statuen, um einen Friedhof zu füllen!«

»Bitte, Ben. ›Statuen‹ sind tote Politiker. Das hier sind ›Skulpturen‹. Bitte sprich von ihnen in ehrfürchtigem Ton, sonst werde ich gewalttätig. Hier sind

Repliken von einigen der großartigsten Bildhauerkunstwerke, die dieser ungezogene Erdball produziert hat.«

»Also, das scheußliche Ding da habe ich schon gesehen… aber wann hast du den Rest von diesem Schrott erworben?«

Jubal sprach die Nachbildung von La Bella Heaulmiere an. »Hör nicht zu, ma petite chere – er ist ein Barbar und weiß es nicht besser.« Er legte die Hand an ihre schöne verwüstete Wange, dann berührte er zart eine leere, eingefallene Brust. »Ich weiß, was du empfindest… es kann nicht mehr lange dauern. Geduld, meine Süße.«

Er drehte sich zu Caxton um und sagte scharf: »Ben, du wirst mit deinem Anliegen warten müssen, bis ich dir eine Lektion im Betrachten von Skulpturen gegeben habe – obwohl das wahrscheinlich genauso sinnlos ist, wie einem Hund das Geigen beibringen zu wollen. Du bist unhöflich zu einer Dame gewesen. Das dulde ich nicht.«

»Wie bitte? Sei nicht albern, Jubal. Du bist ein dutzendmal am Tag unhöflich zu Damen, und zwar zu *lebendigen.* Du weißt, was ich meine.« Jubal brüllte: *»Anne!* Komm nach oben! In deiner Robe!« »Du weißt, zu der alten Frau, die dafür Modell gestanden hat, würde ich nicht unhöflich sein«, verteidigte sich Ben. »Was ich nicht verstehe, ist, wie ein sogenannter Künstler die Frechheit haben kann, die Urgroßmutter eines Menschen im Evaskostüm zu porträtieren… – und wie du den schlechten Geschmack haben kannst, sie in deiner Wohnung aufzustellen.« Anne trat in ihrer Robe ein. Jubal fragte: »Anne, bin ich jemals unhöflich zu dir gewesen? Oder zu einem von den Mädchen?« »Das ist Ansichtssache.« »Das ist, wonach ich frage. Du sollst keine Zeugenaussage vor Gericht machen.« »Du bist niemals zu einer von uns unhöflich gewesen, Jubal.« »Hast du je erlebt, daß ich zu einer Dame unhöflich war?« »Ich habe erlebt, wie du mit Absicht unhöflich zu einer Frau warst. Ich habe nie erlebt, wie du zu einer Dame unhöflich warst.« »Das ist alles. Nein, noch eine weitere Aussage. Was hältst du von dieser Bronze?«

Anne sah zu Rodins Meisterwerk hin und erklärte bedächtig: »Als ich sie das erste Mal sah, fand ich sie gräßlich. Aber ich bin zu dem Schluß gekommen, daß es der schönste Gegenstand sein mag, den ich je gesehen habe.«

»Danke. Das ist alles.« Sie ging. »Willst du dem widersprechen, Ben?«

»Wie? Sollte ich Anne jemals widersprechen, werde ich mich an demselben Tag in meinem Anzug umdrehen. Aber ich groke es nicht.«

»Hör mir zu, Ben! Jeder kann ein hübsches Mädchen ansehen. Ein Künstler kann ein hübsches Mädchen ansehen und die alte Frau erkennen, die sie werden wird. Ein besserer Künstler kann eine alte Frau ansehen und das hübsche Mädchen erkennen, das sie einmal war. Ein *großer* Künstler kann eine alte Frau ansehen, sie *genauso* porträtieren, wie sie ist – und den Betrachter zwingen, das hübsche Mädchen zu erkennen, das sie einmal war… mehr als das, er kann jeden, der auch nur die Empfindsamkeit eines

Gürteltiers hat (also auch dich) zwingen, zu erkennen, daß dieses reizende junge Mädchen immer noch lebt, gefangen in ihrem ruinierten Körper. Er läßt einen die stille, endlose Tragödie miterleben, daß nie ein Mädchen geboren wurde, das in seinem Herzen jemals älter als achtzehn geworden ist… ganz gleich, was die erbarmungslose Zeit getan hat. Sieh sie dir an, Ben. Altwerden spielt für dich und mich keine Rolle – aber für sie. *Sieh sie dir an!*«

Ben betrachtete die Skulptur. Schließlich sagte Jubal barsch: »Na gut, putz dir die Nase und wisch dir die Augen – sie akzeptiert deine Entschuldigung. Komm, setz dich! Das reicht für die erste Stunde.«

»Nein«, antwortete Caxton. »Was ist mit dieser hier? Ich sehe, daß es ein Mädchen ist. Warum ist sie verschlungen worden wie eine Brezel?«

Jubal sah zu der Nachbildung der ›Karyatide, die unter ihrem Stein zusammengebrochen ist‹, hin. Er lächelte. »Nenn es eine Tour de force in Einfühlungsvermögen, Ben. Ich erwarte nicht von dir, daß du die Massen zu würdigen verstehst, die aus dieser Figur viel mehr als eine ›Brezel‹ machen – aber du wirst würdigen können, was Rodin damit sagt. Was haben die Leute davon, ein Kruzifix anzusehen?«

»Du weißt, ich gehe nicht zur Kirche.«

»Trotzdem mußt du wissen, daß Darstellungen der Kreuzigung für gewöhnlich grauenhaft sind – und die in den Kirchen sind die schlimmsten… Blut wie Ketchup und dieser Ex-Zimmermann porträtiert, als sei Er ein Schwuler… was Er bestimmt *nicht* war. Er war ein energischer Mann, muskulös und gesund… wenn in den vier Evangelien auch nur ein Funke Wahrheit steckt. Aber obwohl die meisten Darstellungen der Kreuzigung überaus armselig sind, wirken sie auf die Menschen nicht weniger effektiv.

Sie sehen keine Mängel; sie sehen ein Symbol, das ihre tiefsten Empfindungen anspricht. Es erinnert sie an die Todesqual und das Opfer Gottes.«

»Jubal, ich dachte, du seist kein Christ!«

»Was hat das denn damit zu tun? Macht mich das blind für menschliche Gefühle? Das miserabelste Gipskruzifix kann im menschlichen Herzen so starke Gefühle erwecken, daß viele dafür gestorben sind… und noch mehr dafür leben. Die künstlerische Leistung, mit der ein solches Symbol hergestellt wurde, ist irrelevant. Hier haben wir ein anderes emotionales Symbol – aber mit vollendeter Meisterschaft hergestellt. Aber das soll uns jetzt nicht weiter beschäftigen. Ben, dreitausend Jahre lang haben Architekten Gebäude mit Säulen entworfen, die wie weibliche Körper geformt waren. Es wurde so selbstverständlich wie ein kleiner Junge, der auf eine Ameise tritt. Endlich wies Rodin darauf hin, daß diese Arbeit zu schwer für ein Mädchen ist. Er sagte nicht: ›Seht her, ihr Idioten, wenn ihr schon nicht anders könnt, nehmt kräftige männliche Gestalten‹. Nein er *zeigte* es… und entwickelte es zu einem Symbol. Diese arme kleine Karyatide ist unter der Last zusammengebrochen. Sie ist ein braves Mädchen – sieh dir ihr Gesicht

an. Ernst, unglücklich über ihr Versagen, ohne Vorwurf für irgendwen, nicht einmal für die Götter… und immer noch versucht sie, ihre Last zu schultern, nachdem sie von ihr zu Boden gedrückt worden ist.

Aber sie ist mehr als gute Kunst, die schlechte Kunst anprangert. Sie ist ein Symbol für jede Frau, die jemals eine zu schwere Last auf die Schultern genommen hat. Ich schätze, das ist ungefähr die Hälfte der weiblichen Bevölkerung dieses Planeten – lebend oder tot. Und nicht nur für die Frauen – dieses Symbol bedeutet jeden Mann und jede Frau, die sich tapfer und ohne sich zu beklagen verausgabt haben, bis sie unter ihrer Last zusammenbrachen. Niemand hat sie je bemerkt. Das ist Mut, Ben, und Sieg.«

»Sieg?«

»Sieg in der Niederlage, und einen größeren gibt es nicht. Sie hat nicht aufgegeben, Ben. Sie versucht immer noch, den Stein zu heben, nachdem er sie zermalmt hat. Sie ist der Vater, der seine Arbeit tut, während der Krebs ihn von innen auffrißt, um noch einen weiteren Lohnscheck nach Hause zu bringen. Sie ist die Zwölfjährige, die versucht, ihren Brüdern und Schwestern die Mutter zu ersetzen, weil Mama in den Himmel gehen mußte. Sie ist die Telefonistin, die auf ihrem Posten bleibt, während der Rauch sie erstickt und das Feuer ihr den Fluchtweg abschneidet. Sie ist all die unbesungenen Helden, die es nicht geschafft haben, aber niemals aufgaben. Komm! Grüße sie im Vorübergehen, und sieh dir meine Kleine Meerjungfrau an!«

Ben nahm die Aufforderung wörtlich. Wenn Jubal überrascht war, dann ließ er sich nichts anmerken. »Das hier ist eine Skulptur, die ich nicht von Mike geschenkt bekommen habe«, berichtete Jubal. »Ich habe Mike nicht verraten, warum ich sie mir beschafft habe… weil es auf der Hand liegt, daß es eine der köstlichsten Schöpfungen ist, die Auge und Hand des Menschen je geschaffen haben.«

»Hierfür brauche ich keine Erklärung – sie ist *hübsch.«*

»Was als Vorwand ausreicht, wie bei Kätzchen und Schmetterlingen. Aber es liegt mehr darin… und sie erinnerte mich an Mike. Sie ist nicht ganz Meerjungfrau – siehst du es? –, und sie ist nicht menschlich. Sie sitzt an Land, wo sie sich entschlossen hat zu bleiben… und sieht auf ewig hinaus aufs Meer, für immer voller Sehnsucht nach dem, was sie verlassen hat. Du kennst die Geschichte?«

»Hans Christian Andersen.«

»Ja. Sie sitzt am Hafen von Kopenhagen – und sie ist jeder, der jemals eine schwierige Wahl getroffen hat. Sie bereut es nicht, aber sie muß dafür bezahlen; für jede Wahl muß bezahlt werden. Der Preis ist nicht nur endloses Heimweh. Sie wird niemals ganz menschlich sein; wenn sie ihre teuer erkauften Füße benutzt, führt jeder Schritt sie über scharfe Messer. Ben, ich glaube, daß Mike immer über Messer geht – aber erzähle ihm nicht, daß ich das gesagt habe. Ich glaube nicht, daß er die Geschichte kennt… oder zumindest glaube ich nicht, daß er es weiß, daß ich sie mit ihm in

Verbindung bringe.«

»Das werde ich nicht tun.« Ben betrachtete die Replik.«

»Ich möchte sie lieber ansehen, ohne an die Messer zu denken.«

»Sie ist ein Schätzchen, nicht wahr? Wie würde es dir gefallen, sie ins Bett zu locken? Sie wäre so temperamentvoll wie ein Seehund und ebenso schlüpfrig.«

»Igitt! Du bist ein schlimmer alter Mann, Jubal.«

»Und ich werde jedes Jahr schlimmer. Wir wollen uns keine mehr ansehen. Hmmm… drei Skulpturen in einer Stunde sind mehr als genug. Für gewöhnlich gestehe ich mir eine Ration von einer pro Tag zu.«

»Ist mir recht. Mir ist, als hätte ich drei schnelle Drinks gekippt. Jubal, warum stehen solche Sachen nicht da, wo die Leute sie auch zu sehen bekommen?«

»Weil die Welt verrückt geworden ist und Kunst immer den Geist ihrer Zeit darstellt. Die wichtigsten Arbeiten Rodins stammen vom Ende des 19. Jahrhunderts. Hans Christian Andersen ging ihm nur um einige Jahre voraus. Rodin starb um die Zeit, als die Welt ihren Deckel zu sprengen begann… und die Kunst mit ihm. Seine Nachfolger bemerkte die erstaunlichen Dinge, die er mit Licht und Schatten und Masse und Komposition angestellt hatte, und kopierten diesen Teil. Was sie nicht sahen, war, daß der Meister Geschichten erzählte, die das menschliche Herz bloßlegen.

Ihnen ging es nur um Abstraktionen. Sie wagten es nicht mehr irgend etwas zu malen oder zu formen, das die menschliche Welt so darstellte, wie sie wirklich war.«

Jubal zuckte die Achseln. »Ein abstraktes Design ist schön und gut – für Tapeten oder Linoleum. Aber *Kunst* ist der Prozeß des Erweckens von Mitleid und Entsetzen. Das ist nicht abstrakt, sondern menschlich. Was moderne Künstler tun, ist pseudointellektuelles Masturbieren. Kreative Kunst ist eher eine Art von gegenseitigem Austausch. Der Künstler muß sein Publikum jedesmal von neuem verführen – er muß Gefühle einfangen und vermitteln. Diese Bürschchen, die sich dazu nicht herablassen wollen – oder können –, haben das Publikum verloren. Wenn sie nicht ständig um Subventionen gebettelt hätten, wären sie entweder verhungert oder hätten eine anständige Arbeit annehmen müssen. Ein normaler Mensch kauft keine ›Kunst‹, die ihn unberührt läßt. Wenn er doch dafür bezahlt, ist ihm das Geld aus der Tasche gelockt worden, durch Steuern oder so etwas.«

»Jubal, ich habe mich immer gefragt, warum ich für Kunst gar nichts übrig habe. Ich dachte, es sei ein Mangel bei *mir,* so ähnlich wie Farbenblindheit.«

»Hmm, man muß schon lernen, Kunst zu betrachten. Das solltest du eigentlich wissen. Schließlich muß man auch Französisch lernen, um es verstehen zu können. Aber es ist Sache des Künstlers, eine Sprache zu benutzen, die zu verstehen ist. Die meisten dieser Cowns *wollen* gar keine Sprache benutzen, die du und ich lernen können. Sie möchten sich lieber

darüber lustig machen, daß wir unfähig sind, zu erkennen, was sie aussagen wollen. Falls sie etwas aussagen wollen. Unverständlichkeit ist die Zuflucht der Unfähigen. Ben, würdest du *mich* einen Künstler nennen?«

»Wie? Du schreibst einen flotten Stil.«

»Danke. ›Künstler‹ ist ein Wort, das ich aus dem gleichen Grund vermeide, wie ich es verabscheue, ›Doktor‹ genannt zu werden. Aber ich *bin* Künstler, wenn auch nur ein sehr unbedeutender. Das meiste von meinem Zeug ist nicht wert, ein zweites Mal gelesen zu werden… und ein Mensch, der das bißchen, was ich zu sagen habe, weiß, braucht es überhaupt nicht zu lesen. Aber ich bin ein *ehrlicher* Künstler. Was ich schreibe, soll den Leser erreichen – und ihn anrühren, wenn möglich, Mitleid und Schrecken in ihm erzeugen… oder ihm zumindest die Langeweile vertreiben. Ich verstecke mich *niemals* vor ihm hinter einer Privatsprache, auch hasche ich nicht nach Lob von anderen Schriftstellern wegen meiner ›Technik‹ oder anderem Quatsch. Ich wünsche mir Lob von den Lesern, mir ausgezahlt in Geld, weil ich ihn erreicht habe – und mehr wünsche ich mir nicht. Unterstützung der Künste – *merde!* Ein von der Regierung unterstützter Künstler ist eine unfähige Hure! Verdammt noch mal, du hast auf einen meiner Knöpfe gedrückt. Gieß dir ein und erzähle mir, was du auf dem Herzen hast.«

»Jubal, ich bin unglücklich.«

»Ist das etwas Neues?«

»Ich habe eine frische Lieferung von Sorgen.« Ben runzelte die Stirn. »Eigentlich hätte ich gar nicht herkommen sollen. Ich sollte dich nicht damit belasten. Ich bin mir noch nicht mal sicher, ob ich überhaupt darüber reden möchte.«

»Okay, aber solange du hier bist, kannst du dir wenigstens *meine* Sorgen anhören.«

»Du hast Sorgen? Jubal, ich habe dich für den einzigen Menschen angesehen, dem es gelungen ist, sich Sorgen vom Hals zu halten.«

»Hmm, irgendwann einmal muß ich dir von meiner Ehe erzählen. Ja, ich habe Sorgen. Einige davon sind doch offensichtlich. Duke ist gegangen – oder wußtest du das schon?«

»Ja, ich wußte es.«

»Larry ist ein guter Gärtner – aber die Geräte, die diese Unterkunft am Laufen halten, fallen in Stücke. Ich weiß nicht, wie ich Duke ersetzen soll. Gute Mechaniker sind rar. Solche, die in diesen Haushalt passen, sind beinahe nichtexistent. Ich behelfe mich mit Leuten, die Reparaturen durchführen – jeder Besuch ist eine Störung, alle sinnen auf Betrug, und die meisten können keinen Schraubenzieher benutzen, ohne sich zu verletzen. Ich kann es auch nicht, und deshalb bin ich ihnen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Oder ich könnte wieder in die Stadt ziehen, was Gott verhüten möge.«

»Mir tut das Herz weh um dich, Jubal.«

»Den Sarkasmus kannst du dir sparen. Mechaniker und Gärtner sind eine Annehmlichkeit; Sekretärinnen sind eine Lebensnotwendigkeit. Zwei von meinen sind schwanger, eine wird heiraten.«

Caxton sah ihn entgeistert an. Jubal knurrte: »Oh, ich erzähle dir keine Märchen. Jetzt sind sie sauer, weil ich dich mit nach oben genommen habe, bevor sie Gelegenheit hatten, damit zu prahlen. Stell dich also überrascht, wenn sie es dir mitteilen.«

»Äh… welche wird heiraten?«

»Ist das nicht klar? Der glückliche Mann ist dieser glattzüngige Flüchtling aus einem Sandsturm, unser geschätzter Wasserbruder Stinky Mahmoud. Ich habe ihm gesagt, sie müßten *hier* wohnen, wann immer sie in diesem Land sind. Der Bastard lachte und wies mich darauf hin, ich hätte ihn schon vor langer Zeit dazu eingeladen.« Jubal schnüffelte. »Es wäre vielleicht gar nicht schlecht, wenn er herzöge. Dann könnte ich aus *ihr* ein bißchen an Leistung herausholen.«

»Wahrscheinlich. Sie arbeitet gern. Die anderen beiden sind schwanger?«

»Schwangerer geht es nicht mehr. Ich frische meine Kenntnisse in Geburtshilfe auf, weil sie sagen, sie wollen zu Hause entbinden. Was werden mich Babies in meinen Arbeitsgewohnheiten behindern! Sie sind schlimmer als kleine Kätzchen. Aber warum hast du angenommen, von den beiden schwellenden Bäuchen gehöre keiner der Braut?«

»Nun, ich bin davon ausgegangen, Stinky sei konventioneller – oder vorsichtiger.«

»Stinky würde gar nicht erst gefragt werden. Ben, in all den Jahren habe ich diese Thema studiert, habe versucht, den verschlungenen Wegen ihrer verdrehten kleinen Gehirne nachzuspüren. Und das einzige, was ich dabei gelernt habe, ist: Wenn ein Mädchen verliebt ist, dann ist es verliebt. Ein Mann kann dann nichts anderes tun, als sich mit dem Unvermeidlichen abfinden.«

Ben erinnerte sich wehmütig an die Zeiten, als er selbst einige Male nur knapp entkommen war – und andere, als er nicht schnell genug war. »Ja, du hast recht. Welche wird denn nun heiraten oder sonst was? Miriam? Oder Anne?«

»Langsam, ich habe nicht gesagt, die Braut sei schwanger… und du scheinst zu denken, Dorcas sei die Braut. Es ist Miriam, die wie verrückt Arabisch studiert, damit sie alles richtig macht.«

»*Wie?* Ich bin ein schielender Pavian!«

»Offensichtlich.«

»Aber Miriam hat immer nach Stinky geschnappt…«

»Und dir vertraut man eine Zeitungskolumne an… Hast du schon einmal einen Haufen Sechstkläßler beobachtet?«

»Ja, aber – Dorcas hat alles getan bis auf einen Bajaderentanz.«

»Das ist Dorcas natürliches Benehmen – gegenüber Männern. Sie hat das auch mit dir gemacht, obwohl du es wohl nicht bemerkt hast. Du warst

anderweitig beschäftigt. Macht ja auch nichts. Wenn Miriam dir ihren Ring zeigt – er hat einen Stein, so groß wie ein Ei vom Vogel Rock und ist ungefähr ebenso selten – , mußt du dich überrascht stellen. Ich will verdammt sein, wenn ich dir auseinanderdividiere, welche jetzt Kinder bekommen. Denk daran, daß sie hocherfreut sind – was der Grund ist, warum ich dir Voralarm gegeben habe, damit du nicht meinst, sie meinten, ins Unglück geraten zu sein. Das meinen sie nicht. Das sind sie nicht. Sie sind selbstzufrieden.« Jubal seufzte. »Ich bin zu alt, um mich am Trippeln kleiner Füße zu erfreuen – aber ich will aus *gar keinem* Grund perfekte Sekretärinnen verlieren – und Kinder, die ich liebe –, wenn ich sie überreden kann zu bleiben. Dieser Haushalt ist immer chaotischer geworden, seit es Jill gelungen ist, Mike die Füße wegzutreten. Nicht, daß ich es ihr zum Vorwurf mache… und ich glaube, du tust es auch nicht.«

»Nein, aber – Jubal, hast du den Eindruck, *ich* habe Mike auf diese Hetzjagd geschickt?«

»Was?« Jubal wirkte verblüfft. Er dachte nach. Schließlich mußte er sich eingestehen, daß er niemals gewußt, sondern nur vermutet hatte, daß Jill der Antrieb für Mikes Entscheidung gewesen war. Schließlich war sie es, die mit ihm gegangen war. »Wer war es dann?«

»›Sei nicht so neugierig, Kleiner!‹« zitierte Ben. »Jedenfalls hat Jill mir den Kopf zurechtgesetzt, als ich zu dem gleichen Schluß kam. Wie ich es verstanden habe, war es mehr oder weniger Zufall, wer ihn zuerst ins Bett bekam.«

»Hmm… ja. Das glaube ich auch«, räumte Jubal ein.«

»Das ist Jills Meinung. Sie denkt, Mike habe Glück gehabt, daß er zufällig diejenige, die am besten geeignet war, ihn auf die richtige Bahn zu setzen, verführte (wenn das das richtige Wort ist) oder von ihr verführt wurde. Was dir einen Hinweis gibt, wenn du weißt, wie Jills Verstand arbeitet.«

»Teufel, ich weiß nicht einmal, wie *meiner* arbeitet. Was Jill betrifft, hätte ich nie erwartet, daß sie sich aufs Predigen wirft, ganz gleich, wie liebeskrank sie war – wie kann ich da Vermutungen über ihren Verstand anstellen!«

»Sie predigt nicht viel – darauf kommen wir noch. Jubal, was sagt dir der Kalender?«

»Wie bitte?«

»Du glaubst, Mike war es – in beiden Fällen –, wenn es mit seinen Besuchen zu Hause übereinstimmt.«

Jubal meinte vorsichtig: »Ben, ich habe nichts gesagt, was dich zu solchen Schlußfolgerungen berechtigt.«

»Nein, zum Teufel, das hast du nicht. Du sagtest, sie seien selbstgefällig. Ich kenne die Wirkung, die dieser gottverdammte Supermann auf Frauen hat.«

»Langsam, Sohn – er ist unser Wasserbruder.«

Ben stellte ruhig fest: »Das weiß ich – und ich liebe ihn auch. Wenn ich

jemals schwul werden sollte, dann wäre Mike meine erste und einzige Wahl. Aber das ist um so mehr ein Grund, daß ich verstehe, warum sie selbstgefällig sind.«

Jubal starrte in sein Glas. »Ben, ich habe den Eindruck, *dein* Name könnte eher auf der Liste stehen als Mikes.«

»Jubal, du hast den Verstand verloren!«

»Immer mit der Ruhe! Niemand will dich verheiraten. Das verspreche ich dir. Schließlich habe ich meine Schrotflinte noch nicht weiß gestrichen. Zwar ist es, Gott helfe mir unter seiner Milliarde von Namen, mein Prinzip, meine Nase nicht in anderer Leute Angelegenheiten zu stecken, aber ich bin nicht verrückt – jedenfalls kam diese Hypothese im Laufe der letzten Jahre nur einige Male auf. Ich verfüge über ein normales Seh- und Hörvermögen. Wenn eine Blaskapelle durch mein Haus marschiert, merke ich das. Du hast Dutzende von Malen unter diesem Dach übernachtet. Hat du jemals allein geschlafen?«

»Was soll das, du Schuft? Nun ja, die erste Nacht, die ich hier war, habe ich allein geschlafen.«

»Dann muß Dorcas an Appetitlosigkeit gelitten haben. «

»Nein, in dieser Nacht hattest du ein Sedativum bekommen – sie zählt nicht. Irgendeine andere Nacht?«

»Deine Frage ist irrelevant, unerheblich und meiner Aufmerksamkeit nicht würdig.«

»Das nenne ich eine Antwort! Bitte bemerke, daß die neuen Schlafzimmer von meinem so weit entfernt sind wie nur möglich. Die Geräuschisolierung ist nie perfekt.«

»Jubal, würde *dein* Name auf dieser Liste nicht vor meinem stehen?«

»Was?«

»Ganz zu schweigen von Larry und Duke. Jubal, alle Welt nimmt an, daß du hier den tollsten Harem seit dem Sultan hältst. Mißverstehe mich nicht – sie *beneiden* dich. Aber sie halten dich für einen geilen alten Bock.«

Jubal trommelte mit den Fingern auf der Armlehne. »Ben, es macht mir nichts aus, wenn Jüngere sich mir gegenüber schnodderig benehmen. Ich ermutige sie sogar darin, wie du weißt. Aber in diesem Punkt bestehe ich auf dem Respekt, den man meinen Jahren schuldig ist.«

»Entschuldigung«, sagte Ben steif. »Ich dachte, wenn du in Ordnung findest, *mein* Sexualleben zu ventilieren, würde es dir nichts ausmachen, wenn ich ebenso unverblümt rede.«

»Nein, nein, Ben! Du mißverstehst mich. Ich verlange, daß die *Mädchen* mich mit Respekt behandeln – in diesem Punkt.« »Oh…«

»Ich bin, wie du betont hast, alt – recht alt. Unter uns, ich schätze mich glücklich, immer noch sagen zu können, daß ich geil bin. Aber die Geilheit beherrscht mich nicht. Ich zieh Würde solchen Freizeitvergnügungen vor, deren ich mich, das kannst du mir glauben, in vollem Umfang erfreut habe

und die ich nicht zu wiederholen brauche. Ben, ein Mann in meinem Alter, der wie ein Slum-Bewohner in seinem schlimmsten Zustand aussieht, kann ein junges Mädchen ins Bett bekommen – und sie möglicherweise schwängern, und danke für das Kompliment; es mag nicht unangebracht sein. Dafür gibt es drei Möglichkeiten: Geld… oder das Äquivalent in Form von Testamenten und Gemeinschaftseigentum und dergleichen… und – Pause für die Frage: Kannst du dir vorstellen, daß eine von den dreien – oder vieren, wenn man Jill dazu zählt – aus *solchen* Gründen mit einem Mann schläft… selbst wenn er jung und schön ist?«

»Nein. Bei keiner einzigen.«

»Ich danke Ihnen, Sir. Ich assoziiere mich nur mit Damen. Es freut mich, daß dir das klar ist. Der dritte Anreiz ist eine höchst weibliche Eigenschaft. Ein süßes junges Mädchen nimmt manchmal ein altes Wrack in ihr Bett, weil es ihn gern hat, er ihr leid tut und sie ihn glücklich machen möchte. Würde das zutreffen?«

»Äh… Jubal, es könnte zutreffen. Bei jeder.«

»Das glaube ich auch. Aber dieser Grund, den eine jede dieser Damen als ausreichend betrachten könnte, reicht für mich *nicht* aus. Ich habe meine Würde, Sir – und ich hoffe, meinen Verstand noch lange genug zu behalten, um mich selbst zu vernichten, falls sich das jemals ändern sollte. Also streiche meinen Namen von der Liste.«

Caxton grinste. »Okay – du halsstarriger alter Trottel. Ich hoffe, daß ich, wenn ich einmal dein Alter erreicht habe, nicht so schwer in Versuchung zu führen bin.«

Jubal lächelte. »Besser, man wird in Versuchung geführt und widersteht ihr, als daß man enttäuscht wird. Nun zu Duke und Larry: Ich weiß es nicht, und es interessiert mich nicht. Immer, wenn jemand herkommt, um hier zu leben, mache ich ihm klar, daß dies weder ein Ausbeutungsbetrieb noch ein Hurenhaus ist, sondern ein Zuhause – und als solches kombiniert es Anarchie und Tyrannei ohne eine Spur von Demokratie wie in jeder gutgeführten Familie, d.h. sie können machen, was sie wollen, außer ich gebe Befehle, und über diese Befehle wird nicht diskutiert. Meine Tyrannei erstreckt sich nicht auf das Liebesleben. Die jungen Leute haben ihre Privatangelegenheiten immer einigermaßen privat gehalten. Wenigstens…« – Jubal lächelte kläglich – »bis der marsianische Einfluß außer Kontrolle geriet. Vielleicht haben Duke und Larry die Mädchen hinter jeden Busch gezerrt. Aber Schreie habe ich keine gehört.«

Ben war versucht diesen Fakten noch einige seiner eigenen Erfahrungen hinzuzufügen, entschied sich jedoch dagegen.

»Dann glaubst du also, es war Mike.«

Jubals Gesicht verfinsterte sich. »Ja. Das geht in Ordnung – ich sagte dir doch, die Mädchen seien glücklich und selbstzufrieden – und ichbin nicht pleite, abgesehen davon, daß ich Mike um jede Summe anhauen könnte. Ihren Kindern wird es an nichts fehlen. Aber, Ben, ich mache mir Sorgen um

Mike selbst.«

»Ich auch, Jubal.«

»Und um Jill.«

»Äh… Jubal, Jill ist nicht das Problem – außer für mich, aber das ist meine Sache. Ich bin nicht sauer. Das eigentliche Problem ist Mike.« »Verdammt noch mal, warum kann der Junge nicht nach Hause kommen und sein obszönes Kanzeldonnern sein lassen?« »Hmm… Jubal, das ist nicht genau das, was er tut.« Ben setzte hinzu: »Ich komme von dort.« *»Wie bitte?* Warum hast du das nicht gesagt?«

Ben seufzte. »Zuerst hast du über Kunst geredet, dann mußtest du dich ausweinen, dann wolltest du plaudern. Du hast mir ja keine Chance gegeben.«

»Also… du hast das Wort.« »Als ich von der Konferenz in Kapstadt zurückkehrte, habe ich mir einen Tag freigenommen und sie besucht. Was ich sah, hat mir eine teuflische Angst eingejagt. Deshalb machte ich einen kurzen Abstecher in mein Büro und kam dann gleich her. Jubal, könntest du es nicht mit Douglas arrangieren, daß dieser Zirkus geschlossen wird?« Jubal schüttelte den Kopf. »Was Mike mit seinem Leben anfängt, ist seine Sache.«

»Du würdest es tun, wenn du gesehen hättest, was ich gesehen habe.«

»Niemals! Aber selbst wenn ich wollte, ich *kann* es nicht. Und Douglas kann es auch nicht.«

»Jubal, Mike würde jede Entscheidung akzeptieren, die du über sein Geld triffst. Wahrscheinlich würde er sie nicht einmal verstehen.«

»O doch! Ben, vor kurzem hat Mike sein Testament gemacht und es mir zur Kritik geschickt. Ich habe selten ein so raffiniertes Dokument gesehen. Er hat erkannt, daß er mehr Geld besitzt, als seine Erben brauchen können. Deshalb hat er einen Teil seines Geldes dazu benutzt, den Rest zu bewachen. Es ist nicht nur gegen angebliche Erben seitens seiner juristischen wie seiner natürliche Eltern gesichert – er weiß, daß er ein Bastard ist, obwohl ich keine Ahnung habe, wie er es herausgefunden hat –, sondern auch gegen jedes Mitglied der Enzoy-Gesellschaft. Er hat Vorsorge für außergerichtliche Regelungen mit jedem getroffen, der dem Anschein nach einen Anspruch haben könnte – und alles so vertäut, daß präsumptive Erben praktisch die Regierung stürzen müßten, um sein Testament anfechten zu können. Es zeigt, daß er sämtliche Tricks und Schliche kennt. Ich habe nichts zu kritisieren gefunden.« (einschließlich, dachte Jubal, die Versorgung, die er dir, mein Bruder, zugedacht hat!) »Dann hat er trotz der Schwierigkeiten holographische Originale an verschiedene Stellen deponiert… und ein halbes Dutzend bei ›Unparteiischen Zeugen‹. Erzähl mir nicht, ich könne ihm den Geldhahn zudrehen, ohne daß er zuerst zustimmen müßte.«

»Ich wollte, du könntest es!« gab Ben grämlich zurück. *»Ich* nicht. Und es würde sowieso nichts helfen, wenn wir es könnten. Mike hat seit beinahe einem Jahr keinen Dollar mehr von seinem Konto abgehoben. Ich weiß das,

weil Douglas mich vor kurzem angerufen hat um zu fragen, ob die Rücklagen wieder investiert werden soll. Mike hat seine Briefe nicht beantwortet. Ich habe ihm gesagt, das sei seine Angelegenheit… aber wenn ich der Verwalter wäre, dann würde ich mich an die letzten Anweisungen meines Chefs halten.«

»Keine Abhebungen? Jubal, er gibt eine Menge aus.«

»Vielleicht läuft das Kirchengeschäft gut.«

»Das ist ja das Seltsame. Es ist eigentlich keine Kirche.«

»Was dann?«

»Äh… in erster Linie ist es eine Sprachenschule.«

»Würdest du das wiederholen?«

»Zur Erlernung der marsianischen Sprache.«

»Das schadet niemandem. Aber es wäre mir lieber, wir würden das Ding nicht ›Kirche‹ nennen.«

»Vielleicht ist es doch eine Kirche – im Rahmen der juristischen Definition.«

»Hör zu, Ben, eine Eislaufbahn ist eine Kirche, wenn nur irgendeine Sekte behauptet, das Eislaufen sei ein wesentlicher Bestandteil ihres Gottesdienstes. Du müßtest noch nicht einmal so weit gehen – behaupte einfach, das Eislaufen sei zwar wünschenswert, aber nicht wesentlich; es erfülle dieselbe Funktion wie religiöse Musik in anderen Kirchen. Wenn man zum Ruhme Gottes singen kann, kann man zum selben Zweck auch Eislaufen. Es gibt Tempel in Malaya, die – für einen Außenseiter – nichts anderes als Herbergen für Schlangen sind. Und doch hat der Hohe Gerichtshof sie als ›Kirche‹ anerkannt, die den gleichen Schutz genießen wie unsere eigenen Glaubensgemeinschaften.«

»Mike hält übrigens auch Schlangen. Jubal, gibt es *irgend etwas,* das der Definition als Kirche widerspricht?«

»Hmm… eine strittige Frage. Für gewöhnlich darf eine Kirche keine Rechnungen dafür ausstellen, daß sie die Zukunft geweissagt oder die Geister der Toten heraufbeschworen hat – aber sie darf Spenden annehmen und die ›Spenden‹ faktisch wie Gebühren behandeln. Menschenopfer sind illegal – aber sie kommen an verschiedenen Stellen rund um den Erdball vor… wahrscheinlich auch hier in diesem früheren Land der Freien. Der Weg, etwas zu tun, das andernfalls verboten wäre, ist, es im inneren Sanktuarium zu tun und die Ungläubigen draußen zu halten. Was soll das, Ben? Tut Mike etwas, das ihn ins Gefängnis bringen könnte?«

»Äh… wahrscheinlich nicht.«

»Nun, wenn er vorsichtig ist… Die Fosteriten haben gezeigt, wie man mit fast allem durchkommen kann. Mit viel mehr als dem, für das Joseph Smith gelyncht worden ist.«

»Mike hat viel von den Fosteriten übernommen. Auch das beunruhigt mich.«

»Aber *was* beunruhigt dich?«

»Äh… Jubal, das ist eine ›Wasserbruder-Sache‹.«

»Okay, davon bin ich ausgegangen. Ich bin darauf vorbereitet, glühende Nadeln und die Streckbank zu ertragen. Soll ich Gift in einem hohlen Zahn tragen? Trotz der Möglichkeit, daß die Kapsel auch unbeabsichtigt platzen könnte?«

»Äh, die Mitglieder des Inneren Kreises sollen fähig sein, willentlich zu dekarnieren – Gift wird nicht benötigt.«

»Soweit bin ich nie gekommen, Ben. Aber ich kenne Methoden, die letzte Verteidigung aufzuheben. Nun erzähl schon!«

»Wie sie mir sagen, kannst du dekarnieren, wann immer du willst – wenn du Marsianisch lernst. Ist ja auch egal. Jubal, ich sagte, Mike hält Schlangen. Das ist im wörtlichen und im übertragenen Sinne gemeint – der Verein ist eine Schlangengrube. Ungesund.

Ein Saal für öffentliche Zusammenkünfte, kleinere Räume für Zusammenkünfte von Eingeladenen, viele noch kleinere Räume
– und Wohnquartiere. Jill teilte mir in einem Funktelegramm mit, wohin ich zu gehen hätte. Also wurde ich an der Hinterseite vor einem Privateingang abgesetzt. Die Wohnungen liegen über dem großen Saal und sind so abgeschlossen, wie es sich erreichen läßt, wenn man trotzdem in einer Großstadt leben will.«

Jubal nickte. »Sei das, was darin vorgeht, legal oder nicht, neugierige Nachbarn sind von Übel.«

»In diesem Fall eine *sehr* gute Idee. Die Außentür öffnete sich; ich nehme an, ich wurde von einer Kamera erfaßt, obwohl ich sie nicht sehen konnte. Zwei weitere automatische Türen – dann hinauf in einem Sprungschacht. Jubal, es war kein normaler. Nicht von dem Benutzer kontrolliert, sondern von jemandem, der außer Sicht blieb. Das war noch ein weiterer Beweis dafür, daß sie unter sich bleiben wollen. Ein Angreifer müßte schon eine entsprechende Spezialausrüstung haben, um hier hochklettern zu können. Es gibt keine Treppen. Ich hatte auch ein ganz anderes Gefühl als in einem üblichen Sprungschacht. Allerdings meide ich sie auch, wann immer ich kann. Sie machen mich unruhig.«

»Ich habe nie einen benutzt, und ich werde nie einen benutzen«, erklärte Jubal mit Nachdruck.

»Gegen den hättest du nichts einzuwenden gehabt. Ich schwebte so leicht empor wie eine Feder.«

»Ben, ich traue Maschinen nicht. Sie beißen.« Jubal setzte hinzu: »Immerhin, Mikes Mutter war eine der größten Ingenieurinnen, und sein Vater – sein wirklicher Vater – war ebenfalls ein fähiger Ingenieur. Beide waren sie anerkannte Genies. Wenn Mike Sprungschächte so weit verbessert hat, daß sie jetzt für Menschen geeignet sind, sollten wir uns nicht wundern.«

»Wie dem auch sei. Ich kam nach oben und landete, ohne mich festhalten zu müssen oder von Sicherheitsnetzen abhängig zu sein – um die Wahrheit

zu sagen, ich habe gar keine gesehen. Durch weitere automatische Türen und hinein in einen riesigen Wohnraum. Eigenartig möbliert und ziemlich asketisch. Jubal, von dir denkt man, du führst einen merkwürdigen Haushalt.«

»Ich kann mir nicht vorstellen warum. Nichts als schlicht und gemütlich.«

»Na, deine *menage* ist verglichen mit Mikes Irrenhaus Tante Janes Töchterpensionat. Kaum war ich drin in der Bude, als ich das erste, was ich sah, nicht glauben konnte. Eine Puppe, tätowiert vom Kinn bis zu den Zehen – und ohne einen gottverdammten Faden am Leibe. Teufel, sie war *überall* tätowiert. Phantastisch!«

»Du bist ein Großstadt-Provinzler, Ben. Ich habe einmal eine tätowierte Dame gekannt. Sehr nettes Mädchen.«

»Nun…«, räumte Ben ein, »dieses Mädchen ist auch nett, wenn man sich erst einmal an ihren Bilderschmuck gewöhnt hat – und an die Tatsache, daß sie für gewöhnlich eine Schlange bei sich trägt. Sie ist eigentlich diejenige, die sich die Viecher hält – nicht Mike.«

»Ich habe mich schon gefragt, ob es dieselbe Frau sein könnte. Von Kopf bis Fuß tätowierte Frauen sind selten. Aber die Dame, die ich vor dreißig Jahren gekannt habe – ich nehme an, sie wäre heute zu alt, um die zu sein, von der du sprichst –, hatte die übliche vulgäre Angst vor Schlangen. Ich hingegen mag Schlangen gern… ich freue mich darauf, deine Freundin kennenzulernen.«

»Du wirst sie kennenlernen, wenn du Mike besuchst. Sie ist so eine Art Haushofmeister für ihn. Sie heißt Patricia, wird aber ›Pat‹ oder ›Patty‹ genannt.«

»Ach ja! Jill hält große Stücke auf sie. Ihre Tätowierungen hat sie jedoch nie erwähnt. Wahrscheinlich hielt sie es nicht für wichtig. Oder sie glaubte, es gehe mich nichts an.«

»Aber sie ist ungefähr in dem Alter, daß sie deine Freundin sein könnte. Wenn ich ›Puppe‹ sagte, so gab ich damit meinen ersten Eindruck wieder. Sie sieht aus wie in den Zwanzigern, aber sie behauptet, in dem Alter sei ihr ältestes Kind. Wie dem auch sei, sie kam mir entgegen, ganz Lächeln, umarmte und küßte mich. ›Du bist Ben. Willkommen, Bruder! Ich gebe dir Wasser!«

Jubal, ich bin seit Jahren im Zeitungsgeschäft – ich bin herumgekommen. Aber noch *nie* bin ich von einer fremden Puppe, die in nichts als Tätowierungen gekleidet war, geküßt worden. Sie war fest entschlossen, so freundlich und anhänglich zu sein wie ein Collie-Welpe. Ich war *verlegen.«*

»Armer Ben. Mir blutet das Herz.«

»Verdammt noch mal, du hättest genauso empfunden.«

»Nein. Vergiß nicht, ich habe bereits einmal eine tätowierte Dame kennengelernt. Sie kommen sich mit diesen Tätowierungen angezogen vor. Oder zumindest galt das für meine Freundin Sadako. Sie war Japanerin.

Aber Japaner haben ein anderes Körperbewußtsein als wir.«

»Also, Pat ist sich ihres Körpers nicht bewußt«, antwortete Ben, »nur ihrer Tätowierungen. Sie will, wenn sie gestorben ist, augestopft und nackt ausgestellt werden – als Tribut an George.«

»George?«

»Pardon. Ihr Mann. Oben im Himmel, zu meiner Erleichterung… obwohl sie redete, als sei er nur schnell auf ein Bier ausgegangen. Sie benahm sich, als ob sie jeden Moment erwarte, vor Gericht gestellt zu werden. Doch im wesentlichen ist Pat eine Dame… und sie ließ mich nicht in meiner Verlegenheit stecken…«

31. KAPITEL

Patricia Paiwonski gab Ben Caxton den sich verausgabenden Kuß der Bruderschaft, bevor er wußte, wie ihm geschah. Sie spürte sein Unbehagen und war überrascht. Michael hatte ihr gesagt, sie solle ihn empfangen und Bens Gesicht in ihr Gedächtnis übertragen. Sie wußte, daß Ben ein Bruder des Inneren Nestes war, ein Bruder im vollen Sinne, und Jill war nur mit Michael enger zueinandergewachsen als mit Ben. Notwendigerweise kam Mike immer zuerst. Er war der Spender all ihres Wissens und die Quelle des Wassers des Lebens.

Aber Patricias Natur war der endlose Wunsch, andere Leute so glücklich zu machen, wie sie es war; sie bremste. Sie lud Ben ein, sich von seiner Kleidung zu befreien, drängte jedoch nicht darauf, nur daß sie ihn bat, die Schuhe auszuziehen. Sie wies darauf hin, daß das Nest sehr angenehm für nackte Füße sei. Den Umkehrschluß – nämlich daß Schuhe unangenehm für das Nest seien – ließ sie unausgesprochen. Das Nest war weich und so sauber, wie allein Michaels Kräfte Dinge sauber halten konnten.

Dann zeigte sie ihm, wo er die Sachen aufhängen konnte, die zu warm für das Nest waren und holte ihm einen Drink. Was er am liebsten trank, wußte sie von Jill, und sie entschied sich für einen doppelten Martini; der arme liebe Junge sah müde aus. Als sie mit Gläsern zurückkam, war Ben barfuß und zog sein Jackett aus. »Bruder, mögest du niemals dürsten.«

»Wir teilen Wasser«, stimmte er zu und trank. »Es ist schrecklich wenig Wasser darin.«

»Genug«, antwortete sie. »Michael sagt, das Wasser könne im Gedanken sein; es ist das Teilen. Ich groke, daß er richtig spricht.«

»Ich groke. Und genau das, was ich gebraucht habe. Danke, Patty.«

»Was uns gehört, ist dein, und du gehörst uns. Wir freuen uns, daß du zu Hause bist. Die anderen sind beim Gottesdienst oder Unterricht. Es hat keine Eile; sie werden kommen, wenn das Warten erfüllt ist. Würdest du dich gern in deinem Nest umsehen?«

Ben war immer noch verwirrt, aber gleichzeitig auch interessiert. Also ließ er sich von ihr herumführen: Eine große Küche mit einer Bar an einem Ende, eine Bibliothek, noch umfangreicher als die Jubals, Badezimmer, geräumig und luxuriös, Schlafzimmer – Ben nahm an, daß es Schlafzimmer waren, obwohl sie keine Betten enthielten, sondern nur Fußböden, die noch weicher waren als in den anderen Räumen. Patty nannte sie ›kleine Nester‹ und zeigte ihm das, in dem sie für gewöhnlich schlief.

Es enthielt ihre Schlangen.

Es war auf der einen Seite für ihre Schlangen eingerichtet. Ben unterdrückte seinen Ekel, bis er zu den Kobras kam. »Es kann nichts passieren«, versicherte Patty ihm. »Erst hatten wir sie hinter Glas. Aber Michael hat ihnen beigebracht, daß sie diese Linie nicht überqueren dürfen.«

»Ich würde mehr Vertrauen in Glas setzen.«

»Okay, Ben.« Sie ließ eine gläserne Trennscheibe herunter. Ben fühlte sich erleichtert und brachte es fertig, Honey Bun zu streicheln, als er dazu aufgefordert wurde. Bevor sie in das große Wohnzimmer zurückkehrten, zeigte Pat ihm noch einen weiteren Raum. Er war sehr groß, kreisförmig und hatte einen so kissenweichen Fußboden wie die Schlafzimmer – und keine Möbel. Sein Mittelpunkt war ein rundes Schwimmbecken. »Dies«, informierte sie ihn, »ist der Innerste Tempel, wo wir neue Brüder ins Nest aufnehmen.« Sie tauchte einen Fuß ins Wasser. »Möchtest du Wasser teilen oder zueinanderwachsen? Oder vielleicht nur schwimmen?«

»Äh… im Augenblick nicht.«

»Es ist Zeit, zu warten«, stimmte sie zu. Sie kehrten in den Wohnraum zurück, und Patricia ging, ihm noch einen Drink zu holen. Ben setzte sich auf eine große Couch – und stand wieder auf. Es war warm hier, er schwitzte von dem Drink, und eine Couch, die sich seinen Konturen anpaßte, machte ihm noch heißer. Da war es doch töricht, dachte er, sich ebenso wie in Washington anzuziehen, während Patty mit nichts bedeckt war außer einer Bullennatter, die sie, während der letzten Etappen ihres Rundgangs, um ihre Schulter drapiert hatte. Dieses Reptil hätte ihn vor jeder Versuchung bewahrt, auch wenn es klar war, daß Patty nicht versuchte, ihn zu verführen.

Er fand den Kompromiß, sich bis auf die Jockey-Unterhosen auszuziehen und den Rest ins Foyer zu hängen. Dort bemerkte er ein Schild an der Eingangstür: *»Hast Du daran gedacht, Dich anzuziehen?«*

In diesem Haushalt mochte die Warnung notwendig sein! Er entdeckte noch etwas, das ihm beim Hereinkommen entgangen war. Bis jetzt war seine Aufmerksamkeit auf Patty konzentriert gewesen. Zu beiden Seiten der Tür stand je eine große Messingschüssel – gefüllt mit Geld.

Mehr als gefüllt – Bundesnoten in verschiedenem Wert quollen auf den Fußboden über.

Er starrte sie immer noch an, als Patricia zurückkehrte. »Hier ist dein Drink, Bruder Ben. Wachsen wir in Glückseligkeit zueinander?«

»Äh… danke.« Seine Augen wanderten wieder zu dem Geld.

Patty folgte seinem Blick. »Ich bin eine schlampige Haushälterin, Ben. Michael macht es mir mit dem Putzen und so weiter so einfach, daß ich es vergessen habe.« Sie sammelte das Geld vom Boden auf und stopfte es in die weniger volle Schüssel.

»Patty, um alles in der Welt, was hat das zu bedeuten?«

»Oh. Wir bewahren es hier auf, weil diese Tür auf die Straße führt. Wenn einer von uns das Nest verläßt – und ich selbst tue das beinahe jeden Tag, um Lebensmittel einzukaufen –, braucht er vielleicht Geld. Wir legen es an die Tür, damit man nicht vergißt, sich welches mitzunehmen.«

»Man kann einfach eine Handvoll einstecken und gehen?«

»Ja, natürlich, Lieber. Oh, ich verstehe, was du meinst. Hier kommt niemals jemand herein außer uns. Wenn wir draußen Freunde haben – und das haben wir alle –, empfangen wir sie weiter unten in Räumen von der Art, an die Außenseiter gewöhnt sind. Dort können wir uns unbefangen mit ihnen unterhalten. Das Geld liegt nicht an einem Ort, wo es einen schwachen Menschen in Versuchung führen könnte.«

»Hu! Ich bin selbst ziemlich schwach!«

Sie lachte. »Wie kann es dich in Versuchung führen, wenn es dir gehört? Du bist ein Teil des Nestes.«

»Äh… und was ist mit Einbrechern?« Er versuchte zu schätzen, wieviel Geld diese Schüsseln enthielten. Die meisten Scheine schienen größer als Ein-Dollar-Noten zu sein – Teufel, er entdeckte welche mit drei Nullen auf dem Fußboden, wo Patty sie übersehen hatte.

»Einer ist letzte Woche hereingekommen.«

»So? Wieviel hat er gestohlen?«

»Oh, er hat nichts gestohlen. Michael hat ihn weggeschickt.«

»Die Polizei gerufen?«

»O nein! Michael würde nie jemanden der Polizei übergeben. Ich groke, das wäre eine große Verkehrtheit. Er hat ihn nur…« – sie zuckte die Achseln – »weggehen lassen. Dann hat Duke das Loch im Oberlicht des Gartenzimmers repariert – habe ich dir das schon gezeigt? Es ist entzückend mit seinem Grasfußboden. Du hast einen Grasfußboden, hat Jill mir erzählt. Bei dir hat Michael zum ersten Mal einen gesehen. Ist überall Gras? In jedem Zimmer?«

»Nur im Wohnzimmer.«

»Wenn ich einmal nach Washington komme, darf ich dann darübergehen? Mich drauflegen? Bitte!«

»Natürlich, Patty. Äh… er gehört dir.«

»Das weiß ich, Lieber. Aber es ist gut zu fragen. Ich werde mich darauflegen und das Gras an mir fühlen und mit Glückseligkeit erfüllt sein, daß ich im ›kleinen Nest‹ meines Bruders bin.«

»Du bist von Herzen willkommen, Patty.« Ben zwang sich dazu zuzugeben, daß er sich einen Dreck um die Meinung der Nachbarn schere – er hoffte

nur, sie werde ihre Schlangen zu Hause lassen. »Wann bist du in Washington?«

»Ich weiß es nicht. Wenn das Warten erfüllt ist. Vielleicht weiß Michael es.«

»Nun, gib mir, wenn möglich, vorher Bescheid, damit ich in der Stadt bin. Falls nicht, kennt Jill immer meinen Tür-Code. Patty, führt niemand Buch über dieses Geld?«

»Wozu, Ben?«

»Hm, das tut man für gewöhnlich.«

»Wir nicht. Bedien dich einfach – und leg zurück, was du noch übrig hast, wenn du wieder nach Hause kommst, sofern du daran denkst. Michael hat mir gesagt, ich solle die Schüsseln immer gefüllt halten. Wenn das Geld zur Neige geht, bekomme ich von ihm neues.«

Ben ließ das Thema fallen, erschlagen von seiner Simplizität. Er hatte eine gewisse Vorstellung von dem geldlosen Kommunismus der marsianischen Kultur; er erkannte, daß Mike hier eine Enklave dieser Kultur gegründet hatte – diese Schüsseln markierten den Übergang von der marsianischen zur terranischen Ökonomie. Ob Patty wußte, daß das nur funktionierte, weil Mikes Reichtum dahinterstand? Er beschloß, sie nicht zu fragen.

»Patty, wie viele sind hier im Nest?« Er war ein bißchen besorgt geworden, dann schob er den Gedanken zurück – warum sollten sie bei ihm schnorren? Außer vielleicht um sich auf seinen Grasteppich zu wälzen – *er* hatte doch keine Töpfe mit Gold auf der Innenseite seiner Tür.

»Mal überlegen… beinahe zwanzig, wenn man die Novizen-Brüder mitrechnet, die noch nicht auf marsianisch denken und noch nicht geweiht sind.«

»Bist du geweiht, Patty?«

»O ja. Die meiste Zeit unterrichte ich. Ich habe die Anfängerklasse in Marsianisch, und ich helfe den Novizen und solche Sachen. Und Dawn und ich – Dawn und Jill sind Hohepriesterinnen – Dawn und ich sind recht gut bekannt als Fosteriten, deshalb arbeiten wir zusammen, um anderen Fosteriten zu zeigen, daß die Kirche aller Welten nicht mit dem Glauben in Konflikt steht, ebensowenig wie es einem Baptisten verboten ist, den Freimaurern beizutreten.« Sie zeigte Ben Fosters Kuß, erklärte ihn und wies auf seinen wundersamen Gefährten hin, den Mike ihr gegeben hatte.

»Sie wissen, was Fosters Kuß bedeutet, und wie schwer es ist, ihn sich zu erringen… und sie haben einige von Mikes Wundern gesehen und sind beinahe reif, sich anzustrengen und in einen höheren Kreis aufzusteigen.«

»Ist es eine Anstrengung?«

»Natürlich, Ben – für sie. In deinem Fall und meinem und Jills und in dem von ein paar anderen war es leicht, weil Michael uns direkt in die Bruderschaft gerufen hat. Aber andere lehrt Michael erst eine Disziplin – keinen Glauben, sondern einen Weg, Glauben in Werken zu verwirklichen. Es bedeutet, daß sie Marsianisch lernen müssen. Das ist nicht leicht; ich bin

nicht perfekt darin. Aber es ist Glückseligkeit, zu arbeiten und zu lernen. Du hast nach dem Nest gefragt – da sind Duke und Jill und Michael… zwei Fosteriten, nämlich Dawn und ich… ein beschnittener Jude und seine Frau und vier Kinder…«

»Kinder im Nest?«

»Oh, viele. Sie sind im Nestlingsnest für sich; niemand könnte meditieren, wenn Kinder toben und lärmen. Möchtest du es sehen?«

»Hm, später.«

»Ein katholisches Paar mit einem kleinen Jungen – exkommuniziert, was mir sehr leid tut; ihr Priester hat es herausgefunden. Michael mußte ihnen besondere Hilfe leisten; es war ein schrecklicher Schock – und ganz unnötig. Sie waren jeden Sonntag früh aufgestanden, um wie üblich zur Messe zu gehen – aber Kinder können den Mund nicht halten. Eine unmoralische Familie des neuen Schismas – das sind noch drei Personen, dazu ihre Kinder. Der Rest sind Protestanten und ein Atheist… das heißt, er hielt sich dafür, bis Michael ihm die Augen öffnete. Er kam her, um zu spotten; er blieb, um zu lernen… er wird bald Priester sein. Das wären neunzehn Erwachsene, aber wir sind fast nie alle gleichzeitig im Nest, außer bei unseren eigenen Gottesdiensten im Innersten Tempel. Das Nest ist für 81 Personen gebaut – ›drei gefüllt‹, das sind drei mal drei mit sich selbst mulitpliziert –, aber Mike grokt noch viel Warten, bis wir ein größere Nest brauchen, und bis dahin werden wir andere Nester bauen. Möchtest du gern einen Äußeren Gottesdienst erleben?

Möchtest du sehen, wie Michael die Sache anfaßt, anstatt meinem Gequatsche zuzuhören? Michael predigt jetzt.«

»Nun ja, wenn es nicht zuviel Mühe macht.«

»Du könntest zwar auch alleine gehen, aber ich würde gerne mitkommen… ich habe gerade nichts zu tun. Nur eine Sekunde, Lieber, bis ich mich angezogen habe.«

*

»Jubal, sie kam in einem Gewand wie Annes Zeugenrobe zurück, aber mit Engelsflügel-Ärmeln, hochgeschlossen und über ihrem Herzen die Handelsmarke, die Mike für die Kirche aller Welten benutzt – neun konzentrische Kreise und eine konventionell dargestellte Sonne. Dieser Aufzug war das Ornat; Jill und die anderen Priesterinnen trugen das gleiche, nur daß Pattys Kleid hochgeschlossen war, um ihre Tätowierungen zu bedecken. Gleiches galt für die Bünde an ihrem Ärmeln. Sie hatte Söckchen an den Füßen und hielt Sandalen in der Hand.

Es veränderte sie völlig, Jubal. Es gab ihr große Würde. Ich sah, daß sie älter war, als ich sie zunächst geschätzt hatte – wenn auch immer noch 20 Jahre jünger, wie sie behauptete. Sie hat einen exquisiten Teint – eine Schande, eine solche Haut zu tätowieren!

Ich hatte mich wieder angezogen. Sie bat ich, meine Schuhe in die Hand zu

nehmen, da wir nicht auf demselben Weg wieder hinausgingen, den wir gekommen waren. Sie führte mich durch das Nest zurück auf einen Korridor. Wir blieben stehen, um uns die Schuhe anzuziehen, und betraten eine Rampe, die sich über zwei Stockwerke hinunterwand. Sie brachte uns auf eine Galerie über dem Hauptsaal. Mike stand auf dem Podium. Keine Kanzel, es war nichts als ein Hörsaal mit großen Alle-Welten-Symbolen an der hinteren Wand. Eine Priesterin war bei ihm, und aus dieser Entfernung glaubte ich, es sei Jill – sie war es aber nicht. Es war eine andere Frau, die ihr aber sehr ähnlich sah. Sie war beinahe genauso schön. Es war die andere Hohepriesterin, Dawn Ardent.«

»Wie lautete der Name?« »Dawn Ardent – geborene Higgins, wenn du pingelig sein willst.«

»Ich habe sie kennengelernt.«

»Das weiß ich, du angeblich im Ruhestand lebender Bock. Sie ist verknallt in dich.« Jubal schüttelte den Kopf. »Mit der Dawn Ardent, die ich meine, bin ich vor zwei Jahren nur ganz kurz zusammengetroffen. Sie würde sich nicht mehr an mich erinnern.« »Sie erinnert sich an dich. Sie besorgt sich jedes Stückchen deines kommerziellen Schunds auf Band, unter jedem Pseudonym, das sie als deines identifizieren kann. Sie schläft damit ein; es schenkt ihr schöne Träume. Sagt sie. Aber sie alle kennen dich, Jubal; dieses Wohnzimmer hat ein einziges Schmuckstück – ein lebensgroßes Farbfoto von deinem Kopf. Sieht mit deinem abscheulichen Grinsen aus, als seist du enthauptet worden. Ein Schnappschuß, den Duke heimlich von dir gemacht hat.«

»So eine Frechheit!«

»Jill hatte ihn darum gebeten.«

»Eine doppelte Frechheit!«

»Sir, du sprichst von der Frau, die ich liebe – obwohl ich hierbei nicht allein bin. Mike hatte sie dazu angestiftet. Mach dich auf etwas gefaßt, Jubal – du bist der Schutzheilige der Kirche aller Welten.«

»Das können sie mir nicht antun!« entsetzte Jubal sich. »Sie haben es bereits getan. Keine Angst; es ist inoffiziell und noch nicht veröffentlicht. Mike meint – nur im Nest, unter uns Wasserbrüdern –, dir gebührt der Ruhm, die ganze Show in Gang gesetzt zu haben. Du habest ihm nämlich alles so gut erklärt, daß er sich einen Weg ausdenken konnte, Menschen marisianische Theologie zu vermitteln.«

Jubal stöhnte. Ben fuhr fort: »Ich fürchte, du wirst nichts daran ändern können. Außerdem findet Dawn dich schön. Von dieser lockeren Schraube abgesehen, ist sie intelligent… und ungeheuer charmant. Aber ich komme vom Thema ab. Mike entdeckte uns und rief: ›Hei, Ben! Später!‹ – und fuhr in seinem Werbetext fort.

Jubal, du hättest es hören müssen. Er sprach nicht salbungsvoll, und er trug keine Robe – nur einen eleganten, gutgeschnittenen weißen Anzug. Er

hörte sich wie ein verdammt guter Autoverkäufer an, nur daß er definitiv über Religion sprach. Er riß Witze und erzählte Gleichnisse. Kern der Sache war eine Art Pantheismus… Ein Gleichnis war der Oldie von dem Regenwurm, der sich durch die Erde wühlt und einen anderen Regenwurm trifft und sagt: ›Oh, du bist schön! Willst du mich heiraten?‹ und zur Antwort erhält: ›Sei nicht albern! Ich bin dein anderes Ende.‹ Hast du den schon gehört?«

»Gehört? Ich habe ihn *geschrieben!.«* »Wußte gar nicht, daß er *so* alt ist. Mike machte guten Gebrauch davon. Seine Idee ist, wann immer man ein anderes grokendes Wesen trifft – er benutzt das Wort ›groken‹ nicht in diesem Stadium – Mann, Frau oder streunende Katze… dann trifft man sein ›anderes Ende‹. Das Universum ist ein Ding, das wir um uns aufgeschäumt haben, und dann sind wir übereingekommen, den Vorgang zu vergessen. Er verkaufte das allerdings auf eine eher süßliche Art. Er war extrem darauf bedacht, irgendwelchen Mitbewerbern nicht auf die Füße zu treten.« Jubal blickte verdrießlich drein. »Solipsismus und Pantheismus. Zusammen erklären sie *alles.* Damit kann man jede unbequeme Tatsache auslöschen, sämtliche Theorien auf einen Nenner bringen, jede Illusion, die einem gefällt, einfügen. Aber es ist Zuckerwatte, lauter Geschmack und keine Substanz – so unbefriedigend, wie wenn eine Geschichte mit dem Satz beendet wird: ›… und dann fiel der kleine Junge aus dem Bett und wachte auf.«

»Sag das nicht mir, mach es mit Mike aus. Glaub mir, er brachte es überzeugend vor. Einmal hielt er inne und meinte: ›Ihr müßt von soviel Gerede schon ganz müde sein…‹ und sie brüllten zurück: *›Nein‹.* So hatte er sie in der Tasche. Er protestierte, seine Stimme sei zwar müde, aber, wie dem auch sei, eine Kirche brauche Wunder – und dies sei schließlich eine Kirche, auch wenn sie keine Güter besitze ›Dawn, hol den Wunderkasten.‹ Dann führte er erstaunliche Taschenspielerstückchen vor – wußtest du, daß er Zauberer auf einem Rummelplatz gewesen ist?«

»Ich wußte, daß er auf einem Rummelplatz gearbeitet hat. Er hat mir die Art seiner Schande nie verraten.«

»Er ist ein As; er machte Kunststücke, auf die sogar ich hereinfiel. Das wäre ja okay gewesen, wenn er nur Kindertricks benutzt hätte. Aber er hielt die Leute mit seinem Gequatsche in Bann. Schließlich hörte er auf und sagte: ›Von dem Mann vom Mars erwartet man, daß er wundervolle Dinge tut, deshalb wirke ich bei jeder Zusammenkunft ein paar Wunder. Ich kann es nicht ändern, daß ich der Mann vom Mars bin; das ist nun einmal so. Wunder können für euch geschehen, wenn ihr sie wollt. Doch für alles, was über diese kleinkalibrigen Wunder hinausgeht, müßt ihr dem Kreis beitreten. Mit denjenigen, die lernen wollen, werde ich nachher noch sprechen. Karten werden herumgegeben.«

Patty erklärte es mir: »Dieser Haufen besteht nur aus Gimpeln, Lieber – Leute, die aus Neugier hergekommen oder vielleicht von anderen, die einen der Inneren Kreise erreicht haben, überredet worden sind.‹ Jubal, Mike hat

den Laden in neun Kreisen wie Logengrade organisiert – und niemandem wird gesagt, daß es weiter innen liegende Kreise gibt, bis er reif dafür ist. ›Das ist Michaels Werbeansprache‹, erzahlte Patty mir, ›und sie geht ihm so leicht von den Lippen, wie er atmet. Währenddessen fühlt er sie aus und entscheidet, welche mögliche Kandidaten sind. Meist ist es nur einer von zehn. Deshalb zieht er die Sache so in die Länge. Duke ist oben hinter diesem Gitter, und Michael sagt ihm, wer in Frage kommen könnte, wo er sitzt und alles. Gleich wird Michael ihm diesen Tip geben… und die abwimmeln, die er nicht will. Dann übernimmt Dawn, die inzwischen das Platzdiagramm von Duke erhalten hat.«

»Wie haben sie das gemacht?« wollte Harshaw wissen.

»Ich habe es nicht gesehen, Jubal. Es gibt ein Dutzend Wege, sie von der Herde abzuschneiden, solange Mike weiß, welche es sind, und mit Duke eine Methode ausgemacht hat, es ihm zu signalisieren. Patty sagt, Mike sei clairvoyant – ich möchte die Möglichkeit nicht leugnen. Dann kam die Kollekte. Mike macht nicht einmal das im Stil der Kirchen – du weißt schon, leise Musik und würdevolle Platzanweiser. Er sagte, niemand würde glauben, daß dies eine Kirche sei, wenn er keine Kollekte veranstalte. Und dann, so wahr mir Gott helfe, reichten sie Körbe herum, die bereits mit Geld gefüllt waren, und Mike sagte ihnen, das sei die Spende der vorigen Teilnehmergruppe und sie sollten zugreifen – wenn sie pleite seien oder Hunger hätten oder es brauchten. Doch wenn ihnen nach Geben zumute sei, sollten sie geben. Sie könnten das eine oder das andere tun, etwas hineinlegen oder etwas herausnehmen. Ich glaube, er hat einen weiteren Weg gefunden, etwas von seinem zu vielen Geld loszuwerden.«

Jubal meinte nachdenklich: »Ich bin mir nicht sicher, ob er irgend etwas loswerden wird. Dieser Gag, richtig vorgetragen, müßte das Ergebnis haben, daß die Leute *mehr* geben… während einige wenige nur ein bißchen nehmen. Wahrscheinlich *sehr* wenige. Es wäre wohl sehr schwer hineinzugreifen und Geld herauszunehmen, wenn alle anderen um einen herum etwas hineintun… außer man hat es *wirklich* nötig.«

»Ich weiß es nicht, Jubal. Patty zog mich fort, als Mike sich von Dawn ablösen ließ. Sie führte mich in einen privaten Hörsaal, wo der Gottesdienst für den Siebten Kreis begann – für Leute, die seit Monaten dazugehörten und Fortschritte gemacht hatten. Sofern es Fortschritte sind.

Jubal, wir gingen ohne Aufenthalt von der einen Veranstaltung zur anderen, und es fiel mir schwer, mich umzustellen. Die äußere Zusammenkunft war zur Hälfte Vortrag, zur Hälfte Unterhaltung – die hier war fast ein Voodoo-Ritus. Mike trug jetzt ein Ornat; er wirkte größer, asketisch und konzentriert; seine Augen leuchteten. Es war dämmerig in dem Raum, die Musik war unheimlich, und doch erweckte sie in einem den Wunsch zu tanzen. Patty und ich setzten uns auf eine Couch, die verdammt nahe an ein Bett herankam. Um was es bei dem Gottesdienst ging, kann ich nicht sagen. Mike sang etwas auf marsianisch, sie antworteten auf

marsianisch. Ausgenommen waren nur die Rufe: ›Du bist Gott‹ gefolgt von einem marsianischen Wort, von dem ich einen rauhen Hals bekommen würde.«

Jubal gab ein krächzendes Geräusch von sich. »War es das?«

»Wie? Ich glaube schon. Jubal… hat er dich bekehrt? Hast du mich die ganze Zeit zum besten gehalten?«

»Nein. Ich habe es von Stinky gelernt – er sagt, es sein Häresie von der schwärzesten Sorte. *Mir* macht das überhaupt nichts aus. Von Stinkys Standpunkt aus, meine ich. Es ist das Wort, das Mike mit ›Du bist Gott‹ übersetzt. Mahmoud sagt, das erfasse den Sinn nicht einmal annähernd. Es ist das Universum, das damit kundtut, sich seiner selbst bewußt zu sein… oder es ist ein ›Peccavimus‹ ohne eine Spur von Reue… oder ein Dutzend anderer Bedeutungen. Keine von ihnen ist eine adäquate Übersetzung. Stinky sagt, er verstehe es nicht einmal auf marsianisch, er wisse nur, daß es ein schlechtes Wort sei, seiner Meinung nach das schlechtestmögliche… und näher an einer Herausforderung Satans als an einer Segnung Gottes. Erzähl weiter! War das alles? Nur ein Haufen von Fanatikern, die marsianische Spruche brüllten?«

»Ah… Jubal, sie brüllten nicht, und es waren keine Fanatiker. Manchmal flüsterten sie nur. Es wurde totenstill in dem Raum. Dann stieg die Tonstärke vielleicht ein bißchen an. Sie machten es im Rhythmus, in einem Muster wie eine Kantate… aber es klang nicht eingelernt, sondern eher, als seien sie alle eine einzige Person, die summte, was sie empfand. Jubal, du hast gesehen, wie Fosteriten sich aufputschen…«

»Davon habe ich schon zuviel gesehen, muß ich leider sagen.«

»Nun, es war keine Hysterie dieser Art, es vollzog sich leise
und leicht wie ein Einschlafen. Natürlich steckte Leidenschaft dahinter, und sie wuchs stetig, aber – Jubal, hast du einmal bei einer spiritistischen Sitzung mitgemacht?«

»Habe ich. Ich habe alles ausprobiert, was ich konnte, Ben.«

»Dann weißt du, wie Spannung wachsen kann, ohne daß sich jemand bewegt oder ein Wort spricht. Dem war es ähnlicher als einer Erweckungsveranstaltung oder auch dem gesetztesten Gottesdienst in einer Kirche. Aber es war nicht sanft; es traf einen mit gewaltiger Wucht.«

»Das Wort heißt ›apollinisch‹.«

»Wie bitte?«

»Als Gegensatz zu ›dionysisch‹. ›Apollinisch‹ wird oft zu ›mild‹, ›ruhig‹ und ›kühl‹ simpliziert. Aber ›apollinisch‹ und ›dionysisch‹ sind zwei Seiten von ein und derselben Münze – eine Nonne, die in ihrer Zelle kniet und sich vollkommen bewegungslos verhält, kann sich in einer heftigeren Ekstase befinden als eine Priesterin des Pan Priapus, die das Frühlingsäquinoktium zelebriert. Die Ekstase ist im Kopf, nicht in den rituellen Übungen.« Jubal runzelte die Stirn. »Ein weiterer Irrtum ist es, ›apollinisch‹ mit ›gut‹

gleichzusetzen – nur weil unsere am höchsten geachteten Glaubensgemeinschaften in Ritual und Lehre apollinisch sind. Ein bloßes Vorurteil. Sprich weiter!«

»Nun… so ruhig wie beim Gebet einer Nonne ging es nicht zu. Die Leute wanderten umher, tauschten die Plätze, und es wurde geknutscht – weiter nichts, glaube ich, aber die Beleuchtung war matt. Ein Mädchen wollte sich zu uns setzen, da machte Patty ihr irgendein Zeichen… also küßte sie uns und ging.« Ben grinste. »Sie küßte übrigens gut. Ich war der einzige Mensch, der keine Robe trug; ich kam mir verdächtig vor. Aber sie schien es nicht zu bemerken.

Die ganze Sache war zwanglos… und doch so koordiniert wie die Muskeln einer Tänzerin. Mike hatte ständig zu tun, manchmal stand er vorn, manchmal spazierte er durch die Reihen der anderen – einmal drückte er meine Schulter und küßte Patty, ohne Hast, aber kurz. Er sprach kein Wort mit mir. Hinter seinem Platz, wo er stand, wenn er, wie es aussah, die Veranstaltung leitete, war ein Ding wie ein großer Stereotank. Er benutzte es für ›Wunder‹, nur sprach er das Wort niemals aus – wenigstens nicht auf englisch. Jubal, jede Kirche verspricht Wunder. Aber es war gestern nichts damit und wird morgen nichts damit sein.«

»Es gibt Ausnahmen«, unterbrach Jubal ihn. »Viele liefern die Wunder – exempli gratia unter vielen: Die Anhänger der Christian Science und die Katholiken.«

»Die Katholiken? Du meinst Lourdes?«

»Lourdes ist in diesem Beispiel mit eingeschlossen – was auch immer dort wirklich geschehen mag. Aber ich dachte an das Wunder der Wandlung, das jeder katholische Priester täglich wirkt.«

»Hmm – ein so subtiles Wunder kann ich nicht beurteilen. Für einen religiösen Außenseiter wie mich ist es unmöglich, ein solches Wunder zu überprüfen. Was die Christliche Wissenschaft betrifft – wenn ich mir ein Bein breche, möchte ich einen Chirurgen.«

»Dann paß auf, wohin du deine Füße setzt«, brummte Jubal. »Belästige mich nicht.«

»Würde mir nicht einfallen. Einen Klassenkameraden von William Harvey will ich nicht.« »Harvey konnte eine Fraktur einrichten.« »Ja-a, aber wie steht es mit seinen Klassenkameraden? Jubal, die von dir angeführten Fälle mögen Wunder sein – aber Mike hat Sensationen zu bieten… solche, die die Bargeldkunden *sehen* können. Entweder ist er ein erstklassiger Illusionist oder ein erstaunlicher Hypnotiseur…«

»Er könnte beides sein.«

»…oder er hat beim Stereofernsehen die Macken ausgebügelt, so daß man es von der Realität nicht mehr unterscheiden kann.« »Wie kannst du *echte* Wunder ausschließen, Ben?« »Das ist eine Theorie, die mir nicht zusagt. Was er auch benutzt haben mag, es war gutes Theater. Einmal ging die Beleuchtung an, und da stand ein schwarzmähniger Löwe, eindrucksvoll wie

ein Wächter für einen Bibliotheksaufgang, und Lämmchen wuselten um ihn herum. Der Löwe blinzelte nur und gähnte. Klar, Hollywood kann solche Effekte im Film zeigen – aber ich habe Löwengeruch wahrgenommen. Na, auch das könnte Schwindel gewesen sein.«

»Warum bestehst du auf Schwindel?«

»Verdammt noch mal, ich *gebe mir Mühe,* unparteiisch zu sein!«

»Dann überschlage dich nicht dabei. Versuch es wie Anne zumachen.«

»Ich bin nicht Anne. Ich war, als es geschah, nicht unparteiisch; ich genoß es in einem warmen Glühen. Es hat mir noch nicht einmal etwas ausgemacht, daß ich das meiste nicht verstehen konnte. Mein Gefühl sagte mir, daß ich das Wesentliche mitbekommen habe. Mike zeigte eine Menge toller Illusionen. Levitation und dergleichen. Patty verschwand gegen Ende der Vorstellung, nachdem sie mir zugeflüstert hatte, ich solle bleiben. ›Michael hat ihnen gerade gesagt, wer sich für den nächsten Kreis nicht bereit fühle, solle jetzt gehen‹, sagte sie mir.

Ich antwortete: ›Dann gehe ich besser.‹ Sie sagte: ›O nein, Lieber! Wie du weißt, bist du bereits im Neunten Kreis. Bleib sitzen, ich komme wieder.‹ Damit verschwand sie. Ich glaube nicht, daß sich irgendwer verdrückt hat. Das war eine Gruppe aus Mitgliedern des Siebten Kreises, die kurz vor der Beförderung standen. Aber ich habe nicht genau aufgepaßt, denn die Lampen gingen wieder an – und da war Jill! Jubal, das war kein Stereofernsehen. Jill erkannte mich und lächelte mir zu. Oh, wenn ein Schauspieler direkt in die Kamera sieht, treffen seine Augen die deinen, ganz gleich, wo du sitzt. Aber wenn Mike die Aufnahmetechnik dermaßen vervollkommnet hat, sollte er sie sich patentieren lassen. Jill trug ein exotisches Kostüm – eine Priesterrobe, wie ich annehme, aber trotzdem anders als die anderen. Mike begann, etwas zu intonieren, teilweise auf englisch… Zeug über die Mutter des Alls, die Einheit der vielen, und rief Jill mit einer Reihe von Namen… und bei jedem Namen veränderte sich ihr Kostüm…«

*

Ben Caxton wurde sofort hellwach, als die Lichter hinter dem Hohepriester angingen. Er sah Jill Boardman, wie sie etwas erhöht hinter dem Priester stand. Er ließ sich von Beleuchtung und Entfernung nicht täuschen – das war Jill! Sie sah ihn an und lächelte. Mit halbem Ohr lauschte er auf den Singsang Mikes, während er dachte, daß er überzeugt gewesen war, der Raum hinter dem Mann vom Mars sei ein Stereotank oder irgendeine andere Art von Trickkiste. Aber jetzt würde er schwören, er könne diese Stufen hinaufsteigen und Jill kneifen.

Er war versucht, es zu tun – aber es wäre ein häßlicher Streich, Mikes Show auf diese Weise zu schmeißen. Besser, er wartete, bis Jill frei war…

»Kybele!«

Jills Kostüm veränderte sich plötzlich.

»Isis!«

Wieder.

»*Frigg!«… »Gäa!«… »Teufel!«… »Astarte!«… »Maria!«*

»*Mutter Eva!* Mater Deum Magna! Liebende und Geliebte, unsterbliches Leben…«

Caxton hörte nicht mehr hin. Jill war Mutter Eva, gekleidet in Glorie. Licht breitete sich aus, und er sah, daß sie in einem Garten stand, neben einem Baum, um den sich eine große Schlange wand.

Jill lächelte, faßte nach oben und streichelte den Kopf der Schlange – drehte sich wieder um und breitete die Arme aus.

Kandidaten schritten nach vorn, um den Garten zu betreten. Patty kehrte zurück und berührte Caxtons Schulter. »Ben – komm, Lieber.«

Caxton wollte bleiben und die herrliche Vision Jills in sich hineintrinken… er wollte sich dieser Prozession anschließen. Doch er stand auf und ging. Er blickte zurück und sah, wie Mike die Arme um die erste Frau in Reihe legte… drehte den Kopf wieder nach vorn, folgte Patricia und sah deshalb nicht, wie die Robe der Kandidatin verschwand, als Mike sie küßte – sah nicht, wie Jill den ersten männlichen Kandidaten für die Aufnahme in den Achten Kreis küßte… und seine Robe verschwand.

»Wir gehen hinten herum«, erklärte Patty, »damit wir ihnen Zeit geben, in den Tempel für den Achten Kreis zu gelangen. Oh, wir könnten einfach hineinplatzen, aber es würde Michael Zeit kosten, sie wieder in die richtige Stimmung zu bringen – und er arbeitet so schwer.«

»Wohin gehen wir?«

»Wir holen Honey Bun. Dann zurück ins Nest. Es sei denn, du möchtest an der Initiierung für den Achten Kreis teilnehmen. Das darfst du – denn du bist im Neunten Kreis. Aber du hast noch nicht Marsianisch gelernt; du würdest es verwirrend finden.«

»Nun – ich würde Jill gerne sehen. Wann wird sie Zeit für mich haben?«

»Oh, sie hat mir aufgetragen, dir zu sagen, daß sie einen Sprung nach oben machen und dich begrüßen wird. Hier hinunter, Ben.«

Eine Tür öffnete sich, Ben fand sich in diesem Garten wieder. Die Schlange hob den Kopf, als sie eintraten. »Schon da, Liebes!« sagte Patricia. »Du warst Mamas braves Mädchen!«

Zärtlich wickelte sie die Boa los uns setzte sie mit dem Schwanz voran in einen Korb. »Duke hat sie heruntergebracht, aber ich muß sie auf dem Baum arrangieren und ihr sagen, daß sie nicht abhauen darf. Du hast Glück gehabt, Ben; einen Übergang in den Achten Kreis gibt es sehr selten. Michael hält das Ritual erst ab, wenn genug Kandidaten vorhanden sind, um eine geeignete Stimmung aufbauen und halten zu können. Die ersten Kandidaten haben wir unterstützt, indem wir die Gruppe durch Leute aus dem Innersten Kreis auffüllen.«

Ben trug Honey Bun und lernte, daß eine vierzehn Fuß lange Schlange ihr Gewicht hat; der Korb hatte Stahlbügel. Oben angekommen, blieb Patricia

stehen. »Setz sie ab, Ben!« Sie zog ihr Gewand aus und reichte es ihm, dann drapierte sie die Schlange um ihren Körper. »Das ist Honey Buns Belohnung dafür, daß sie ein braves Mädchen gewesen ist; sie erwartet, sich bei Mama ankuscheln zu dürfen. Ich muß jetzt gleich Unterricht geben, deshalb trage ich sie bis zum letzten Augenblick. Es ist nichts Gutes, eine Schlange zu enttäuschen; sie sind wie Babies, sie können noch nicht in der ganzen Fülle groken. Honey Bun grokt nur Mama – und natürlich Michael.«

Sie gingen fünfzig Yards bis zum Eingang des eigentlichen Nestes. Ben zog Patty Sandalen und Söckchen aus, nachdem er seine Schuhe entfernt hatte. Sie gingen hinein, und Patty blieb bei ihm, während Ben sich bis auf die Unterhose entkleidete – er ließ sich Zeit, versuchte, zu einem Entschluß zu kommen, ob er die Unterhose auch ausziehen solle. Inzwischen war er ziemlich sicher, daß Kleidung innerhalb des Nestes so unkonventionell (und möglicherweise so unhöflich) war wie genagelte Stiefel auf einem Tanzboden. Die Hinweisschilder an der Ausgangstür, die mutterleibähnliche Bequemlichkeit des Nestes, Patricias fehlende Gewandung plus der Tatsache, daß sie ihm vorgeschlagen hatte, es ihr nachzutun – alles addierte sich zu häuslicher Nacktheit… alles unter Menschen, die nominell seine ›Wasserbrüder‹ waren, auch wenn er die meisten noch nie gesehen hatte.

Patricias Verhalten hatte er mit der Überlegung begründet, eine tätowierte Dame habe vielleicht seltsame Gewohnheiten, was die Kleidung anbetrifft, aber als sie den Wohnraum betraten, begegnete ihnen ein Mann auf dem Weg hinaus zu den Badezimmern und ›kleinen Nestern‹ – und er trug eine Schlange und viele Bilder weniger als Patricia. Er grüßte sie mit »Ihr seid Gott« und ging weiter. Offensichtlich waren sie ebenso an das Adamskostüm gewöhnt wie Patricia. Aber Ben bemerkte, daß sein ›Wasserbruder‹ in keiner Weise überrascht schien, daß er angezogen war.

Im Wohnraum gab es einen weiteren Beweis: eine auf der Coach hingebreitete Gestalt – eine Frau. Ben glaubte, auch wenn er nicht so auffällig hinstarren wollte, daß sie ebenfalls nackt war.

Ben Caxton war eigentlich überzeugt gewesen, er stehe über solchen Dingen. Daß man ohne irgend etwas schwimmen ging, erschien ihm sogar als sinnvoll. Er wußte, daß viele Familien in ihrem eigenen Heim ganz selbstverständlich nackt herumlaufen – und dies war eine Art von ›Familie‹ – obwohl er selbst nicht so erzogen worden war. Er hatte sich sogar einmal von einem Mädchen in ein Nudisten-Camp einladen lassen. Es hatte ihm nichts ausgemacht. Nach ungefähr fünf Minuten betrachtete er es nur als einen einzigen großen Blödsinn. Die zweifelhaften Freuden, die ihm von Brennesseln, diversen Schürfwunden und einem Ganzkörper-Sonnenbrand beschert wurden, hatten ihm einen ganzen Tag im Bett eingebracht. Aber er konnte sich zwischen der Höflichkeit, sein symbolisches Feigenblatt abzulegen, und der Überzeugung, daß er sich albern vorkommen würde, wenn Fremde hereinkämen, die angezogen wären, nicht entscheiden. Teufel, er würde vielleicht sogar rot werden!

*

»Was hättest *du* getan, Jubal?«

Harshaw hob die Augenbrauen. »Erwartest du von mir, daß ich schockiert bin, Ben? Ich habe den menschlichen Körper im letzten halben Jahrhundert oft genug betrachtet, professionell und auf andere Art. Der menschliche Körper ist oft erfreulich, häufig deprimierend – und niemals per se von Bedeutung, außer in der subjektiven Sichtweise des Betrachters. Mike führte seinen Haushalt also nach Nudisten-Prinzipien. Soll ich Bravo rufen? Oder soll ich weinen?«

»Verdammt noch mal, Jubal, es ist billig, den Olympier zu spielen. Aber ich habe nie gesehen, daß *du* in Gesellschaft die Hosen ausziehst.«

»Das würdest du auch nicht tun. Aber ich groke, du warst nicht durch Keuschheit motiviert. Du littest unter der morbiden Furcht, dich lächerlich zu machen – eine Neurose mit einem langen, pseudogriechischen Namen. Aber ich will dich nicht langweilen.«

»Unsinn! Ich war mir nicht sicher, was höflich sein würde.«

»Selber Unsinn, Sir – du wußtest, was höflich war… hattest aber Angst, dumm auszusehen… oder beim galanten Reflex überrascht zu werden. Ich groke jedoch, daß Mike Gründe für diese Sitte hat – Mike hat immer Gründe, auch wenn sie mir meistens etwas merkwürdig vorkommen.«

»O ja. Er hat seine Gründe. Jill hat es mir erzählt.«

*

Ben stand im Foyer, hatte dem Wohnraum den Rücken zugekehrt und – entschlossen, den Absprung zu wagen – die Hände an der Unterhose – als sich ihm Arme um die Taille schlangen. »Ben, Liebling! Wie *wundervoll!«*

Dann war Jill in seinen Armen, ihr Mund lag warm und gierig auf seinem – und er war froh, daß er sich nicht ganz ausgezogen hatte. Sie war nicht mehr ›Mutter Eva‹, sie trug eine Priesterin-nen-Robe. Trotzdem war er sich glücklich bewußt, daß er einen doppelten Armvoll lebendigen, warmen und ein wenig zappelnden Mädchens hielt. Ihr priesterliches Gewand war kein größeres Hindernis als ein dünnes Nachthemd. Sein Tastsinn bestätigte ihm, daß es sich um Jill handelte.

Sie entwand sich seinem Kuß. »Oh, was hast du mir gefehlt, du altes Biest. Du bist Gott.«

»Du bist Gott«, räumte er ein. »Jill, du bist hübscher als je zuvor.«

»Ja«, stimmte sie zu, »die Wirkung hat es. War das eine freudige Überraschung für mich, als ich beim Finale deinen Blick einfing!«

»Finale?«

»Jill meint«, fiel Patricia ein, »das Ende des Gottesdienstes, wenn sie Allmutter, Mater Deum Magna ist. – Kinder, ich muß laufen.«

»Niemals hasten, Patty-Schätzchen.«

»Ich muß laufen, damit ich nicht zu hasten brauche. Ben, ich muß Honey Bun zu Bett bringen und nach unten gehen und unterrichten – also gibst du mir bitte einen Gutennachtkuß?«

Ben fand sich dabei wieder, wie er eine Frau küßte, die in eine riesige Schlange eingewickelt war – und entschied, daß er sich etwas Besseres vorstellen konnte… wie zum Beispiel eine Ritterrüstung. Er versuchte, Honey Bun zu ignorieren und Patty zu behandeln, wie sie es verdiente.

Jill küßte sie und sagte: »Geh zu Mike, und sag ihm, daß er es etwas hinauszögern soll bis ich da bin, Liebes!«

»Das macht er sowieso. ›Gute Nacht, ihr Lieben‹.« Sie entfernte sich ohne Hast.

»Ben, ist sie nicht ein Schatz?«

»Das ist sie. Obwohl ich bei ihrem ersten Anblick perplex war.«

»Ich groke. Die Wirkung hat Patty auf jeden – weil sie niemals Zweifel hat, sie tut instinktiv das Richtige. Sie hat viel Ähnlichkeit mit Mike. Von uns allen ist sie am weitesten fortgeschritten – sie müßte Hohepriesterin sein. Aber sie will das Amt nicht annehmen, weil ihre Tätowierungen einige Aufgaben schwierig machen – eine Ablenkung darstellen würden, und sie will nicht, daß sie entfernt werden.«

»Wie könnte man so viele Tätowierungen entfernen? Mit einem Abhäutermesser? Das würde sie töten.«

»Durchaus nicht, Lieber. Mike könnte sie entfernen, ohne eine Spur zu hinterlassen und ohne ihr weh zu tun. Glaub mir, mein Lieber. Das könnte er. Aber er grokt, daß sie sie nicht als ihr Eigentum betrachtet; sie ist nur ihre Bewahrerin. Komm, setz dich! Dawn wird uns Abendessen bringen – ich muß essen, während wir uns unterhalten, denn andernfalls bekomme ich bis morgen früh keine Gelegenheit mehr dazu. Das ist zwar ein schlechtes Management, wenn man die Ewigkeit zur Verfügung hat… aber ich habe nicht gewußt, wann du kommst. Du hast dir einen sehr vollen Tag ausgesucht. Erzählst du mir, was du denkst? Dawn sagt, du habest an einem AußenseiterGottesdienst teilgenommen.«

»Ja.«

»Und?«

»Mike«, erklärte Caxton langsam, »könnte Schlangen Schuhe verkaufen.«

»Ich bin mir ziemlich sicher, daß er das könnte. Aber er würde es niemals tun. Es wäre falsch – Schlangen brauchen keine Schuhe. Was ist los Ben? Ich groke, daß dich etwas beunruhigt.«

»Nein«, antwortete er. »Nichts, worauf ich den Finger legen könnte. Oh, ich bin kein großer Kirchenfreund… aber ich bin eigentlich auch nicht gegen sie – und bestimmt nicht gegen diese hier. Ich glaube, ich groke es einfach nicht.« »Ich werde keine Woche hier sein.« »Doch, drei. Aber ich darf nicht so lange bleiben.«

»Ich glaube, du wirst es doch tun… dann wirst du ein paar Artikel

telefonisch durchgeben, wahrscheinlich über die Kirche. Bis dahin wirst du groken, daß du noch viel länger bleiben mußt.«

»Das glaube ich nicht.«

»Es ist Zeit, bis zur Erfüllung zu warten. Du weißt, daß es keine Kirche ist?«

»Patty sagte etwas in dem Sinne.«

»Sagen wir, es ist keine Religion. Eine Kirche ist es in jedem juristischen und moralischen Sinne schon. Ich nehme an, unser Nest ist eine Art Kloster. Aber wir versuchen nicht, Menschen zu Gott zu führen; das ist ein Widerspruch, man kann es auf marsianisch nicht sagen. Wir versuchen nicht, Seelen zu retten; Seelen können nicht verlorengehen. Wir versuchen nicht, die Leute dahin zu bringen, daß sie glauben. Was wir anbieten, ist nicht Glaube, sondern Wahrheit – eine Wahrheit, die sie nachprüfen können. Wir drängen sie nicht daran zu glauben. Wahrheit für hier und jetzt, Wahrheit so greifbar wie ein Bügelbrett und so nützlich wie Brot… so praktisch, daß sie Krieg und Hunger und Gewalt und Haß so unnötig machen kann wie… nun, wie Kleider im Nest. Aber sie müssen Marsianisch lernen. Das ist die Schwierigkeit – Leute zu finden, die ehrlich genug sind, zu glauben, was sie sehen, und bereit sind, schwer zu arbeiten – denn es ist schwer –, um die Sprache zu erlernen, in der die Wahrheit gelehrt werden muß. Ein Komponist kann eine Symphonie nicht in Englisch aufs Papier bringen… und diese Symphonie kann in Englisch ebenso wenig erfaßt werden wie Beethovens Fünfte.« Sie lächelte. »Aber Mike hat niemals Eile. Er sieht sich Tausende an… findet ein paar… und einige davon kommen ins Nest, und er bildet sie weiter aus. Eines Tages wird Mike uns so gründlich ausgebildet haben, daß wir neue Nester gründen können, und dann wird daraus ein Schneeball-System. Aber es eilt nicht. Noch keiner von uns ist wirklich so weit. Nicht wahr, Liebes?«

Ben blickte bei Jills letzten Worten hoch – und erschrak, als sich über ihn, ihm einen Teller anbietend, die Frau beugte, die er als die andere Hohepriesterin wiedererkannte – Dawn, ja, so hieß sie. Seine Überraschung wurde dadurch nicht geringer, daß sie nach Patricias Art gekleidet war, minus Tätowierungen.

Dawn lächelte. »Dein Abendessen, mein Bruder Ben. Du bist Gott.«

»Äh… du bist Gott. Danke.« Sie küßte ihn, holte Teller für sich selbst und Jill, setzte sich rechts von ihm und begann zu essen. Ben bedauerte, daß sie nicht da saß, wo er sie besser hätte sehen können – sie hatte die besten Eigenschaften, die man mit Göttinnen in Verbindung bringt.

»Nein«, stimmte Dawn zu, »noch nicht, Jill. Aber das Warten wird Erfüllung bringen.«

»Zum Beispiel«, wandte Jill sich wieder an Ben, »mache ich Pause, um zu essen. Aber Mike hat seit vorgestern nichts mehr gegessen… und wird nichts essen, bis er für ein paar Augenblicke nicht gebraucht wird. Zufälligerweise bist du an einem außerordentlich geschäftigen Tag gekommen – wegen dieser Initiierung in den Achten Kreis. Wenn er fertig ist, wird er fressen wie

ein Scheunendrescher, und das hält ihn so lange wie nötig aufrecht. Abgesehen davon werden Dawn und ich müde. Nicht wahr, Süße?«

»Das stimmt. Aber jetzt bin ich nicht müde, Gillian. Laß mich diesen Gottesdienst übernehmen, dann kannst du bei Ben bleiben. Gib mir das Gewand!«

»Du bist ja verrückt, mein Schatz. Ben, sie ist fast ebenso lange im Dienst wie Mike. Wir halten tatsächlich lange Zeit aus – aber wir essen, wenn wir Hunger haben, und manchmal brauchen wir Schlaf. Da wir von Gewändern sprechen, Dawn, das hier war das letzte im Siebten Tempel. Ich wollte Patty sagen, daß sie ein Gros oder zwei bestellt.«

»Hat sie schon.«

»Ich hätte es wissen müssen. Diese hier scheint ein wenig eng zu sein.« Jill bewegte sich auf eine Art, die Ben mehr verwirrte als Dawns perfekte, unbedeckte Haut. »Nehmen wir zu, Dawn? Wir waren zu knauserig. Ben, hast du bemerkt, daß Dawn und ich die gleiche Figur haben? Größe, Oberweite, Taille, Hüften, Gewicht, alles – ganz zu schweigen von den Farben. Wir sahen fast gleich aus, als wir uns kennenlernten… und dann haben wir uns mit Mikes Hilfe genau angeglichen. Jetzt versuchen wir es so zu halten. Sogar unsere Gesichter sind sich ähnlich geworden – aber das kommt davon, daß wir die gleichen Dinge tun und denken. Steh auf, damit Ben uns ansehen kann, Liebes.«

Dawn stellte ihren Teller ab und nahm eine Pose ein, die Ben stärker an Jill erinnerte, als die Ähnlichkeit rechtfertigte – dann merkte er, daß es die Pose war, in der Jill sich als Mutter Eva gezeigt hatte.

Nachdem er dazu eingeladen worden war, starrte Ben sie an. Jill sagte mit vollem Mund: »Siehst du, Ben? Das bin ich.«

Dawn lächelte. »Ein Unterschied von der Breite einer Messerschneide, Gillian.«

»Puh. Es tut mir beinahe leid, daß wir niemals das gleiche Gesicht haben werden. Es ist für uns praktisch, daß wir gleich aussehen, Ben. Wir müssen zwei Hohepriesterinnen haben; zwei haben alle Hände voll zu tun, um Mike Schritt zu halten. Wir können die Plätze mitten im Gottesdienst tauschen – was wir auch manchmal tun. Und außerdem«, setzte sie hinzu, »kann Dawn ein Kleid kaufen, und es paßt mir auch. Spart mir die Mühe. Das heißt… wenn wir Kleider tragen.«

»Ich war mir nicht sicher«, sagte Ben langsam, »ob ihr Kleider tragt. Abgesehen von diesen Priesterinnen-Klamotten.«

Jill sah ihn überrascht an. »Wie könnten wir darin zum Tanzen gehen? Wir tragen Abendkleider, wie alle anderen auch. Das ist unsere Lieblingsmethode, uns um den Schlaf zu bringen. Setz dich hin und iß auf; Ben hat uns lange genug angestarrt. Ben, in dieser Transitionsgruppe ist ein Mann, der ein traumhaft perfekter Tänzer ist, und diese Stadt ist vollgestopft mit Nachtclubs. Dawn und ich haben den armen Kerl so viele Nächte wachgehalten, daß wir ihm beim Sprachunterricht helfen mußten,

wachzubleiben. Aber es wird ihm nicht schaden; wenn man einmal den Achten Kreis erreicht hat, braucht man nicht mehr viel Schlaf. Wie bist du auf den Gedanken gekommen, daß wir uns niemals anziehen, Lieber?«

»Äh…« Ben platzte mit seinem Dilemma heraus.

Jill riß die Augen auf, kicherte ein klein wenig – und hörte sofort damit auf. »Ich verstehe. Liebling, ich habe diese Robe anbehalten, weil ich schnell essen und gleich wieder gehen muß. Hätte ich gegrokt, daß dir *das* Probleme bereitet, hätte ich sie ausgezogen, bevor ich Hallo sagte, obwohl ich nicht wußte, ob eine andere bereitlag. Wir sind so daran gewöhnt, Kleider zu tragen oder nicht, je nachdem, was wir zu tun haben, daß ich gar nicht bedacht habe, es könne unhöflich sein. Süßer, trag diese Unterhose – oder nicht, ganz wie es dir gefällt.«

»Äh…«

»Nur zappele nicht herum.« Jill lächelte und zeigte ihre Grübchen. »Dabei fällt mir ein, wie Mike zum ersten Mal einen öffentlichen Strand besuchte. Erinnerst du dich, Dawn?«

»Das werde ich nie vergessen!«

»Ben, du weißt, wie Mike ist. Ich mußte ihm alles beibringen. Er sah keinen Sinn in Kleidern, bis er – zu seiner großen Überraschung – grokte, daß wir nicht unverwundbar gegen das Wetter sind. Keuschheit – *diese bestimmte* Art von ›Keuschheit‹; Mike ist im reinen Sinn so keusch, daß es weh tut – ist kein marsianisches Konzept, könnte es gar nicht sein. Mike grokte Kleider als Schmuck erst dann, als wir anfingen, Experimente mit dem Kostümieren unserer Darbietungen zu machen.

Nun tat Mike zwar immer, was ich ihm sagte, ob er es grokte oder nicht, aber du kannst dir gar nicht vorstellen, wie viele *kleine* Dinge dazugehören, menschlich zu sein. Wir brauchen zwanzig Jahre oder mehr, um sie zu lernen; Mike mußte sie sich beinahe über Nacht aneignen. Es klaffen immer noch Lücken. Er tut manches, ohne zu wissen, daß sich ein Mensch nicht so benimmt. Wir alle belehren ihn – alle bis auf Patty, die überzeugt ist, was Michael tut, sei vollkommen. Kleider grokt er immer noch nicht. Er grokt, daß sie eine Verkehrtheit sind, die die Menschen voneinander getrennt hält – sie daran hindert, sich zu lieben und dadurch zueinanderzuwachsen. Vor kurzem hat er gegrokt, daß man eine Barriere braucht – vor Außenseitern. Aber lange Zeit kleidete Mike sich nur an, wenn ich ihm sagte, er solle es tun.

Und einmal vergaß ich, es ihm zu sagen.

Wir waren in Baja California: dort trafen wir Dawn, oder vielmehr, wir trafen sie wieder. Mike und ich nahmen uns am Abend ein Zimmer in einem Strandhotel, und er brannte so darauf, das Meer zu groken, daß er mich am nächsten Morgen schlafen ließ und allein zu seiner ersten Begegnung mit dem Meer ging. Mir ist nicht aufgefallen, daß Mike nichts über Badeanzüge wußte. Oh, er hatte sie wahrscheinlich schon einmal gesehen… aber er

wußte nicht, wofür man sie brauchte, oder er hatte eine sehr verworrene Vorstellung davon. Er wußte mit Sicherheit nicht, daß man sie *im Wasser* trug – fast ein Sakrileg. Und du kennst Jubals strenge Regeln, was die Reinheit seines Pools betrifft. Dort hat er bestimmt keine Badeanzüge gesehen. Ich kann mich nur an eine Nacht erinnern, als viele Leute angezogen in den Pool geworfen wurden. Allerdings wollte Jubal am nächsten Tag sowieso das Wasser wechseln.

Der arme Mike! Er kam an den Strand, warf seinen Bademantel ab und lief ins Wasser… sah aus wie ein griechischer Gott und war sich der Konventionen ebenso wenig bewußt – und ein Aufstand brach los, und ich wurde wach und raste hinunter, um ihn vor dem Gefängnis zu bewahren. Nachdem ich ihn auf unser Zimmer gebracht hatte, verbrachte er die Nacht in Trance.«

Jills Blick wanderte in die Ferne. »Er braucht mich jetzt. Gib mir einen Gutenachtkuß, Ben; wir sehen uns morgen früh.«

»Du wirst die ganze Nacht fort sein?«

»Wahrscheinlich. Es ist eine ziemlich große Transitionsklasse. Mike hat sie die letzte halbe Stunde beschäftigt, während ich mich mit dir getroffen habe. Aber das macht nichts.« Sie stand auf, zog ihn auf die Füße und kam in seine Arme.

Dann murmelte sie: »Ben, Liebling, du hast Unterricht genommen. *Mann!*«

»Ich? Ich bin dir völlig treu gewesen – auf meine eigene Art.«

»Auf die gleiche Art wie ich dir. Ich habe mich nicht beklagt; ich glaube nur, Dorcas hat dir geholfen, das Küssen zu üben.«

»Mag sein, ein bißchen. Du bist neugierig.«

»Die Klasse kann warten, solange du mich noch einmal küßt. Ich werde versuchen, Dorcas zu sein.«

»Sei du selbst.«

»Das wäre ich auf jeden Fall. Ich selbst. Mike sagt, Dorcas küsse gründlicher – ›groke einen Kuß stärker‹ – als sonstwer.«

»Hör auf zu plappern.«

Sie verstummte, dann seufzte sie. »Transitionsklasse, ich komme – glühend wie ein Leuchtkäfer. Kümmere dich um ihn, Dawn!«

»Das werde ich.«

»Und küsse ihn auf der Stelle, damit du erkennst, was ich meine!«

»Die Absicht hatte ich.«

»Ben, sei ein braver Junge und tu, was Dawn dir sagt!« Sie ging, nicht in Hast – aber im Laufschritt. Dawn floß zu ihm hoch und streckte die Arme aus.

*

Jubal zog eine Augenbraue hoch. »Willst du mir erzählen, daß du in diesem Augenblick ausgebüchst bist?«

»Das ging doch nicht! Ich… äh… kooperierte mit dem Unvermeidlichem.«

Jubal nickte. »Es gab keine andere Möglichkeit. Du saßest in der Falle. Dann kann ein Mann nichts Besseres tun, als Friedensverhandlungen anzuknüpfen.« Er fügte hinzu: »Mir tut nur leid, daß die zivilisierten Sitten meines Haushalts den Jungen in Baja California in solche Schwierigkeiten gebracht haben.«

32. KAPITEL

Ben Caxton erwachte und wußte nicht, wo er war. Es war dunkel; er lag auf etwas Weichem. Nicht in einem Bett… aber wo war er?

Schlagartig kehrte die Erinnerung an die Nacht zurück. Das letzte, was er wußte, war, daß er auf dem weichen Fußboden des Innersten Tempels gelegen und leise und intim mit Dawn geredet hatte. Sie hatte ihn hingebracht, sie waren eingetaucht, hatten Wasser geteilt, waren zueinandergewachsen…

Aufgeregt tastete er umher, fand nichts. *»Dawn!«*

Eine matte Beleuchtung ging an. Sie trug – zu seiner plötzlichen Enttäuschung – ihr Ornat. »Ich muß den Äußeren Gottesdienst der Sonnenwecker beginnen. Gillian ist noch nicht zurück. Wie du weißt, war es eine große Klasse.«

Dabei fiel ihm wieder ein, was sie ihm in der Nacht erzählt hatte… Dinge, die ihn trotz ihrer freundlichen Erklärungen aus der Fassung gebracht hatten… und sie hatte ihn beruhigt, bis er ihr, sich über sich selbst wundernd, zustimmte. Er grokte es immer noch nicht alles – aber, ja, Jill als Hohepriesterin hatte mit den Riten zu tun – eine Aufgabe oder glückliche Pflicht, die Dawn sich erboten hatte, für sie zu übernehmen. Eigentlich hätte es ihm leid tun müssen, daß Jill abgelehnt hatte…

Aber es tat ihm nicht leid. »Dawn… *mußt* du gehen?« Er stellte sich auf die Füße, legte die Arme um sie.«

»Ich muß, Ben, mein Lieber… lieber Ben.« Sie schmolz gegen ihn.«

»Augenblicklich?«

»So eilig«, sagte sie leise, »ist es nie.« Das Ornat trennte sie nicht länger. Er war zu sehr in Gedanken, um sich zu fragen, was aus ihm geworden sein mochte.

Er erwachte ein zweites Mal und entdeckte, daß das ›kleine Nest‹ sich erhellte, wenn er aufstand. Er reckte sich, fühlte sich wunderbar, sah sich nach seiner Unterhose um. Er versuchte, sich ins Gedächtnis zurückzurufen, wo er sie gelassen hatte, und hatte gar keine Erinnerung daran, sie

ausgezogen zu haben. Im Wasser hatte er sie nicht getragen. Vielleicht lag sie neben dem Pool im Innersten Tempel. Er beschloß sich später wieder daran zu erinnern und sie zu holen. Er ging hinaus und fand ein Badezimmer.

Einige Minuten später sah er, rasiert, geduscht und erfrischt, in den Innersten Tempel, fand seine Unterhose nicht und kam zu dem Schluß, irgendwer, vielleicht Patty, habe sie ins Foyer gebracht, wo alle ihre Straßenkleidung aufbewahrten… Dann sagte er sich: »Zum Teufel damit!« und grinste über sich selbst, daß er daraus, ob er sie tragen solle, eine Streitfrage gemacht hätte. Hier im Nest brauchte er sie so nötig wie einen zweiten Kopf.

Er hatte keine Spur von einem Kater, obwohl er mit Dawn mehr als nur ein paar Gläser getrunken hatte. Er war nicht betrunken gewesen – jedenfalls erinnerte er sich nicht daran. Trotzdem hatte er mehr getrunken als für gewöhnlich. Er konnte das Zeug einfach nicht so hinunterkippen wie Jubal, ohne dafür zu bezahlen.

Auf Dawn schien Alkohol keine Wirkung zu haben – was wahrscheinlich der Grund war, warum er seine Quote überzogen hatte. Dawn… was für ein Mädchen! Sie war nicht einmal ärgerlich geworden, als er sie hingerissen Jill genannt hatte – sie hatte sich gefreut.

Ben fand niemanden in dem großen Raum, und er fragte sich, wie spät er sein mochte. Nicht, daß es ihn interessierte, aber sein Magen sagte ihm, daß er das Frühstück bereits verpaßt hatte. Er ging in die Küche, um nachzusehen, was er abstauben könne.

Ein Mann sah sich um. »Ben!«

»Na, so etwas! Hei, Duke!«

Duke umarmte ihn wie ein Bär.

»Ist das schön, dich zu sehen! Du bist Gott. Wie möchtest du deine Eier?«

»Du bist Gott. Bist du der Koch?«

»Nur wenn ich es nicht vermeiden kann. Meistens kocht Tony. Wir alle machen ein bißchen Küchendienst. Sogar Mike, solange Tony ihn nicht dabei erwischt und ihn vor die Tür setzt – Mike ist er schlechteste Koch der Welt.« Duke fuhr fort, Eier aufzuschlagen.

Ben nahm sie ihm aus der Hand. »Sorge du für den Toast und Kaffee. Ist Worcestershire-Soße da?«

»Sag, was du willst, Pat hat es. Hier.« Duke setzte hinzu: »Ich habe vor einer Weile bei dir hineingeschaut, aber du schnarchtest. Seit du hier eingetroffen bist, hatte ich zu tun, oder du hattest zu tun.«

»Was hast du zu tun, Duke? Außer den Koch zu spielen, wenn du es nicht vermeiden kannst?«

»Nun, ich bin ein Diakon. Irgendwann werde ich Priester sein. Ich bin langsam – nicht, daß es darauf ankäme. Ich studiere Marsianisch – das tun

alle. Und ich mache alle Reparaturen, ebenso wie bei Jubal.«

»Es muß eine ganze Kolonne notwendig sein, um dieses Haus in Schuß zu halten.«

»Ben, du wärest überrascht, wie wenig Arbeit es macht. Du mußt Mikes einzigartige Methode sehen, mit einer verstopften Toilette fertig zu werden; den Klempner brauche ich nicht oft zu spielen. Abgesehen von der Klempnerarbeit befinden sich neun Zehntel aller Maschinen in dieser Küche, und das sind nicht so viele, wie Jubal sie in seiner hat.«

»Ich dachte, ihr hättet komplizierte Geräte für die Tempel?«

»Kaum ein einziges winziges Apparätchen. Lichtkontrollen, das ist alles. Tatsächlich…« – Duke grinste – »ist meine wichtigste Aufgabe keine Arbeit. Feuerwache.«

»Ich bin Feuerwehrmann, geprüft und all das, und ebenso Sanitär-und Sicherheitsinspektor. Wir brauchen nie einen Außenseiter hereinzulassen. Sie können an unseren Gottesdiensten teilnehmen, aber weiter kommen sie nicht, es sei denn, Mike fordert sie dazu auf.«

Sie füllten sich Teller und setzten sich. Duke fragte: »Du bleibst, Ben?«

»Ich kann nicht, Duke.«

»So? Ich hatte gehofft, du hättest mehr Verstand als ich. Auch ich bin nur auf einen Besuch gekommen… fuhr wieder nach Hause und blies einen Monat lang Trübsal, bis ich bei Jubal kündigte. Laß nur, du wirst wiederkommen. Triff keine Entscheidungen vor unserem Wasserteilen heute abend.«

»Wasser teilen?«

»Hat Dawn es dir nicht erzählt?«

»Ich glaube nicht.«

»Ich sollte es Mike überlassen, dir das zu erklären. Nein, die Leute werden es den ganzen Tag erwähnen. Wasserteilen grokst du; du bist ein Erstberufener.«

»Ein Erstberufener? Dawn hat diesen Ausdruck benutzt.«

»Das sind diejenigen, die Mikes Wasserbrüder wurden, ohne Marsianisch zu lernen. Andere teilen für gewöhnlich kein Wasser und wachsen nicht mit uns zueinander, bis sie den Achten Kreis erreichen… bis dahin beginnen sie, auf marsianisch zu denken – zum Kuckuck, einige von ihnen können besser Marsianisch als ich. Ich gehöre auch zu den ›Erstberufenen‹. Deshalb begann ich meine Studien erst, als ich bereits im Nest war. Es ist nicht verboten – *nichts* ist verboten –, Wasser mit einem zu teilen, der für den Achten Kreis nicht bereit ist. Teufel, ich könnte mir in einer Bar eine Puppe aufsammeln, Wasser teilen, mit ihr ins Bett gehen – und sie *dann* in den Tempel bringen. Aber das würde ich nicht tun. Das ist der springende Punkt; ich würde es niemals tun wollen. Ich würde sie höchstens zu einem der Äußeren Gottesdienste mitnehmen, damit Mike einen Blick auf sie werfen könnte, um zu entscheiden, ob sie geeignet ist. Ben, jetzt werde ich etwas

prophezeien. Du bist schon mit tollen Puppen im Bett gewesen…«

»Äh… mit einigen.«

»Ich weiß verdammt genau, daß das stimmt. Aber du wirst nie wieder mit einer ins Bett kriechen, die nicht dein Wasserbruder ist.«

»Hmmm…«

»In einem Jahr erzählst du es mir. Nun entscheidet Mike vielleicht, jemand sei bereit, der den Siebten Kreis noch nicht erreicht hat. Einem Paar bot Mike Wasser an, als es den Dritten Kreis betrat – und jetzt ist er Priester, und sie ist Priesterin… Sam und Ruth.«

»Habe ich noch nicht kennengelernt.«

»Du wirst sie kennenlernen. Mike ist der einzige, der zu einem so frühen Zeitpunkt sicher sein kann. Ganz gelegentlich entdecken Dawn oder Patty jemanden… aber niemals so weit unten wie im Dritten Kreis, und sie beraten sich immer mit Mike. Nicht etwa, daß sie es tun müßten. Jedenfalls, beim Erreichen des Achten Kreises beginnt das Teilen und das Zueinanderwachsen. Dann kommt der Neunte Kreis und das Nest selbst – und das ist der Transitionsgottesdienst, den wir meinen, wenn wir ›Wasserteilen‹ sagen, obwohl wir den ganzen Tag über Wasser teilen. Das ganze Nest nimmt teil, und der neue Wasserbruder – normalerweise ist es ein Paar – wird für immer Teil des Nestes. Du bist es bereits… aber der Gottesdienst ist niemals abgehalten worden, deshalb wird heute abend alles andere aufgeschoben, um dich willkommen zu heißen. Für mich haben sie dasselbe getan.« Duke bekam einen verklärten Blick. »Ben, es ist das herrlichste Gefühl der Welt.«
»Ich weiß immer noch nicht, was es ist, Duke.« »Hm… es ist vielerlei. Bist du jemals bei einem richtigen Luau gewesen von der Art, bei der die Polizei eine Razzia macht und die gewöhnlich mit ein oder zwei Scheidungen endet?«
»Nun… ja.« »Bruder, da bist du nur bei einem Sonntagsschul-Picknick gewesen! Das ist der eine Aspekt. Bist du jemals verheiratet gewesen?«

»Nein.«

»Du *bist* verheiratet. Nach heute abend wird in dir niemals mehr ein Zweifel daran auftauchen.« Duke verlor sich in glückliches Nachdenken. »Ben, ich war schon einmal verheiratet… und zuerst war es schön, und dann war es die permanente Hölle. Diesmal gefällt es mir die ganze Zeit. Zum Kuckuck, ich *liebe* es! Ich meine damit nicht nur, daß es Spaß macht, mit einem Haufen munterer Puppen zusammen zu wohnen. Ich *liebe* sie – alle meine Brüder, beide Geschlechter. Nimm zum Beispiel Patty – Patty bemuttert uns. Ich glaube nicht, daß ein Mensch darüber hinauswächst, das zu brauchen. Patty… nun, Patty ist einfach *unglaublich.* Sie erinnert mich an Jubal… und dieser alte Bastard sollte sich besser herbemühen und sich informieren! Das wichtigste ist für mich nicht, daß Patty weiblich ist. Oh, ich bin kein Kostverächter…«
»Wer ist ein Kostverächter?« unterbrach eine Altstimme. Duke fuhr herum.
»Ich nicht, du geschmeidige levantinische Hure! Komm her, Puppe, und küsse deinen Bruder Ben!« »Ich habe noch nie in meinem Leben dafür Geld

genommen«, verteidigte die Frau sich und glitt auf sie zu. »Fing an, es umsonst zu tun, bevor es mir irgendwer sagte.« Sie küßte Ben sorgfältig und gründlich. »Du bist Gott, Bruder.«

»Du bist Gott. Teile Wasser.«

»Mögest du niemals dürsten. Achte nicht auf Duke – so wie er sich benimmt, muß er ein Flaschenkind gewesen sein.« Sie küßte Duke noch ausdauernder, während er ihre üppige Rückseite tätschelte. Sie war eine kleine, mollige, sehr dunkle Brünette, und eine dichte Mähne blauschwarzen Haars hing ihr beinahe bis zu Taille. »Duke, hast du ein *Ladies Home Journal* gesehen, als du aufgestanden bist?« Sie nahm seine Gabel und machte sich über sein Rührei her. »Hmmm… gut. Das hast du doch nicht zubereitet, Duke.«

»Es ist Bens Werk. Wozu könnte ich ein *Ladies Home Journal* brauchen?«

»Ben, schlage noch zwei Dutzend Eier auf, und ich werde sie in Portionen braten. Es ist ein Artikel darin, den ich Patty zeigen möchte, Lieber.« »Okay«, erklärte Ben sich bereit. »Kommt bloß nicht auf die Idee, diese Höhle umzudekorieren! Und laß mir noch etwas übrig! Glaubst du, wir Männer können unsere Arbeit tun, wenn wir nur Brei kriegen?« »Tt, tt, Dukie-Schätzchen. Geteiltes Wasser ist vervielfachtes Wasser. Ben, Dukes Beschwerden haben gar nichts zu bedeuten – solange er genug Frauen für zwei Männer und Essen für drei hat, ist er ein richtiges Lämmchen.« Sie schob Duke eine Gabelvoll in den Mund und aß den Rest alleine. »Nun mach kein böses Gesicht, Bruder; ich werde dir ein zweites Frühstück machen. Oder wird es dein drittes sein?«

»Bis jetzt nicht einmal das erste. Du hast es aufgegessen. Ruth, ich erzählte Ben, wie du und Sam einen Stabhochsprung in den Neunten Kreis gemacht habt. Er fühlt sich ungemütlich in Gedanken an das Wasserteilen heute abend.«

Ruth vertilgte den letzten Bissen auf Dukes Teller, stand auf und fing mit den Vorbereitungen zum Braten an. »Duke, du bekommst von mir etwas anderes als Brei. Nimm deinen Kaffee und hau ab! Ben, ich war auch nervös – aber das brauchst du nicht zu sein, Lieber. Mike macht keine Fehler. Du gehörst hierher, oder du wärest nicht hier. Du wirst bleiben?«

»Ich kann nicht. Fertig für die erste Portion?«

»Gieß sie in die Pfanne! Du wirst zurückkommen. Eines Tages wirst du bleiben. Duke hat recht – Sam und ich haben einen Stabhochsprung gemacht. Es ging zu schnell für eine züchtige Hausfrau mittleren Alters.«

»Mittleren Alters?«

»Ben, ein Bonus der Disziplin ist, daß sie, während sie deine Seele geraderichtet, auch deinen Körper geraderichtet. In diesem Punkt hat die Christian Science recht. Hast du irgendwelche Medizinflaschen in den Badezimmern gesehen?«

»Nein.«

»Es gibt keine. Wie viele Leute hast du geküßt?«

»Mehrere.«

»Ich als Priesterin küsse mehr als ›mehrere‹, aber im Nest kommt nicht einmal ein Schnupfen vor. Ich war früher eine wehleidige Frau von der Art, die sich nie ganz wohl fühlt und ständig ›weibliche Beschwerden‹ hat.« Sie lächelte. »Jetzt bin ich weiblicher als je zuvor, aber ich bin zwanzig Pfund leichter, Jahre jünger und habe nichts, worüber ich mich beschweren könnte – ich *liebe* es, weiblich zu sein. Als eine, wie Duke mir schmeichelte, ›levantinische Hure‹ und zweifellos geschmeidiger als in meinem alten Leben – ich unterrichte im Lotossitz, während ich mich früher gerade eben vorbeugen konnte. Mir wurde schwindelig, und ich sah bunte Flecken vor den Augen.

Aber es geschah tatsächlich schnell«, fuhr Ruth fort. »Sam war Professor für orientalische Sprachen an der hiesigen Universität. Er fing an, herzukommen, weil es die einzige Möglichkeit war, Marsianisch zu lernen. Sein Interesse war rein beruflich und erstreckte sich nicht auf die Kirche. Ich kam mit, um ein Auge auf ihn zu halten. Ich war eifersüchtig, noch eifersüchtiger als der Durchschnitt.

So arbeiteten wir uns bis zum Dritten Kreis vor. Sam lernte schnell, und ich studierte grimmig, weil ich ihn nicht außer Sicht verlieren wollte. Dann – *Peng!* – geschah das Wunder. Wir begannen, auf marsianisch zu *denken,* jedenfalls ein bißchen… und Michael spürte es und ließ uns eines Abends nach dem Gottesdienst dableiben… und Michael und Gillian gaben uns Wasser. Danach war mir klar, daß ich all das war, was ich bei anderen Frauen verabscheute, und ich verabscheute meinen Mann dafür, daß er es mir hatte durchgehen lassen, und haßte ihn für das, was er getan hatte. All das auf englisch, und die schlimmsten Teile auf hebräisch. Ich weinte und stöhnte und ging Sam gewaltig auf die Nerven – und konnte es nicht *erwarten,* von neuem Wasser zu teilen und zueinanderzuwachsen.

Danach wurde es leichter, aber nicht leicht, da wir so schnell wie möglich durch die Kreise geschoben wurden. Michael wußte, wir brauchten Hilfe, und wollte uns hier im Nest haben, in Sicherheit und Frieden. Als die Zeit für unser Wasserteilen gekommen war, gelang es mir immer noch nicht, mich ohne Hilfe unter Kontrolle zu halten. Ich wünschte mir, ins Nest aufgenommen zu werden – wenn du den Weg einmal eingeschlagen hast, dann gibt es kein Zurück mehr –, aber ich war mir nicht sicher, ob ich imstande sei, mich mit sieben anderen Leuten zu verbinden. Ich wurde vor Angst fast wahnsinnig. Auf dem Weg hierher hätte ich Sam beinahe gebeten, kehrtzumachen und nach Hause zu gehen.«

Sie blickte auf, ohne Lächeln, aber selig, ein molliger Engel mit einem großen Löffel in der Hand. »Wir gingen in den Innersten Tempel, und ein Punktscheinwerfer erfaßte mich, und unsere Gewänder waren plötzlich verschwunden… und sie waren im Becken und riefen uns auf marsianisch zu, wir sollten kommen und das Wasser des Lebens teilen – und ich stolperte

hinein und tauchte unter und bin seitdem nicht wieder nach oben gekommen!

Ich will es nicht einmal. Hab keine Angst, Ben, du wirst die Sprache lernen und dir die Disziplin aneignen, und auf dem ganzen Weg wirst du liebevolle Hilfe haben. Du springst heute abend in das Becken, und ich werde die Arme ausstrecken, um dich aufzufangen. Wir alle werden das tun und dich zu Hause willkommen heißen. Bring Duke den Teller und sag ihm, er sei ein verfressenes Schwein… aber ein bezauberndes. Und nimm den für dich selbst – oh, das schaffst du leicht! –, und gib mir einen Kuß und lauf! Ruthie hat zu tun.«

Ben gab ihr den Kuß, lieferte den Teller ab und richtete die Botschaft aus. Er hatte immer noch etwas Appetit… trotzdem dachte er nicht mehr ans Essen, als er Jill, anscheinend schlafend, auf einer der Couches ausgestreckt fand. Er setzte sich ihr gegenüber, weidete sich an dem süßen Anblick und stellte fest, daß Dawn und Jill sich ähnlicher waren, als er gemerkt hatte.

Er blickte von einem Bissen hoch und sah, daß sie die Augen geöffnet hatte. Sie lächelte. »Du bist Gott, Darling – und das riecht gut.«

»Du siehst gut aus. Ich wollte dich nicht aufwecken.« Er stand auf und setzte sich zu ihr, steckte ihr einen Bissen in den Mund. »Selbst gemacht, mit Ruths Hilfe.«

»Und gut gemacht. Duke hat mich gebeten, der Küche fernzubleiben, da Ruth dir ihre Das-ist-gut-für-die-Seele-Vorlesung gegeben hat. Du hast mich nicht aufgeweckt; ich habe mich nur ausgeruht, bis du herauskamst. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen.«
»Überhaupt nicht?« »Keine Sekunde. Aber ich fühle mich großartig. Nur hungrig. Das ist ein Wink.« Also fütterte er sie. Sie ließ es sich gefallen, ohne sich zu rühren. »Hast du etwas Schlaf bekommen?« fragte sie dann.
»Oh, etwas.«

»Wieviel Schlaf hat Dawn bekommen? Zwei Stunden?« »Oh, mehr als das.«
»Dann ist sie in Ordnung. Zwei Stunden bewirken soviel wie früher acht. Ich wußte, was für eine süße Nacht dir – euch beiden – bevorstand, aber ich machte mir Sorgen, daß sie keinen Schlaf bekommen würde.«

»Ja, es *war* eine wundervolle Nacht«, gestand Ben, »obwohl ich… äh… erstaunt war über die Art, wie du mir Dawn in die Arme geschoben hast.«

»Schockiert, meinst du. Ich kenne dich, Ben. Ich war versucht, selbst die Nacht mit dir zu verbringen – ich wünschte es mir, Lieber! Aber du kamst an, und die Eifersucht stand dir ins Gesicht geschrieben. Ich glaube, jetzt ist sie fort. Stimmt's?«
Er sah sie an. »Ich denke schon.« »Das ist gut. Ich hatte auch eine wundervolle Nacht – frei von allen Sorgen, weil ich dich in guten Händen wußte. In den besten Händen – besseren als meinen.« »Oh, niemals, Jill!«
»So? Ich groke immer noch ein bißchen Eifersucht – aber die wollen wir abwaschen.« Sie setzte sich auf, streckte ihre Hand zum Ende der Couch –

und Caxton hatte den Eindruck, daß ein Päckchen Zigaretten vom Ende des Tisches die letzten Zentimeter in ihre Hand sprang. »Du hast dir auch ein paar Taschenspielertricks angeeignet.«

Jill sah zunächst verwirrt aus. Dann lächelte sie. »Nichts Besonderes, ›Ich bin nur ein Ei‹, um meinen Lehrer zu zitieren.« »Wie hast du das gemacht?«

»Nun, ich habe ihm auf marsianisch gepfiffen. Zuerst grokt man ein Ding, dann grokt man, was es tun soll – Mike!« Sie winkte. »Hier sind wir, Lieber!«

»Ich komme.« Der Mann vom Mars kam und zog Ben auf die Füße. »Laß dich anschauen, Ben! Ist das schön, dich zu sehen!«

»Ich freue mich, *dich* zu sehen. Und hier zu sein.«

»Wir werden dir den Arm verdrehen, damit du hierbleibst. Was hörte ich da von drei Tagen? Drei Tage, also wirklich!«

»Ich habe einen Beruf, Mike.«

»Wir werden sehen. Die Mädchen sind alle aufgeregt und treffen Vorbereitungen für deine Willkommensparty heute abend. Wir könnten ebensogut schließen – sie werden keinen Pfifferling wert sein.«

»Patty hat das Programm umgestellt«, sagte Jill zu Mike. »Dawn und Ruth und Sam kümmern sich um das, was notwendig ist. Patty hat die Nachmittagsveranstaltung ausfallen lassen – also bist du für heute fertig.«

»Das sind gute Neuigkeiten!« Mike setzte sich, nahm Jills Kopf in seinen Schoß, zog Ben auf die Couch, legte einen Arm um ihn und seufzte. Er war gekleidet, wie Ben ihn bei der Äußeren Versammlung gesehen hatte, nämlich in einen eleganten Tropenanzug, nur die Schuhe fehlten. »Ben, fang bloß nicht mit dem Predigen an! Ich verbringe den Tag und die Nacht damit, von einer Verpflichtung zur anderen zu rasen, und dann sage ich den Leuten, warum sie niemals hasten dürfen. Ich schulde dir, zusammen mit Jill und Jubal, mehr als irgendwem auf diesem Planeten – und doch ist dies der erste Augenblick, in dem ich dir ›Guten Tag‹ sagen kann.

Wie ist es dir ergangen? Du siehst fit aus. Von Dawn weiß ich, du *bist* fit.«

Ben spürte, daß er rot wurde. »Ich bin okay.«

»Das ist gut. Heute nacht werden Fleischfresser auf Raub ausgehen. Ich werde genau groken und dich unterstützen.

Am Ende wirst du frischer sein als am Anfang – nicht wahr, kleiner Bruder?«

»Ja«, stimmte Jill ihm zu. »Ben, Mike kann dir Kraft geben – körperliche Kraft, nicht nur moralische Unterstützung. Ich kann das ein bißchen. Mike ist ein Meister.«

»Jill kann das sehr gut.« Mike streichelte sie. »Kleiner Bruder ist für jeden ein Turm der Kraft. Letzte Nacht war sie es gewiß.« Er lächelte auf sie herab, dann sang er:

Ein Mädchen wie Jill gibt’s kein zweites Mal,
Nicht in Millionen eine.

Die willigen Mädchen sind ohne Zahl,
Doch williger ist keine.

»– stimmt das nicht, kleiner Bruder?«

»Puh«, antwortete Jill, offensichtlich erfreut, bedeckte seine Hand und drückte sie an sich. »Dawn ist genau wie ich – und ebenso willig.«

»Aber Dawn ist unten und befragt die möglichen Kandidaten aus der Menge. Sie hat zu tun – du nicht. Das ist ein wichtiger Unterschied – habe ich recht, Ben?«

»Könnte sein.« Caxton fand das Benehmen der beiden peinlich, selbst in dieser entspannten Atmosphäre. Er wünschte, sie würden mit dem Knutschen aufhören oder ihm einen Vorwand geben, den Raum zu verlassen.

Mike fuhr fort Jill zu liebkosen, während er eine Arm um Bens Taille geschlungen hielt… und Ben war gezwungen, zuzugeben, daß Jill *ihn* ermutigte und nicht umgekehrt. Mike sagte sehr ernst: »Ben, eine Nacht wie die letzte – wenn man einer Gruppe hilft, den großen Sprung in den Achten Kreis zu machen – zehrt sehr an meinen Nerven. Laß mich dir etwas aus den Lektionen für den Sechsten erzählen. Wir Menschen haben etwas, von dem mein früheres Volk nicht einmal träumte. Sie können es auch gar nicht. Ich muß dir sagen, wie kostbar es ist… als wie besonders kostbar *ich* es erkannt habe, weil ich weiß, wie es ist, wenn man es nicht hat. Der Segen, männlich und weiblich zu sein. Als Mann und Frau erschuf Er sie – den größten Schatz, den Wir-die-wir-Gott-sind, je erfunden haben. Jill?«

»Herrlich richtig, Mike – Ben weiß, daß es Wahrheit ist. Aber mach auch ein Lied für Dawn, Liebling!«

»Okay…«

Voll Glut ist Dawn, die süße Maid,
Ben grokt's, kaum sah er sie,
Kauft jeden Tag ein neues Kleid,
Doch Schlüpfer kauft sie nie.

Jill kicherte. »Hast du ihr das vorgehalten?«

»Ja, und sie hat mich angeschnaubt – und mir hinterher einen Kuß für Ben gegeben. Sagt mal, ist irgendwer in der Küche? Mir fällt gerade ein, daß ich seit zwei Tagen nichts mehr gegessen habe. Oder vielleicht seit zwei Jahren. Ich weiß es auch nicht mehr.«

»Ich glaube, Ruth ist dort.« Ben versuchte aufzustehen.

Mike zog ihn herunter. »Duke kann das erledigen. He, Duke! Sieh zu, ob du jemanden findest, der mir einen Stapel Weizenkuchen, so hoch wie du, und eine Gallone Ahornsirup zurechtmacht.«

»Klar, Mike«, antwortete Duke.

Ben Caxton zögerte. Er hatte keine Entschuldigung, irgend etwas anderes erledigen zu müssen. Er versuchte sich etwas auszudenken und blickte über die Schulter:

*

»Jubal«, sagte Caxton ernsthaft, »ich würde dir diesen Teil eigentlich lieber ersparen… wenn es nicht notwendig wäre, um zu erklären, was ich in diesem Moment gefühlt habe, warum ich mir um sie solche Sorgen mache – um sie *alle,* Duke, Mike und Jill… und auch um Mikes andere *Opfer.* Am Morgen war ich noch davon überzeugt, alles sei in Ordnung – zwar etwas chaotisch, aber immerhin fröhlich. Ich war auch fasziniert von Mike. Seine neue Persönlichkeit ist sehr beeindruckend. Etwas übermütig vielleicht und zuviel von einem Superverkäufer… aber unwiderstehlich. Dann brachte er – oder alle beide – mich derart in Verlegenheit, daß ich die erste Möglichkeit nutzte, um von der Couch aufzustehen.

Als ich zurückblickte, traute ich meinen Augen nicht mehr. Ich hatte mich noch nicht einmal fünf Sekunden umgedreht, und Mike hatte es inzwischen fertiggebracht, jeden Zipfel Kleidung verschwinden zu lassen… und, du wirst es nicht glauben, sie begannen es zu tun, obwohl ich und drei oder vier andere auch noch im Raum waren. Es war genau wie bei den Affen im Zoo!

Jubal, ich war so schockiert, daß ich beinahe mein Frühstück wieder ausgekotzt hätte.«

33. KAPITEL

»Und?« fragte Jubal. »Hast du ihre Einladung angenommen?«

»Hu! Ich bin eiligst verschwunden! Habe meine Klamotten gepackt, das Türschild ignoriert und mit dem Zeug über dem Arm einen Satz in den Sprungschacht gemacht. Ich bin einfach abgehauen… ohne mich zu verabschieden.«

»Etwas sehr eilig.«

»Ich *war* in Eile. Ich *mußte* gehen. Ich hatte es derart eilig, daß ich mich beinahe umgebracht hätte. Du kennst die üblichen Sprungschächte…« »Nein, kenne ich nicht.« »Wie bitte? Nun, wenn man ihn nicht auf ›Aufwärts‹ stellt, sinkt man langsam wie kalte Melasse. Aber ich sank nicht, ich *fiel* – sechs Stockwerke tief. Als ich hätte aufschlagen müssen, fing mich etwas auf. Kein Sicherheitsnetz, eine Art von Feld. Ich bin nicht in tausend Stücke zerplatzt. Michael muß sich irgend etwas überlegen, um das Ding zu reparieren. Oder einen ganz gewöhnlichen Sprungschacht einbauen lassen.« »Setz deinen Glauben nicht auf Apparate. Ich halte mich an Treppen und, wenn es unvermeidbar ist, an Aufzüge.« »Also, bei diesem Apparat sind die Macken nicht ausgebügelt. Duke ist der einzige Sicherheitsfachmann, den sie haben… und für Duke ist alles, was Mike sagt, wie ein Evangelium. Jubal, die ganze Sache steuert auf eine Katastrophe zu. Sie sind alle von einem Mann hypnotisiert worden… und der ist nicht ganz richtig im Kopf. Was können wir tun?«

Harshaw schob die Lippen vor. »Laß uns zunächst einmal überprüfen, ob deine Analyse korrekt ist. Welche Aspekte fandest du beunruhigend?«

»Alle!« »So? War es vielleicht nicht doch nur *eine einzige* Sache? Es handelte sich dabei um eine vollkommen harmlose Handlung. Sie war noch nicht einmal neu, sondern wurde in diesem Haus bereits vor zwei Jahren praktiziert. Ich habe damals nichts dagegen gehabt… und du auch nicht, nachdem du davon erfahren hattest – wann immer das gewesen sein mag. Außerdem bin ich fest davon überzeugt, daß du bei mehreren Gelegenheiten genau dieselben Dinge mit eben dieser Dame getrieben hast – und sie ist eine Dame, egal was du mir auch berichtet hast. Du hast dich niemals gewehrt, wenn ich etwas Derartiges geäußert habe. Der Gedanke schien dich in keiner Weise zu beleidigen. Sagen wir es mal so, Sohn – was, zum Teufel, regt dich eigentlich so auf?«

»Um Himmels willen, Jubal – würdest du *sowas* in deinem Wohnzimmer zulassen?«

»Selbstverständlich nicht – es sei denn, es hätte im Verborgenen stattgefunden, so zum Beispiel nachts, wenn es keiner bemerkt hätte. Wäre es unter diesen Umständen passiert, und vielleicht ist es das –, dann ginge es mich nichts an. Aber der springende Punkt ist: Es war nicht *mein* Wohnzimmer. Ich kann nicht bestimmen, was andere Leute in ihrem veranstalten. Es war Mikes Haus… und seine Frau – ob das der allgemeinen Moral entspricht, braucht uns nicht zu interessieren. Also was geht es mich an? Oder *dich?* Wenn du jemanden in seinem Haus besuchst, hast du seine Regeln zu akzeptieren – das ist ein allgemeines Gesetz zivilisierten Benehmens.«

»Du findest ein solches Benehmen nicht schockierend?« »Ah, damit wirfst du eine neue Frage auf. Öffentliche Zurschaustellung von Brunst finde ich abstoßend… aber ich groke, daß das nur meine frühe Indoktrinierung widerspiegelt, nicht mehr und nicht weniger. Ein großer Teil der Menschheit – teilt meinen Geschmack nicht. Dies gilt um so mehr, als daß die Orgie eine lange, sehr weit verbreitete Geschichte hat. Aber ›schockierend‹? Mein lieber Sir, mich schockiert nur das, was mein ethisches Empfinden verletzt. Ethische Fragen unterliegen der Logik – aber das hier ist eine Frage des Geschmacks, oder wie es das alte Sprichwort sagt… de gustibus non est disputan dum.«

»Du hältst das für eine bloße Geschmacksfrage?« »Für nichts anderes. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, ist mein Geschmack, der in meiner frühesten Kindheit begründet ist, sich über drei Generationen hin gefestigt hat und daher mittlerweile unveränderbar geworden ist, nicht geheiligter als der ganz andersartige Geschmack Neros. Weniger geheiligt – Nero war ein Gott; ich bin keiner.«

»Da will ich doch verdammt sein!«

»Möglich – wenn die Verdammung möglich ist… worüber ich mich jetzt nicht auslassen möchte. Aber, Ben, das war ja nicht öffentlich.«

»Wie bitte?«

»Du hast mir erzählt, diese Gruppe stelle eine Mehrfachehe dar – eine Gruppen-Theogamie, um den Fachausdruck zu benutzen. Daher war alles, was geschah – oder was geschehen sollte; du hast um den heißen Brei herumgeredet –, nicht öffentlich, sondern privat. ›Es ist niemand hier außer uns Göttern‹ – wie hätte also jemand in seinem Zartgefühl verletzt werden können?«

»*Ich* war verletzt!«

»Deine Apotheose war unvollständig. Du hast sie in die Irre geführt. Du hast es herausgefordert.«

»Ich? Jubal, ich habe nichts dergleichen getan.«

»Red keinen Unsinn! Der Zeitpunkt, dich dünnezumachen, war, als du ankamst. Du hast sofort gesehen, daß ihre Sitten nicht deine waren. Aber du bist geblieben – hast die Gunst der einen Göttin genossen – hast dich ihr gegenüber wie ein Gott verhalten. Du kanntest die Spielregeln, und sie wußten, daß du sie kanntest. Mikes Irrtum lag darin, daß er deine Heuchelei für bare Münze genommen hat. Das ist seine Schwäche – wenn auch eine göttliche. Er bezweifelt niemals einen seiner ›Wasserbrüder‹. Diese Schwäche – oder ist es Stärke? – liegt in *seiner* frühen Erziehung begründet. Er kann nichts dagegen tun. Nein, Ben, Mike hat sich absolut schicklich benommen. Die Unschicklichkeit lag in *deinem* Benehmen.«

»Verdammt, Jubal, du verdrehst alles! Ich habe getan, was ich tun *mußte.* Ich war kurz davor, mich zu übergeben!«

»Du berufst dich also auf einen Reflex? Jeder, der das emotionale Alter von zwölf überschritten hat, hätte die Zähne zusammengebissen und wäre ins nächste Badezimmer gegangen. Das Schlimmste, das hätte passieren können, wäre ein Kieferkrampf gewesen. Allemal besser als wie ein Wilder auf die Straße zu stürmen. Du hättest zurückkehren können, nachdem alles vorbei war und wärst mit einer zwar euphemistischen, aber immerhin akzeptablen Entschuldigung davongekommen.«

»Das hätte nicht gereicht. Ich sagte dir doch, daß ich einfach verschwinden *mußte!«*

»Das war Panik, Ben. *Warum* bist du in Panik geraten?«

Caxton ließ sich lange Zeit mit seiner Antwort. Er seufzte. »Ich glaube, wenn man der Sache auf den Grund geht – ich bin prüde.«

Jubal schüttelte den Kopf. »Ein prüder Mensch hält seine eigenen Schicklichkeitsregeln für Naturgesetze. Das trifft nicht auf dich zu. Du hast dich vielem angepaßt, was nicht mit deinem Codex übereinstimmt. Du bist fast vollständig frei von diesem Übel. Ein waschechter Prüder hätte dagegen diese entzückende tätowierte Dame vor den Kopf gestoßen und wäre hinausgestapft. Grab tiefer! Soll ich dir einen Tip geben?«

»Hmmm… das wäre wohl besser. Ich weiß nur, daß ich ziemlich verwirrt bin… und unglücklich – *auch* wegen Mike, Jubal! Aus diesem Grund bin ich

vorbeigekommen, um dich zu sehen.«

»Na gut, Ben. Versuchen wir mal eine hypothetische Situation zu analysieren. Du hast eine Dame namens Ruth erwähnt, die du im Vorübergehen kennengelernt hast – ein brüderlicher Kuß, ein paar Minuten Konversation –, nicht mehr.«

»Ja?«

»Nehmen wir einmal an, die beiden Akteure wären Ruth und Mike gewesen. Gillian wäre überhaupt nicht in der Nähe. Wärst du schockiert?«

»Nun… zum Teufel noch mal, ja! Ich wäre schockierend gewesen!«

»Wie schockiert? Erbrechen? Panische Flucht?«

Caxton geriet in Verlegenheit.

»Nein, wahrscheinlich nicht. Ich wäre aber immer noch aufs peinlichste berührt gewesen. Aber ich wäre einfach in die Küche gegangen… und hätte dann irgendeine Entschuldigung gesucht, um mich zu verabschieden. Ich komme mir wegen dieser verrückten Flucht immer noch wie ein Idiot vor.«

»Hättest du wirklich nach einer Entschuldigung gesucht, um dich zu verdrücken? Oder hättest du in der Nacht einfach deine eigene ›Willkommensparty‹ gefeiert?«

»Nun…«, überlegte Caxton. »Als es passierte, hatte ich noch nicht darüber nachgedacht. Ich war neugierig… das gebe ich zu. Aber ich hatte mich noch nicht verkauft.«

»Sehr gut, Ben. Du hast dein Problem aufgedeckt.«

»Tatsächlich?«

»Du hast ihm selbst schon einen Namen gegeben, Ben. Jetzt sieh es dir genau an – und überleg dir, wie du damit umgehen wirst.«

Caxton begann auf seiner Unterlippe herumzukauen. Er sah sehr unglücklich aus. »Na gut, ich gebe zu, wenn es Ruth gewesen wäre, hätte es mich erstaunt, aber nicht schockiert. Ach, zum Teufel, wenn man im Zeitungsgespräch ist, sollte man eingentlich darüber hinweg sein, schockiert zu werden, aber… du hast es ja schon gesagt: Es ist die grundsätzliche Frage von richtig oder falsch. Wenn es Ruth gewesen wäre, hätte ich vielleicht sogar einen Blick riskiert – obwohl ich immer noch glaube, daß ich den Raum verlassen hätte. Solche Dinge sollten Privatsache bleiben – jedenfalls *empfinde* ich das so.« Er unterbrach sich und dachte kurz nach. »Es war wegen Jill. Ich war verletzt… und eifersüchtig.«

»Tapferer Kerl, Ben.«

»Jubal, ich hätte geschworen, daß ich nicht eifersüchtig war. Ich wußte, daß ich verloren hatte… und hatte es akzeptiert. Es waren die *Umstände,* Jubal! Mißversteh mich nicht; ich würde Jill lieben, wenn sie eine Zwei-Peso-Hure wäre. Was sie *nicht* ist. Nach *ihren* Maßstäben ist Jill moralisch einwandfrei.«

Jubal nickte. »Ich weiß. Gillian könnte gar nicht korrumpiert werden. Sie besitzt eine unbesiegbare Unschuld, die es ihr unmöglich macht, unmoralisch

zu sein.« Er runzelte die Stirn. »Wir nähern uns der Wurzel allen Übels. Ben, ich fürchte, daß dir – und mir ebenso – diese engelhafte Unschuld fehlt, um die perfekte Moral, nach der diese Leute leben, zu praktizieren.«

Das verblüffte Ben. »Du hältst solche Sachen für *moralisch?* Die Sache mit den Affen-im-Zoo und so weiter? Ich meinte:

Jill *weiß* nicht, daß sie Unrecht tut – Mike hat sie eingeseift –, und Mike weiß ebensowenig, daß es Unrecht ist. Er ist der Mann vom Mars; er hat keinen fairen Start gehabt. Alles bei uns war fremd für ihn – er wird vielleicht niemals damit zurechtkommen.«

Jubal sah besorgt aus. »Du hast einen sehr schwierigen Punkt angesprochen, Ben – aber ich werde dir eine klare Antwort geben.

Ja, ich glaube, was diese Leute – das ganze Nest, nicht nur unsere Kinder – tun, ist moralisch. Ich habe die Einzelheiten noch nicht geprüft, aber – ja, das alles. Bacchanalien, Partnertausch ohne Scham, gemeinschaftliches Wohnen und ein anarchistischer Codex, alles. Dies gilt ganz besonders für ihre selbstlose Aufgabe ihrer eigenen Moral zugunsten anderer.«

»Jubal, du erstaunst mich. Wenn du so empfindest, warum schließt du dich ihnen nicht an? Sie wollen dich. Sie werden ein Freudenfest veranstalten – Dawn wartet nur darauf, dir die Füße zu küssen und dir zu dienen; ich habe nicht übertrieben.«

Jubal seufzte. »Nein. Vor fünfzig Jahren – aber heute? Ben, mein Bruder, in mir ist keine Kapazität für Unschuld mehr vorhanden – das hat nichts mit sexueller Potenz zu tun, also laß dieses zynische Grinsen. Ich bin zu lange mit meiner eigenen Marke von Übel und Hoffnungslosigkeit verheiratet gewesen, um in ihrem Wasser des Lebens gereinigt und wieder unschuldig zu werden. Falls ich das jemals gewesen bin.«

»Mike glaubt, daß du diese ›Unschuld‹ – er nennt es nicht so – in vollem Umfang besitzt. Dawn sagte es mir, und sie spricht ex officio.«

»Das ist eine sehr große Ehre. Ich möchte ihm diese Illusion nicht rauben. Mike sieht sein eigenes Spiegelbild – ich bin ein Spiegel von Beruf.«
»Jubal, du willst dich drücken.« »Genau, Sir. Was mir am meisten Sorgen bereitet, ist die Frage, ob sie ihren Platz in dieser schlechten Welt finden werden.
Oh, viele haben es schon in früheren Zeiten versucht. Die Welt hat auf sie reagiert, als ob sie eine Art Hautkrankheit wären. Sie hat sich so lange gekratzt, bis das Problem verschwunden war. Dies gilt zum Beispiel für die Urchristen – Anarchie, Kommunismus, Massenhochzeit –, sogar dieser Bruderkuß hat einen starken primitivchristlichen Geruch. Vielleicht hat Mike einen Teil seiner Ideen von dort. Die Rituale und Formen, die er verwendet, sind offen synkrethisch – ganz besonders dieses Ritual der ›Mutter Erde‹.« Jubal runzelte die Stirn. »Wenn er etwas von diesem primitiven Christentum aufgeschnappt hat – nicht nur von der Knutscherei mit Mädchen, die er, wie ich weiß, so sehr schätzt –, dann sollte es mich nicht wundern, wenn Männer auch Männer küssen.«

Ben rümpfte die Nase. »Das habe ich dir bis jetzt verschwiegen – genau das machen sie. Allerdings ist da kein schwules Verhalten. Mich hätten sie auch einmal fast erwischt, aber ich konnte rechtzeitig in Deckung gehen.«

»So? Das paßt ins Bild. Die Oneida-Kolonie war Mikes ›Nest‹ sehr ähnlich. Sie überlebte eine ganze Zeit lang – allerdings in einer wenig bevölkerten Gegend und nicht in einem Ferienort. Es gab noch viele weitere, die alle dieselbe traurige Geschichte teilen. Sie besaßen einen Plan, um gerecht zu teilen und sich gegenseitig zu lieben. Sie hatten alle große Hoffnungen und hohe Ideale – das Ergebnis waren Verfolgung und schließlich ihr Versagen.« Jubal seufzte. »Ich habe mir schon früher Sorgen um Mike gemacht – jetzt sorge ich mich um alle.«

»Du machst dir Sorgen? Was glaubst du, wie *ich* mich erst fühle? Jubal, ich kann deine Theorie nicht akzeptieren. Was sie tun, *ist falsch!«*

»So? Ben, ich habe den Eindruck, daß du immer noch nicht diesen letzten Vorfall vergessen hast.«

»Nun… vielleicht hast du recht. Aber das ist es nicht allein.«

»Aber es ist die Hauptsache. Ben, die sexuelle Moral ist ein dorniges Problem. Jeder von uns ist gezwungen, nach einer Lösung zu suchen, mit der er leben kann – angesichts eines lächerlichen, nicht funktionsfähigen und *bösen* Codex sogenannter Morallehren. Die meisten von uns wissen, daß der Codex falsch ist, fast jeder bricht ihn. Aber wir zahlen Bußgelder, indem wir uns schuldig fühlen und Lippendienste leisten. Ob wir wollen oder nicht, der Codex beherrscht uns. Er hängt uns stinkend um den Hals wie ein toter Albatros.

Dir geht es auch nicht anders, Ben. Du bildest dir ein, ein Freigeist zu sein und diese falschen Gesetze zu brechen. Aber als du einem sexualmoralischen Problem gegenüberstandest, das dir neu war, hast du es unbewußt anhand dieses jüdischchristlichen Verhaltenscodex überprüft, den du bewußt ablehnst. Du hast dich automatisch danach gerichtet… und deshalb geglaubt – und du glaubst es *immer noch –,* daß dieser Reflex Beweis genug für dein ›richtiges‹ und ihr ›falsches‹ Verhalten sei. Pa! Das sagt nicht mehr als ein Verhör auf der Folter. Aus deinem Magen spricht nichts als das Vorurteil, das dir eingebleut worden ist, bevor du Verstand erworben hattest.«

»Und was ist mit *deinem* Magen?«

»Meiner ist ebenso dumm – aber ich lasse nicht zu, daß er mein Gehirn regiert. Ich sehe die Schönheit von Mikes Versuch, eine ideale Ethik zu ersinnen, und zolle seiner Erkenntnis Beifall, daß sie auf einem ideellen Sexualverhalten beruht. Dies bedeutet selbstverständlich radikale Änderungen in der sexuellen Moral, die die meisten Menschen verängstigen – dich eingeschlossen. Dafür bewundere ich ihn. Ich sollte ihn für die Philosophische Gesellschaft vorschlagen. Die meisten Moralphilosophen gehen – bewußt oder unbewußt – davon aus, daß der bestehende kulturelle Sexualkodex im wesentlichen korrekt ist – Familie, Monogamie,

Enthaltsamkeit, das Postulat der Privatsphäre, das die Ursache deiner Probleme ist, die Beschränkung des Sexualverkehrs auf die Ehe und so weiter. Dies geht sogar so weit, daß sie sich mit solchen Einzelheiten beschäftigen, wie mit der Frage, ob der Anblick der weiblichen Brust ›obszön‹ sei. Aber hauptsachlich debattieren sie darüber, wie wir dahin gebracht werden können, daß wir diesen Gesetzen *gehorchen.* Dabei ignorieren sie, daß die meisten Tragödien, die sie rings um sich beobachten können, ihre Wurzeln in den Gesetzen selbst haben statt in der Unfähigkeit, sich nach ihnen zu richten.

Nun kommt der Mann vom Mars, betrachtet diesen sakrosankten Codex von einem neuen Gesichtspunkt aus – und verwirft ihn. Ich kenne die Einzelheiten von Mikes Codex nicht, aber ganz offensichtlich verletzt er die Gesetze jedes größeren Staates und würde die ›rechtdenkenden‹ Angehörigen jeder größeren Glaubensgemeinschaft in helle Entrüstung versetzen – und die meisten Agnostiker und Atheisten ebenfalls. Trotzdem wird dieser arme Junge…«

»Jubal, er ist *kein* armer Junge, er ist ein erwachsener Mensch.«

»Ist er ein ›Mensch‹? Dieser arme Ersatz-Marsianer sagt, Sex sei ein Weg, glücklich zu sein. Sex sollte ein Mittel zum Glück sein. Ben, das schlimmste am Sex ist, daß wir ihn benutzen, um uns gegenseitig weh zu tun. Er sollte niemals weh tun; er sollte Glück oder zumindest Freude bringen. Es gibt keinen Grund, warum er etwas geringeres sein sollte.

Der Codex sagt ›Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib.‹ Das Ergebnis? Keuschheit wider Willen, Ehebruch, Eifersucht, Bitterkeit, Gewalttaten und manchmal Mord, zerstörte Heime und seelisch verkrüppelte Kinder – und flüchtige kleine Abenteuer, die für die Frau und den Mann erniedrigend sind. Wird diesem Gebot jemals gehorcht? Wenn ein Mann auf seine eigene Bibel schwüre, er werde seines Nächsten Weib nicht begehren, *weil* der Codex es verbiete, würde ich ihn entweder der Selbsttäuschung oder einer unterentwickelten Sexualität bezichtigen. Jeder Mann, der imstande ist, ein Kind zu zeugen, hat viele Frauen begehrt, ob er das in die Tat umsetzt oder nicht.

Nun kommt Mike und sagt: ›Du hast es nicht nötig, mein Weib zu begehren. *Liebe* sie! Es gibt keine Grenze für ihre Liebe, wir haben alles zu gewinnen – und nichts zu verlieren als Angst und Schuld und Haß und Eifersucht.‹ Der Vorschlag ist so naiv, daß er unglaublich scheint. Soviel ich weiß, waren allein die Eskimos vor ihrer Zivilisierung so naiv – und sie lebten so isoliert, daß sie fast selbst ›Marsmenschen‹ waren. Aber wir haben sie mit unseren ›Tugenden‹ beglückt. Jetzt haben sie Keuschheit und Ehebruch wie wir übrigen – natürlich nur diejenigen, die den Übergang überlebt haben. Haben sie irgend etwas dadurch gewonnen? Was denkst du, Ben?«

»Ich hätte keine Lust, ein Eskimo zu sein.«

»Ich auch nicht. Von verdorbenem Fisch bekomme ich Gallenkoliken.«

»Ich hatte Wasser und Seife im Sinn. Wahrscheinlich bin ich

verweichlicht.«

»Das bin ich auch, Ben. Ich bin in einem Haus geboren, das auch nicht mehr Installationen hatte als ein Iglu; ich ziehe die Gegenwart vor. Ich nehme an, daß Nasen, die durch Walfischspeck abgehärtet wurden, sich nicht an dem Geruch ungewaschener Körper stören. Nichtsdestoweniger werden die Eskimos, trotz ihrer merkwürdigen Küche und ihres armseligen Besitzes, stets als das glücklichste Volk der Erde beschrieben. Alles Unglück, das sie erlitten, rührte nicht von Eifersucht her; sie hatten nicht einmal ein Wort dafür. Sie liehen sich gegenseitig die Ehefrauen der Annehmlichkeit und des Vergnügens wegen aus – es machte sie nicht unglücklich.

Man ist versucht zu fragen: Wer ist hier eigentlich der Verrückte? Mike und die Eskimos? Oder der Rest von uns? Wir können das nicht anhand der Tatsache ausmachen, daß wir einen zu schwachen Magen haben – unser kanalisierter Geschmack ist irrelevant. Sieh dir diese düstere Welt an, und dann sage mir: Haben Mikes Jünger auf dich glücklicher oder unglücklicher gewirkt als andere Menschen?«

»Ich habe nicht mit ihnen allen gesprochen, Jubal. Aber – ja, sie waren glücklich. Glücklich bis zur Ausgelassenheit. Irgendwo ist da ein Haken.«

»Vielleicht warst du der Haken.«

»Wie das?«

»Es ist ein Jammer, daß dein Geschmack in so jungen Jahren kanalisiert worden ist. An nur drei Tagen von dem, was dir angeboten wurde, hättest du, wenn du einmal in meinem Alter bist, einen Schatz von Erinnerungen erworben. Und du, du junger Idiot, hast dich von der Eifersucht verjagen lassen! Ich wäre in deinem Alter zum Eskimo geworden! Ich wäre dankbar dafür gewesen, einfach so alles machen zu dürfen, was ich wollte, anstatt dafür in die Kirche gehen und Marsianisch studieren zu müssen. Also, der bloße Gedanke daran macht mich so wütend, daß mein einziger Trost die bittere Gewißheit ist, wie sehr du es bereuen wirst. Alter bringt keine Weisheit, Ben, aber sie gibt einem Perspektive… und der traurigste Anblick von allen ist, wenn man weit hinter sich Versuchungen liegen sieht, denen man widerstanden hat. Auch ich bedaure manches – aber das ist nichts zu dem heulenden Elend, in das du versinken wirst!«

»Mußt du auch noch Salz in meine Wunden reiben?« »Himmel, Mann! – oder bist du eine Maus? – Ich versuche dich anzuspornen! Warum jammerst du einem alten Mann die Ohren voll, wenn du wie eine heimkehrende Brieftaube zu dem Nest unterwegs sein solltest? Bevor die Bullen das ganze Ding hochgehen lassen. Teufel, wenn ich auch nur *zwanzig* Jahre jünger wäre, träte ich selbst Mikes Kirche bei!« »Hör auf, Jubal! Was hältst du wirklich von Mikes Kirche?« »Du sagtest, es sei nur eine Lehre.« »Ja und nein. Es soll die Wahrheit sein, wie Mike sie von den marsianischen ›Alten‹ hat.« »Die ›Alten‹, so? Für mich sind sie Gewäsch.« »Mike glaubt an sie.« »Ben, ich kannte einmal einen Fabrikanten, der glaubte, er konsultiere den Geist Alexander Hamiltons. Das einzige, was dadurch bewiesen wurde, war sein

eigener Glaube daran. Wie dem auch sei – verdammt, warum muß *ich* den advocatus diaboli spielen?«

»Was beißt dich denn jetzt?« »Ben, der schlimmste Sünder von allen ist der Heuchler, der aus der Religion ein Geschäft macht. Aber wir müssen dem Teufel geben, was des Teufels ist. Mike glaubt wirklich an diese ›Alten‹, und er macht kein Geschäft daraus. Er lehrt die Wahrheit, so wie er sie sieht, obwohl er nicht davor zurückschreckt, bei anderen Religionen Anleihen zu nehmen, um seine Lehre zu illustrieren. Dieser ›Allmutter‹-Ritus – so wenig ich ihn auch mag, er illustrierte damit einfach die Universalität des weiblichen Prinzips, unabhängig von Begriff und Form. Das ist fair genug. Was seine ›Alten‹ betrifft, weiß ich nicht, daß sie nicht existieren; ich finde die Vorstellung nur schwer zu schlucken. Dieses Du-bist-Gott-Bekenntnis ist nicht mehr und nicht weniger glaubwürdig als jedes andere. Beim Jüngsten Gericht, sofern es stattfindet, werden wir vielleicht feststellen, daß Mumbo Jumbo, der Gott des Kongo, die ganze Zeit der Big Boß gewesen ist.«

»Oh, um Himmels willen, Jubal!«

»Alle Namen gehören in den Hut, Ben! Der Mensch ist so geschaffen, daß er sich seinen eigenen Tod nicht vorstellen kann. Das führt zu endlosen Erfindungen von Religionen. Während diese Überzeugung keinesfalls die Unsterblichkeit als Tatsache beweist, sind die Fragen, die sie erzeugt hat, ungeheuer wichtig. Egal ob wir sie beantworten können oder nicht, oder ob wir die Antworten beweisen, die wir vermuten. Die Natur des Lebens, wie das Ego im Körper befestigt ist, das Problem des Egos selbst und warum jedes Ego der Mittelpunkt des Universums zu sein scheint, der Zweck des Lebens, der Zweck des Universums – das sind Fragen von allergrößter Bedeutung, Ben; sie können niemals trivial sein. Die Wissenschaft hat sie nicht gelöst – und wer bin ich, daß ich Religionen verhöhnen sollte, weil sie es *versuchen,* ganz gleich, wie wenig überzeugend ich sie finde? Der alte Mumbo Jumbo wird mich vielleicht fressen; ich kann seine Existenz nicht ausschließen, nur weil er keine beeindruckenden Kathedralen besitzt. Ebensowenig ausschließen kann ich einen gottbegeisterten Jungen, der einen Sex-Kult in einem gepolsteren Dachboden betreibt; er könnte der Messias sein. Die einzige religiöse Überzeugung, derer ich mir sicher bin, ist diese: Das Bewußtsein ist nicht nur ein Haufen zusammenstoßender Aminosäuren!«

»Donnerwetter! Jubal, du hättest Prediger werden sollen.«

»Dem bin ich nur knapp entgangen – hab Dank für deine verbale Zurückhaltung. Bei einem weiteren Wort zu Mikes Verteidigung werde ich ihn der Gnade eines Gerichts ausliefern. Wenn er uns einen besseren Weg zeigen kann, diesen verdorbenen Planeten zu betreiben, braucht sein Sexualleben keine Rechtfertigung. Genies ist es erlaubt, auf die Meinungen geringerer Geister herabzusehen, und gegen die sexuellen Bräuche des Stammes sind sie immer gleichgültig; sie stellen ihre eigenen Regeln auf. Das ist nicht einfach nur eine Meinung. Es wurde bereits 1948 von Armattoe

bewiesen. Daß er ein Genie *ist,* hat Mike mehr als einmal unter Beweis gestellt. Deshalb ignoriert er Moralapostel und tut, was ihm gefällt. Genies verachten gerechtfertigterweise die Meinungen von Unterlegenen.

Aber vom theologischen Standpunkt aus ist Mikes sexuelles Benehmen so orthodox wie der Nikolaus. Er predigt, daß alle lebenden Kreaturen kollektiv Gott sind – was Mike und seine Jünger zu den einzigen Göttern auf diesem Planeten macht, die sich ihrer Göttlichkeit bewußt sind –, und folglich muß man auf ihn die für Götter geltenden Regeln anwenden. Diese Regeln erlauben einem Gott *immer* sexuelle Freiheit, die nur durch sein eigenes Urteilsvermögen beschränkt wird. Sterbliche Regeln sind *ungültig.* Du willst Beweise? Leda und der Schwan? Europa und der Stier? Osiris, Iris und Horus? Die unglaublichen Inzeste der nordischen Götter? Ich möchte die östlichen Religionen nicht zitieren; deren Götter tun Dinge, die nicht einmal ein Nerzzüchter dulden würde. Aber sieh dir in der am weitesten verbreiteten westlichen Religion die Heilige Dreifaltigkeit an. Die Lehre dieser Religion kann man mit den Wechselbeziehungen zwischen drei Personen, die trotzdem ein einziger Gott sein sollen, nur auf einen Nenner bringen, indem man annimmt, daß Götter sich auf andere Weise fortpflanzen als Sterbliche.

Aber die meisten Leute denken nie darüber nach; sie versiegeln den Komplex und hängen ein Schild daran: ›Heilig – bitte nicht stören.‹

Man muß Mike jeden Dispens zugestehen, den andere Götter auch bekommen. Aber auch in diesem Spiel gibt es Regeln. Ein Gott allein teilt sich in mindestens zwei Teile – männlich und weiblich – und pflanzt sich fort. Nicht nur Jehovah – alle tun sie es. Eine Gruppe von Göttern vermehrt sich wie die Kaninchen und mit ebensowenig Rücksicht auf menschliches Eigentum. Sobald Mike mit dem Geschäft angefangen hatte, ein Gott zu werden, waren Orgien so vorhersehbar wie der Sonnenaufgang – also vergiß die Begriffe Krähwinkels, und beurteile ihn und seine Jünger nach olympischen Moralregeln. Ich glaube, du wirst dich wundern, wie zurückhaltend sie sind. Außerdem, Ben, mußt du dir vor Augen führen, daß dieses ›Zusammenwachsen‹ durch eine sexuelle Vereinigung, dieses Einheit-zu-Vielfalt und Vielfalt-zurück-zur-Einheit, keine Monogamie innerhalb der Gruppe tolerieren kann. Jede Paarung, die die anderen ausschließt, wäre in ihrem Glauben unmoralisch und obszön. Und wenn dieses gegenseitige Einvernehmen über sexuelles Verhalten ein wesentlicher Bestandteil ihres Glaubens ist – und ich groke, daß dem so ist –, wie kannst du dann erwarten, daß sie eine geheiligte Vereinigung hinter verschlossenen Türen vollziehen? Wenn du darauf bestehst, daß sie den heiligen Ritus – und *genau das* war es – im geheimen durchführen, dann würdest du etwas Obszönes daraus machen… etwas, das es *nicht* war. Du hast einfach nicht verstanden, was du gesehen hast.«

»Vielleicht hast du recht«, sagte Ben verbittert.

»Ich werde dir eine Ausweg zeigen. Du hast dich gefragt, wie Mike seine Kleider losgeworden ist. Ich kann es dir sagen.«

»Wie denn?«

»Es war ein Wunder.«

»Oh – um Gottes willen!«

»Könnte sein. Ich wette um eintausend Dollar, daß es ein Wunder war. Fahr hin, frag Mike! Bitte ihn, es dir zu zeigen. Dann schick mir das Geld.«

»Teufel, Jubal, ich will dir dein Geld nicht abnehmen.«

»Das wirst du nicht. Ich besitze Insider-Informationen. Nimmst du die Wette an?«

»Jubal, besuche du sie, und überzeuge dich, um was es da geht. Ich kann nicht wieder hin.«

»Sie werden dich mit offenen Armen aufnehmen und niemals fragen, warum du gegangen bist. Auf diese Vorhersage setze ich ebenfalls eintausend Dollar. Ben, du warst noch nicht einmal 24 Stunden dort – höchstens 15. Außerdem hast du die Hälfte der Zeit entweder geschlafen oder unanständige Sachen mit Dawn gespielt. Hast du ihnen etwa eine faire Chance gegeben? Hast du eine ebenso sorgfältige Untersuchung durchgeführt wie bei irgendeiner anrüchigen Geschichte im öffentlichen Leben, bevor du sie ausposaunst?«

»Aber…«

»Hast du es getan?«

»Nein, aber…«

»Oh – um Gottes willen, Ben! Du behauptest, Jill zu *lieben* – und doch verweigerst du ihr die sachliche Haltung, die du gegenüber einem korrupten Politiker einnehmen würdest. Das wäre nicht ein Zehntel der Mühe, die *sie* auf sich genommen hat, um dir zu helfen, als du in Schwierigkeiten stecktest. Wo wärest du jetzt, wenn sie einen so schwachen Versuch gestartet hätte? Höchstwahrscheinlich würdest du in der Hölle braten. Du regst dich über außerehelichen Geschlechtsverkehr unter Freunden auf – weißt du, über was *ich* mir Sorgen mache?« »Über was?« »Christus wurde ans Kreuz geschlagen, weil er ohne polizeiliche Erlaubnis gepredigt hatte. Denke einmal *darüber* nach!«

Caxton stand auf. »Ich gehe jetzt.«

»Nach dem Lunch.«

»Jetzt.«

Vierundzwanzig Stunden später bekam Jubal von ihm telegrafisch zweitausend Dollar überwiesen. Als Jubal nach einer Woche keine weitere Nachricht erhalten hatte, schickte er ein Telefax an Bens Büro: *»Was, zum Teufel, treibst du?«* Die Antwort kam mit einiger Verzögerung: *»Lerne Marsianisch und unanständige Sachen, Dein Wasserbruder Ben.«*

FÜNFTER TEIL

Sein glückliches Geschick

34. KAPITEL

Foster blickte von seiner Fortschritte machenden Arbeit hoch. »Junior!«

»Sir?«

»Dieser junge Mann, den du wolltest, er ist jetzt verfügbar. Die Marsianer haben ihn freigegeben.«

Digby sah ihn verwirrt an. »Verzeihung. War da ein junges Geschöpf, dem gegenüber ich eine Verpflichtung habe?«

Foster lächelte engelhaft. Wunder waren niemals notwendig – in Wahrheit war das Pseudo-Konzept ›Wunder‹ ein Widerspruch in sich selbst. Aber diese jungen Burschen mußten es immer erst aus eigener Erfahrung lernen. »Laß nur«, sagte er freundlich. »Es ist ein geringeres Märtyrertum, und ich werde es selbst beaufsichtgen. Und Junior…«

»Sir?«

»Nenne mich bitte ›Fos‹ – Förmlichkeit geht im Feld in Ordnung, aber im Studio brauchen wir sie nicht. Und erinnere mich, daß ich dich nicht ›Junior‹ rufe – du hast bei diesem kurzfristigen Auftrag gute Arbeit geleistet. Mit welchem Namen möchtest du denn angeredet werden?«

Sein Assistent blinzelte. »Ich habe einen anderen Namen?«

»Tausende. Hast du für einen eine Vorliebe?«

»Also, ich erinnere mich in diesem Äon wirklich nicht.«

»Nun… würde es dir gefallen, ›Digby‹ genannt zu werden?«

»O ja. Das ist ein sehr hübscher Name. Danke.«

»Danke mir nicht. Du hast es dir verdient.« Erzengel Foster wandte sich wieder seiner Arbeit zu, ohne die kleinere Aufgabe zu vergessen, die er übernommen hatte. Er überlegte kurz, wie dieser Kelch an der kleinen Patricia vorübergehen könnte – dann schalt er sich für einen so unprofessionellen, beinahe menschlichen Gedanken. Gnade war bei einem Engel nicht möglich; das engelhafte Mitleid ließ keinen Raum dafür.

Die marsianischen Alten hatten eine elegante vorläufige Lösung ihres wichtigen ästhetischen Problems gefunden und legten es für einige Gefüllte-

Dreien beiseite, um es neue Probleme erzeugen zu lassen. Zu dieser Zeit zapften sie ohne Hast und beinahe geistesabwesend dem fremden Nestling, den sie seiner Welt zurückgegeben hatten, die Kenntnisse ab, die er über seine Leute erworben hatte, und ließen ihn, nachdem sie ihn geliebt hatten, fallen, denn er war für ihre Zwecke von keinem weiteren Interesse mehr.

Sie nahmen die Daten, die er angesammelt hatte, und mit dem Ziel, diese vorläufige Lösung zu testen, zogen sie Ermittlungen in Erwägung, die zu einer Untersuchung der ästhetischen Parameter bei der Möglichkeit einer künstlerischen Zerstörung der Erde führen würden. Aber erst nach vielem Warten würde die Erfüllung die Entscheidung groken.

*

Der Daibutsu am Kamakura wurde wieder von einer gigantischen Flutwelle überspült, die eine Sekundärerscheinung einer seismischen Störung 280 Kilometer hinter Honshu war. Die Welle tötete 13000 Menschen und trug einen kleinen Jungen hoch in das Innere eines Buddha-Bildes, wo er von überlebenden Mönchen gefunden und gerettet wurde. Dieses Kind lebte siebenundneunzig terranische Jahre nach der Katastrophe, die seine Familie ausgelöscht hatte, und hinterließ weder Nachkommen noch sonst etwas. Bemerkenswertes bis auf den Ruf, unausgesetzt zu rülpsen. Cynthia Duchess trat mit allem Tamtam der modernen Publicity in ein Kloster ein und verließ es drei Tage später wieder in aller Stille. Ex-Generalsekretär Douglas erlitt einen Schlaganfall, der den Gebrauch seiner linken Hand beeinträchtigte, aber nicht seine Fähigkeit, ihm anvertraute Vermögenswerte zu bewahren. Lunar Enterprises, Ltd. veröffentlichte einen Prospekt über Anleiheemissionen ihrer hundertprozentigen Tochterfirma Ares Chandler Corporation. Das mit dem Lyle-Antrieb ausgestattete Forschungsschiff *Mary Jane Smith* landete auf dem Pluto. Die Stadt Fraser in Colorado meldete den kältesten Februar ihrer aufgezeichneten Geschichte.

Bischof Oxtongue predigte im New-Grand-Avenue-Tempel über den Text (Matt. 24, 24): »Denn es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen und große Zeichen und Wunder tun, daß verführt werden in den Irrtum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten.« Er machte deutlich, daß er damit weder Mormonen noch Anhänger der Christian Science, weder Katholiken noch Fosteriten – besonders die letzten nicht – meinte, auch sonst keine Mitreisenden, deren gute Werke mehr zählten als belanglose Unterschiede im Glaubensbekenntnis oder Ritual… sondern allein emporgekommene Häretiker, die gläubige Beitragszahler vom Glauben ihrer Väter weglockten. In einem subtropischen Kurort des gleichen Staates beschworen drei Beschwerdeführer eine Aussage, in der ein Pastor, drei seiner Assistenten und andere Personen der öffentlichen Unzucht bezichtigt wurden. Außerdem sollten sie ein Bordell führen und Jugendliche zu Straftaten verleiten. Der Staatsanwalt hatte kein Interesse an einer Verfolgung, da er ein Dutzend ähnlicher Fälle bei den Akten hatte – beschwerdeführende Zeugen erschienen nie, wenn sie zur Anklage aussagen

sollten.

Das sagte er ihnen auch. Ihr Sprecher erwiderte: »Sie werden diesmal eine Menge Hilfe haben. Oberster Bischof Short ist entschlossen, daß dieser Antichrist sich nicht länger mit seinen Erfolgen brüsten soll.«

Der Staatsanwalt war an Antichristen nicht interessiert – aber in nächster Zukunft fand eine Vorwahl statt. »Nun, vergessen Sie nur nicht, daß ich ohne Unterstützung nicht viel tun kann.«

»Sie werden Unterstützung bekommen.«

Weiter nördlich wußte Dr. Jubal Harshaw nichts von diesem Vorfall; aber er wußte von zu vielen anderen, als daß er sich seinen Seelenfrieden hätte bewahren können. Er war diesem heimtückischen Laster, den Nachrichten, verfallen. Bisher hatte er nur einen Ausschnittsdienst beauftragt, ihm Zeitungsmeldungen über ›Mann vom Mars‹, ›V.M. Smith‹, ›Kirche aller Welten‹ und ›Ben Caxton‹ zuzusenden. Aber der Affe saß auf seinem Rücken – in jüngster Zeit hatte er zweimal einen Impuls unterdrückt, Larry zu befehlen, den Quasselkasten in seinem Arbeitszimmer abzustellen. Verdammt noch mal, warum konnten ihm diese Kinder nicht gelegentlich einen Brief schicken, statt ihn seinen Sorgen zu überlassen? – »Dienst!«

Anne kam herein, doch er starrte weiter auf den Schnee und einen leeren Swimmingpool hinaus. »Anne«, sagte er, »pachte uns ein tropisches Atoll, und laß dieses Mausoleum zum Verkauf ausschreiben.«

»Ja, Boß. Sonst noch was?«

»Aber sorge für eine Unterkunft, bevor du das hier den Indianern zurückgibst; in Hotels wohnen will ich nicht. Wie lange ist es her, daß ich für Honorar geschrieben habe?«

»Dreiundvierzig Tage.«

»Laß dir das eine Lehre sein. Fang an! ›Todesangst eines Hinterwäldlers‹:

Der Winter des Verlangens liegt wie Eis in meinem Herzen,
Splitter gebrochener Versprechen stechen meine Seele,
Geister vergangener Ekstasen reißen mich entzwei,
Und düstere Winde von Bitterkeit singen klagende Lieder.

Narben und gezerrte Muskeln, Stümpfe abgetrennter Glieder,
Schmerzender Hunger und geschundene Knochen,
Sandig brennende Augen scheinen im schwachen Glanz,
Verschlimmern nicht die Folter meiner Einsamkeit…

Flammen des Fiebers zeichnen dein gesegnetes Gesicht,
Durch taube Ohren erklingt deine Stimme in meinem Kopf,
Ich fürchte nicht die Dunkelheit, die mich bald umgibt,
Nur dich zu verlieren, wenn der Tod mich holt.«

Das Gedicht war sehr traurig. »Unterzeichne es mit ›Louisa M. Alcott‹«, sagte Jubal, »und schicke es an die Zeitschrift *Togetherness.«*

»Boß, glaubst du, daß du dafür Honorar bekommst?«

»Wie? Es wird später etwas wert sein; leg es ab, dann kann mein literarischer Erbschaftsverwalter es benutzen, um die Erbschaftssteuern zu bezahlen. Das ist der Haken bei einer künstlerischen Tätigkeit; die beste Arbeit ist am meisten dann wert, wenn der Arbeiter nicht mehr bezahlt werden kann. Das literarische Leben – *Dreck!* Es besteht darin, daß man die Katze kratzt, bis sie schnurrt.«

»Armer Jubal! Niemand hat jemals Mitleid mit ihm, deshalb muß er sich selbst bemitleiden.«

»Auch noch Sarkasmus. Kein Wunder, daß ich nichts zustande bringe.«

»Kein Sarkasmus, Boß. Nur wer den Schuh trägt, weiß, wo er drückt.«

»Dann entschuldige ich mich. Jetzt kommt aber ein Gedicht, das Geld einbringen wird. Titel! ›Einer für den Weg‹.«

Du findest deine Ruh',
Wirst du geköpft, gehangen,
Doch wäre es mit Gift
Wohl einfacher gegangen.

Du findest Schlaf und Frieden,
Vernichtet durch 'nen Schuß,
Doch mit 'ner Pulle Gift
Ist viel schneller Schluß.

Fax vobiscum,
Durch Feuer oder Gas,
Jeder Apotheker
Führt Frieden in 'nem Glas.

Zuflucht und Ruhe,
Bietet das Grab, Doch den einfachsten Weg
Ein Arzt mir gab.

Chorus:

Mit 'nem Aaah!, 'nem Seufzer und 'nem Tritt mit dem Bein,
Der Tod kommt ganz leise oder mit Schrein
Doch die schönste Zeit sich umzubringen
Ist, wenn Freunde dich fröhlich umringen.

Es kamen noch vier Strophen. »Jubal«, fragte Anne besorgt, »ist dein Magen nicht in Ordnung?«

»Doch.«

»Das ist auch zum Ablegen?«

»Nein! Das ist für den *New Yorker.* Das übliche Pseudonym.«

»Sie werden es kaufen. Es ist morbid, deshalb werden sie es kaufen.«

»Und außerdem stimmt die Skandierung nicht so ganz.«

»Natürlich nicht! Man muß einem Redakteur wenigstens etwas zum Verändern geben, sonst wird er frustriert. Nachdem er hineingepinkelt hat, gefällt ihm der Geruch besser, und dann kauft er es. Meine Liebe, ich habe mich vor ehrlicher Arbeit schon gedrückt, als du noch gar nicht geboren warst – erzähle Großpapa nicht, wie man Eier aussaugt. Oder möchtest du lieber, daß ich Abby nähre, während du es schreibst? He! Um diese Zeit wird Abigail doch gefüttert! Du hattest keinen Dienst, Dorcas war dran.«

»Es wird Abby nicht schaden, zu warten. Dorcas hat sich hingelegt. Morgendliche Übelkeit.«

»Unsinn. Anne, ich erkenne eine Schwangerschaft zwei Wochen, bevor ein Kaninchen sie erkennen kann – das weißt du selbst. Ich werde wohl in Zukunft etwas strenger sein müssen.«

»Jubal, laß sie in Frieden! Sie ängstigt sich, daß sie vielleicht nicht empfangen hat… und sie möchte es doch so lange wie möglich glauben. Verstehst du *überhaupt nichts* von Frauen?«

»Hmmm… wenn ich recht darüber nachdenke – nein. In Ordnung, ich werde sie nicht piesacken. Warum holst du unseren kleinen Engel nicht und stillst ihn hier? Du hast beim Diktat doch beide Hände frei.«

»Ich bin froh, daß ich Abby nicht mitgebracht habe – sie hätte vielleicht verstanden, was du gesagt hast…«

»Ich verderbe also Babies?«

»Sie ist noch zu klein, um den Marshmallow-Sirup darunter zu erkennen, Boß. Aber wenn ich sie hole, arbeitest du nichts, du spielst nur mit ihr.«

»Kannst du dir eine bessere Methode denken, leere Stunden anzureichern?«

»Jubal, ich schätze die Tatsache, daß du vernarrt in meine Tochter bist; ich halte sie selbst für recht hübsch. Aber du hast deine ganze Zeit damit verbracht, entweder mit Abby zu spielen… oder Trübsal zu blasen. Das ist nicht gut.«

»Wann beantragen wir Sozialhilfe?«

»Darum geht es nicht. Wenn du keine Geschichten strickst, bekommst du eine geistige Verstopfung. Es hat schon den Punkt erreicht, wo Dorcas und Larry und ich an den Nägeln kauen. Wenn du ›Dienst!‹ brüllst, beben wir vor Erleichterung. Aber es ist immer falscher Alarm.«

»Wenn Geld da ist, um die Rechnungen zu bezahlen – worüber machst du dir dann Sorgen?«

»Über was machst *du* dir Sorgen, Boß?«

Jubal erwog, ob er es ihr erzählen sollte. Jede Unsicherheit über Abigails Vater war in seinen Augen durch die Namen, die sie erhalten hatte, beseitigt worden. Anne hatte zwischen ›Abigail‹ und ›Zenobia‹ geschwankt und dann dem Kind beide aufgebürdet. Anne erwähnte die Bedeutung dieser Namen nie… wahrscheinlich wußte sie nicht, daß er sie kannte…

Anne fuhr entschlossen fort: »Du hältst niemanden zum Narren, Jubal. Dorcas und Larry und ich wissen alle, daß Mike für sich selbst sorgen kann.

Aber du regst dich über ihn dermaßen auf…«

»Ich soll mich *aufregen?«*

»Larry hat den Tank in seinem Zimmre aufgestellt, und wir haben abwechselnd die Nachrichten verfolgt, jede Sendung. Nicht etwa, daß wir uns Sorgen machen – außer um dich. Aber wenn Mike in den Nachrichten erwähnt wird – und natürlich wird er das; er ist schließlich der Mann vom Mars –, dann wissen wir es, bevor diese blöden Zeitungsausschnitte bei dir ankommen. Ich wünschte, du würdest aufhören, sie zu lesen.«

»Woher weißt du von irgendwelchen Zeitungsausschnitten? Ich habe mir eine Menge Umstände gemacht, daß du nichts davon erfährst.«

»Boß«, erklärte Anne mit müder Stimme, »irgendwer muß den Abfall wegbringen. Glaubst du, daß Larry nicht lesen kann?«

»Aha. In diesem verflixten Verlies funktioniert nichts mehr, seit Duke fort ist!«

»Teile es Mike mit – und Duke wird sofort erscheinen.«

»Du weißt, das kann ich nicht machen.« Es ärgerte ihn, daß das, was Anne sagte, mit beinahe absoluter Sicherheit wahr war… und dem Gedanken folgte ein bitterer Verdacht. »Anne! Bist du immer noch hier, weil Mike es dir gesagt hat?«

Sie erwiderte prompt: »Ich bin hier, weil ich es möchte.« »Hmmm… ich bin mir nicht sicher, ob das eine vollständige Antwort ist.« »Jubal, manchmal wünsche ich mir, du seist klein genug, um übers Knie gelegt zu werden. Darf ich zu Ende führen, was ich sagen wollte?« »Du hast das Wort.« Wäre noch *einer* von ihnen hier? Hätte Maryam Stinky geheiratet und wäre sie mit ihm nach Beirut gezogen, wenn Mike seine Zustimmung nicht gegeben hätte? Der Name ›Fatima Michele‹ mochte eine Reverenz vor ihrem angenommenen Glauben vereint mit dem Wunsch ihres Mannes sein, seinem engsten Freund ein Kompliment zu machen. Er könnte aber auch die gleiche Bedeutung haben wie Klein-Abbys Doppelname, der Mike zu etwas mehr als nur den Paten von Dr. und Mrs. Mahmouds Baby macht. Wenn dem so war, trug dann Stinky seine Hörner, ohne es zu wissen? Oder mit gelassenem Stolz, wie Josef es angeblich getan hat? Äh… es war schon anzunehmen, daß Stinky über seine Huri Bescheid wußte; die Wasserbrüderschaft würde ihn nicht blind machen. Wenn die Sache wichtig war, was Jubal als Arzt und Agnostiker bezweifelte. Aber für sie…

»Du hörst nicht zu.«

»Entschuldigung. Ich war in Gedanken.« – Und hör auf damit, du schlimmer alter Mann… liest da Bedeutungen in Namen hinein, die Mütter ihren Kindern geben! Als nächstes wirst du dich mit der Numerologie befassen… dann mit der Astrologie… dann mit dem Spiritismus – bis die Senilität so weit fortgeschritten ist, daß nichts mehr übrigbleibt als eine unter Vormundschaft stehende Hülle, die nicht mehr genug Verstand hat, um mit Würde zu dekarnieren. Geh an die verschlossene Schublade Nummer 9 im Behandlungsraum, gib den Code ›Lethe‹ ein – und nimm zwei Gran, obwohl

eines mehr als genug ist…

»Diese Zeitungsausschnitte sind überflüssig, weil wir die Nachrichten über Mike verfolgen… und Ben hat uns das Wasserversprechen gegeben, uns jede private Neuigkeit, die wir wissen müssen, sofort mitzuteilen. Mike weiß natürlich darüber Bescheid. Aber, Jubal, Mike *kann* nichts passieren. Wenn du das Nest besuchen wolltest, wie wir drei es getan haben, wäre es dir klar.« »Ich bin nie eingeladen worden.« »Wir wurden auch nicht direkt eingeladen. Wir gingen einfach hin. Man braucht doch keine Einladung, um nach Hause gehen zu dürfen… Sie brauchen ja auch keine Einladung um hierher zu kommen. Du suchst nur nach Entschuldigungen, Jubal, und zwar nach schlechten. Ben hat dich regelrecht gedrängt, und Dawn und Duke haben es dir sogar schriftlich gegeben.«

»Mike hat mich nicht eingeladen.« »Boß, das Nest gehört mir und dir ebenso, wie es Mike gehört. Mike ist der erste unter Gleichen… wie du es hier bist. Ist dies nicht Abbys Zuhause?« »Zufällig«, antwortete er, »gehört das Objekt ihr… mit Wohnrecht auf Lebenszeit für mich.« Jubal hatte sein Testament geändert. Er wußte, daß Mikes Testament es unnötig machte, für einen Wasserbruder Mikes zu sorgen. Aber da er sich nicht sicher war, welchen ›Wasser-Status‹ dieser Nestling hatte – abgesehen davon, daß sie für gewöhnlich naß war –, hatte er neue Bestimmungen zu ihren Gunsten und zugunsten der Nachkommen von gewissen anderen getroffen. »Ich hatte nicht die Absicht, es dir zu sagen, aber es schadet ja nichts, wenn du es weißt.«

»Jubal… jetzt hast du mich zum Weinen gebracht. Und beinahe hätte ich darüber vergessen, was ich sagen wollte. Und ich muß es sagen. Mike würde dich niemals drängen, das weißt du. Ich groke, daß er auf die Erfüllung wartet – und ich groke, du tust es auch.«

»Hmmm… ich groke, du sprichst richtig.«

»Gut. Ich glaube, du bist heute besonders mißgelaunt, weil Mike wieder festgenommen worden ist. Aber das ist schon viele Male…«

»Festgenommen? Davon habe ich noch nichts gehört! Was ist hier eigentlich los? Verdammt noch mal, Mädchen…«

»Jubal, Jubal! Ben hat nicht angerufen, das ist alles, was wir zu wissen brauchen. Du weißt doch, wie oft Mike schon festgenommen worden ist – in der Army, auf dem Rummelplatz, an anderen Orten – ein halbes Dutzend Mal als Prediger. Er tut nie jemandem etwas zuleide, er läßt sie gewähren. Sie können ihn nie überführen, und er kommt heraus, wann immer er es wünscht.«

»Was ist es diesmal?«

»Oh, der übliche Unsinn – öffentliche Unsittlichkeit, Unzucht mit Abhängigen, Verschwörung zur Steuerhinterziehung, Führung eines Bordells, Verleitung Minderjähriger zu Straftaten, Verschwörung zur Umgehung der Schulgesetze…«

»Wie bitte?«

»Ihre Genehmigung, eine Gemeindeschule zu betreiben, wurde aufgehoben; die Kinder sind nicht in die öffentliche Schule zurückgekehrt. Es spielt keine Rolle, Jubal – nichts davon spielt eine Rolle. Das einzige, dessen sie formaljuristisch schuldig sind, kann nicht bewiesen werden. Jubal, wenn du das Nest gesehen hättest, würdest du wissen, daß nicht einmal der Geheimdienst der Föderation ein Spionauge hineinschmuggeln könnte. Also beruhige dich. Nach einer Menge Publizität wird man die Anklagen fallen lassen – und der Zulauf wird größer sein als zuvor.«

»Hmmm! Anne, hat Mike diese Verfolgung selbst angezettelt?«

Sie sah überrascht aus – ein Gesichtsausdruck, den sie nicht gewohnt war. »Die Möglichkeit ist mir nie in den Sinn gekommen, Jubal. Mike kann nicht lügen, das weißt du doch.«

»Müßte er dazu lügen? Angenommen, er hat wahre Gerüchte ausgestreut? Aber solche, die vor Gericht nicht bewiesen werden können?«

»Glaubst du, Michael würde so etwas tun?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß, daß die geschickteste Art zu lügen die ist, das richtige Maß an Wahrheit zu sagen – und dann zu verstummen. Es wäre nicht das erste Mal, daß eine Verfolgung ihres Schlagzeilenwertes wegen provoziert wurde. Na gut, ich will es vergessen, bis sich herausstellt, daß er nicht damit fertig wird. Hast du immer noch Dienst?«

»Wenn du darauf verzichten kannst, Abby unter dem Kinn zu kraulen und ›Kuckuck‹ und ähnliche unkaufmännische Laute von dir zu geben, werde ich sie holen. Andernfalls werde ich lieber Dorcas sagen, daß sie aufstehen muß.«

»Hole Abby! Ich werde mich ehrlich bemühen, keine unkaufmännischen Laute von mir zu geben. Ich habe nämlich eine brandneue Idee, bekannt als ›Junge lernt Mädchen kennen‹.«

»Na, das ist einmal eine *gute* Idee, Boß! Ich frage mich, warum bisher noch niemand darauf gekommen ist. Eine halbe Sekunde…« Sie eilte hinaus.

Jubal beherrschte sich tatsächlich – bis auf eine Minute unkaufmännischer Aktivität, die gerade ausreichte, um Abigails himmlisches Lächeln hervorzurufen. Dann setzte Anne sich zurecht und ließ das Kind trinken. »Titel:«, begann Jubal. »›Mädchen sind wie Jungen, nur mehr so.‹ Anfang. ›Henry M. Haversham der Vierte war sorgfältig erzogen worden. Er glaubte, es gebe nur zwei Sorten von Mädchen; solche, die sich in seiner Gegenwart befanden, und solche, die es nicht waren. Mädchen der letzteren Sorte zog er bei weitem vor, besonders, wenn sie es blieben.‹ Absatz. ›Er war der jungen Dame, die ihm in den Schoß fiel, nicht vorgestellt worden, und er betrachtete eine weltweite Katastrophe nicht als Gegenstück einer offiziellen Vorstellung…‹ Was, zum Teufel, willst *du* denn? Siehst du nicht, daß ich arbeite?«

»Boß…«, sagte Larry.

»Verschwinde, schließe die Tür und…«

»Boß! Mikes Kirche ist niedergebrannt!«

Sie stürmten wie die Wilde Jagd in Larrys Zimmer. Jubal war an der Ecke eine halbe Länge hinter Larry, Anne mit elf Pfund Mehrgewicht holte schnell auf. Dorcas folgte mit Abstand. Sie war schlecht aus der Startmaschine weggekommen, weil sie erst von dem Lärm aufgewacht war.

»…gestern um Mitternacht. Was Sie hier sehen, war der Haupteingang des Tempels dieses Kultes; wie er unmittelbar nach der Explosion aussah. Hier ist Ihr nachbarlicher Nachrichtenmann für das New-World-Sendernetz mit den Vormittagsnachrichten. Bleiben Sie auf diesem Kanal, es geht gleich weiter. Und nun einen Augenblick für Ihren Sponsor…«

Das Bild verschwand, und es erschien die Mittel-Nahaufnahme einer hübschen Hausfrau. Die Kamera fuhr auf sie zu.

»Verdammt! Larry, stöpsle den Apparat aus und rolle ihn ins Arbeitszimmer. Anne – nein, Dorcas. Ruf Ben an!«

Anne protestierte. »Du weißt, der Tempel hat nie Telefon gehabt. Wie kann sie anrufen?«

»Dann jag jemanden hin und… nein, das wäre dem Tempel nicht recht… äh, ruf den dortigen Polizeichef an! Nein, den Staatsanwalt! Nach den letzten Nachrichten, die du gehört hast, war Mike im Gefängnis?«

»Das ist richtig.«

»Ich hoffe, er ist immer noch drin – und die anderen ebenfalls.«

»Das hoffe ich auch«, sagte Anne. »Dorcas, nimm Abby! Ich telefoniere.«

Als sie ins Arbeitszimmer zurückkamen, leuchtete das Signallämpchen am Telefon und verlangte Dämpfer und Zerhacker. Jubal fluchte, stellte die Kombination ein und war entschlossen, jeden Anrufer aus der Leitung zu jagen.

Es war Ben Caxton. »Hei, Jubal.«

»Ben! Was, zum Teufel, ist los?«

»Also hast du die Nachrichten gesehen. Deswegen rufe ich an. Alles ist unter Kontrolle. Kein Grund, sich aufzuregen.«

»Was ist mit dem Brand? Ist irgendwer verletzt worden?«

»Kein Schaden. Ich soll dir von Mike ausrichten…«

»Kein Schaden? Ich habe eben eine Aufnahme gesehen, und das sah nach einem Totalschaden…«

»Ach das…« Ben zuckte die Achseln. »Jubal, bitte, hör zu! Ich habe noch andere Gespräche zu führen. Du bist nicht der einzige Mensch, der beruhigt werden muß. Aber Mike sagte, ich sollte dich als ersten anrufen.«

»Hmmm… nun gut, Sir. Ich werde schweigen.«

»Niemand ist verletzt, niemand auch nur angesengt worden. Oh, es hat ein paar Millionen Sachschaden gegeben – alles unversichert. Nichevo. Das Gebäude erstickt an Erfahrungen; Mike hatte vor, es bald aufzugeben. Ja, es war feuersicher – aber alles brennt, wenn man genug Benzin und Dynamit

nimmt.«

»Also Brandstiftung?«

»Bitte, Jubal. Acht von uns wurden festgenommen – alle, die sie von dem Neunten Kreis erwischen konnten. Die Haftbefehle trugen zum größten Teil keine Namen. Mike hatte uns in wenigen Stunden gegen Kaution wieder draußen, ihn selbst ausgenommen. Er ist im Kittchen…«

»Ich komme sofort!«

»Immer mit der Ruhe. Mike meint, du könntest kommen, wenn du möchtest, aber notwendig sei es nicht. Das waren seine Worte. Ich bin der gleichen Meinung. Es wäre eine reine Vergnügungsreise. Das Feuer wurde letzte Nacht gelegt, als der Tempel leer war, denn wir hatten wegen der Verhaftungen alle Veranstaltungen abgesagt – leer, heißt das, bis auf das Nest. Alle von uns, die in der Stadt waren, befanden sich, Mike ausgenommen, im Innersten Tempel und hielten ein Wasserteilen zu seinen Ehren ab, als die Explosion und das Feuer ausbrachen. Also vertagten wir uns in ein Ausweichnest.«

»So, wie du aussiehst, habt ihr Glück gehabt, hinauszukommen.«

»Wir wurden abgeschnitten, Jubal. Wir sind alle tot…«

»Was?«

»Wir werden alle als tot oder vermißt geführt. Du verstehst, niemand hat das Gebäude verlassen, nachdem der Holocaust begann… nicht durch einen der bekannten Ausgänge.«

»Hm… ein ›Priesterloch‹?«

»Jubal, Mike hat für so etwas seine Methoden – und ich werde darüber nicht am Telefon sprechen. Auch nicht, wenn es verschlüsselt ist.«

»Du sagst, er sei im Gefängnis.«

»Ja. Das ist er immer noch.«

»Aber…«

»Das reicht. Wenn du kommst, geh nicht zum Tempel! Der ist hin. Ich werde dir nicht sagen, wo wir sind… und ich rufe auch nicht von dort an. Wenn du kommst – und ich sehe keinen Sinn darin; es gibt nichts, was du tun könntest –, komm so, wie du es normalerweise tun würdest! Wir werden dich finden.«

»Aber…«

»Das ist alles. Lebewohl. Anne, Dorcas, Larry – und auch du, Jubal, und das Baby. Teilt Wasser. Ihr seid Gott.« Der Schirm wurde leer.

Jubal fluchte. »Ich habe es gewußt! Das kommt dabei heraus, wenn man mit der Religion herumpfuscht. Dorcas, ruf mir ein Taxi! Anne – nein, still du dein Kind fertig! Larry, pack mir eine Reisetasche! Anne, ich werde den größten Teil des Bargeldes brauchen. Larry kann morgen gehen und den Vorrat auffüllen.«

»Boß«, protestierte Larry, »wir reisen *alle.«*

»Selbstverständlich«, stimmte Anne knapp zu.

»Ruhig, Anne! Schließ den Mund, Dorcas! Das ist keine Sache, bei der Frauen das Stimmrecht haben. Die Stadt dort ist die Schußlinie, und da kann alles passieren. Larry, du bleibst hier und beschützt zwei Frauen und ein Baby! Laß das mit der Bank; ihr werdet kein Bargeld brauchen, weil keiner von euch einen Schritt vom Grundstück tun wird, bis ich wieder da bin. Irgendwelche Leute haben Zuflucht zur Gewalt genommen, und es gibt genug Verbindungen zwischen diesem Haus und jener Kirche, daß sie auch hier Gewalt anwenden könnten. Larry, das Flutlicht muß die ganze Nacht brennen, setz den Zaun unter Strom, zögere nicht zu schießen! Und treibe gegebenenfalls alle schleunigst in den Keller – stellt Abbys Bettchen sofort dort auf! Los, an die Arbeit! Ich muß mich umziehen.«

Dreißig Minuten später war Jubal allein in seiner Suite. Larry rief hinauf: »Boß! Das Taxi landet.«

»Komme gleich«, rief er zurück. Dann betrachtete er ein letztes Mal die niedergestürzte Karyatide. Seine Augen füllten sich mit Tränen. Er sagte leise: »Du hast es versucht, nicht wahr, Kind? Aber dieser Stein war immer zu schwer… zu schwer für jeden.«

Sacht berührte er eine Hand der zusammengekrümmten Gestalt, drehte sich um und ging.

35. KAPITEL

Jubal hatte eine miserable Reise. Das Taxi war automatisch und verhielt sich genauso, wie er es von Maschinen erwartete. Es hatte eine Panne und flog zur Reparatur. Jubal landete in New York, weiter von seinem Ziel entfernt als zuvor. Wie er feststellte, kam er von da mit öffentlichen Verkehrsmitteln besser weiter als mit jedem verfügbaren Charterflug. Er mußte Stunden warten, zusammengepfercht mit Fremden (was er verabscheute), und vertrieb sich die Zeit mit Stereofernsehen (was er nur etwas weniger verabscheute).

Er sah eine Einblendung des obersten Bischofs Short, der einen heiligen Krieg gegen den Antichrist – d.h. Mike – proklamierte, und er sah viele Aufnahmen von einem völlig zerstörten Gebäude. Ihm war es schleierhaft, wie daraus irgendwer hatte lebend entkommen können. Augustus Greaves kommentierte alles beruhigt, wies jedoch darauf hin, daß bei Streit zwischen Nachbarn es immer der eine Nachbar ist, der den Brand stiftet – und seiner in doppelsinnigen Worten ausgesprochenen Meinung nach sei der Mann vom Mars schuld.

Endlich stand Jubal auf einem städtischen Landeplatz – vor Hitze umkommend in Wintersachen, stellte fest, daß Palmen immer noch wie armselige Flederwische aussahen, betrachtete lustlos das Meer dahinter, sah in ihm eine schmutzige unstabile Masse, verseucht mit Grapefruit-Schalen und menschlichen Exkrementen – und fragte sich, was er tun solle.

Ein Mann mit einer Uniformmütze auf dem Kopf näherte sich ihm. »Taxi, Sir?«

»Äh… ja.« Er konnte in ein Hotel gehen, die Presse kommen lassen und ein Interview geben, das seinen Aufenthaltsort bekanntmachen würde. Manchmal war es von Vorteil, prominent zu sein.

»Hier entlang, Sir.« Der Taxifahrer führte ihn zu einem verbeulten gelben Wagen. Als er Jubal die Reisetasche hinterherreichte, sagte er leise: »Ich biete dir Wasser.«

»He? Mögest du niemals dürsten.« »Du bist Gott.« Der Taxifahrer schloß die Tür und stieg in sein eigenes Abteil. Ihr Flug endete über dem einen Flügel eines großen Strandhotels – einem Privatplatz für vier Wagen. Der Landeplatz des Hotels befand sich auf einem anderen Flügel. Der Pilot stellte das Taxi auf automatischen Rückflug ein, nahm Jubals Reisetasche und führte ihn ins Innere. »Durch das Foyer könntest du nicht hinein«, erklärte er, »denn es wimmelt in diesem Stockwerk von äußerst schlecht gelaunten Kobras. Wenn du also auf die Straße hinuntergehen willst, vergiß ja nicht, es jemandem zu sagen. Mir oder sonstwem – ich bin Tim.«

»Ich bin Jubal Harshaw.«

»Ich weiß, Bruder Jubal. Hier entlang! Vorsicht, Stufe.«

Sie betraten eine Suite von der großen, mit extremem Luxus ausgestatteten Art und ein Schlafzimmer mit Bad. Tim sagte: »Das ist deins«, stellte Jubals Tasche ab und ging. Auf einem Tisch fand Jubal Wasser, Gläser, Eiswürfel und eine Flasche Brandy, die zwar offen, aber unberührt war. Es überraschte ihn nicht, daß es sich dabei um seine Lieblingsmarke handelte. Er mischte sich einen auf die schnelle, trank ihn, seufzte und zog seinen Wintermantel aus.

Eine Frau trat mit einem Tablett voller Sandwiches ein. Ihr Kleid hielt Jubal für die Uniform eines Hotel-Zimmermädchens, da es ganz anders war als die Shorts, Büstenhalter, Sarongs und anderen Möglichkeiten, mehr zur Schau zu stellen als zu verbergen, die diesen Badeort kennzeichneten. Aber sie lächelte ihn an, sagte: »Trinke tief und dürste niemals, Bruder«, stellte das Tablett ab, ging ins Bad, ließ Wasser in die Wanne laufen und hielt dann im Schlafzimmer prüfend Umschau. »Brauchst du sonst noch irgend etwas, Jubal?«

»Ich? O nein, alles ist wundervoll. Ich werde mich schnell etwas frisch machen und… ist Ben Caxton in der Nähe?«

»Ja. Er sagte, du würdest sicher erst baden und es dir bequem machen wollen. Wenn du etwas haben möchtest, brauchst du es nur zu sagen. Irgendwann. Oder frage nach mir. Ich bin Patty.«

»Oh! Das Leben Erzengel Fosters.«

Sie zeigte lächelnd ihre Grübchen und wirkte plötzlich viel jünger als die dreißig Jahre, auf die Jubal sie geschätzt hatte. »Ja.«

»Ich würde es sehr gern sehen. Ich interessiere mich für religiöse Kunst.«

»Jetzt? Nein, ich groke, du möchtest baden. Oder hättest du gern Hilfe?«

Jubal erinnerte sich, daß seine tätowierte japanische Freundin ihm viele Male das gleiche Angebot gemacht hatte. Aber Patty war keine Japanerin, und er wollte sich einfach nur den Gestank abwaschen und Sommersachen anziehen. »Nein, danke, Patty. Ich sehe es mir an, wenn es dir einmal paßt.«

»Jederzeit. Es eilt nicht.« Sie ging ohne Hast, aber mit sehr schnellen Bewegungen.

Jubal seifte sich ein und tauchte unter. Er vermied es zu trödeln, obwohl seine müden Muskeln ihn dazu einluden. Er wollte so schnell wie möglich Ben sehen, um herauszufinden, was hier eigentlich los war.

Kurz darauf sah er durch, was Larry ihm eingepackt hatte, und grunzte ärgerlich, als er keine Sommerhose entdeckte. Er behalf sich mit Sandalen, Shorts und einem farbigen Hemd. Das betonte seine haarigen, mager werdenen Beine, und er sah aus wie ein mit Farbe bespritzter Emu. Aber Jubal hatte sich vor Jahrzehnten abgewöhnt, sich über so etwas Gedanken zu machen. Es ging so, bis er auf die Straße mußte – oder vor Gericht. Hatte die Anwaltskammer hier ein Gegenseitigkeitsabkommen mit Pennsylvania? Er konnte sich nicht daran erinnern. Wenn es sein mußte, konnte man ja auch mit einem der hiesigen Anwälte kooperieren.

Er fand zu einem großen Wohnzimmer, das die unpersönliche Einrichtung von Hotelräumen hatte. Mehrere Personen saßen vor dem größten Stereotank, den Jubal jemals außerhalb eines Theaters gesehen hatte. Einer blickte hoch, sagte: »Hei, Jubal«, und kam ihm entgegen.

»Hei, Ben. Wie ist die Lage? Ist Mike noch im Gefängnis?«

»O nein. Er ist freigekommen, kurz nachdem ich mit dir telefoniert hatte.«

»Ist die Voruntersuchung festgesetzt worden?«

Ben lächelte. »So ist es nicht, Jubal. Rein technisch gesehen ist er ein ›Ausbrecher‹. Mike ist nicht entlassen worden, er ist geflohen.«

Jubal verzog angewidert das Gesicht. »Wie konnte er so etwas Törichtes tun! Jetzt ist der Fall achtmal so schwierig geworden.«

»Jubal, ich habe dir doch gesagt, du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Wir Übrigen werden für tot gehalten – und Mike wird vermißt. Mit dieser Stadt sind wir fertig, es kommt nicht darauf an. Wir werden anderswohin gehen.«

»Man wird ihn ausliefern.«

»Keine Bange. Das wird man nicht.«

»Nun… wo ist er? Ich muß mit ihm reden.«

»Er wohnt zwei Türen von deinem Zimmer entfernt. Aber er hat sich in die Meditation zurückgezogen. Für dich hat er die Nachricht hinterlassen, du sollst nichts unternehmen. Du kannst mit ihm reden, wenn du darauf bestehst; Jill wird ihn aus der Trance rufen. Aber ich empfehle es nicht. Es ist nicht eilig.«

Jubal war verdammt erpicht darauf, mit Mike zu reden – und ihn

auszuschimpfen, daß er in eine solche Patsche geraten war – , aber Mike in einer Trance zu stören, war schlimmer, als Jubal zu stören, wenn er eine Story diktierte. Der Junge erwachte immer aus der Selbsthypnose, wenn er ›in seiner ganzen Fülle gegrokt‹ hatte, was es auch sein mochte – oder wenn nicht, dann mußte er sich von neuem zurückziehen. Es war so sinnlos, als wecke man einen Bären aus dem Winterschlaf.

»Gut. Aber ich möchte ihn sprechen, wenn er aufwacht.«

»Das wirst du. Jetzt erhole dich erst einmal von der Reise.« Ben führte ihn zu der Gruppe um den Tisch.

Anne blickte auf. »Hallo, Boß.« Sie rückte zur Seite. »Setz dich!«

Jubal nahm neben ihr Platz. »Darf ich fragen, was, zum Teufel, *du* hier machst?«

»Das gleiche wie du – nichts. Ich schaue Stereo. Jubal, sei nicht so pampig, nur weil wir uns nicht an deine Anweisungen gehalten haben. Wir gehören ebenso hierher wie du. Du hättest uns nicht verbieten sollen zu kommen. Aber du warst zu aufgeregt, als daß wir mit dir hätten diskutieren können. Also entspanne dich, und sieh dir an, was sie über uns zu sagen haben. Der Sheriff hat angekündigt, er wird uns Huren alle aus der Stadt vertreiben.« Sie lächelte. »Ich bin noch nie aus einer Stadt vertrieben worden. Trägt man eine Hure auf einer Stange hinaus? Oder werde ich laufen müssen?«

»Ich glaube nicht, daß es dafür ein Protokoll gibt. Ihr seid alle gekommen?«

»Ja, aber mach dir keine Sorgen. Larry und ich haben vor einem Jahr mit den McClintock-Jungen ein Abkommen getroffen – nur für alle Fälle. Sie wissen, wie der Heizkessel funktioniert und wo die Schalter sind und so weiter; es geht alles in Ordnung.«

»Hmmm! Langsam glaube ich, daß ich dort nur zur Miete wohne.«

»Du verlangst von uns, daß wir das Haus führen, ohne dich zu belästigen. Aber es ist eine Schande, daß du uns nicht hast alle zusammen reisen lassen. Wir sind schon vor Stunden angekommen – du mußt Ärger gehabt haben.«

»So ist es. Anne, wenn ich wieder zu Hause bin, werde ich nie in meinem Leben mehr einen Fuß von dem Grundstück hinuntersetzen… und ich habe vor, das Telefonkabel abzureißen und den Quasselkasten mit dem Vorschlaghammer zu bearbeiten.«

»Ja, Boß.« »Diesmal ist es mir ernst.« Er warf einen Blick auf den gigantischen Stereofernsehapparat. »Gehen diese Werbesendungen ewig weiter? Wo ist mein Patenkind? Erzähl mir bloß nicht, daß du sie bei den idiotischen McClintock-Söhnen gelassen hast!« »Natürlich nicht. Sie ist hier. Sie hat sogar ihr eigenes Kinder mädchen, Gott sei Dank.« »Ich möchte sie sehen.« »Patty wird dich zu ihr führen. Ich habe sie satt – sie ist auf dem ganzen Weg ein kleines Biest gewesen. Patty, Liebes! Jubal möchte Abby sehen.«

Die tätowierte Dame eilte ohne Hast durch das Zimmer. Soweit Jubal erkennen konnte, war Patty die einzige Anwesende, die einer Arbeit nachging… und sie schien überall zugleich zu sein. »Natürlich, Jubal. Ich habe

nichts zu tun. Hier entlang!«

»Ich habe die Kinder in meinem Zimmer untergebracht«, berichtete sie, während Jubal sich bemühte, mit ihr Schritt zu halten. »Dann kann Honey Bun auf sie aufpassen.«

Es verpaßte Jubal eine gelinden Schrecken, als er sah, was Patricia meinte. Die Boa lag in viereckigen Schlingen, die ein Nest bildeten, auf einem Bett. Es war ein Zwillingsnest, da ein Abschnitt der Schlange darübergezogen war, um das Quadrat zu teilen und zwei Taschen von Kinderbettgröße zu bilden, von denen jede mit einer Decke ausgepolstert war und ein Baby enthielt.

Beim Eintritt der beiden Erwachsenen hob das ›Kindermädchen‹ fragend den Schlangenkopf. Patty streichelte die Boa. »Alles in Ordnung, Liebes. Vater Jubal möchte sie sehen. Liebkose sie ein bißchen, und gib ihr Zeit, dich zu groken, damit sie dich das nächste Mal erkennt.«

Jubal schäkerte mit seiner liebsten Freundin, die ihn angluckste und nach ihm trat, dann streichelte er die Schlange. Es war das hübscheste Exemplar einer *Boidae,* das er je gesehen hatte – länger, schätzte er, als jede andere *Boa constrictor* in Gefangenschaft. Ihre Querstreifen zeichneten sich scharf ab, und die leuchtenderen Farben des Schwanzes prunkten. Er beneidete Patty um ihr prächtiges Haustier und bedauerte, daß er keine Zeit finden werde, sich mit ihm anzufreunden.

Die Schlange rieb den Kopf an seiner Hand wie eine Katze. Patty nahm Abby hoch und sagte: »Honey Bun, warum hast du es mir nicht erzählt? Sie erzählt mir immer sofort, wenn sich eine von ihnen verheddert hat oder Hilfe braucht, weil sie nicht viel mehr tun kann, als sie zurückzuschubsen, wenn sie versuchen hinauszukriechen. Sie hat ja keine Hände. Aber sie ist einfach nicht fähig zu groken, daß einem nassen Baby die Windeln gewechselt werden müssen – Honey Bun sieht darin nichts Verkehrtes. Und Abby auch nicht.«

»Ich weiß. Darin ist sie zuverlässig. Wer ist der andere Wonneproppen?«

»Das ist Fatima Michele. Ich dachte, das wüßtest du.«

»*Sie* sind hier? Ich glaubte sie in Beirut!«

»Ja, aus einem dieser fernen Länder sind sie gekommen. Ich weiß nur nicht woher. Maryam hat es mir gesagt, aber es bedeutet mir nichts; ich bin nie irgendwo gewesen. Ich groke, alle diese Orte sind gleich – weil die Leute gleich sind. Willst du einmal Abigail halten, während ich nach Fatima sehe?«

Jubal tat es und versicherte ihr, sie sei das schönste Mädchen der Welt. Dann sagte er es Fatima. Er war beide Male aufrichtig, und die Mädchen glaubten ihm – Jubal hatte das bei unzähligen Gelegenheiten gesagt, angefangen in der Harding-Regierung, und er hatte es immer aufrichtig gemeint, und es war ihm immer geglaubt worden. Es war eine höhere Wahrheit, die nicht an weltliche Logik gebunden war.

Mit Bedauern ging er wieder, nachdem er Honey Bun gestreichelt und ihr das gleiche versichert hatte – mit derselben Ernsthaftigkeit.

Als sie hinauskamen, stießen sie mit Fatimas Mutter zusammen.

»Boß-Schätzchen!« Sie küßte ihn und klopfte seinen Bauch. »Ich sehe, sie haben dich gut gefüttert.«

»Es ging. Ich habe mit deiner Tochter geschmust. Sie ist eine Engelspuppe, Miriam.«

»Ein recht hübsches Baby, nicht wahr? Wir werden sie nach Rio verkaufen. Wahrscheinlich bekommen wir einen ganz guten Preis.«

»Ich dachte, im Yemen sei der Markt besser?«

»Stinky sagt, nein. Ich muß sie loswerden, damit wir Platz bekommen.« Sie legte seine Hand auf ihren Bauch. »Fühlst du es? Stinky und ich machen einen Jungen – da habe ich keine Zeit mehr für Töchter.«

»Maryam«, schalt Patricia, »so redet man doch nicht! Noch nicht einmal aus Scherz!«

»Entschuldige, Patty. Über dein Baby würde ich nicht so reden. Tante Patty ist eine Dame und grokt, daß ich es nicht bin.«

»Das groke ich auch, du kleine Range. Aber wenn Fatima zu kaufen ist, biete ich dir das Doppelte von dem besten Angebot, das du bekommst.«

»Handle es mit Tante Patty aus; mir ist nur erlaubt, sie gelegentlich zu sehen.«

»Und du bist gar nicht dick, deshalb willst du sie vielleicht selbst behalten. Laß mich deine Augen sehen! Hmmm… könnte sein.«

»Es ist so. Mike hat es sehr sorgfältig gegrokt und Stinky gesagt, er habe einen Jungen gemacht.«

»Wie kann Mike das groken? Ich bin mir nicht einmal sicher, ob du schwanger bist.«

»Oh, das ist sie, Jubal«, bestätigte Patricia.

Miriam sah ihn heiter an. »Immer noch der Skeptiker, Boß? Mike hat es gegrokt, während wir noch in Beirut waren, bevor Stinky und ich überhaupt wußten, daß ich empfangen hatte. Daraufhin rief Mike uns an. Stinky teilte der Universität mit, wir würden unser Ferienjahr nehmen oder kündigen, wenn sie es wünschten. Anschließend sind wir dann hergekommen.«

»Und was tut ihr hier?«

»Wir arbeiten. Schwerer, als du mich hast arbeiten lassen, Boß – mein Mann ist ein Sklaventreiber.« »Und woran arbeitet ihr?« »Sie schreiben ein marsianisches Lexikon«, teilte Patty ihm mit.

»Marsianisch-Englisch? Das muß schwierig sein.«

»O nein!« Miriam war beinahe schockiert. »Das wäre unmöglich. Ein marsianisches Lexikon auf marsianisch. Es hat nie eines gegeben; Marsianer brauchen so etwas nicht. Ich mache nur die Schreibarbeit. Mike und Stinky – vor allem Stinky – haben eine phonetische Schrift für das Marsianische ausgearbeitet mit einundachtzig Buchstaben. Wir haben eine IBM-Schreibmaschine umbauen lassen und auch die Hochstellung einbezogen. BoßDarling, ich bin als Sekretärin total verdorben, ich schreibe jetzt

Zehnfingersystem auf marsianisch. Wirst du mich trotzdem lieben? Wenn du ›Dienst!‹ brüllst und ich zu gar nichts mehr tauge? Ich kann immer noch kochen… und man sagt mir, ich hätte auch andere Talente.«

»Ich werde auf marsianisch diktieren.« »Das wirst du, wenn Mike und Stinky mit dir fertig sind. Das groke ich. Nicht wahr, Patty?« »Du sprichst richtig, mein Bruder.«

Sie kehrten in das Wohnzimmer zurück. Caxton trat zu ihnen und schlug vor, einen ruhigeren Ort aufzusuchen, der etwas weiter von dem Quasselkasten entfernt war. Er führte Jubal einen Gang hinunter und in ein anderes Wohnzimmer. »Ihr habt anscheinend den größten Teil dieses Stockwerkes gemietet«, bemerkte Jubal.

»Das ganze Stockwerk«, antwortete Ben. »Vier Suiten und ein Gemeinschaftsraum, die nicht anders zugänglich sind als über unseren Landeplatz… oder durch ein Foyer, das nicht ganz ungefährlich ist. Du bist deswegen gewarnt worden?«

»Ja.«

»Im Augenblick brauchen wir nicht viel Platz… aber das kann noch kommen; es trudelt einer nach dem anderen ein.«

»Ben, wie könnt ihr euch in aller Öffentlichkeit verstecken? Das Hotelpersonal wird euch verraten.«

»Das Personal kommt nicht hier herauf. Verstehst du, Mike gehört das Hotel.«

»Um so schlimmer, würde ich meinen.«

»Nur dann, wenn unser mannhafter Polizeichef Mr. Douglas auf seiner Lohnliste stehen hat. Mike hat ungefähr vier Strohmänner zwischengeschaltet – und Douglas schnüffelt nicht hinterher, wenn Mike etwas anordnet. Seit Os Kilgallen meine Kolumne übernommen hat, haßt Douglas mich, glaube ich, nicht mehr, aber die Kontrolle möchte er nicht aus der Hand geben. Er macht, was Mike ihm befiehlt. Das Hotel ist eine gute Investition; es bringt eine Menge Geld. Der offizielle Hotelbesitzer ist ein heimliches Mitglied des Neunten Kreises. Er reserviert dieses Stockwerk die Saison über für sich, und der Hoteldirektor fragt nicht, warum – er liebt seinen Posten. Mike bezahlt ihm mehr, als er eigentlich wert ist. Es ist ein gutes Versteck. Bis Mike grokt, wohin wir gehen werden.«

»Hört sich an, als hätte Mike einen Notfall vorausgesehen.«

»Davon bin ich überzeugt. Vor zwei Wochen räumte Mike das Nestlingsnest – bis auf Maryam und ihr Baby; Maryam wird gebraucht. Mike schickte Eltern mit Kindern in andere Städte – Orte, an denen er wahrscheinlich Tempel eröffnen will –, und als der Augenblick kam, mußte nur noch ein Dutzend von uns umziehen. Das war weiter nicht schlimm.«

»Wie ich es verstanden habe, seid ihr nur knapp mit dem Leben davongekommen.« Jubal fragte sich, wie sie überhaupt ihre Kleider mitnehmen konnten. Wahrscheinlich waren sie bei Ausbruch des Feuers noch nicht einmal bekleidet. »Ihr habt alles verloren, was in dem Nest war? Euren

ganzen persönlichen Besitz?«

»Oh, alles Wichtige wurde gerettet. Sachen wie Stinkys Sprachbänder und eine Spezialschreibmaschine, die Maryam benutzt – sogar dieses Horror-Foto von dir. Und Mike schnappte noch schnell ein paar Kleider und Bargeld.«

Jubal wandte ein: »Du sagst, *Mike* habe es getan? Ich dachte, Mike war zu der Zeit im Gefängnis?«

»Das war er… und auch wieder nicht. Sein Körper war im Gefängnis, in Trance eingerollt. Aber er war bei uns. Du verstehst?«

»Das groke ich nicht.«

»Rapport. Die meiste Zeit war er in Jills Kopf, aber wir waren alle eng zusammen. Jubal, ich kann es nicht erklären; so etwas muß man *tun.* Als die Explosion passierte, brachte er uns her. Dann kehrte er zurück und rettete das unwichtigere Zeug.«

Jubal runzelte die Stirn. Caxton erklärte ungeduldig: »Teleportation natürlich! Was ist daran so schwer zu groken, Jubal? Du hast mir gesagt, ich solle die Augen aufmachen und ein Wunder erkennen, wenn ich eins sähe. Also habe ich die Augen aufgemacht, und es waren Wunder. Nur sind es keine größeren Wunder, als es ein Radio ist. Grokst du Radio? Oder Stereofern sehen? Oder Computer?«

»Ich? Nein.«

»Ich auch nicht. Ich habe mich nie damit beschäftigt. Aber ich könnte es, wenn ich mir die Zeit nähme und die Sprache der Elektronik büffelte. Sie ist kein Mysterium – nur kompliziert. Teleportation ist einfach, sobald man die Sprache gelernt hat – der schwierige Teil ist die Sprache.«

»Ben, kannst du Dinge teleportieren?«

»Ich? Das lernt man nicht im Kindergarten. Man hat mich aus Höflichkeit zum Diakon ernannt, einfach weil ich ein ›Erstberufener‹ bin – aber nach meinen Fortschritten bin ich etwa Vierter Kreis, kurz vor dem Fünften. Ich beginne gerade erst, die Kontrolle über meinen eigenen Körper zu gewinnen. Patty ist die einzige, die Teleportation regelmäßig benutzt… und ich bin mir nicht sicher, ob sie es jemals ohne Mikes Hilfe tut. Oh, Mike sagt, sie sei dazu fähig, aber Patty ist unglaublich naiv und demütig für das Genie, das sie ist, und fühlt sich von Mike abhängig. Was sie nicht nötig hätte. Jubal, ich groke dieses: Im Grunde brauchen wir Mike nicht. *Du* hättest der Mann vom Mars sein können. Ich hätte es sein können. Mike ist wie der erste Mensch, der das Feuer entdeckte. Feuer hat es immer schon gegeben – nachdem er den anderen gezeigt hatte, wie man es macht, konnte jeder es benutzen… jeder mit genug Verstand, sich nicht zu verbrennen. Folgst du mir?«

»Ich groke es in etwa.«

»Mike ist unser Prometheus – aber das ist alles. Mike selbst betont es ständig. Du bist Gott, ich bin Gott, er ist Gott – alles, was grokt, ist Gott. Mike ist ein Mensch wie wir. Ein überlegener Mensch, zugegebenermaßen – ein geringerer Mensch, dem man das Wissen der Marsianer beigebracht

hatte, könnte sich als ein Würstchen von einem Gott etabliert haben. Mike ist über diese Versuchung erhaben. Prometheus… aber das ist alles.«

Jubal sagte langsam: »Prometheus zahlte einen hohen Preis dafür, daß er der Menschheit das Feuer brachte.«

»Glaube nicht, daß Mike es nicht tut! Er bezahlt dafür mit vierundzwanzig Stunden Arbeit am Tag und an sieben Tagen der Woche, er versucht, uns beizubringen, wie man mit Streichhölzern spielt, ohne sich zu verbrennen. Jill und Patty sprachen ein Machtwort und zwangen ihn, sich eine Nacht pro Woche freizunehmen, noch bevor ich zu ihnen stieß.« Caxton lächelte. »Aber man kann Mike nicht aufhalten. Diese Stadt ist voll von Spielsalons, und in den meisten geht es nicht ehrlich zu, da Spielen hier gegen das Gesetz ist. Mike hat nun seine freien Nächte dazu verwendet, mit Betrügern zu spielen – und zu gewinnen. Sie haben versucht, ihn zu überfallen, sie haben versucht, ihn zu töten, sie haben es mit K.O.-Tropfen und Schlägern versucht. Er aber hat sich den Ruf erworben, ständig Glück zu haben… und das hat weitere Menschen in den Tempel gebracht. Darauf haben sie versucht, ihn draußen zu halten, und das war ein Fehler. Kartenstapel froren zu soliden Blöcken, Räder wollten sich nicht drehen, Würfel zeigten ständig die Sechs. Endlich arrangierten sie sich mit ihm… baten ihn, weiterzuziehen, nachdem er ein paar Tausender gewonnen hatte. Das hätte Mike gleich getan, wenn sie ihn höflich darauf angesprochen hätten.«

Caxton setzte hinzu: »Also steht ein weiterer Machtblock gegen uns. Nicht nur die Fosteriten und die anderen Kirchen, sondern jetzt auch noch das Syndikat und die Stadtorganisation. Ich glaube, die Schlägertrupps der Fosteriten haben bei der Brandstiftung im Tempel nicht die Hand im Spiel gehabt; das war das Werk von Professionellen, die man von außerhalb herbeigekarrt hat.«

Während sie miteinander sprachen, kamen Leute herein, gingen hinaus, bildeten Gruppen. Manchmal gesellten sich auch einige für kurze Zeit zu ihnen. Jubal stellte bei ihnen ein höchst ungewöhnliches Verhalten fest, eine entspannte Gelassenheit, die gleichzeitig dynamische Spannung war. Niemand wirkte aufgeregt, niemand war in Eile… und doch taten sie alles zielbewußt. Es zeigte sich sogar in Gesten, die offenbar nicht vorher überlegt waren, wenn sie zum Beispiel bei einer Begegnung einen Kuß oder einen Gruß tauschten. Jubal vermittelte es das Gefühl, jede Bewegung sei von einem Choreographen geplant – was natürlich nicht der Fall war.

Die Ruhe und die sich steigernde Spannung – oder besser ›Erwartung‹, berichtigte er sich; diese Leute waren nicht auf irgendeine krankhafte Art angespannt – erinnerten Jubal an etwas. An einen Operationssaal? Mit einem Meister der Chirurgie bei der Arbeit, kein Geräusch, keine unnötige Bewegung?

Dann fiel es ihm ein. Vor vielen Jahren, als die Menschen chemisch angetriebene Raketen zur ersten Erkundung des Raums verwendeten, hatte er einen Countdown in einem Blockhaus miterlebt. Es waren die gleichen

leisen Stimmen, die entspannten, sehr mannigfaltigen, aber koordinierten Aktionen gewesen, das gleiche Ansteigen einer frohlockenden Erwartung. Sie ›warteten auf die Erfüllung‹, das war gewiß. Aber welche Erfüllung? Warum waren sie so glücklich? Ihr Tempel und alles, was sie aufgebaut hatten, war zerstört worden… und doch wirkten sie wie Kinder am Weihnachtsabend.

Jubal war bei seiner Ankunft aufgefallen, daß die Nacktheit, die Ben bei seinem ersten Besuch im Nest so irritiert hatte, hier nicht der Brauch zu sein schien, obwohl die Räume dafür privat genug waren. Als sich tatsächlich jemand nackt zeigte, entging es ihm. Er hatte sich so stark in die einzigartige Stimmung einer engverbundenen Familie hineinziehen lassen, daß es irrelevant war, ob die Menschen angezogen waren oder nicht.

Als er es bemerkte, war es nicht die Haut, sondern die dichteste, schönste Kaskade schwarzen Haares, die er je gesehen hatte. Sie schmückte eine junge Frau, die hereinkam, mit jemandem sprach, Ben eine Kußhand zuwarf, Jubal ernst anblickte und wieder ging. Jubal folgte ihr mit den Augen und bewunderte diese wogende Masse mitternächtlichen Gefieders. Erst als sie fort war, kam ihm zu Bewußtsein, daß sie in nichts anderes gehüllt gewesen war als in diese königliche Glorie… und daß sie nicht als einzige von seinen Brüdern unbekleidet ging.

Ben bemerkte seinen Blick. »Das ist Ruth«, sagte er. »Unsere neue Hohepriesterin. Sie und ihr Mann sind an der anderen Küste gewesen – um Vorbereitungen für eine Zweigtempel zu treffen, glaube ich. Ich freue mich, daß sie wieder hier sind. Es sieht aus, als käme die ganze Familie nach Hause – wie bei einem altmodischen Weihnachtsessen.«

»Wundervolles Haar. Ich wünschte, sie wäre ein bißchen geblieben.«

»Warum hast du sie nicht hergerufen?«

»Wie bitte?«

»Ruth ist bestimmt hereingekommen, um einen Blick auf dich zu erhaschen – sie müssen eben erst angekommen sein. Ist dir nicht aufgefallen, daß man uns so ziemlich in Ruhe läßt? Die wenigsten, die sich zu uns setzten, haben nie viel gesagt und sind immer schnell wieder verschwunden.«

»Nun… ja.« Jubal war darauf gefaßt gewesen, ungebührliche Intimität abzuwehren – und fand, daß er auf eine Stufe getreten war, die es gar nicht gab. Er war gastfreundlich aufgenommen worden, aber es war eher die Höflichkeit einer Katze als die eines überfreundlichen Hundes.

»Sie sind alle schrecklich interessiert an der Tatsache, daß du hier bist, und brennen darauf, dich zu sehen… aber sie haben zuviel Ehrfurcht vor dir.«

»Vor mir?«

»Oh, das habe ich dir doch schon im Sommer erzählt. Du bist ein Mythos, nicht ganz wirklich und überlebensgroß. Mike hat ihnen erzählt, er kenne keinen anderen Menschen als dich, der ›in ganzer Fülle groken‹ könne, ohne Marsianisch gelernt zu haben. Die meisten haben den Verdacht, daß du Gedanken ebenso mühelos lesen kannst wie Mike.«

»Welch ein Unsinn! Ich hoffe, du hast es ihnen ausgeredet?«

»Wer bin ich, daß ich einen Mythos zerstöre? Wenn du Gedanken lesen könntest, würdest du es ja doch nicht zugeben. Sie haben ein bißchen Angst vor dir – du frißt Babies zum Frühstück, und wenn du brüllst, zittert die Erde. Jeder von ihnen wäre entzückt, wenn du ihn herrufen würdest… aber sie wollen sich dir nicht aufdrängen. Sie wissen, daß sogar Mike Haltung annimmt, wenn du sprichst.«

Jubal hatte für die Idee nur ein einziges explosives Wort. »Sicher«, stimmte Ben zu. »Mike hat blinde Flecken – ich sagte dir doch, daß er menschlich ist. Aber du bist der Schutzheilige – und davon kommst du nicht wieder los.«

»Nun… da ist jemand, den ich kenne, ist gerade hereingekommen. Jill! Jill! Dreh dich um, Liebes!«

Die Frau drehte sich zögernd um. »Ich bin Dawn. Aber ich danke dir.« Sie kam herüber, und Jubal glaubte, sie werde ihn küssen. Er beschloß, nicht in Deckung zu gehen. Aber entweder hatte sie überhaupt nicht die Absicht, oder einfach nur ihre Meinung geändert. Statt dessen ließ sie sich auf ein Knie nieder, nahm dann seine Hand und küßte sie. »Vater Jubal. Wir heißen dich willkommen und trinken tief von dir.«

Jubal riß seine Hand weg. »Oh, um Himmels willen, Kind! Komm und setz dich! Teile Wasser.«

»Ja, Vater Jubal.«

»Hä? Nenn mich Jubal – und gib weiter, daß ich es nicht schätze, wie ein Aussätziger behandelt zu werden. Ich bin im Schoß meiner Familie – hoffe ich.«

»Das bist du… Jubal.«

»Also erwarte ich, Jubal genannt und als Wasserbruder behandelt zu werden – nicht mehr und nicht weniger. Der erste, der mich mit Respekt behandelt, muß nachsitzen. Gegrokt?«

»Ja, Jubal«, antwortete sie. »Ich habe es ihnen gesagt.«

»Wie bitte?«

»Dawn meint«, erklärte Ben, »daß sie es Patty – wahrscheinlich ist es Patty – gesagt hat und daß Patty es jedem erzählt, der mit seinem inneren Ohr hören kann, und sie geben die Nachricht an diejenigen weiter, die immer noch ein bißchen schwerhörig sind, wie ich zum Beispiel.«

»Ja«, stimmte Dawn zu, »nur daß ich es Jill gesagt habe. Patty ist ausgegangen, um etwas zu besorgen, das Michael braucht. Jubal, hast du die Nachrichten gesehen? Sie sind sehr aufregend.«

»So? Nein.«

»Du meinst den Ausbruch aus dem Gefängnis, Dawn?«

»Ja, Ben.«

»Darüber haben wir nicht gesprochen, und Jubal sieht kein Stereo. Jubal, Mike ist nicht einfach ausgebrochen und nach Hause gekommen. Er hat ihnen

ein Wunder gegeben, auf dem sie herumkauen können. Man hat ihn für fast alles verhaftet, was man sich denken kann… außer wegen Vergewaltigung der Freiheitsstatue, obwohl ihn das Großmaul Short am selben Tag als den Antichrist postuliert hatte. Als er das County-Gefängnis verließ, entfernte er jede Stange und jede Tür… tat das gleiche im Staatsgefängnis hier in der Nähe – und entwaffnete die gesamte Polizei, Stadt, County und Bundesstaat. Teils, um die Leute beschäftigt zu halten… und teils, weil Mike es abscheulich findet, einen Menschen aus irgendeinem Grund einzusperren. Er grokt darin große Verkehrtheit.«

»Daß paßt zu ihm.« Jubal nickte. »Mike ist sanftmütig. Es tut ihm weh, irgend jemanden eingesperrt zu sehen.«

Ben schüttelte den Kopf. »Mike ist nicht sanftmütig, Jubal. Er hat keine Skrupel, einen Menschen zu töten. Aber er ist ein konsequenter Anarchist – einen Menschen einzusperren, ist eine Verkehrtheit. Freiheit der Person – und völlige Verantwortung für die eigene Person. Du bist Gott.«

»Wo liegt hier der Konflikt, Sir? Einen Menschen zu töten, mag notwendig sein. Aber wenn du ihn einsperrst, verletzt das seine Integrität – und deine eigene.«

Ben sah ihn an. »Mike hat recht. Du grokst in Fülle – auf seine Weise. Ich kann es noch nicht ganz… ich lerne immer noch.« Er setzte hinzu: »Wie reagieren sie darauf, Dawn?«

Sie kicherte ein bißchen. »Wie aufgestörte Hornissen. Der Bürgermeister schäumt. Er hat Hilfe vom Staat und der Föderation verlangt – und bekommt sie; wir haben eine Menge Truppentransporter landen sehen. Aber wie die Soldaten von Bord gehen, zieht Mike sie aus – er nimmt ihnen nicht nur die Waffen, sondern alles, sogar die Schuhe – und sobald ein Transporter leer ist, verschwindet auch er.«

Ben sagte: »Ich groke, er wird in Trance bleiben, bis sie aufgeben. So viele Einzelheiten würden beinahe erfordern, daß er eine ewige Zeit fortbleibt.«

Dawn überlegte. »Das glaube ich nicht, Ben. Bei mir wäre es so, wenn ich auch nur ein Zehntel dieser Arbeit tun müßte. Aber ich groke, Michael könnte es tun, wenn er dabei auf einem Fahrrad einen Kopfstand machte.«

»Hmmm… ich kann das nicht beurteilen, ich backe immer noch Sandkuchen.« Ben stand auf. »Manchmal verursacht ihr Wunderwirker mir ein bißchen Bauchgrimmen, Schätzchen. Ich sehe mir jetzt den Tank an.« Er nahm sich die Zeit, sie zu küssen. »Du unterhälst den alten Pappi Jubal; er mag kleine Mädchen.« Caxton ging. Ein Päckchen Zigaretten folgte ihm und schob sich in eine seiner Taschen.

Jubal fragte: »Hast du das gemacht? Oder Ben?«

»Ben. Ich rauche nur, wenn der Mann, mit dem ich gerade zusammen bin, es wünscht. Ständig vergißt er seine Zigaretten; sie jagen ihm durch das ganze Nest nach.«

»Hmmm… er bäckt ganz schön große Sandkuchen.«

»Ben macht viel schneller Fortschritte, als er zugibt. Er ist eine sehr heilige Person. Er würde es nur niemals zugeben. Er ist unglaublich schüchtern.«

»Hmpf. Dawn, du bist die Dawn Ardent, die ich vor ungefähr zweieinhalb Jahren im Foster-Tabernakel kennengelernt habe, nicht wahr?«

»Oh, du erinnerst dich!« Sie strahlte ihn an, als habe er ihr einen Dauerlutscher geschenkt. »Natürlich. Aber du hast dich verändert. Du siehst schöner aus.«

»Das kommt, weil ich schöner bin«, antwortete sie einfach. »Du hast mich mit Gillian verwechselt. Und sie ist auch schöner geworden.«

»Wo ist das Kind? Sie scheint nirgendwo zu sein, obwohl ich eigentlich erwartet hatte, sie sofort zu sehen.«

»Sie arbeitet.« Dawn hielt inne. »Aber ich habe es ihr gesagt, und sie kommt herein.« Wieder machte sie eine Pause. »Ich muß ihre Stelle einnehmen, wenn du mich entschuldigen willst.«

»Oh, natürlich! Lauf nur, Kind.« Jubal sah ihn verdrießlich an. »Du hättest so höflich sein können, mich wissen zu lassen, daß du im Lande bist! So habe ich die Bekanntschaft meines Patenkindes durch die Vermittlung einer Schlange machen müssen.« »Oh, Jubal, du hast es immer so verdammt eilig.« »Sir, wenn einer einmal in…« Jubal wurde von Händen unterbrochen, die sich auf seine Augen legten. Eine wohlbekannte Stimme fragte: »Wer bin ich?« »Beelzebub?« »Noch einmal.«

»Lady Macbeth?«

»Schon besser. Beim dritten Mal mußt du es raten oder ein Pfand geben.«

»Gillian, hör auf damit, komm herum und setz dich neben mich!«

»Ja, Vater.« Sie gehorchte.

»Und unterlasse es, mich anderswo als zu Hause ›Vater‹ zu nennen. Sir, ich wollte soeben sagen, wenn einer einmal in meinem Alter ist, hat man es in manchen Dingen notwendigerweise eilig. Jeder Sonnenaufgang ist ein kostbares Juwel… denn vielleicht folgt ihm niemals mehr ein Sonnenuntergang. Die Welt könnte jeden Moment untergehen.«

Mahmoud lächelte. »Jubal, stehst du unter dem Eindruck, daß, wenn du aufhörst zu wirken, die Welt aufhört, sich zu drehen?«

»Das wird sie ganz bestimmt, Sir – von meinem Gesichtswinkel aus.« Miriam schloß sich ihnen schweigend an. Sie setzte sich auf Jubals freie Seite; er legte den Arm um sie. »Auch wenn ich nicht gerade danach lechze, dein häßliches Gesicht wiederzusehen – oder das etwas akzeptablere meiner früheren Sekretärin…«

Miriam flüsterte: »Boß, bist du auf einen Tritt in den Bauch aus? Ich bin von exquisiter Schönheit; das ist mir von höchster Autorität bestätigt.«

»Ruhig!… so gehören neue Patenkinder doch in eine andere Kategorie. Euer Versäumnis, mir eine Postkarte zu schicken, hätte zur Folge haben können, daß ich Fatima Michele nie zu sehen bekommen hätte. In dem Fall wäre ich als Gespenst wiedergekommen und hätte euch heimgesucht.«

»In dem Fall«, hob Miriam hervor, »hättest du dir dann auch Micky ansehen können… wie sie sich passierte Karotten ins Haar reibt. Ein widerwärtiger Anblick.«

»Ich habe bildlich gesprochen.«

»Ich nicht. Sie hat schlampige Eßgewohnheiten.«

»Warum«, fragte Jill leise, »hast du bildlich gesprochen, Boß?«

»Wie? ›Gespenst‹ ist ein Konzept, für das ich keinen Bedarf habe außer als Redensart.«

»Es ist mehr als das«, behauptete Jill.

»Mag ja sein. Ich ziehe es vor, kleine Mädchen im Fleisch kennenzulernen, in ihrem und meinem eigenen.«

Dr. Mahmoud fiel ein: »Aber das sage ich doch, Jubal. Du wirst in naher Zukunft nicht sterben. Mike hat dich gegrokt. Er meint, du habest noch viele Jahre vor dir.«

Jubal schüttelte den Kopf. »Ich habe mir bei drei Ziffern ein Limit gesetzt.«

»Welche drei Ziffern, Boß?« fragte Miriam unschuldig. »Die drei, die Methusalem benutzt hat?«

Er faßte sie bei den Schultern und schüttelte sie. »Sei nicht so unanständig!«

»Stinky sagt, Frauen sollen unanständig sein, aber man darf sie nicht hören.«

»Dein Mann spricht richtig. Der Tag, an dem meine Uhr drei Ziffern zeigt, ist der Tag, an dem ich dekarniere, ob nun auf marsianische Art oder nach meiner eigenen primitiven Methode. Das könnt ihr mir nicht ausreden. Der Gang in den Duschraum ist der beste Teil des Spiels.«

»Ich groke, daß du richtig sprichst, Jubal«, sagte Jill langsam, »in dem Punkt, daß es der beste Teil des Spiels ist. Aber rechne nicht damit, daß du es bald tun kannst. Deine Erfüllung ist noch nicht gekommen. Allie hat dir erst letzte Woche das Horoskop gestellt.«

»Ein Horoskop? O mein Gott! Wer ist ›Allie‹? Wie kann sie es wagen! Zeig sie mir! Ich werde sie bei der Industrie- und Handelskammer anzeigen!«

»Es tut mir leid, aber das geht nicht, Jubal«, wandte Mahmoud ein. »Sie arbeitet nämlich an unserem Lexikon mit.

Und zu der Frage, wer sie ist: Sie ist Madame Alexandra Vesant.«

Jubals Gesicht überzog ein Ausdruck der Begeisterung. »Becky? Ist sie auch in diesem Irrenhaus? Ich hätte es wissen müssen. Wo ist sie?«

»Ja, Becky. Wir nennen sie ›Allie‹, weil wir noch eine andere Becky haben. Du wirst dich noch ein wenig gedulden müssen. Aber spotte nicht über ihre Horoskope. Sie hat das Zweite Gesicht.«

»Ach, Quatsch mit Soße, Stinky! Astrologie ist Unsinn, das weißt du selbst!«

»Sicher. Das weiß sogar Allie. Und die meisten Astrologen sind ungeschickte Betrüger. Trotzdem praktiziert Allie ihr Handwerk noch emsiger als früher. Sie benutzt die marsianische Mathematik und Astronomie, die viel

umfassender sind als unsere. Es ist ihr Hilfsmittel zum Groken. Es könnte ein Wasserbecken sein oder eine Kristallkugel oder die Innereien eines Huhns. Auf die Mittel kommt es nicht an. Mike hat ihr geraten, weiter die Symbole zu gebrauchen, an die sie gewöhnt ist. Wesentlich ist: Sie hat das Gesicht.«

»Was, zum Teufel, meinst du mit ›Gesicht‹, Stinky?«

»Die Fähigkeit, mehr von dem Universum zu groken als das Stück in deiner Nähe. Mike hat es von Jahren marsianischer Disziplin; Allie war eine unausgebildete Semi-Adeptin. Daß sie ein so bedeutungsloses Symbol wie die Astrologie benutzt hat, tut nichts zur Sache. Ein Rosenkranz ist auch bedeutungslos – ein moslemischer Rosenkranz, ich übe keine Kritik an unserer Konkurrenz.« Mahmoud faßte in die Tasche, holte einen heraus und ließ ihn durch die Finger gleiten. »Wenn es dir bei einem Poker-Spiel hilft, deinen Hut herumzudrehen – dann hilft es. Es ist unwesentlich, daß der Hut keine magischen Kräfte besitzt und nicht fähig ist zu groken.«

Jubal sah sich den islamischen Gegenstand an und wagte eine Frage. »Du bist immer noch einer der Gläubigen? Ich hielt es für möglich, daß du Mikes Kirche ganz beigetreten bist.«

Mahmoud steckte die Perlen weg. »Ich bin beides.«

»Wie? Stinky, das eine verträgt sich nicht mit dem anderen.«

Mahmoud schüttelte den Kopf. »Nur für einen oberflächlichen Blick nicht. Man könnte sagen, Maryam habe meine Religion angenommen und ich die ihre. Aber, Jubal, mein geliebter Bruder, ich bin immer noch Gottes Sklave und unterwerfe mich seinem Willen… und trotzdem kann ich sagen: ›Du bist Gott, ich bin Gott, was grokt, ist Gott.‹ Der Prophet hat nie den Anspruch erhoben, der letzte aller Propheten zu sein. Auch hat er nicht behauptet, alles gesagt zu haben, was es zu sagen gibt. Derartiges wurde nur von einigen Fanatikern nach seinem Tod behauptet. Unterwerfung unter Gottes Willen bedeutet nicht, ein Roboter zu sein, unfähig der Wahl und somit auch der Sünde. Im Koran findet sich nichts dergleichen. Unterwerfung kann die uneingeschränkte Verantwortung für die Art, wie ich und jeder von uns das Universum gestaltet, einschließen – und schließt sie ein. An uns ist es, das Universum in einen himmlischen Garten zu verwandeln – oder es zu zerreißen und zu zerstören.« Er lächelte. »›Bei Gott sind alle Dinge möglich‹, wenn ich einmal eine Anleihe machen darf – ausgenommen das eine Unmögliche. Gott kann sich nicht selbst entfliehen, Er kann Seine totale Verantwortung nicht abwerfen – Er muß für immer Seinem Willen unterworfen bleiben. Der Islam wird immer bestehen – Er kann den Schwarzen Peter nicht weitergeben. Er bleibt bei Ihm – und mir… und dir… und Mike.«

Jubal stieß einen Seufzer aus. »Stinky, Theologie verdirbt mir immer die Laune. Wo ist Becky? Kann sie die Arbeit an diesem Wörterbuch nicht einfach sausen lassen und einen alten Freund begrüßen? Ich habe sie seit über zwanzig Jahren nicht mehr gesehen; das ist zu lange.«

»Du wirst sie sehen. Aber sie kann ihre Arbeit jetzt nicht unterbrechen, sie

diktiert. Laß es mich erklären. Bis jetzt habe ich einen Teil jedes Tages in Rapport mit Mike verbracht – nur ein paar Augenblicke, wenn man auch das Gefühl hat, es sei ein Acht-Stunden-Tag gewesen. Dann habe ich sofort alles, was er mir vermittelt hatte, auf Band diktiert. Von diesen Bändern haben andere, die in marsianischer Phonetik ausgebildet sind – nicht unbedingt Fortgeschrittene –, Abschriften gemacht. Dann hat Maryam sie auf einer speziellen Schreibmaschine getippt, und Mike oder ich – besser, Mike tut es, aber seine Zeit ist äußerst knapp – haben den Text von Hand korrigiert.

Aber jetzt grokt Mike, daß er Maryam und mich wegschicken wird, um die Arbeit zu beenden – oder, genauer ausgedrückt, er hat gegrokt, daß *wir* eine solche Notwendigkeit groken werden. Deshalb stellt Mike Bänder für Monate und Jahre fertig, damit ich sie mitnehmen und in phonetische Schrift umsetzen kann. Außerdem haben wir Stapel von Mikes Vorlesungen – auf marsianisch –, die geschrieben werden müssen, wenn das Lexikon fertig ist. Wir konnten sie zunächst nur mit Mikes Hilfe verstehen. Später werden sie dann unter Verwendung des Wörterbuches gedruckt.

Ich bin zu der Annahme gezwungen, daß Maryam und ich bald abreisen werden, weil Mike, überlastet, wie er ist, die Methode geändert hat. Acht Schlafzimmer hier sind mit Bandgeräten ausgestattet. Diejenigen, die damit umgehen können – Patty, Jill, ich selbst, Maryam, unsere Freundin Allie und noch ein paar andere –, wechseln sich in diesen Räumen ab. Mike versetzt uns in Trance und gießt in ein paar Augenblicken, die einem wie Stunden vorkommen, Sprache in uns hinein – Definitionen, Idiome, Konzepte. Dann diktieren wir es *sofort,* solange es noch frisch ist. Aber das kann nicht jeder. Man braucht eine deutliche Aussprache und die Fähigkeit, einen Trance-Rapport herzustellen und die Ergebnisse von sich zu geben. Sam zum Beispiel hat alles bis auf die Aussprache – er bringt es, Gott weiß, wie, fertig, Marsianisch mit Bronx-Akzent zu sprechen. Wir können ihn nicht einsetzen, es würde endlose Errata hervorrufen. Darum tut Allie es – das Diktieren. Sie ist in der SemiTrance, die für eine eidetische Erinnerung notwendig ist, und wenn man sie unterbricht, wird sie vergessen, was sie noch nicht aufgezeichnet hat.«

»Ich groke«, stimmte Jubal zu, »obwohl mich das Bild von Becky Vesey als marsianische Adeptin ein wenig erschüttert.

Immerhin, sie war eine der besten Mentalistinnen im Showgeschäft. Sie konnte Gedanken lesen, daß es einem Gimpel vor Angst die Schuhe auszog… und das Geld aus der Brieftasche. Stinky, wenn ihr weggehen wollt, um eure Arbeit in Ruhe und Frieden zu Ende zu führen, warum kommt ihr dann nicht nach Hause? In dem neuen Flügel ist viel Platz.«

»Das werden wir vielleicht tun. Es ist Zeit, zu warten.«

»Süßer«, meinte Miriam ernst, »das wäre eine wundervolle Lösung – wenn Mike uns aus dem Nest wirft.«

»Wenn wir groken, daß wir das Nest verlassen sollen, meinst du.«

»Das ist dasselbe.«

»Du sprichst richtig, meine Liebste. Wann wird hier eigentlich gegessen? Ich habe einen höchst unmarsianischen Kohldampf. Im Nest war der Service besser.«

»Du kannst von Patty nicht erwarten, daß sie an deinem verfluchten Lexikon arbeitet, dafür sorgt, daß jeder es gemütlich hat, Besorgungen für Mike macht und dazu noch in dem Augenblick, wo du Hunger bekommst, Essen auf den Tisch bringt, mein Liebster. Jubal, Stinky wird niemals zum Priester aufsteigen – er ist der Sklave seines Magens.«

»Nun, das bin ich auch.«

»Ihr Mädchen könntet Patty helfen«, regte ihr Gatte an.

»Das ist ein undurchdachter Wink. Du weißt, daß wir alles tun, was sie uns tun läßt – und Tony läßt kaum einmal jemanden in seine Küche.« Sie stand auf. »Komm, Jubal, sehen wir nach, was auf dem Herd ist! Tony wird sich geschmeichelt fühlen, wenn du seine Küche besuchst.«

Jubal ging mit ihr, lernte Tony kennen, der ein finsteres Gesicht zog, bis er sah, wer Miriams Begleiter war, und dann strahlend vor Stolz seine Werkstatt zeigte – begleitet von Beschimpfungen der Schurken, die ›seine‹ Küche im Nest zerstört hatten. In der Zwischenzeit rührte ein Löffel allein einen Topf mit SpaghettiSoße um.

Kurz darauf weigerte Jubal sich, am Kopf einer langen Tafel zu sitzen, und suchte sich anderswo einen Platz. Patty saß an dem einen Ende, der Stuhl des Familienoberhauptes blieb leer… bis auf ein Gefühl, das Jubal unterdrückte, der Mann vom Mars sitze dort und jeder außer ihm könne ihn sehen. In einigen Fällen war es tatsächlich so.

Ihm gegenüber saß Dr. Nelson.

Jubal entdeckte, daß er überrascht gewesen wäre, hätte nur Dr. Nelson hier gefehlt. Er nickte und sagte: »Hei, Sven.«

»Hei, Doc. Teile Wasser.«

»Dürste niemals. Was bist du? Der Stabsarzt?«

Nelson schüttelte den Kopf. »Medizinstudent.«

»Aha. Lernst du irgend etwas?«

»Ich habe gelernt, daß Medizin nicht notwendig ist.«

»Wenn du mich gefragt hättest, hätte ich dir das gleich sagen können. Hast du Van gesehen?« »Er müßte heute abend spät oder morgen in aller Frühe kommen. Sein Schiff ist heute gelandet.«

»Kommt er immer her?« erkundigte sich Jubal.

»Er studiert schubweise. Kann hier nicht viel Zeit verbringen.«

»Ich freue mich darauf, ihn wiederzusehen. Seit einem Jahr habe ich ihn nicht mehr vor Augen gehabt.« Jubal knüpfte ein Gespräch mit dem Mann zu seiner Rechten an, während Nelson mit Dorcas sprach, die rechts von ihm saß. Jubal bemerkte am Tisch die gleiche prickelnde Erwartung, die er zuvor gespürt hatte, nur stärker noch. Es gab nichts, worauf er den Finger hätte

legen können – ein ruhiges Familien-Dinner in entspannter Intimität. Einmal wurde ein Glas Wasser rings um den ganzen Tisch gereicht. Als es bei Jubal ankam, nahm er einen Schluck und gab es an das Mädchen zu seiner Linken weiter. Sie sah ihn mit runden Augen an und war zu überwältigt, um mit ihm zu plaudern. »Ich biete dir Wasser«, sagte er.

Es gelang ihr, zu antworten: »Ich danke dir für das Wasser, Va… Jubal.« Mehr bekam er nicht aus ihr heraus. Als das Glas die Runde vollendet hatte und den leeren Stuhl am Kopf der Tafel erreichte, war noch ein halber Zoll Wasser darin. Es stieg in die Höhe, neigte sich, und das Wasser verschwand. Das Glas sank auf das Tischtuch nieder. Jubal erkannte, daß er an einem ›Wasserteilen‹ des Innersten Tempels teilgenommen hatte… wahrscheinlich ihm zu Ehren veranstaltet – obwohl es den Bacchanalien, die seiner Meinung nach ein solches Willkommen zu begleiten pflegte, in nichts glich. Lag es daran, daß sie sich in einer fremden Umgebung befanden? Oder hatte er zwischen den Zeilen von Bens Bericht herausgelesen, was nur sein eigenes Ich zu finden wünschte?

Oder hatten sie aus Achtung vor seinem Alter und seinen Ansichten darauf verzichtet?

Diese Theorie hatte einige Wahrscheinlichkeit für sich – und das ärgerte ihn. Er ermahnte sich, daß er froh sein könne, der Notwendigkeit enthoben worden zu sein, eine Einladung zurückzuweisen, die er nicht wünschte – und die er, wie sein Geschmack nun einmal war, auch in früheren Jahren nicht gewünscht hätte.

Trotzdem, zum Teufel damit! – »Daß nur keiner vom Eislaufen redet; Oma ist zu alt und gebrechlich, und es wäre nicht höflich. Hilda, du schlägst Domino vor, und wir stimmen alle zu – Oma spielt *gern* Domino. Eislaufen können wir ein anderes Mal gehen. Okay, Kinder?«

Jubal schüttelte sich bei der Vorstellung. Fast hätte er es vorgezogen, doch Eislaufen zu gehen, selbst um den Preis einer gebrochenen Hüfte.

Jubal beschloß, die Angelegenheit zu vergessen. Dies gelang ihm mit Hilfe des Mannes zu seiner Rechten, der so gesprächig war wie das Mädchen schweigsam. Sein Name, so erfuhr Jubal, war Sam. Sam war außerordentlich gelehrt. Jubal schätzte eine solche Eigenschaft nur, wenn sie sich nicht nur auf stumpfsinniges Auswendiglernen beschränkte – was bei Sam offensichtlich der Fall war.

»Das ist nur für den Augenschein ein Rückschlag«, versicherte Sam ihm. »Die Eierschale war bereit, gesprengt zu werden, und nun werden wir uns ausbreiten. Natürlich werden wir weiter Schwierigkeiten haben – denn keine Gesellschaft erlaubt, daß man ihren grundlegenden Konzepten voller Unverschämtheit den Kampf ansagt. Und wir sagen allem den Kampf an, von der Heiligkeit des Eigentums bis zur Heiligkeit der Ehe.«

»Dem Eigentum auch?«

»Dem Eigentum, wie es heute ist. Bisher hat Michael sich nur ein paar

betrügerische Spieler zu Feinden gemacht. Aber was geschieht, wenn da Tausende, Zehntausende, Hunderttausende
und mehr sind, die sich nicht von Bankgewölben aufhalten lassen und allein von ihrer Selbstdiziplin angehalten werden, sich zu nehmen, was sie wollen? Sicher, diese Disziplin ist stärker als alle gesetzlichen Verbote – aber kein Banker kann das groken, bevor er nicht selbst den dornigen Weg zur Disziplin beschreitet… und dann wird er kein Banker mehr sein. Was geschieht mit dem Markt, wenn Erleuchtete wissen, welchen Kurs eine Akte haben wird – und die Händler auf dem Parkett nicht?«

»Weißt *du* es?«

Sam schüttelte den Kopf. »Es interessiert mich nicht. Aber Saul da drüben – dieser andere große Hebräer, mein Cousin – widmet der Frage einiges Groken, zusammen mit Allie. Michael hat ihnen gesagt, sie sollen vorsichtig sein und keine großen Fischzüge machen. Außerdem benutzen sie ein Dutzend Konten unter anderen Namen. Aber jeder der in der Disziplin Ausgebildeten kann bei jedem Geschäft in Konkurrenz mit den Nichterweckten jede beliebige Geldsumme verdienen, ob Immobilien, Aktien, Pferderennen, Spiel, was du willst. Nein, Geld und Eigentum werden nicht verschwinden – Michael sagt, beide Konzepte seien nützlich –, aber sie werden auf den Kopf gestellt werden, und die Leute werden neue Regeln lernen müssen (auf die harte Weise, ebenso wie wir) oder hoffnungslos deklassiert sein. Was passiert mit Lunar Enterprises, wenn der normale Transport zwischen hier und Luna die Teleportation ist?«

»Soll ich kaufen? Oder verkaufen?«

»Frag Saul! Vielleicht benutzt er die gegenwärtige Firma, vielleicht treibt er sie in den Konkurs. Es kann auch sein, daß er sie für ein oder zwei Jahrhunderte unangetastet läßt. Betrachte *irgendeinen* Beruf außer Broker oder Banker. Wie kann eine Lehrerin mit einem Kind umgehen, das mehr weiß als sie selbst? Was wird aus den Ärzten, wenn die Menschen gesund sind? Was geschieht mit den Herstellern von Mänteln und Anzügen, wenn Kleidung überflüssig wird und die Frauen nicht mehr so verrückt darauf sind, sich herauszuputzen (ganz werden sie das Interesse daran nie verlieren) – und es niemanden mehr schert, wenn er mit bloßem Arsch erwischt wird? Welche Form wird die ›Landwirtschaftsfrage‹ annehmen, wenn dem Unkraut befohlen werden kann, nicht zu wachsen, und Ernten eingebracht werden, ohne daß International Harvester durch seine Maschinen daran verdient? Nenn irgendeinen Beruf; die Ausbildung wird ihn bis zur Unkenntlichkeit verändern. Ich greife eine Veränderung heraus, die sowohl die Ehe – in ihrer augenblicklichen Form – als auch das Eigentum erschüttern wird. Jubal, weißt du, wieviel Geld in diesem Land jedes Jahr für Verhütungsmittel und -medikamente ausgegeben wird?«

»Ich habe sogar ein ziemlich genaue Vorstellung davon, Sam. Fast eine Milliarde für oral einzunehmende Empfängnisverhütungsmittel allein im letzten fiskalischen Jahr… mehr als die Hälfte davon für ziemlich nutzlose

Quacksalber-Medizin.«

»Ach ja, du bist Mediziner.«

»Nur nebenbei.«

»Was geschieht mit dieser Industrie – und mit den schrillen Drohungen der Moralisten –, wenn wir folgende Situation vor uns haben: Eine Frau kann nur durch einen Willensakt empfangen, sie ist immun gegen Krankheiten, Anerkennung sucht sie allein bei Menschen ihrer eigenen Art… und sie hat ihre Orientierung so verändert, daß sie sich den Geschlechtsverkehr mit einer Rückhaltslosigkeit wünscht, von der Kleopatra sich nicht einmal hätte träumen lassen. Aber jeder Mann, der versucht, sie zu vergewaltigen, stirbt so schnell, falls sie es so grokt, daß er gar nicht weiß, was ihn getroffen hat. Frauen sind frei von Schuldgefühlen und Furcht – aber unverwundbar. Teufel, die pharmazeutische Industrie wird leicht angeschlagen sein – aber wie viele andere Industrien, Gesetze, Institutionen, Einstellungen, Vorurteile und blödsinnige Ideen werden verschwinden?«

»Ich groke es nicht in seiner ganzen Fülle«, gestand Jubal.

»Es betrifft ein Thema, das für mich persönlich nur von geringem Interesse ist.«

»Eine Institution wird keinen Schaden nehmen. Die Ehe.«

»So?«

»Sie wird statt dessen gereinigt, gestärkt und erträglich gemacht werden. Erträglich? Nein, zur Ekstase! Siehst du das Mädchen da unten mit dem langen schwarzen Haar?«

»Ja. Die Schönheit dieses Haars hat mich vorhin schon entzückt.«

»Sie weiß, daß es schön ist, und es ist anderthalb Fuß gewachsen, seit wir der Kirche beigetreten sind. Sie ist meine Frau. Es ist noch nicht viel länger als ein Jahr her, da lebten wir zusammen wie übellaunige Hunde. Sie war eifersüchtig… und ich war unaufmerksam. Gelangweilt. Teufel, wir waren beide gelangweilt, und nur unsere Kinder hielten uns zusammen – das und ihre Meinung, ich sei ihr Eigentum. Ich wußte, sie würde mich niemals ohne Skandal gehen lassen… und ich hatte sowieso keine Lust, in meinem Alter noch einmal eine neue Ehe anzufangen. Deshalb nahm ich ein paar Gelegenheiten wahr, wenn ich es ohne Gefahr tun konnte – an einen Professor treten viele Versuchungen heran, aber selten kann er ihnen ohne Risiko nachgeben –, und Ruth verbitterte schweigend. Manchmal auch nicht schweigend. Und dann traten wir bei.« Sam grinste glücklich. »Und ich verliebte mich in meine Frau. Sie ist meine Freundin Nummer eins!«

Sam hatte sehr leise gesprochen. Es war eine sehr private Konversation, die durch die Hintergrundgeräusche des Abendessens abgeschirmt wurde. Seine Frau saß weit unten am Tisch. Sie sah zu ihnen hin und sagte deutlich: »Das ist eine Übertreibung, Jubal. Ich bin ungefähr Nummer sechs.«

Ihr Mann rief: »Bleib aus meinen Gedanken, Schöne! Wir führen ein Männergespräch. Schenk Larry deine ungeteilte Aufmerksamkeit!« Er warf

mit einem Brötchen nach ihr.

Sie hielt es mitten in der Flugbahn an und ließ es zurücksausen. Sam fing es auf und bestrich es mit Butter. »Ich schenke Larry alle Aufmerksamkeit, die er haben möchte bis später vielleicht. Jubal, dieser Grobian hat mich nicht ausreden lassen. Der sechste Platz ist wundervoll! Weil mein Name überhaupt nicht auf seiner Liste stand, bis wir der Kirche beitraten. Nicht einmal vor zwanzig Jahren stand ich bei Sam so hoch im Kurs wie Nummer sechs.« Sie wandte sich wieder Larry zu.

»Wesentlich ist«, stellte Sam ruhig fest, »daß wir jetzt Partner sind, enger verbunden, als wir es draußen jemals waren – und wir wurden es durch die Ausbildung, die ihren Höhepunkt im Teilen und Zueinanderwachsen mit anderen fand, die die gleiche Ausbildung genossen. Wir alle gehen innerhalb der Gruppe Partnerschaften ein – für gewöhnlich mit dem gesetzlich angetrauten Ehepartner. Manchmal auch nicht… und dann findet die Umgruppierung ohne Herzweh statt und schafft eine wärmere, bessere Beziehung zwischen dem ›geschiedenen‹ Paar als zuvor, im Bett und außerhalb des Bettes. Kein Verlust, nichts als Gewinn. Diese Paarungen brauchen übrigens nicht unbedingt zwischen Mann und Frau stattzufinden. Dawn und Jill zum Beispiel – sie arbeiten zusammen wie ein Akrobaten-Team.«

»Hmmm… ich hatte in ihnen Mikes Ehefrauen gesehen.«

»Sie stehen ihm nicht näher als irgendeinem von uns. Oder als Mike allen übrigen. Mike ist so beschäftigt – oder war es, bis der Tempel abbrannte – daß es für ihn sehr schwer ist, darauf zu achten, sich gleichmäßig aufzuteilen.« Sam setzte hinzu: »Wenn irgend jemand Mikes Frau ist, dann ist es Patty, obwohl sie soviel zu tun hat, daß die Beziehung mehr spirituell als körperlich ist. Sowohl Mike als auch Patty kommen beim Bearbeiten der Matratze zu kurz.«

Patty war weiter von ihnen entfernt als Ruth. Sie blickte hoch und sagte: »Sam, Lieber, ich habe nicht das Gefühl, zu kurz zu kommen.«

»Wie bitte?« Sam verkündete bitter: »Das einzige, was mir an dieser Kirche nicht gefällt ist, daß ein Mann *absolut kein Privatleben* hat!«

Das brachte ihn unter schweren Beschuß von den weiblichen Brüdern. Er warf alles zurück, ohne die Hand zu heben… bis ihn ein Teller mit Spaghetti voll ins Gesicht traf – geworfen, wie Jubal feststellte, von Dorcas.

Einen Augenblick lang sah Sam aus wie das Opfer eines Zusammenstoßes. Dann war sein Gesicht wieder sauber, und sogar die Soße war verschwunden, die auf Jubals Hemd gespritzt war. »Gib ihr nichts mehr, Tony. Sie hat Essen verschwendet; laß sie hungrig zu Bett gehen.«

»In der Küche ist noch eine Menge da«, verkündete Tony. »Sam, du siehst gut in Spaghetti aus. Sehr gute Soße, wie?« Dorcas' Teller segelte hinaus und kehrte beladen zurück. Jubal
glaubte nicht, daß Dorcas irgendwelche Talente vor ihm verborgen hatte – man hatte den Teller viel mehr gefüllt, als sie es normalerweise selbst getan

hätte. Er kannte ihren Appetit.

»Sehr gute Soße«, bestätigte Sam. »Ich habe etwas davon gerettet, das mir in den Mund geflogen ist. Was ist es? Oder sollte ich nicht fragen?«

»Gehackter Polizist«, antwortete Tony.

Niemand lachte. Jubal fragte sich, ob der Witz ein Witz sei. Dann erinnerte er sich, daß seine Brüder häufig lächelten, aber kaum einmal lachten – und außerdem würde ein Polizist ein gutes Essen abgeben. Aber die Soße konnte kein Menschenfleisch sein, sonst würde sie nach Schweinefleisch schmecken. Die hier hatte Rindfleischgeschmack.

Er wechselte das Thema. »Was mir an dieser Religion am besten gefällt…«

»Religion?« warf Sam ein.

»Nun, nennen wir es eine Kirche. Du hast es selbst auch so genannt.« »Ja.« Sam nickte. »Sie erfüllt jede Funktion einer Kirche, und ihre Quasi-Theologie kann es mit einigen wirklichen Religionen aufnehmen. Ich bin hineingesprungen, weil ich vorher ein strammer Atheist war – und jetzt bin ich Hohepriester und weiß nicht, was ich bin.«

»Sagtest du nicht, daß du Jude bist?«

»Von einer langen Reihe von Rabbis abstammend. So endete ich als Atheist. Und jetzt sieh mich an! Aber Saul und meine Frau Ruth sind Juden im religiösen Sinne – sprich mit Saul, und du wirst feststellen, daß es kein Handikap ist. Vielleicht ist es sogar ganz hilfreich. Ruth machte, nachdem sie einmal die Barrieren durchbrochen hatte, schnellere Fortschritte als ich; sie war Priesterin, lange bevor ich Priester wurde. Aber sie ist von der spirituellen Sorte; sie denkt mit ihren Keimdrüsen. Ich muß das Denken auf dem harten Weg erledigen, zwischen meinen Ohren.«

»Die Disziplin«, wiederholte Jubal. »Das gefällt mir. Der Glaube, in dem ich großgezogen wurde, verlangte von niemandem, irgend etwas zu wissen. Du brauchtest nur zu beichten und warst gerettet, sicher in den Armen Jesu. Ein Mann mochte zu dumm sein, um Schafe zu zählen… und doch zu Gottes Auserwählten zählen mit einer Garantie auf die ewige Seligkeit, weil er ›bekehrt‹ worden war. Er brauchte nicht einmal die Bibel zu kennen, und ganz bestimmt brauchte er sonst nichts zu wissen. Diese Kirche geht nicht von einer ›Bekehrung‹ aus, wie ich es groke…«

»Du grokst richtig.«

»Ein Mensch muß mit der Bereitschaft zu lernen anfangen und ihr ein langes, mühseliges Studium folgen lassen. Ich groke, das ist gesund.«

»Mehr als gesund«, pflichtete Sam ihm bei. »Unerläßlich. Ohne die Sprache kann man über die Konzepte nicht nachdenken, und die Disziplin, die zu diesem Füllhorn von Vorteilen führt – von dem Wissen, wie man lebt, ohne zu kämpfen, bis zu der Erkenntnis, wie man seine Frau erfreut –, alles stammt von konzeptualer Logik her… das Verständnis, wer du bist, warum du hier bist, wie du funktionierst – und das dementsprechende Verhalten. Glückseligkeit funktioniert auf die Weise, wie ein Wesen zu funktionieren geschaffen ist… aber die Worte sind im Englischen eine Tautologie, sind leer.

Im Marsianischen sind sie ein kompletter Satz von Bedienungsanleitungen. Habe ich schon erzählt, daß ich Krebs hatte, als ich herkam?«

»Wie? Nein.«

»Wußte es selbst nicht. Michael grokte es, schickte mich zum Röntgen und so weiter, damit auch ich Gewißheit hätte. Dann machten wir uns an die Arbeit damit. ›Glaubens‹-Heilung. Ein ›Wunder‹. Die Klinik nannte es ›spontane Remission‹, was, wie ich groke, heißt, daß ich gesund geworden bin.«

Jubal nickte. »Professionelle Schwafelei. Manchmal verschwindet Krebs, wir wissen nicht, warum.«

»Ich weiß, warum dieser verschwunden ist. Inzwischen hatte ich gelernt, meinen Körper zu kontrollieren. Mit Mikes Hilfe reparierte ich den Schaden. Jetzt kann ich es ohne Hilfe tun. Möchtest du fühlen, wie ein Herz aufhört zu schlagen?«

»Danke, ich habe es an Mike beobachtet. Croaker Nelson, mein geschätzter Kollege, wäre nicht hier, wenn das, was du erzählt hast, eine ›Wunderheilung‹ gewesen wäre. Es ist eine willentliche Kontrolle. Ich groke.«

»Entschuldigung. Wir alle wissen, daß du grokst.«

»Hmmm… Ich kann Mike keinen Lügner nennen, weil er keiner ist. Aber der Junge hat in meinem Fall ein Vorurteil.«

Sam schüttelte den Kopf. »Ich habe während des ganzen Dinners mit dir geredet. Ich wollte es selbst feststellen, ganz gleich, was Mike behauptet. Du grokst. Möchte doch wissen, was du zu offenbaren hättest, wenn du dir die Mühe machtest, die Sprache zu lernen.«

»Nichts. Ich bin ein alter Mann und habe wenig zu offenbaren.«

»Ich behalte mir mein Urteil vor. All die anderen Erstberufenen mußten sich mit der Sprache abplagen, um wirklich Fortschritte zu machen. Auch bei den dreien, die du bei dir behalten hattest, ging es nicht ohne gewaltige Anstrengung. Bei den wenigen Gelegenheiten, die sie bei uns waren, wurden sie fast die ganze Zeit in Trance gehalten. Du allein brauchst die Sprache nicht – es sei denn, du willst dir ohne Handbuch Spaghetti aus dem Gesicht wischen, woran du, wie ich groke, nicht interessiert bist.«

»Nur daran, es zu beobachten.«

Die meisten hatten den Tisch verlassen. Sie waren ohne Formalität aufgestanden, wenn sie es wünschten. Ruth kam herüber und blieb bei ihnen stehen. »Wollt ihr beiden die ganze Nacht hier sitzenbleiben? Oder sollen wir euch mit dem Geschirr hinaustragen?«

»Ich stehe unter dem Pantoffel. Komm Jubal!« Sam blieb noch stehen, um seine Frau zu küssen.

In dem Raum mit dem Stereotank erkundigte sich Sam. »Gibt’s etwas Neues?«

»Der Staatsanwalt«, meldete jemand, »hat eine Rede geschwungen, nachdem die heutigen Katastrophen unser Werk sind… ohne einzugestehen,

daß er nicht weiß, wie wir es gemacht haben.«

»Armer Teufel. Er hat in ein Holzbein gebissen, und nun tun ihm die Zähne weh.« Sie suchten einen ruhigeren Raum auf. Sam sagte: »Ich habe immer gesagt, mit solchen Schwierigkeiten sei zu rechnen – und sie werden noch schlimmer werden, bevor wir die öffentliche Meinung weit genug kontrollieren, daß wir toleriert werden. Aber Mike hat keine Eile. Wir schließen die Kirche aller Welten – sie ist geschlossen. Also ziehen wir in einen anderen Ort und eröffnen die Kongregation des Einen Glaubens – und werden wieder hinausgeworfen. Dann eröffnen wir anderswo als Tempel der Großen Pyramide von neuem – da werden die fetten und albernen Frauen herbeiströmen, und einige von ihnen werden zum Schluß nicht mehr fett und nicht mehr albern sein – und wenn dort der Ärzteverband und die Anwaltskammer und die Zeitungen und die Politicos nach unseren Fersen schnappen – nun, dann eröffnen wir die Bruderschaft der Taufe in einer Stadt, wo wir noch nicht waren. Jede Kirche gewinnt einen harten Kern von disziplinierten Anhängern, die nicht mehr verletzt werden können. Mike hat vor weniger als zwei Jahren begonnen, und mit keiner anderen Hilfe als der von drei unausgebildeten Priesterinnen. Jetzt haben wir ein solides Nest… plus fortgeschrittenen Pilgern, mit denen wir uns später in Verbindung setzen können. Eines Tages werden wir zu stark sein, als daß man uns verfolgen könnte.«

»Nun«, räumte Jubal ein, »es könnte klappen. Jesus hat mit nur zwölf Jüngern eine Menge Aufsehen erregt. Man braucht nur sehr viel Zeit.«

Sam grinste glücklich. »Ein jüdischer Junge. Danke, daß du ihn erwähnt hast. Er ist die Top-Erfolgsstory meines Stammes – und wir alle wissen es, auch wenn viele von uns nicht von ihm sprechen. Er war ein jüdischer Junge, der sich durchgesetzt hat, und ich bin stolz auf ihn. Bitte beachte, daß er nicht versucht hat, alles an einem Tag zu bewerkstelligen. Er gründete eine solide Organisation und ließ sie wachsen. Mike ist ebenfalls geduldig. Geduld ist so sehr Bestandteil der Disziplin, daß es keine Geduld mehr ist; das geht automatisch. Alles ohne Hast.«

»Eine jederzeit gesunde Einstellung.«

»Keine Einstellung. Die Wirkung der Disziplin. Jubal? Ich groke, daß du müde bist. Möchtest du von deiner Müdigkeit befreit werden? Oder würdest du lieber zu Bett gehen? Wenn du es nicht tust, werden dich die Brüder die ganze Nacht mit Reden wachhalten. Wir schlafen nicht viel, weißt du.«

Jubal gähnte. »Ich ziehe ein langes, heißes Bad und acht Stunden Schlaf vor. Mit unseren Brüdern werde ich morgen beisammen sein… und weitere Tage.«

»Viele weitere Tage«, bestätigte Sam.

Jubal ging auf sein Zimmer, und sofort kam Patty herein, ließ Wasser in die Wanne laufen, schlug seine Bettdecke zurück, ohne sie zu berühren, stellte alles Zubehör für Drinks an sein Bett, mixte einen und stellte ihn auf das Bord der Wanne. Jubal drängte sie nicht, das Zimmer zu verlassen; sie war

im Schmuck ihrer sämtlichen Bilder hereingekommen. Er wußte genug über das Syndrom, das zu Tätowierung am ganzen Körper führen kann, um sicher zu sein, daß er Patty verletzen würde, wenn er jetzt nicht darum bat, die Bilder betrachten zu dürfen.

Er spürte auch nichts von der Nervosität, die Ben bei einer ähnlichen Gelegenheit befallen hatte. Er zog sich aus – und entdeckte mit sarkastischem Stolz, daß es keine Rolle spielte, obwohl es Jahre her war, daß er zum letzten Mal jemandem erlaubt hatte, ihn nackt zu sehen. Für Patty spielte es überhaupt keine Rolle. Sie vergewisserte sich einfach, daß das Wasser die richtige Temperatur hatte, bevor sie ihn hineinsteigen ließ.

Dann blieb sie und erzählte ihm, was jedes der Bilder bedeutete und in welcher Reihenfolge man sie betrachten mußte.

Jubal war angemessen beeindruckt und geizte nicht mit Komplimenten, während er völlig der unpersönliche Kunstkritiker blieb. Es war, das räumte er vor sich selbst ein, die gottverdammteste Virtuosität mit einer Nadel, die *er jemals* gesehen hatte – seine japanische Freundin hätte daneben ausgesehen wie ein billiger Teppich, verglichen mit dem feinsten Buchara.

»Sie sind ein bißchen verändert worden«, erzählte sie ihm. »Nimm die Szene der heiligen Geburt hier – die Rückwand beginnt, krumm auszusehen… und das Bett könnte schon beinahe ein Operationstisch sein. Natürlich habe ich mich auch verändert, sogar sehr stark. Ich bin sicher, George würde es nichts ausmachen. Mich hat keine Nadel mehr berührt, seit er in den Himmel gegangen ist… und wenn auf wunderbare Weise Veränderungen stattfinden, hat er bestimmt die Hand dabei im Spiel.«

Jubal kam zu dem Schluß, Patty sei verrückt, aber nett… er zog Leute vor, die ein bißchen verrückt waren; das ›Salz der Erde‹ langweilte ihn. Nicht zu verrückt, berichtigte er sich. Patty hatte seine abgelegten Kleider in den Schrank befördert, ohne ihnen nahezukommen. Sie stellte wahrscheinlich einen deutlichen Beweis dafür dar, daß man nicht gesund zu sein brauchte – was immer das auch war –, um von dieser marsianischen Disziplin zu profitieren, die der Junge offenbar jeden lehren konnte.

Er spürte es, als sie bereit war zu gehen, und gab ihr das Stichwort, indem er sie bat, seinen Patenkindern einen Gutenachtkuß zu geben – er habe es vergessen. »Ich war müde, Patty.«

Sie nickte. »Und ich werde zur Arbeit gerufen: ich muß noch diktieren.« Sie beugte sich vor und küßte ihn, herzlich, aber rasch. »Den bringe ich unseren Babies.«

»Und einen Krauler für Honey Bun.«

»Ja, natürlich. Sie grokt dich, Jubal. Sie merkt, daß du Schlangen magst.«

»Gut. Teile Wasser, Bruder!«

»Du bist Gott, Jubal.« Sie ging. Jubal lehnte sich in der Wanne zurück und stellte überrascht fest, daß er nicht müde war und seine Knochen nicht länger schmerzten. Patty war ein Tonikum… Glückseligkeit auf Beinen. Er wünschte, er hätte keine Zweifel – dann gab er zu, daß er gar nichts anderes sein wollte

als er selbst, alt und wunderlich und nachgiebig gegen sich selbst.

Schließlich seifte er sich ein und duschte sich ab und faßte den Entschluß, sich zu rasieren, damit er das nicht vor dem Frühstück zu tun brauchte. Dann verriegelte er die Tür, schaltete die Deckenbeleuchtung aus und stieg ins Bett.

Er sah sich nach etwas zu lesen um und fand nichts, was ihn, der diesem Laster überall frönte, ärgerte. Aber er wollte nicht hinausgehen und irgend jemanden aufstören. Statt dessen trank er einen Teil seines Drinks und knipste die Nachttischlampe aus.

Sie stellte wahrscheinlich einen deutlichen Beweis dafür dar, daß man nicht gesund zu sein brauchte – was immer das auch war –, um von dieser marsianischen Disziplin zu profitieren, die der Junge offenbar jeden lehren konnte. Seine Unterhaltung mit Patty hatte ihn gleichzeitig wachgemacht und ausgeruht. Er war immer noch wach, als Dawn hereinkam.

Er rief: »Wer ist da?«

»Ich bin es, Dawn, Jubal.«

»Verdammt, ich meinte, ich hätte die Tür verriegelt. Kind, du marschierst sofort hinaus… *He!* Raus aus diesem Bett! Dalli!«

»Ja, Jubal. Aber zuerst möchte ich dir etwas erzählen.«

»Und?«

»Ich liebe dich seit langem. Fast ebenso lange, wie dich Jill liebt.«

»Da soll doch… Hör auf, Unsinn zu reden, und schwenk deinen kleinen Hintern durch diese Tür hinaus!«

»Das werde ich, Jubal«, antwortete sie demütig. »Aber bitte, hör mir zuerst zu. Ich muß dir etwas über Frauen sagen.«

»Nicht jetzt. Sag es mir morgen früh!«

»Jetzt, Jubal.«

Er seufzte. »Rede. Bleib, wo du bist!«

»Jubal… mein geliebter Bruder. Für Männer ist es sehr wichtig, wie wir Frauen aussehen. Deshalb versuchen wir, schön zu sein, und das ist etwas Gutes. Ich war früher Stripperin, wie du weißt. Es war etwas Gutes, Männer sich an der Schönheit erfreuen zu lassen, die ich für sie war. Es war etwas Gutes für *mich,* zu wissen, daß sie brauchten, was ich zu geben hatte.

Aber, Jubal, Frauen sind keine Männer. Uns ist es wichtig, was ein Mann *ist.* Es kann etwas Törichtes sein wie: Ist er reich? Oder es kann sein: Wird er für meine Kinder sorgen und gut zu ihnen sein? Oder manchmal kann es sein: Ist er gut? – so wie du gut bist, Jubal. Aber die Schönheit, die wir in euch sehen, ist nicht die Schönheit, die ihr in uns seht. Du bist schön, Jubal.«

»Um Gottes willen!«

»Ich glaube, du sprichst richtig. Du bist Gott, und ich bin Gott – und ich brauche dich. Ich biete dir Wasser. Willst du mich teilen und mit dir zueinanderwachsen lassen?« »Hör mal, kleines Mädchen, wenn ich richtig

verstanden habe, was du mir anbietest…« »Du grokst es, Jubal. Alles zu teilen, was wir haben. Uns selbst.« »Das habe ich mir gedacht. Mein Liebes, du hast viel zu teilen – aber… ich selbst – nun, du bist um Jahre zu spät gekommen. Es tut mir aufrichtig leid, glaube mir. Ich danke dir. Von ganzem Herzen. Nun geh und laß einen alten Mann schlafen!«

»Du wirst schlafen, wenn das Warten erfüllt ist. Jubal… ich könnte dir Kraft geben. Aber ich groke deutlich, daß es nicht notwendig ist.«

(Gottverdammt – es *war nicht notwendig!)* »Nein, Dawn. Ich danke dir, Liebes.«

Sie erhob sich auf die Knie und beugte sich über ihn. »Dann nur noch ein Wort. Jill sagte mir, wenn du Einwände machen würdest, sollte ich weinen. Soll ich dir mit meinen Tränen die ganze Brust naßmachen? Und mit dir auf diese Weise Wasser teilen?«

»Ich werde Jill übers Knie legen!« »Ja, Jubal. Ich fange an zu weinen.« Sie gab keinen Laut von sich, aber eine oder zwei Sekunden später platschte eine dicke warme Träne auf seine Brust. Ihr folgte eine zweite… und noch eine – und weitere. Ihr Schluchzen war fast nicht zu hören. Jubal fluchte und langte nach ihr – und kooperierte mit dem Unvermeidlichen.

36. KAPITEL

Jubal erwachte munter, ausgeruht und glücklich, und er sagte sich, daß er sich seit Jahren vor dem Frühstück nie besser gefühlt hatte. Lange, lange Zeit hatte er die schwarze Spanne zwischen dem Erwachen und der ersten Tasse Kaffee nur überwunden, indem er sich einredete, morgen werde es vielleicht ein bißchen leichter sein.

An diesem Morgen pfiff er zu seiner eigenen Verwunderung vor sich hin. Er merkte es, hörte auf, vergaß es und fing wieder damit an.

Er betrachtete sich im Spiegel, lächelte schief und grinste dann. »Du unverbesserlicher alter Bock. Jede Minute kann der Leichenwagen für dich kommen.« Er bemerkte ein weißes Haar auf seiner Brust, rupfte es aus, kümmerte sich nicht um viele andere, die ebenso weiß waren, und bereitete sich weiter darauf vor, der Welt ins Gesicht zu sehen.

Als er vor seine Tür trat, war Jill da. Zufällig? In diesem Haushalt traute er keinem ›Zufall‹ mehr; der Betrieb hier war so durchorganisiert wie ein Computer. Jill kam sofort in seine Arme. »Jubal – oh, wir *lieben* dich so! Du bist Gott.«

Er gab ihr ihren Kuß ebenso herzlich zurück, wie er ihn erhalten hatte, und grokte, es sei Heuchelei, das nicht zu tun. Dabei entdeckte er, daß es sich auf eine unmißverständliche, aber nicht zu definierende Art unterschied, ob er Jill küßte oder ob er Dawn küßte.

Dann hielt er sich von sich ab. »Du Baby-Messalina… du hast mich

verschaukelt.« »Jubal, Liebling… du warst wundervoll.« »Äh… woher, zum Teufel, wußtest du, daß ich *konnte?«*

Sie sah ihn mit klaräugiger Unschuld an. »Aber, Jubal, darüber habe ich doch gleich in der ersten Zeit, die Mike und ich zu Hause lebten, Gewißheit bekommen. Siehst du, schon damals konnte Mike, wenn er in Trance war, einen ziemlich großen Umkreis erkennen, und manchmal schaute er bei dir hinein – wenn er eine Frage zu stellen hatte oder so etwas –, um nachzusehen, ob du schliefst.«

»Aber ich habe allein geschlafen! Immer.« »Ja, Lieber. Das habe ich auch nicht gemeint. Ich mußte ihm alle Dinge erklären, die er nicht verstand.«

»Hm!« Er entschied, die Sache nicht weiter zu verfolgen. »Trotzdem hättest du mich nicht verschaukeln dürfen.«

»Ich groke, daß du das in deinem Herzen nicht so meinst, Jubal. Wir mußten dich im Nest haben. Ganz drin. Wir brauchen dich. Da du in deiner Güte schüchtern und bescheiden bist, taten wir, was nötig war, um dich willkommen zu heißen, ohne dich zu verletzen. Und verletzt haben wir dich nicht, wie du grokst.«

»Was heißt hier ›wir‹?«

»Es war ein vollständiges Wasserteilen des ganzen Nestes, wie du grokst – du warst dabei. Mike ist dafür aufgewacht… und grokte mit dir und hielt uns alle zusammen.«

Jubal gab hastig auch diese Nachforschung auf. »Mike ist also endlich wach. Deshalb leuchten deine Augen so.«

»Das ist nur einer der Gründe. Wir freuen uns immer, wenn Mike nicht zurückgezogen ist, es ist schön… aber er ist nie wirklich fort. Jubal, ich groke, daß du unsere Art des Wasserteilens noch nicht in ihrer ganzen Fülle gegrokt hast. Aber das Warten wird Erfüllung bringen. Mike grokte es anfangs auch nicht – er dachte, es diene nur dem Zweck, Eier zum Leben zu erwecken, wie es auf dem Mars ist.«

»Nun… das ist der ursprüngliche Zweck. Kinder. Was es zu einem törichten Benehmen seitens einer Person, nämlich mir, macht, die in ihrem Alter nicht den Wunsch hat, einen Zuwachs zu verursachen.«

Jill schüttelte den Kopf. »Kinder sind das eine Ergebnis… aber nicht der ursprüngliche Zweck. Kinder geben der Zukunft eine Bedeutung, und das ist etwas sehr Gutes. Aber nur drei- oder vier- oder ein Dutzend Mal im Leben einer Frau wird ein Kind in ihr erweckt… unter Tausenden von Malen, die sie sich selbst teilen kann – und der ursprüngliche Zweck ist das, was wir so oft tun können, aber selten tun würden, wenn es nur der Fortpflanzung diente. Es ist ein Teilen und Zueinanderwachsen für immer und ewig. Jubal, Mike grokte dies, weil auf dem Mars die beiden Dinge – das Erwecken von Eiern und das Zueinanderwachsen – völlig voneinander getrennt sind… und er grokte auch, daß *unsere* Art die beste ist. Was ist es doch für ein *Glück,* nicht als Marsianer geboren worden zu sein… menschlich zu sein… und eine Frau!«

Er betrachtete sie prüfend. »Kind, bist du schwanger?«

»Ja, Jubal. Ich groke, daß das Warten beendet und ich frei war, es zu werden. Die meisten aus dem Nest brauchten nicht zu warten – aber Dawn und ich hatten zu tun. Dann grokten wir, daß dieser Wendepunkt kam, ich grokte, es werde Warten nach dem Wendepunkt geben – und du kannst sehen, daß es so ist. Mike wird den Tempel nicht über Nacht neu aufbauen – deshalb kann diese Hohepriesterin in aller Ruhe ein Baby aufbauen. Das Warten erfüllt sich immer.«

Aus diesem hochtrabenden Durcheinander abstrahierte Jubal die zentrale Tatsache… oder Jills Glauben, eine solche Möglichkeit betreffend. Nun, zweifellos hatte sie reichlich Gelegenheit gehabt. Er nahm sich vor, ein Auge auf die Sache zu halten und Jill für die Entbindung nach Hause zu holen. Mikes Supermann-Methoden waren alle sehr gut, aber es konnte nicht schaden, wenn eine moderne Ausrüstung bei der Hand war. Er würde es nicht zulassen, daß er Jill wegen einer Eklampsie oder einem anderen Mißgeschick verlor, und wenn er gegen die Kinder energisch werden mußte.

Er machte sich Gedanken über eine weitere Möglichkeit dieser Art und entschloß sich, sie nicht zu erwähnen. »Wo ist Dawn? Und wo ist Mike? Mir kommt es hier schrecklich still vor.« Niemand sonst war in Sicht, und er hörte keine Stimmen… und doch war das merkwürdige Gefühl einer glücklichen Erwartung noch stärker geworden als in der letzten Nacht. Ein Nachlassen der Spannung nach der Zeremonie, an der er offenbar – ohne es zu wissen – selbst teilgenommen hatte, wäre zu erwarten gewesen, aber die Luft war stärker aufgeladen als zuvor. Plötzlich erinnerte es ihn an das, was er als ganz kleiner Junge empfunden hatte, als er auf seine erste Zirkus-Parade wartete… und jemand hatte gerufen: »Da kommen die Elefanten!«

Jubal war zumute, als könne er, wäre er nur ein bißchen größer, die Elefanten über die Köpfe der aufgeregten Menge hinweg sehen. Aber es war gar keine Menschenmenge da.

»Dawn hat mir aufgetragen, dir einen Kuß von ihr zu geben. Sie hat für ungefähr die nächsten drei Stunden zu tun. Und Mike ist auch beschäftigt – er hat sich wieder zurückgezogen.«

»Oh.« »Sei nicht so enttäuscht; er wird bald frei sein. Er strengt sich besonders an, um deinetwegen frei zu sein… und uns alle frei sein zu lassen. Duke hat die ganze Nacht damit zugebracht, die Stadt nach den Hochgeschwindigkeits-Rekorden zu durchkämmen, die wir für das Lexikon benutzen, und nun stopfen wir jeden, der nur halbwegs dazu imstande ist, mit marsianischen phonetischen Symbolen voll, und dann wird Mike damit fertig sein und kann sich um dich kümmern. Dawn hat gerade mit dem Diktieren angefangen; ich habe eine Sitzung beendet und mich verdrückt, um dir guten Morgen zu sagen… und ich muß gleich zurückgehen und meinen letzten Teil der Aufgabe in Empfang nehmen, so daß ich ein bißchen länger fort sein werde als Dawn. Und hier ist Dawns Kuß – der erste war von mir allein.« Sie legte ihm die Arme um den Hals und drückte ihren Mund gierig auf seinen. Schließlich sagte sie: »Meine Güte! Warum haben wir so lange

gewartet! Jetzt muß ich dich für ein Weilchen verlassen.«

Jubal fand ein paar Leute im Speisezimmer. Duke blickte hoch, lächelte und winkte und hieb weiter herzhaft in das Essen hinein. Er sah nicht als, als sei er die ganze Nacht auf gewesen – das war er auch nicht, er war zwei Nächte lang auf gewesen.

Becky Vesey drehte sich um, als Duke winkte, und rief glücklich: »He, du alter Bock!« Sie faßte ihn beim Ohr und zog ihn zu sich herunter und flüsterte: »Ich habe es die ganze Zeit gewußt – aber warum warst du nicht da, um mich zu trösten, als der Professor starb?« Laut setzte sie hinzu: »Setz dich, und wir werden dir etwas zu essen geben, während du mir erzählst, welche Pläne für irgendwelche Teufeleien du in jüngster Zeit geschmiedet hast.«

»Nur einen Augenblick, Becky.« Jubal ging um den Tisch. »He, Skipper. Gute Fahrt gehabt?«

»Keine Schwierigkeiten. Es wird zur Routine. Ich glaube, du kennst Mrs. van Tromp noch nicht. Meine Liebe, der Stifter dieses Festes, der eine und einzigartige Jubal Harshaw – zwei von seiner Sorte wären zu viele.«

Die Frau des Captains war eine hochgewachsene, schlichte Frau mit den ruhigen Augen jener, die ihre Männer immer wieder in den Raum hinausziehen lassen müssen. Sie stand auf und küßte Jubal. »Du bist Gott.«

»Äh… du bist Gott.« Er sollte sich besser an das Ritual gewöhnen – Teufel, er sagte es oft genug. Vielleicht verlor er den Rest seiner Zweifel und glaubte es… und es klang wirklich nett, wenn dabei die Arme der Vrouw[1] des Skippers fest um ihn lagen. Sie hätte sogar Jill noch etwas über das Küssen beibringen können. Sie – wie hatte Anne es beschrieben – sie gab ihm ihre ganze Aufmerksamkeit; es gab nichts, was sie ablenkte.

»Ich vermute, Van«, sagte Jubal, »daß ich nicht überrascht sein dürfte, dich hier zu finden.«

»Nun«, antwortete der Raumfahrer, »ein Mann, der zum Mars pendelt, sollte fähig sein, mit den Eingeborenen zu palavern, findest du nicht?« »Nur für das Powwow, wie?« »Es gibt noch andere Aspekte.« Van Tromp faßte nach einem Stück Toast; der Toast kooperierte. »Gutes Essen, gute Gesellschaft.« »Hm, ja.« »Jubal«, rief Madame Vesant, »das Essen ist aufgetan!« Jubal kehrte zu seinem Platz zurück, fand Spiegeleier auf Toast, Orangensaft und andere leckere Dinge. Becky tätschelte seinen Oberschenkel. »Eine feine Gebetsversammlung, mein Junge.« »Weib, zurück zu deinen Horoskopen!« »Dabei fällt mir ein, Herzchen, ich wüßte gern den genauen Augenblick deiner Geburt.« »Also, ich bin an drei aufeinanderfolgenden Tagen geboren. Man mußte mich abschnittsweise ans Licht der Welt befördern.«

[1] niederl.: »Frau, Ehefrau«

Becky gab ihm eine unhöfliche Antwort. »Ich werde es herausfinden.«

»Das Gerichtsgebäude ist abgebrannt, als ich drei war. Du kannst es nicht herausfinden.«

»Es gibt Möglichkeiten. Willst du wetten?«

»Hänsle du mich nur weiter, und du wirst herausfinden, daß du nicht zu groß bist, um eine Tracht Prügel zu bekommen. Wie ist es dir ergangen, Mädchen?«

»Was glaubst du denn? Wie sehe ich aus?«

»Gesund. Der Hintern ist ein bißchen breiter. Du hast dein Haar getönt.«

»Habe ich nicht. Ich habe vor Monaten aufgehört, Henna zu verwenden. Mach mit, Junge, und wir werden diese weißen Fransen loswerden, die du dir zugelegt hast. Werden sie durch einen Rasen ersetzen.«

»Becky, ich weigere mich, jünger zu werden. Ich habe mir meine Hinfälligkeit mühsam erworben, und ich schlage vor, sie zu akzeptieren. Hör auf zu plappern, und laß einen Mann essen!«

»Jawohl, Sir. Du alter Bock.«

Jubal wollte gerade gehen, als der Mann vom Mars hereinkam.

»Vater! O Jubal!« Mike umarmte und küßte ihn.

Jubal machte sich behutsam von ihm los. »Benimm dich deinem Alter entsprechend, Sohn! Setz dich und genieße dein Frühstück! Ich werde mich etwas zu dir setzen.«

»Ich bin nicht des Frühstücks wegen gekommen, ich wollte zu dir. Suchen wir uns einen ruhigen Ort, wo wir miteinander reden können.«

»Gut.«

Sie gingen in ein unbenutztes Wohnzimmer. Mike zog Jubal an der Hand mit sich wie ein aufgeregter kleiner Junge, der von seinem geliebten Großvater besucht wird. Er suchte einen großen Sessel für Jubal aus und machte es sich nahebei auf einer Couch bequem. Sie waren auf der Seite des Flügels, der den privaten Landeplatz hatte; man sah ihn durch hohe Fenstertüren. Jubal stand auf, um seinen Sessel so zu verschieben, daß ihm das Licht nicht ins Gesicht schien, wenn er mit seinem Ziehsohn sprach. Es ärgerte ihn ein wenig, überraschte ihn aber nicht, daß der Sessel sich so leicht bewegen ließ wie ein Kinderballon. Er mußte ihn nur führen.

Als sie hereinkamen, waren noch zwei Männer und eine Frau im Raum. Sie verließen das Zimmer jedoch bald in einem lockeren Schritt und ohne Eile. Anschließend waren sie allein, außer daß ihnen noch ein Glas Brandy serviert wurde – sehr zu Jubals Freude von Hand. Es war nun bereit zuzugeben, daß die Fernsteuerung von Gegenständen Arbeit erspare und wahrscheinlich auch Geld (bestimmt bei der Wäsche! – sein mit Spaghettisoße bespritztes Hemd war so frisch gewesen, daß er es wieder angezogen hatte), und offensichtlich war sie der blinden Unbeholfenheit mechanischer Geräte vorzuziehen. Trotzdem war Jubal nicht daran gewöhnt, daß diese Fernsteuerung ohne Drähte oder Wellen erfolgte. Es erschreckte ihn auf die gleiche Weise, wie pferdelose Wagen um die Zeit, als Jubal geboren wurde, anständige,

respektable Pferde erschreckt hatten.

Duke kam herein und servierte Brandy. Mike sagte: »Danke, Kannibale. Bist du der neue Butler?«

»Irgendwer muß es ja tun, Monster. Du hast jedes Gehirn am Ort angestellt, Sklavenarbeit vor einem heißen Mikrophon zu tun.«

»Nun, wir werden in zwei Stunden fertig sein, und du kannst dann zu deiner üblichen geilen Trägheit zurückkehren. Die Arbeit ist getan, Kannibale. Basta. Finito. Ende.«

»Die ganze verdammte marsianische Sprache in einem einzigen Klumpen? Monster, ich überprüfe dich besser auf durchgeschmorte Schaltungen.«

»O nein, nicht die ganze! Nur das Fibelwissen, das ich habe – hatte, meine ich; mein Gehirn ist ein leerer Sack. Intellektuelle wie Stinky werden ein Jahrhundert lang den Mars besuchen, um nachzutragen, was ich nie gelernt habe. Aber ich habe tatsächlich etwas geschafft – für mich waren es sechs Wochen subjektiver Zeit seit fünf Uhr heute früh oder wann das war, als wir das Teilen vertagten – und jetzt könne wackere, zuverlässige Leute die Arbeit beenden, während ich mich hier mit dir unterhalte, ohne irgend etwas im Hinterkopf zu haben.« Mike streckte sich und gähnte. »Ein schönes Gefühl. Eine Arbeit beendet zu haben, ist immer ein schönes Gefühl.«

»Bevor der Tag zu Ende ist, wirst du an etwas anderem schuften. Boß, dieses marsianische Monster kann es einfach nicht lassen. Dies ist seit über zwei Monaten das erste Mal, daß er sich entspannt. Er sollte sich bei den ›Anonymen Arbeitern‹ einschreiben. Oder du solltest uns öfter besuchen. Du bist ein guter Einfluß.«

»Gott verhüte, daß ich jemals ein guter Einfluß werde.«

»Verschwinde hier, Kannibale, und hör auf, Lügen zu erzählen!«

»Lügen – von wegen. Du hast mich in einen zwanghaften Wahrheitssager verwandelt… und das ist ein Handikap in den Lokalen, wo ich verkehre.« Duke ging.

Mike hob sein Glas. »Teile Wasser, Vater!«

»Trinke tief, Sohn!«

»Du bist Gott.«

»Mike, das lasse ich mir von den anderen gefallen. Aber komm du mir nicht damit, mich zum Gott zu machen. Ich habe dich schon gekannt, als du noch ›nur ein Ei‹ warst.«

»Okay, Jubal.«

»Das ist besser. Wann hast du heute morgen mit dem Trinken angefangen? Tu das in deinem Alter, und du wirst dir den Magen kaputtmachen. Du wirst nie so lange leben, daß du ein glücklicher alter Säufer wirst wie ich.«

Mike betrachtete sein halbleeres Glas. »Ich trinke, wenn es ein Teilen ist. Es hat keine Wirkung auf mich und ebensowenig auf die meisten von uns, es sei denn, wir wollen sie. Einmal habe ich den Dingen ihren Lauf gelassen, bis ich

das Bewußtsein verlor. Das ist ein merkwürdiges Gefühl. Nichts Gutes, groke ich. Nur ein Weg, für eine Weile zu dekarnieren, ohne zu dekarnieren. Einen ähnlichen Effekt, nur viel besser und ohne einen Schaden, der hinterher repariert werden muß, erziele ich, indem ich mich zurückziehe.«

»Wirtschaftlich.«

»Das stimmt; was wir für alkoholische Getränke ausgeben, ist unbeträchtlich. Tatsächlich hat der Betrieb des ganzen Tempels nicht soviel gekostet wie dich der Unterhalt deines Hauses. Außer den anfänglichen Investitionen und dem Ersatz von ein paar Stützbalken haben wir nur Geld für Kaffee und Kuchen gebraucht – wir haben uns unseren Spaß selbst gemacht. Wir waren einfach glücklich. Wir haben so wenig gebraucht, daß ich mich häufig gefragt habe, was ich mit dem Geld anfangen solle, das hereinkam.«

»Warum hast du dann Kollekten veranstaltet?«

»Wie? Oh, man muß sie bezahlen lassen, Jubal. Die Gimpel passen nicht auf, wenn es kostenlos ist.«

»Das wußte ich, es hat mich bloß interessiert, ob du es weißt.«

»O ja, ich groke Gimpel, Jubal. Anfangs habe ich umsonst gepredigt. Funktionierte nicht. Wir Menschen müssen noch wesentliche Fortschritte machen, bis wir es verstehen, ein Geschenk anzunehmen und wertzuschätzen. Ich gebe ihnen bis zum Sechsten Kreis nie etwas umsonst. Bis dahin können sie nehmen… und nehmen ist viel schwerer als zu geben.«

»Hmmm… Sohn, vielleicht solltest du ein Buch über die menschliche Psyche schreiben.«

»Habe ich. Aber auf marsianisch. Stinky hat die Bänder.« Mike nahm langsam und genüßlich einen Schluck. »Wir verwenden schon ein bißchen Alkohol. Ein paar von uns – Saul, ich selbst, Sven und noch ein paar – mögen ihn. Ich habe gelernt, ihn nur ein bißchen wirken zu lassen, den Zustand dann zu halten und ein euphorisches Zueinanderwachsen zu gewinnen, das einer Trance sehr ähnlich ist, doch ohne daß ich mich zurückziehen muß. Ein leichter Schaden ist leicht zu reparieren.« Er nahm noch eine Schluck. »Das tue ich heute vormittag – ich versetze mich in ein ganz sanftes Glühen und bin mit dir glücklich.«

Jubal musterte ihn scharf. »Sohn, du trinkst nicht nur aus Geselligkeit. Du hast etwas auf dem Herzen.«

»Ja.«

»Möchtest du dich aussprechen?«

»Ja, Vater, es ist immer etwas sehr Gutes, mit dir zusammen zu sein, auch wenn mich nichts bedrückt. Dazu bist du der einzige Mensch, mit dem ich reden und dabei wissen kann, daß du groken wirst und es dich trotzdem nicht überwältigt. Jill… Jill grokt immer – aber wenn es mir weh tut, dann ihr noch mehr. Bei Dawn ist es dasselbe. Patty… nun, Patty kann mir jeden Schmerz wegnehmen, aber sie tut es, indem sie ihn sich selbst auflädt. Sie sind alle drei zu leicht zu verletzen, als daß ich mit ihnen etwas in seiner ganzen Fülle

teilen möchte, das ich zuvor nicht groken und preisen kann.« Mike wirkte sehr nachdenklich. »Die Beichte ist eine Notwendigkeit. Die Katholiken wissen das – sie haben ein Corps starker Männer, sie entgegenzunehmen. Die Fosteriten haben die Gruppenbeichte und reichen sie herum und dünnen sie aus. Ich werde die Beichte bei der ersten Reinigung einführen – oh, wir kennen sie, aber spontan, nachdem der Pilger sie nicht länger nötig hat. Wir brauchen starke Männer dafür – bei einer ›Sünde‹ handelt es sich selten um eine wirkliche Verkehrtheit. Vielmehr ist Sünde, was der Sünder als Sünde grokt – und wenn du mit ihm grokst, kann es weh tun. Ich weiß es.«

Mike fuhr eindringlich fort: »Gutsein ist nicht genug, es ist nie genug. Das war einer meiner ersten Fehler, weil bei den Marsianern Gutsein und Weisheit identisch sind. Bei uns sind sie es nicht. Nimm zum Beispiel Jill. Ihr Gutsein war vollkommen, als ich sie kennenlernte. Trotzdem war sie in ihrem Innern ganz durcheinander – und ich hätte sie beinahe zerstört und mich mit
– denn ich war ebenso durcheinander –, bevor wir alles auf Reihe brachten. Nur ihre unendliche Geduld (nicht allgemein üblich auf diesem Planeten) rettete uns… während ich lernte, menschlich zu sein, und sie lernte, was ich wußte.

Aber Gutsein allein ist *niemals* genug. Eine harte, kalte Weisheit wird für das Gutsein gebraucht, um Gutes zu bewirken. Gutsein ohne Weisheit bewirkt immer Böses.« Er lächelte, und sein Gesicht hellte sich auf. »Und darum *brauche* ich dich, Vater, ebenso wie ich dich liebe. Ich brauche deine Weisheit und deine Kraft… denn ich muß dir beichten.«

Jubal wand sich. »Oh, um Himmels willen, Mike, mach kein Theater. Erzähl mir einfach, was dich drückt. Wir werden einen Ausweg finden.«

»Ja, Vater.«

Doch Mike sprach nicht weiter. Schließlich sagte Jubal: »Bist du deprimiert über die Zerstörung deines Tempels? Das würde ich dir nicht verübeln. Aber du bist nicht bankrott, du kannst einen neuen bauen.«

»O nein, das spielt überhaupt keine Rolle!«

»Wie bitte?«

»Dieser Tempel stellte ein Tagebuch dar, dessen Seiten gefüllt waren. Es wäre auf jeden Fall besser gewesen, einen neuen zu bauen, als gefüllte Seiten zu überschreiben. Feuer kann die Erfahrung nicht vernichten… und vom Standpunkt der praktischen Politik wird es uns auf lange Sicht nützen, daß wir auf so spektakuläre Weise vertrieben worden sind. Jubal, die letzten zwei Tage sind im Grunde eine angenehme Unterbrechung der normalen Arbeit gewesen. Es ist kein Schaden angerichtet.« Sein Gesichtsausdruck veränderte sich. »Vater… vor kurzem habe ich erfahren, daß ich ein Spion war.«

»Was meinst du damit, Sohn?«

»Für die Alten. Sie haben mich hergeschickt, um unser Volk auszuspionieren.«

Darüber mußte Jubal erst nachdenken. Dann sagte er »Mike, ich weiß, du

bist brillant. Du besitzt Kräfte, die ich nicht besitze und die ich nie zuvor gesehen habe. Aber ein Mann kann ein Genie sein und trotzdem Täuschungen zum Opfer fallen.«

»Ich weiß. Laß es mich erklären, und entscheide dann, ob ich verrückt bin oder nicht. Du weißt, wie die Beobachtungssatelliten der Sicherheitsstreitkräfte funktionieren.«

»Nein.«

»Ich meine keine Einzelheiten, die Duke interessieren würden, ich meine das allgemeine Schema. Sie umkreisen die Erde, nehmen Daten auf und speichern sie. An einem bestimmten Punkt wird das Himmelsauge abgefragt, und es sendet alles, was es gesehen hat. Genauso haben sie es mit mir gemacht. Du weißt, daß wir vom Nest benutzen, was man Telepathie nennt.«

»Ich bin gezwungen worden, es zu glauben.«

»Es ist so. Aber dieses Gespräch ist privat – und außerdem würde niemand wagen, deine Gedanken zu lesen. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob wir es könnten. Sogar letzte Nacht wurde die Verbindung über Dawns Gehirn hergestellt, nicht über deins.«

»Nun, das ist immerhin ein Trost.«

»Ich bin ›nur ein Ei‹ in dieser Kunst; die Alten sind Meister. Sie waren mit mir verbunden, ließen mich aber machen, was ich wollte, ignorierten mich – dann zapften sie mich an, und alles, was ich gesehen und gehört und getan und gefühlt und gegrokt hatte, strömte aus mir hinaus und in ihre Aufzeichnungen. Ich will damit nicht sagen, sie hätten mein Gedächtnis gelöscht. Sie haben einfach das Band abgespielt und sozusagen eine Kopie davon gemacht. Aber das Anzapfen habe ich gespürt – und es war vorbei, ehe ich es verhindern konnte. Dann haben sie die Verbindung getrennt. Ich hatte nicht einmal Gelegenheit zu protestieren.«

»Nun… ich habe den Eindruck, sie haben dich auf schäbige Weise ausgenutzt…«

»Nicht nach ihren Begriffen. Ich hätte auch gar keinen Einwand erhoben – ich hätte mich mit Freuden als Freiwilliger gemeldet, wenn ich es erfahren hätte, bevor ich den Mars verließ. Aber ich sollte es gar nicht wissen. Ich sollte unbefangen groken.«

»Was ich eben noch sagen wollte«, fiel Jubal ein, »wenn du von diesem verdammenswerten Eindringen in deine Privatsphäre jetzt frei bist, was hat es geschadet? Ich habe den Eindruck, du hättest in diesen zweieinhalb Jahren die ganze Zeit einen Marsianer an deiner Seite haben können, und es hätte dir keinen anderen Nachteil gebracht, als daß du angestarrt worden wärst.«

Mike war sehr ernst. »Jubal, hör dir meine Geschichte an. Bis zum Ende.« Nun berichtete er Jubal von der Zerstörung des fehlenden fünften Planeten Sols, dessen Trümmer Asteroiden sind. »Nun, Jubal?«

»Es erinnert mich an die Legenden über die Sintflut.«

»Nein, Jubal. Was die Sintflut angeht, weißt du nichts Genaues. Weißt du genau, daß Pompeji und Herculaneum zerstört worden sind?«

»O ja. Das ist eine bewiesene Tatsache.«

»Jubal, die Zerstörung des fünften Planeten durch die Alten steht ebenso fest wie dieser Ausbruch des Vesuvs – und ist mit weit mehr Einzelheiten aufgezeichnet. Das ist keine Legende, sondern eine Tatsache.«

»Gut, gehen wir davon aus. Habe ich dich richtig verstanden? Du fürchtest, die Alten des Mars werden diesem Planeten die gleiche Behandlung angedeihen lassen? Willst du mir verzeihen, wenn ich sage, daß das für mich schwer zu schlucken ist?«

»Jubal, so etwas können nicht nur die Alten. Dazu braucht man nur physikalisches Wissen darüber, wie die Materie zusammengesetzt ist – und die gleiche Kontrolle, die du mich immer wieder und wieder hast anwenden sehen. Man muß zuerst groken, was man manipulieren möchte. Ich könnte es in diesem Augenblick tun. Nehmen wir ein Stück nahe dem Erdkern von ungefähr hundert Meilen Durchmesser – das ist viel größer als notwendig, aber wir wollen es schnell und schmerzlos machen, und wäre es allein Jill zuliebe. Wir fühlen seine Größe und Lage heraus, groken sorgfältig, wie es zusammengesetzt ist…« Sein Gesicht verlor jeden Ausdruck, und seine Augäpfel rollten nach oben.

»He!« fuhr Harshaw dazwischen. »Hör auf! Ich weiß nicht, ob du es kannst oder nicht, aber ich will nicht, daß du es versuchst!«

Das Gesicht des Mannes vom Mars wurde wieder normal. »Ich würde es niemals tun. Für mich wäre es eine Verkehrtheit – ich bin ein Mensch.«

»Für die Alten wäre es das nicht?«

»O nein. Die Alten groken es vielleicht als Schönheit. Ich weiß es nicht. Oh, ich habe die Disziplin, es zu tun… aber nicht den Willen. Jill könnte es tun – das heißt, sie könnte die exakte Methode ersinnen. Trotzdem könnte sie niemals *wollen,* es zu tun. Auch sie ist menschlich; dies ist ihr Planet. Die Essenz der Disziplin ist erstens Bewußtheit des eigenen Ichs und zweitens Kontrolle des eigenen Ichs. Bis ein Mensch fähig ist, die Erde durch diese Methode zu zerstören – statt mit so uneleganten Dingen wie Kobaltbomben – , ist es ihm nicht mehr möglich, den Willen dazu aufzubringen. Das groke ich in seiner ganzen Fülle. Er würde dekarnieren. Und das wäre das Ende jeder Bedrohung. Unsere Alten bleiben nicht bei uns, wie sie es auf dem Mars tun.«

»Hmmm… Sohn, wenn wir schon dabei sind, dich auf Fledermäuse im Glockenturm zu untersuchen, laß uns noch eine andere Sache aufklären. Du hast von diesen ›Alten‹ immer so selbstverständlich gesprochen wie ich vom Hund des Nachbarn – aber mir geht der Gespensterglaube gegen den Strich. Wie sieht ein ›Alter‹ aus?«

»Nun, genau wie irgendein anderer Marsianer. Allerdings gibt es bei erwachsenen Marsianern mehr Variationen als bei uns.«

»Woher weißt du dann, daß es nicht einfach ein erwachsener Marsianer ist? Geht er durch Wände oder etwas in der Art?«

»Das kann jeder Marsianer. Ich habe es gestern getan.«

»Äh… schimmert er? Oder so ähnlich?«

»Nein. Du siehst, hörst, fühlst ihn – alles. Es ist wie ein Bild in einem Stereotank, nur perfekt und direkt in dein Gehirn projiziert. Aber… Höre, Jubal, die ganze Sache wäre auf dem Mars eine dumme Frage, aber mir ist klar, das ist sie hier nicht. Wenn du bei der Dekarnierung – dem Tod – eines Freundes anwesend wärst und dann mit von seinem Körper gegessen hättest… und *dann* sähest du seinen Geist, redetest mit ihm, berührtest ihn, alles – würdest du dann an Geister glauben?«

»Entweder das oder ich wäre ga-ga geworden.«

»Gut. Hier könnten es Halluzinationen sein… wenn ich richtig groke, daß wir nicht hierbleiben, wenn wir dekarnieren. Aber im Falle des Mars ist da entweder ein ganzer Planet mit einer sehr reichen und komplexen Zivilisation, der mittels Massenhalluzination betrieben wird – oder die einfache Erklärung stimmt… die Erklärung, die man mich gelehrt hat und an die ich aufgrund meiner Erfahrung glaube. Denn auf dem Mars stellen die ›Gespenster‹ den mächtigsten und überwiegenden Teil der Bevölkerung dar. Die noch Lebenden, die Inkarnierten, sind Holzhacker und Wasserträger, Diener der Alten.«

Jubal nickte. »Okay. Ich bin nie davor zurückgescheut, etwas Unwahrscheinliches als möglich anzusehen. Zwar ist es konträr zu meinen eigenen Erfahrungen, aber die sind schließlich auf diesen Planeten beschränkt – provinziell. Also, Sohn, du fürchtest, sie könnten uns vernichten?«

Mike schüttelte den Kopf. »Eigentlich nicht. Ich glaube – das ist kein Groken, sondern eine Vermutung –, daß sie eins von zwei Dingen tun könnten: Entweder vernichten sie uns… oder sie versuchen, uns kulturell zu erobern, uns nach ihrem eigenen Bild umzugestalten.«

»Du machst dir keine Sorgen darum, daß sie unseren Erdball in die Luft jagen könnten? Das ist ein wahrhaft abgehobener Standpunkt – sogar für mich.«

»Nein. Oh, sie könnten den Entschluß fassen. Verstehst du, nach ihren Begriffen sind wir krank und verkrüppelt – die Grausamkeiten, die wir einander antun, die Unfähigkeit, einander zu verstehen, das fast völlige Unvermögen, miteinander zu groken, unsere Kriege und Seuchen und Hungersnöte und Greuel – das erscheint ihnen als Wahnsinn. Ich weiß es. Deshalb glaube ich, sie werden sich für einen Gnadentod entscheiden. Aber damit rate ich nur. Ich bin kein Alter. Aber, Jubal, wenn sie sich dazu entscheiden, werden noch…« – Mike dachte lange nach – »mindestens fünfhundert Jahre, eher fünftausend Jahre vergehen, bevor etwas unternommen werden könnte.« »Dann bleiben die Geschworenen recht lange Zeit draußen.«

»Jubal, der größte Unterschied zwischen den beiden Rassen ist, daß Marsianer nie etwas in Eile tun – und Menschen immer. Marsianer können leicht noch einmal ein Jahrhundert oder ein halbes Dutzend Jahrhunderte darüber nachdenken, um sicher zu sein, daß sie die Sache in ihrer ganzen

Fülle gegrokt haben.«

»In dem Fall, Sohn, mach dir darüber keine Sorgen mehr. Wenn die menschliche Rasse in weiteren fünfhundert oder tausend Jahren nicht fähig ist, mit ihren Nachbarn umzugehen, können du und ich nichts dagegen tun. Ich vermute jedoch, daß sie dazu fähig sein wird.«

»Das groke ich auch, aber nicht in Fülle. Ich sagte, *darüber* machte ich mir keine Sorgen. Die andere Möglichkeit beunruhigt mich mehr, daß sie kommen und versuchen könnten, uns umzuwandeln. Jubal, das dürfen sie nicht tun! Wenn sie uns zwingen, uns wie Marsianer zu verhalten, werden sie uns ebenso sicher töten, aber nicht schmerzlos. Es wäre eine große Verkehrtheit.«

Jubal ließ sich mit der Antwort Zeit. »Aber, Sohn, ist es nicht dasselbe, was *du* versucht hast zu tun?«

Mike blickte unglücklich drein. »Das war anfangs meine Absicht. Es ist *nicht,* was ich jetzt zu tun versuche. Vater, ich weiß, du warst enttäuscht, als ich hiermit anfing.«

»Es ist deine Sache, Sohn.«

»Ja. Ich muß jeden Wendepunkt allein groken. Und du auch… und jeder einzelne Mensch. Du bist Gott.«

»Ich nehme die Nominierung nicht an.«

»Du kannst sie nicht ablehnen. Du bist Gott, und ich bin Gott, und alles, was grokt, ist Gott, und ich bin alles, was ich jemals gewesen bin und gesehen, gefühlt und erfahren habe. Ich bin alles, was ich groke. Vater, ich habe den schrecklichen Zustand gesehen, in dem sich dieser Planet befindet, und ich groke, wenn auch nicht in ganzer Fülle, daß ich ihn verändern könnte. Was ich zu lehren hatte, konnte nicht an Schulen oder Universitäten gelehrt werden. Ich war gezwungen, es als Religion – was es nicht ist – einzuschmuggeln und die Gimpel zu einem Versuch zu überreden, indem ich an ihre Neugier und ihr Bedürfnis, sich zu unterhalten, appellierte. Teilweise funktionierte es, wie ich es vorausgesehen hatte. Die Disziplin und das Wissen konnten von anderen ebenso vermittelt werden wie von mir, der ich in einem marsianischen Nest aufgewachsen bin. Unsere Brüder kommen miteinander aus – du hast es gesehen, du hast es geteilt –, sie leben in Frieden und Glück ohne Bitterkeit, ohne Eifersucht.

Das allein war schon ein Triumph. Die Teilung in zwei Geschlechter ist das größte Geschenk, das wir bekommen haben – romantische körperliche Liebe mag es einzig und allein auf diesem Planeten geben. Ich weiß es nicht. Wenn ja, ist das Universum ein armseligerer Ort, als es sein könnte… und ich groke undeutlich, daß wir-die-wir-Gott-sind diese kostbare Erfindung bewahren und verbreiten werden. Die Vereinigung von Körpern mit einem Zusammenfließen der Seelen in geteilter Ekstase, das Geben, Empfangen, das Entzücken aneinander – auf dem Mars gibt es nichts, was sich damit messen könnte, und es ist die Quelle, das groke ich in Fülle, für alles, was diesen Planeten so

reich und wundervoll macht. Und, Jubal, bis ein Mensch, ob Mann oder Frau, das Wunder der gegenseitigen Segnung von Seelen, die sich so eng wie Körper vereinigt haben, selbst erfährt, ist er oder sie immer noch so jungfräulich und allein, als habe er niemals kopuliert. Aber ich groke, du hast es erfahren; schon dein Zögern, dich auf eine geringere Sache einzulassen, beweist es… und wie dem auch sei, ich habe es miterlebt. Du grokst. Du hast immer gegrokt. Ohne die Sprache des Grokens zu brauchen. Dawn sagte uns, du seist so tief in ihrer Seele wie in ihrem Körper.«

»Hmmm… die Dame übertreibt.«

»Dawn ist es unmöglich, darüber anders als richtig zu sprechen. Und – verzeih mir – wir waren anwesend. In ihren Gedanken, nicht in deinen… und du warst mit uns zusammen und teiltest.«

Jubal enthielt sich der Bemerkung, die einzigen Gelegenheiten, bei denen er jemals das Gefühl gehabt hatte, Gedanken lesen zu können, seien genau in dieser Situation gewesen… und dann nicht Gedanken, sondern Gefühle. Er bedauerte es ohne Bitterkeit, daß er kein halbes Jahrhundert jünger war. In dem Fall wäre Dawn das ›Miss‹ vor ihrem Namen weggenommen worden, und er hätte, trotz seiner Narben, eine zweite Ehe riskiert. Auch würde er die vergangene Nacht nicht gegen all die Jahre, die ihm noch beschieden sein mochten, eintauschen. Im wesentlichen hatte Mike recht. »Weiter, Sir!«

»So sollte eine sexuelle Vereinigung sein. Aber, wie ich langsam grokte, ist sie das nur selten. Statt dessen ist sie Gleichgültigkeit und ein mechanisch vollzogener Akt und Vergewaltigung und Verführung als ein Spiel, das nicht besser ist als Roulette, aber weniger ehrlich, und Prostitution und freiwilliger wie unfreiwilliger Zölibat und Furcht und Schuld an Haß und Gewalt und Kinder, die in dem Glauben erzogen werden, Sex sei ›schlecht‹ und ›schädlich‹ und ›tierisch‹ und etwas, das man verheimlichen und dem man immer mißtrauen muß. Diese wundersame, vollkommene Teilung in Männer und Frauen wurde pervertiert und zum Schrecken gemacht.

Und jedes dieser verkehrten Dinge ist eine Folge von ›Eifersucht‹. Jubal, ich konnte es nicht glauben. Ich groke ›Eifersucht‹ immer noch nicht in ganzer Fülle. Mir kommt sie wie Wahnsinn vor, eine schreckliche Verkehrtheit. Als ich erfuhr, was Ekstase ist, war mein erster Gedanke, daß ich sie teilen wollte, sofort und mit allen meinen Wasserbrüdern – direkt mit den weiblichen, indirekt durch Einladung zu weiterem Teilen mit den männlichen. Die Idee, diese niemals versagende Quelle für mich selbst zu behalten, hätte mich entsetzt, wäre ich überhaupt darauf gekommen. Aber ich war unfähig, so etwas zu denken. Und als Folge davon hatte ich nicht den leisesten Wunsch, dieses Wunder mit jemandem zu erleben, für den ich nicht bereits Wertschätzung und Vertrauen empfand. Jubal, ich bin körperlich unfähig, Liebe bei einer Frau, die nicht mit mir Wasser geteilt hat, auch nur zu versuchen. Und so geht es allen im Nest. Psychische Impotenz – es sei denn, die Seelen verschmelzen ebenso wie das Fleisch.«

Jubal dachte traurig, das sei ein herrliches System – für Engel –, als ein

Luftwagen schräg vor ihm auf dem privaten Landeplatz niederging. Er drehte den Kopf. Als die Kufen des Luftwagens aufsetzten, verschwand er.

»Schwierigkeiten?« fragte er.

»Nein«, antwortete Mike. »Allmählich keimt bei ihnen der Verdacht, wir könnten hier sein – oder vielmehr, ich könnte hier sein; die übrigen halten sie für tot. Die Brüder aus dem Inneren Tempel meine ich. Die anderen Kreise werden nicht belästigt… die meisten haben die Stadt bereits verlassen, bevor hier alles hochgeht.« Er grinste. »Wir könnten einen guten Preis für diese Zimmer bekommen. Die Stadt füllt sich mit Bischof Shorts Schlägertrupps.«

»Wäre es nicht an der Zeit, die Familie an einen anderen Ort zu bringen?«

»Jubal, mach dir keine Sorgen. Der Wagen hatte keine Chance, eine Meldung durchzugeben, nicht einmal über Funk. Ich bewache uns. Das ist kein Problem, jetzt, wo Jill ihren Irrtum überwunden hat, es sei verkehrt, Menschen zu dekarnieren, die Verkehrtheit in sich haben. Früher mußte ich uns mit komplizierten Mitteln schützen. Doch jetzt weiß Jill, daß ich es nur tue, wenn es in Fülle gegrokt ist.« Der Mann vom Mars grinste jungenhaft. »Letzte Nacht half sie mir bei einer Säuberungsaktion… und es war für sie nicht das erste Mal.«

»Bei was für einer Aktion?«

»Oh, das war nur eine Maßnahme, die sich dem Gefängnisausbruch anschloß. Einige wenige konnte ich nicht freilassen; sie waren böse. Deshalb wurde ich sie los, bevor ich Gitter und Türen entfernte. Aber ich habe diese ganze Stadt monatelang langsam gegrokt… und eine ganze Reihe der Schlimmsten war nicht im Gefängnis. Ich habe gewartet, habe eine Liste gemacht, habe mich vergewissert, daß ich jeden einzelnen Fall in seiner ganzen Fülle gegrokt hatte. Wenn wir jetzt die Stadt verlassen – leben sie nicht mehr hier. Sie werden vermißt. Sie wurden dekarniert und an den Anfang der Reihe zurückgeschickt, um es noch einmal zu versuchen. Jills Einstellung hat sich von ängstlicher Ablehnung zu uneingeschränkter Billigung gewandelt, als sie endlich grokte, daß es *unmöglich* ist, einen Menschen zu töten – daß das, was wir tun, viel Ähnlichkeit hat mit der Entscheidung eines Schiedsrichters, der einen Spieler wegen eines Fouls vom Platz stellt.«

»Fürchtest du dich denn gar nicht, Gott zu spielen, Junge?«

Mike grinste mit schamloser Fröhlichkeit. »Ich bin Gott. Du bist Gott… und jeder Blödmann, den ich vom Platz stelle, ist ebenfalls Gott. Jubal, es heißt, daß Gott Kenntnis von jedem Sperling nimmt, der vom Dach fällt. Das tut Er auch. Aber, so gut man es in englischer Sprache ausdrücken kann, Gott kann nicht umhin, Kenntnis von dem Sperling zu nehmen, weil der Sperling Gott ist. Und wenn eine Katze einen Sperling beschleicht, sind beide Gott und führen Gottes Gedanken aus.«

Ein weiterer Luftwagen setzte zur Landung an und verschwand. Jubal bemerkte nichts dazu. »Wie viele hast du letzte Nacht aus dem Spiel genommen?«

»Oh, eine ganze Menge, ungefähr 450 – ich habe sie nicht gezählt. Das ist

hier eine ziemlich große Stadt. Aber für eine Weile wird sie eine ungewöhnlich anständige Stadt sein.

Auf die Dauer hilft es natürlich nicht – da hilft nichts außer der Disziplin.« Mike blickte unglücklich drein. »Und das ist es, worüber ich dich fragen muß, Vater. Ich fürchte, ich habe unsere Brüder in die Irre geführt. *Alle* unsere Brüder.«

»Wie, Mike?«

»Sie sind zu optimistisch. Sie sehen, wie gut uns alles gelingt, sie wissen, wie glücklich sie sind, wie stark und gesund und bewußt – wie sehr sie einander lieben. Und jetzt glauben sie zu groken, es sei nur eine Sache der Zeit, bis die gesamte menschliche Rasse die gleiche Glückseligkeit erreichen wird. Oh, nicht morgen – einige von ihnen groken, daß zweitausend Jahre für eine solche Mission nur ein Augenblick sind. Doch irgendwann einmal.

Und ich habe anfangs auch so gedacht, Jubal. Ich habe sie dazu verführt, so zu denken.

Aber, Jubal, ich habe eine Schlüsseltatsache übersehen.

Menschen sind keine Marsianer.

Ich habe diesen Fehler immer wieder gemacht – mich berichtigt… und mache ihn immer noch. Was bei Marsianern funktioniert, muß nicht notwendigerweise bei Menschen funktionieren. Oh, die konzeptuale Logik, die nur auf marsianisch ausgedrückt werden kann, gilt tatsächlich für beide Rassen. Die Logik ist unveränderlich… nur die Daten unterscheiden sich. Deshalb unterscheiden sich auch die Ergebnisse.

Wenn Menschen Hunger hatten, sah ich nicht ein, warum sich nicht einige von ihnen freiwillig schlachten ließen, damit die übrigen essen konnten… auf dem Mars ist das eine Selbstverständlichkeit – und eine Ehre. Ich verstand nicht, warum Babies hochgeschätzt werden. Auf dem Mars würde man unsere beiden kleinen Mädchen da drinnen vor die Tür setzen, um zu leben oder zu sterben – und neun von zehn Nymphen sterben in ihrem ersten Jahr. Meine Logik war richtig, aber mir entgingen die Daten. Hier konkurrieren nicht die Babies miteinander, sondern die Erwachsenen. Auf dem Mars konkurrieren die Erwachsenen niemals; sie sind als Babies ausgesiebt worden. Auf diese oder jene Weise, immer findet ein Wettstreit statt, und es wird ausgesiebt… oder es geht mit einer Rasse bergab.

Aber ob ich nun im Irrtum war oder nicht, als ich versuchte, den Wettstreit an beiden Enden abzuschaffen, ich habe in letzter Zeit zu groken begonnen, daß die menschliche Rasse es mir nicht erlauben wird, ganz gleich, wie ich es anfange.«

Duke steckte den Kopf ins Zimmer. »Mike? Hast du einen Blick nach draußen geworfen? Um das Hotel versammelt sich eine Menschenmenge.«

»Ich weiß«, antwortete Mike. »Sag den anderen, daß sich das Warten noch nicht erfüllt hat.« Er wandte sich wieder Jubal zu. »›Du bist Gott.‹ Das ist keine Botschaft der Freude und Hoffnung, Jubal. Es ist eine Herausforderung

– und eine furchtlose, unerschrockene Annahme der persönlichen Verantwortung.« Sein Gesicht war traurig. »Ich habe die Idee nur selten vermitteln können. Ein paar wenige, nur die wenigen, die hier bei uns sind, unsere Brüder, verstehen mich und nehmen das Bittere mit dem Süßen hin, standen auf und tranken es – grokten es. Die anderen, Hunderte und Tausende von anderen, bestanden entweder darauf, es als Siegesprämie ohne Wettkampf zu betrachten – als eine ›Bekehrung‹ – oder ignorierten es. Ganz gleich, was ich sagte, sie blieben dabei, sich Gott als etwas außerhalb ihrer eigenen Personen vorzustellen. Etwas, das sich danach sehnt, jeden Dummkopf an Seine Brust zu ziehen und zu trösten. Den Gedanken, daß sie sich selbst anstrengen müssen – und daß sie sich die Schwierigkeiten, in denen sie steckten, selbst zuzuschreiben haben –, können oder wollen sie nicht akzeptieren.«

Der Mann vom Mars schüttelte den Kopf. »Ich habe so viel mehr Mißerfolge als Erfolge zu verzeichnen! Jetzt frage ich mich, ob volles Groken zeigen wird, daß ich auf dem falschen Weg bin
– daß diese Rasse zersplittert sein *muß,* einander hassend, bekämpfend, ständig unglücklich und im Krieg sogar mit dem eigenen Ich… einfach dieser Auslese wegen, die bei jeder Rasse vorgenommen werden muß. Sag es mir, Vater! Du mußt es mir sagen.«

»Mike, was, zum Teufel, hat in dir den Glauben erweckt, ich sei unfehlbar?«

»Vielleicht bist du es nicht. Aber jedesmal, wenn ich etwas wissen mußte, bist du fähig gewesen, es mir zu sagen – und die Erfüllung zeigte immer, daß du richtig gesprochen hattest.«

»Verdammt noch mal, ich weise diese Apotheose von mir! Aber eins sehe ich, Sohn. Du hast jeden anderen ständig beschworen, nichts in Eile zu tun – ›das Warten wird die Erfüllung bringen‹, sagst du.«

»Das ist richtig.«

»Und jetzt verletzt du deine eigene Regel. Du hast erst kurze Zeit gewartet – ganz kurze Zeit nach marsianischen Begriffen –, und schon willst du das Handtuch werfen. Du hast bewiesen, daß dein System bei einer kleinen Gruppe funktioniert – und ich bestätige es dir gern. Niemals habe ich so glückliche, gesunde, fröhliche Menschen gesehen. Das sollte für die kurze Zeit, die du darauf verwendet hast, genug sein. Komm wieder, wenn du tausendmal diese Zahl hast, alles Menschen, die arbeiten und glücklich sind und keine Eifersucht kennen, und wir werden von neuem darüber sprechen. Ist das ein vernünftiger Vorschlag?«

»Du sprichst richtig, Vater.«

»Ich bin noch nicht fertig. Du hast dir Sorgen darüber gemacht, ob die Rasse, wenn es dir nicht gelingen sollte, neunundneunzig von hundert zu überzeugen, ohne ihre gegenwärtigen Übel keinen Bestand habe, weil diese Verkehrtheiten zur Auslese notwendig sind. Aber, verdammt noch mal, Junge, du triffst die Auslese – oder vielmehr, die Versager treffen sie, indem

sie sich nicht bei dir einschreiben. Hattest du geplant, Geld und Eigentum abzuschaffen?«

»O nein! Innerhalb des Nestes brauchen wir es nicht, aber…«

»Keine gesunde Familie braucht es. Aber außerhalb der Familie braucht man es im Verkehr mit anderen Leuten. Sam erzählte mir, daß unsere Brüder, statt sich von dieser Welt abzukehren, mehr Geld machen als zuvor. Stimmt das?«

»O ja. Geldmachen ist ein einfacher Trick, wenn man ihn einmal gegrokt hat.«

»Du hast gerade den Seligpreisungen eine neue angefügt: ›Selig sind die geistig Reichen, denn sie werden Knete machen.‹ Wie schneiden unsere Leute auf anderen Gebieten ab? Besser oder schlechter als der Durchschnitt?«

»Oh, besser natürlich – wenn es das Groken wert ist. Siehst du, Jubal, es ist *kein* Glaube; die Disziplin ist einfach eine Methode, alles besser funktionieren zu lassen.«

»Du hast dir die Antwort selbst gegeben, Sohn. Wenn alles, was du sagst, wahr ist – und ich ziehe keine Schlußfolgerungen; ich frage, du antwortest – denn das ist alles an Wettbewerb, was du brauchst – allerdings ein sehr einseitiger, wie ich zugeben muß. Wenn ein Zehntel Prozent der Bevölkerung fähig ist, die Botschaft zu begreifen, dann brauchst du es ihnen nur zu *zeigen* – und in ein paar Generationen werden die Dummen aussterben, und die mit deiner Disziplin werden die Erde besitzen. Wenn es soweit ist – ob in tausend oder zehntausend Jahren –, ist der Zeitpunkt gekommen, sich Gedanken über eine neue Hürde zu machen, um die Menschen höher springen zu lassen. Aber verliere nicht den Mut, weil nur eine Handvoll sich über Nacht in Engel verwandelt hat. Ich hätte nie erwartet, daß das *irgendeiner* fertigbringt. Ich dachte, du werdest dich zum Gespött machen, wenn du den Prediger spieltest.«

Mike seufzte und lächelte. »Ich hatte allmählich schon Angst, so sei es gekommen – und ich hätte meine Brüder im Stich gelassen.«

»Ich wünschte immer noch, du hättest den Verein ›Kosmischer Mundgeruch‹ oder ähnlich genannt. Doch auf den Namen kommt es nicht an. Wenn du die Wahrheit in Händen hältst, kannst du sie demonstrieren. Reden beweist nichts. *Zeige* es den Leuten!«

Der Mann vom Mars stand auf. »Du hast alle meine Zweifel beseitigt, Vater. Ich bin jetzt bereit, es ihnen zu zeigen – ich groke die Erfüllung.« Der Mann vom Mars stand auf. »Das Warten ist beendet.«

»Ja, Michael.«

37. KAPITEL

Jubal und der Mann vom Mars kehrten in den Raum mit dem großen Stereotank zurück. Das ganze Nest hatte sich um ihn versammelt. Zu sehen war eine dichte und unruhige Menschenmenge, die von Polizisten halbwegs in Schach gehalten wurde. Mike warf einen Blick auf das Bild und zeigte sich glücklich und gelassen. »Sie kommen. Jetzt ist die Erfüllung.« Die ekstatische Erwartung, die Jubal seit seiner Ankunft wachsen gespürt hatte, schwoll gewaltig an, aber niemand bewegte sich.

»Es ist eine gewaltige Menschenmenge, Liebster«, sagte Jill.

»Und bereit, überredet zu werden«, setzte Patty hinzu.

»Ich sollte mich besser dafür anziehen«, bemerkte Mike. »Habe ich irgendwelche Sachen in dieser Unterkunft? Patty?«

»Sofort, Michael.«

Jubal sagte: »Sohn, dieser Mob macht auf mich einen häßlichen Eindruck. Bist du sicher, dies ist der richtige Augenblick, dich ihm zu stellen?«

»O ja«, antwortete Mike. »Die Leute sind gekommen, um mich zu sehen… deshalb gehe ich jetzt zu ihnen hinunter.« Er unterbrach sich, während einige Kleidungsstücke um ihn herum erschienen. Er wurde mit der unnötigen Hilfe mehrerer Frauen in halsbrecherischer Geschwindigkeit angezogen – jedes Teil schien zu wissen, wohin es zu schweben und wie es sich zu drapieren hatte. »Dieser Job hat Verpflichtungen ebenso wie Privilegien – der Star muß auf die Bühne… grokst du mich? Die Gimpel erwarten es.«

Duke sagte: »Mike weiß, was er tut, Boß.«

»Nun… ich traue einem Mob nicht.«

»Diese Menge besteht wie immer hauptsächlich aus neugierigen Suchern. Oh, es sind ein paar Fosteriten und einige andere dabei, die einen Groll gegen uns hegen – aber Mike wird mit jeder Menschenmenge fertig. Du wirst schon sehen. Stimmt's, Mike?«

»Das stimmt, Kannibale. Locke eine Menge an, und dann biete ihr eine Show. Wo ist mein Hut? Ich kann in der Mittagssonne nicht ohne Hut gehen.« Ein teurer Panama mit modisch farbigem Band glitt aus dem Schrank und ließ sich auf seinem Kopf nieder. Mike setzte ihn keck schräg. »So! Sehe ich ordentlich aus?« Er hatte seine übliche Kluft für Äußere Gottesdienste an, einen elegant geschnittenen, scharf gebügelten weißen Straßenanzug, dazu passende Schuhe, ein schneeiges Hemd und ein wundervolle Krawatte.

Ben sagte: »Dir fehlt nur noch eine Aktentasche.«

»Du grokst, daß ich eine brauche? Patty, haben wir eine?«

Jill trat zu ihm. »Ben hat Spaß gemacht, Lieber. Du siehst einfach perfekt aus.« Sie rückte seine Krawatte zurecht und küßte ihn – und Jubal fühlte sich geküßt. »Geh und rede mit ihnen!«

»Jawohl. Es ist Zeit, die Menge zu überreden. Anne? Duke?«

»Fertig, Mike.« Anne trug ihre Robe als Unparteiische Zeugin, die sie in Würde hüllte. Als ihr genaues Gegenteil war Duke lässig gekleidet, eine brennende Zigarette baumelte ihm aus dem Mundwinkel, auf seinem Hinterkopf saß ein alter Hut, dem ein PRESSE-Schild im Band steckte, und er selbst war mit Kameras und Taschen behängt.

Sie gingen zu der Tür des für alle vier Penthouse-Suiten gemeinsamen Foyers. Nur Jubal folgte ihnen. Die anderen, mehr als dreißig Personen, beobachteten weiter den Stereotank. Mike machte an der Tür halt. Dort stand ein Tisch mit einer Wasserkaraffe und Gläsern, einer Obstschale und einem Obstmesser. »Komm besser nicht weiter mit«, riet er Jubal, »sonst muß Patty dir auf dem Rückweg Geleitschutz vorbei an ihren Lieblingen geben.«

Mike goß sich ein Glas Wasser ein und trank einen Teil davon. »Predigen macht durstig.« Er reichte das Glas Anne, dann nahm er das Obstmesser und schnitt ein Stück von einem Apfel ab.

Jubal schien es, als habe Mike einen seiner Finger abgeschnitten… aber seine Aufmerksamkeit wurde abgelenkt, als Duke das Glas an ihn weitergab. Mikes Hand blutete nicht, und Jubal hatte sich schon etwas an Taschenspielereien gewöhnt. Er nahm das Glas, trank einen Schluck und stellte fest, daß seine Kehle sehr trocken war.

Mike faßte seinen Arm und lächelte. »Keine Aufregung! Es wird nur ein paar Minuten dauern. Wir sehen uns später, Vater.« Sie gingen durch die Wach-Kobras hinaus, und die Tür schloß sich. Jubal kehrte in den Wohnraum zu den anderen zurück, das Glas immer noch in der Hand. Jemand nahm es ihm ab. Er merkte es nicht, denn er betrachtete die Bilder in dem großen Tank.

Die Menschenmenge schien dichter geworden zu sein, sie brandete heran und wurde von Polizisten zurückgehalten, die nur mit Gummiknüppeln bewaffnet waren. Ein paar Rufe erklangen, aber meistens war nichts als das allgemeine Gemurmel der Masse zu hören.

Irgendwer fragte: »Wo sind sie jetzt, Patty?«

»Sie sind den Schacht hinunter. Michael hat einen kleinen Vorsprung. Duke ist stehengeblieben, um Anne aufzufangen. Sie betreten das Foyer. Michael ist entdeckt worden, es werden Fotos gemacht.«

Die Szene im Tank löste sich zu dem riesigen Abbild von Kopf und Schultern eine strahlend fröhlichen Nachrichtensprechers auf: »Hier ist NWSN, der mobile Nachrichtenjäger des New-World-Sendernetzes, auf alle Fälle immer zur Stelle – Ihr Happy Holiday. Wir haben so eben erfahren, daß der falsche Messias, auch als der Mann vom Mars bekannt, aus seinem Versteck in einem Hotelzimmer hier im schönen St. Petersburg, der Stadt, die alles hat, um dich singen zu machen, hervorgekrochen ist. Offenbar will Smith sich den Behörden stellen. Er brach gestern mit Hilfe von hochexplosivem Sprengstoff, den seine fanatischen Gefolgsleute eingeschmuggelt hatten, aus dem Gefängnis aus. Aber der dichte Kordon, der um diese Stadt gezogen wurde, muß zuviel für ihn gewesen sein. Wir wissen es noch nicht – ich wiederhole, wir wissen es noch nicht –, also bleiben Sie bei dem Mann, der immer dicht

dran ist – und jetzt ein Wort von unserem hiesigen Sponsor, der Ihnen diesen Blick durchs Schlüsselloch ermöglicht…«

»Ich danke Ihnen, Happy Holiday und all den guten Leuten, die über NWSN zusehen! Ein Paradies der erstaunlich niedrigen Preise! Kommen Sie und sehen Sie selbst auf den Elysian Fields, soeben als Bauland für einen begrenzten Kundenkreis erschlossen. Land, dem warmen Wasser des herrlichen Golfs abgewonnen, jede Parzelle garantiert achtzehn Zoll über dem mittleren Hochwasser und nur eine kleine Anzahlung auf ein glückliches… oh, oh, später, Freunde – Telefon Gulf neun zwei acht zwei acht!«

»Und ich danke Ihnen, Jick Morris und den Erschließern der Elysian Fields! Ich glaube, jetzt gibt es etwas zu sehen, Leute! Ja, Sir, ich glaube, wir haben…«

(»Sie kommen aus dem Haupteingang«, meldete Patty ruhig. »Die Menge hat Michael noch nicht entdeckt.«)

»Vielleicht noch nicht sofort… aber bald. Sie blicken auf den Haupteingang des prachtvollen Sans-Soud-Hotels, des Edelsteins des Golfs, dessen Direktion in gar keiner Weise für diesen gejagten Flüchtling verantwortlich ist, sondern im Gegenteil nach einer Verlautbarung, die Polizeichef Davis soeben herausgegeben hat, eng mit den Behörden zusammengearbeitet hat. Und während wir darauf warten, zu sehen, was geschehen wird, ein paar Streiflichter auf die seltsame Laufbahn dieses halbmenschlichen, auf dem Mars großgewordenen Monsters…«

Die Live-Szene wurde durch Schnitte von Archivaufnahmen ersetzt: Der vor vielen Jahren erfolgte Start der Envoy, die mit dem Lyle-Antrieb lautlos und mühelos hochschwebende Champion, Marsianer auf dem Mars, die triumphale Rückkehr der Champion, eine Kurzfassung des ersten gefälschten Interviews mit dem ›Mann vom Mars‹ – »Was halten Sie von den Mädchen hier auf der Erde?«… »0 Mann!« – ein noch kürzerer Ausschnitt von der Konferenz im Verwaltungspalast und die von den Medien seinerzeit weidlich ausgeschlachtete Verleihung des Doktors der Philosophie an Michael, alles mit einem Schnellfeuer-Kommentar.

»Siehst du etwas Patty?«

»Michael steht oben auf der Treppe, die Menge ist mindestens hundert Yards von ihm entfernt; sie wird am Betreten des Hotelgrundstücks gehindert. Duke hat ein paar Aufnahmen gemacht, und Mike wartet, damit er das Objektiv wechseln kann. Keine Eile.«

Happy Holiday fuhr fort, während im Tank ein halbnaher Schwenk über die Menge gezeigt wurde: »Sie verstehen, Freunde, daß sich diese wundervolle Gemeinde heute in einer einzigartigen Situation befindet. Etwas Seltsames ist vorgegangen, und die Leute hier vor dem Hotel sind nicht in der Stimmung zu scherzen. Ihre Gesetze sind mit Füßen getreten, ihre Sicherheitskräfte mit Verachtung behandelt worden. Sie sind zornig, und das mit Recht. Die fanatischen Gefolgsleute dieses angeblichen Antichrist haben in dem vergeblichen Versuch, ihren Führer dem sich zusammenziehenden Netz der

Justiz entschlüpfen zu lassen, vor nichts haltgemacht, um Chaos zu schaffen. Alles kann geschehen – alles!«

Die Stimme des Sprechers tönte: »Ja, er kommt jetzt heraus – er nähert sich den Leuten!« Schnitt, Aufnahme aus der entgegengesetzten Richtung. Mike ging direkt auf die Kamera zu. Anne und Duke fielen hinter ihm zurück.

»Das ist es! Das ist es! Das ist das Finale!«

Mike schritt weiter ohne Hast der Menge entgegen, bis er in dem Stereotank in Lebensgröße aufragte, als sei er in diesem Raum bei seinen Wasserbrüdern. Er blieb auf dem Rasenstreifen vor dem Hotel stehen, ein paar Fuß von der Menge entfernt. »Ihr habt mich gerufen?«

Die Antwort war ein Knurren.

Der Himmel war mit verstreuten Wolken bedeckt. In diesem Augenblick kam hinter einer von ihnen die Sonne hervor, und ein Lichtstrahl traf Mike.

Seine Kleider verschwanden. Er stand vor ihnen, ein goldener Jüngling, gekleidet nur in Schönheit – Schönheit, bei der Jubal das Herz weh tat. Michelangelo, dachte er, wäre in seinen späten Jahren von seinem hohen Gerüst herabgestiegen, um diese Gestalt für noch ungeborene Generationen festzuhalten. Mike sagte sanft: »Seht mich an! Ich bin ein Menschensohn.«

Die Szene wurde für einen Zehn-Sekunden-Werbespot unterbrochen, eine Reihe von Can-Can-Tänzerinnen, die sangen:

Ladies, taucht die Wäsche ein
In den Schaum so sahnig fein!
Hände mild sind Lover-Seifen
Doch verwahrt die Gutschein-Streifen!

Der Tank füllte sich unter mädchenhaftem Gelächter mit Seifenschaum, und es ging weiter mit der Reportage:

»Gott verdamme dich!« Ein halber Ziegelstein traf Mike in die Rippen. Er wandte sein Gesicht dem Angreifer zu. »Aber du bist selbst Gott. Du kannst nur dich selbst verdammen… und du kannst dir selbst nie entrinnen.«

»Gotteslästerer!« Ein Stein erwischte ihn über dem linken Auge. Blut strömte hervor.

Mike sagte ruhig: »Wenn ihr gegen mich kämpft, kämpft ihr gegen euch selbst… denn ihr seid Gott… und ich bin Gott… und alles, was grokt, ist Gott – einen anderen gibt es nicht.«

Weitere Steine trafen ihn, er blutete jetzt aus mehreren Wunden. »Hört die Wahrheit. Ihr braucht nicht zu hassen, ihr braucht nicht zu kämpfen, ihr braucht euch nicht zu fürchten. Ich biete euch das Wasser des Lebens…« Plötzlich hielt er ein Glas mit Wasser in der Hand. Es glitzerte im Sonnenlicht. »…und ihr mögt es teilen, wann immer ihr es wollt… und in Frieden und Liebe und Glück zusammenleben.«

Ein Stein ließ das Glas zerschellen. Ein zweiter Stein traf Mike auf den

Mund.

Mit verletzten und blutenden Lippen lächelte er sie an, blickte mit einem Ausdruck sehnsüchtiger Zärtlichkeit auf dem Gesicht genau in die Kamera. Das Zusammenspiel von Sonnenlicht und Stereo bildete einen goldenen Nimbus hinter seinem Kopf. »O meine Brüder, ich liebe euch so! Trinkt tief! Teilt und wachst ohne Ende zueinander. Ich seid Gott.«

Jubal gab ihm den Gruß flüsternd zurück. Es kam eine Fünf-Sekunden-Einblendung: *»Cahuenga-Höhle!* Der Nachtclub mit *echtem* Los-Angeles-Smog, jeden Tag frisch importiert. Sechs exotische Tänzerinnen.«

»Lyncht ihn! Verpaßt dem Bastard eine Nigger-Krawatte!« Jemand feuerte aus nächster Nähe eine großkalibrige Flinte ab. Mikes rechter Arm wurde am Ellenbogen abgetrennt und fiel. Er schwebte sacht hinunter, kam auf dem kühlen Gras zur Ruhe, die Hand einladend nach oben gebogen.

»Verpaß ihm auch den anderen Lauf, Shortie – und ziele genauer!« Die Menge lachte und applaudierte. Ein Ziegelstein zerschmetterte Mikes Nase, und weitere Steine gaben ihm eine Krone aus Blut.

»Die Wahrheit ist einfach, aber der Weg des Menschen ist hart. Zuerst müßt ihr lernen, euer Ich zu kontrollieren, der Rest folgt von selbst. Gesegnet ist, wer sich selbst kennt und sich selbst befiehlt, denn die Welt ist sein, und Liebe und Glück und Frieden folgen ihm, wohin er auch geht.« Wieder wurde eine Flinte abgefeuert, es folgten zwei weitere Schüsse. Eine Fünfundvierziger-Kugel traf Mike über dem Herzen, zerfetzte die sechste Rippe dicht am Brustbein und riß eine große Wunde. Der Schrot und die andere Kugel durchschlugen sein linkes Schienbein fünf Zoll unterhalb der Kniescheibe. Das gebrochene Wadenbein hob sich in spitzem Winkel weiß von dem Gelb und Rot der Wunde ab.

Mike taumelte ein bißchen und lachte. Er sprach weiter, und seine Worte kamen deutlich und ohne Hast. »Ihr seid Gott. Erkennt das, und der Weg liegt offen vor euch.«

»Gott verdammt noch mal – hindern wir ihn doch daran, den Namen des Herrn lästerlich im Munde zu führen!« – »Los, Männer! Machen wir ihn fertig.« Der Mob flutete heran, angeführt von einem beherzten Kerl mit einer Keule. Sie fielen mit Steinen und Fäusten über ihn her, und dann, als er zu Boden ging, mit den Füßen. Er fuhr fort zu sprechen, während sie ihm die Rippen eintraten und seinen goldenen Körper zermalmten, ihm die Knochen brachen und ein Ohr abrissen. Endlich rief einer: »Tretet zurück, damit wir ihn mit Benzin übergießen können!«

Bei dieser Warnung öffnete sich die Menschenmasse ein wenig, und die Kamera fuhr heran, um sein Gesicht und seine Schultern aufzunehmen. Der Mann vom Mars lächelte seine Brüder an und sagte noch einmal leise und deutlich: »Ich liebe euch.« Ein unvorsichtiger Grashüpfer kam angeschwirrt und landete ein paar Zoll von einem Gesicht entfernt auf dem Rasen. Mike drehte den Kopf, sah ihn an, und der Grashüpfer gab den Blick zurück. »Du bist Gott,« sagte er glücklich und dekarnierte.

38. KAPITEL

Flammen und wallende Rauchschwaden stiegen hoch und füllten den Tank. »Donnerwetter!« sagte Patty ehrfürchtig. »Das ist das beste Finale, das es je gegeben hat.«

»Ja«, pflichtete Becky ihr sachverständig bei, »der Professor selbst hat nie ein besseres geschrieben.«

Van Tromp sagte sehr leise, offenbar zu sich selbst: »Mit Stil. Klug und mit Stil – der Junge ist mit Stil abgegangen.«

Jubal sah von einem seiner Brüder zum anderen. War er der einzige hier, der irgend etwas empfand? Jill und Dawn saßen nebeneinander und hielten sich umfaßt – aber das taten sie immer, wenn sie zusammen waren. Keine von beiden wirkte verstört. Sogar Dorcas war ruhig und hatte trockene Augen.

Das Inferno im Tank wurde durch den lächelnden Happy Holiday ersetzt, der verkündete: »Und nun, Leute ein paar Augenblicke für unsere Freunde von den Elysian Fields, die so freundlich waren, ihre Bekanntmachung zu unterbrechen…« Patty schaltete ab.

»Anne und Duke sind auf dem Weg nach oben«, sagte sie.

»Ich werde sie durchs Foyer führen, und dann können wir den Lunch einnehmen.« Sie wandte sich zum Gehen.

Jubal hielt sie an. »Patty? Hast du *gewußt,* was Mike vorhatte?«

Die Frage verwirrte sie. »Wie? Natürlich nicht, Jubal. Es war notwendig, auf die Erfüllung zu warten. Keiner von uns hat es gewußt.« Sie drehte sich um und ging.

»Jubal…« Jill sah ihn an. »Jubal, unser geliebter Vater… bitte, hör auf und groke die Erfüllung. Mike ist nicht tot. Wie kann er tot sein, wenn niemand getötet werden kann? Ebensowenig kann er von uns, die wir ihn gegrokt haben, jemals fern ein. Du bist Gott.«

»Du bist Gott«, wiederholte er dumpf. »Das ist besser. Komm, setz dich zu Dawn und mir – in die Mitte!« »Nein. Nein, laßt mich einfach in Ruhe.« Er stolperte blindlings in sein Zimmer, verriegelte die Tür hinter sich, faßte mit beiden Händen das Fußende des Bettes und lehnte sich schwer dagegen. Mein Sohn, o mein Sohn! Ich wollte, ich hätte für dich sterben können! Welche Zukunft hatte Mike noch vor sich gehabt… und ein alter Trottel, dem er zuviel Achtung erwiesen hatte, mußte das Maul aufreißen und ihn in einen unnötigen, sinnlosen Märtyrertod treiben. Wenn Mike ihnen etwas *Großes* gegeben hätte – wie Stereofernsehen oder Bingo –, aber er hatte ihnen die Wahrheit gegeben. Oder ein Stück von der Wahrheit. Und wer interessiert sich schon für die Wahrheit? Jubal lachte zwischen dem Schluchzen. Nach einer Weile stellte er beides ab, das herzzerreißende Schluchzen und das bittere Lachen, und wühlte in seiner Reisetasche. Das, was er brauchte, trug er mit sich; er hatte ständig einen Vorrat in seiner Kulturtasche, seit Joe Douglas vom Schlag getroffen worden war. Das hatte ihn daran erinnert, daß

alles Fleisch wie Gras ist. Jetzt hatte *ihn* ein Schlag getroffen, und er konnte es nicht ertragen. Er nahm drei Tabletten, damit das Mittel schnell und sicher wirkte, spülte sie mit Wasser hinunter und legte sich aufs Bett. Kurz darauf ging der Schmerz weg.

Die Stimme kam aus großer Entfernung zu ihm. »Jubal…«

»Ich habe mich hingelegt. Stör mich nicht!«

»Jubal! *Bitte,* Vater!«

»Äh…ja, Mike? Was ist denn?«

»Wach auf! Die Erfüllung ist noch nicht gekommen. Hier, laß mich dir helfen.«

Jubal seufzte. »Okay, Mike.« Er ließ es zu, daß er gestützt und ins Bad geführt wurde, daß sein Kopf gehalten wurde, während er würgte, er nahm ein Glas Wasser entgegen und spülte sich den Mund aus.

»Wieder okay?«

»Okay, Sohn. Danke.«

»Dann muß ich mich jetzt um ein paar Dinge kümmern. Ich liebe dich, Vater. Du bist Gott.«

»Ich liebe dich, Mike. Du bist Gott.« Jubal trödelte noch eine Weile herum, machte sich präsentabel, wechselte die Kleidung, kippte einen Brandy, um den leicht bitteren Geschmack zu vertreiben, der noch in seinem Mund war, und ging dann ins Wohnzimmer zu den anderen.

Patty saß allein in dem Raum mit dem Quasseltank, der abgeschaltet war. Sie blickte hoch. »Möchtest du jetzt den Lunch, Jubal?«

»Danke, ja.«

Sie kam zu ihm. »Das ist gut. Leider haben die anderen einfach gegessen und sind abgehauen. Aber jeder von ihnen hat einen Kuß für dich dagelassen. Und hier sind sie alle, in einem einzigen Paket.« Es gelang ihr, ihm all die Liebe, für die sie Stellvertreterin war, zusammen mit ihrer eigenen zu übermitteln. Danach fühlte Jubal sich stark. Sie hatte ihre heitere Gelassenheit mit ihm geteilt, und in ihm war keine Bitterkeit mehr.

»Komm hinaus in die Küche«, sagte sie. »Tony ist fort, deshalb sind die meisten anderen dort – nicht etwa, daß sein Knurren jemals einen richtig verjagt.« Sie blieb stehen und versuchte, an ihrem Nacken hinunterzusehen. »Verändert sich diese letzte Szene nicht ein wenig? Wird sie vielleicht ein bißchen rauchig?«

Jubal bestätigte feierlich, das glaube er auch. Er erkannte keine Veränderung… aber er dachte nicht daran, mit Patty wegen ihrer kleinen Eigenheiten zu streiten. Sie nickte. »Damit habe ich gerechnet. Ich kann um mich herumsehen – nur mich selbst nicht. Ich brauche immer noch zwei Spiegel, um meinen Rücken richtig zu erkennen. Mike sagt, es wird noch kommen. Aber es ist ja nicht wichtig.«

In der Küche saßen vielleicht ein Dutzend Leute am Tisch und anderswo. Duke stand am Herd und rührte in einer kleinen Kasserolle. »He, Boß. Ich habe einen Bus mit zwanzig Plätzen bestellt. Das ist der größte, der auf

unserem kleinen Landeplatz niedergehen kann… und mit den Wickelkindern und Pattys Lieblingen brauchen wir ihn. Okay?«

»Natürlich. Kommen alle mit nach Hause?« Falls die Schlafzimmer nicht reichen, konnten die Mädchen im Wohnzimmer und hier und da Lagerstätten herrichten – und dieser Haufen quartierte sich wahrscheinlich sowieso paarweise ein. Ihm kam der Gedanke, daß man vielleicht auch ihm nicht erlauben würde, solo zu schlafen… Doch er wollte keinen Einspruch erheben. Es war schön, einen warmen Körper auf der anderen Seite des Bettes zu haben, auch wenn man nicht aktiv wurde. Bei Gott, er hatte vergessen, wie schön es war! Zueinanderwachsen…

»Nicht alle. Tim kommt als Pilot mit, bringt dann den Bus weg und geht für eine Weile nach Texas. Den Skipper und Beatrix und Sven setzen wir in New Jersey ab.«

Sam sah vom Tisch hoch. »Ruth und ich müssen zu unseren Kindern zurück. Und Saul begleitet uns.«

»Könnt ihr nicht erst für einen oder zwei Tage mit nach Hause kommen?«

»Vielleicht. Ich werde es mit Ruth besprechen.«

»Boß«, fiel Duke ein, »wann können wir den Swimmingpool füllen?«

»Nun, wir haben ihn sonst nie vor April gefüllt – aber ich glaube, mit der neuen Heizanlage ist das jederzeit möglich.« Jubal überlegte. »Aber uns steht noch einiges an schlechtem Wetter bevor. Gestern war der Boden noch schneebedeckt.«

»Boß, ich will dir etwas verraten. Diese Bande kann durch Schnee laufen, den eine große Giraffe hüfttief nennen würde, und sie merken nicht einmal etwas davon – und schwimmen werden sie auch. Außerdem gibt es billigere Methoden, das Wasser am Einfrieren zu hindern, als diese große Ölfeuerungen.«

»Jubal!«

»Ja, Ruth?«

»Wir werden für einen Tag oder vielleicht länger bleiben. Die Kinder vermissen mich nicht – und ich sehne mich nicht danach, meine Mutterrolle wieder zu übernehmen, wenn Patty nicht da ist, um sie auf Vordermann zu bringen. Jubal, du hast mich nie richtig gesehen, solange du mich nicht im Wasser gesehen hast, wenn mein Haar mich umwallt.«

»Das kann ich mir nicht entgehen lassen! Sagt mal, wo sind der Skandinavier und der Holländer? Beatrix ist noch nie zu Hause gewesen – so eilig können sie es nicht haben.«

»Ich werde es ihnen sagen, Boß.«

»Patty, halten es deine Schlangen eine Weile in einem sauberen, warmen Keller aus? Nur bis wir sie besser unterbringen können! Ich meine nicht Honey Bun, die gehört zu den Leuten. Aber ich glaube nicht, daß wir die Kobras im Haus herumkriechen lassen sollten.«

»Das geht in Ordnung, Jubal.«

»Hmmm…« Jubal sah ringsum. »Dawn, kannst du stenografieren?«

»Das hätte ich mir denken können. Maschinenschreiben?«

»Ich werde es lernen, wenn du es wünschst«, versprach Dawn.

»Betrachte dich als engagiert – bis irgendwo ein Posten als Hohepriesterin frei wird. Jill, haben wir jemanden vergessen?«

»Nein, Boß. Außer daß diejenigen, die schon abgereist sind, wissen, daß auch sie jederzeit bei dir einfallen können. Und sie werden es tun.«

»Das habe ich vorausgesetzt. Nest Nummer zwei, wann und sofern benötigt.« Er ging zum Herd hinüber, spähte in die Kasserolle, die Duke umrührte. Sie enthielt ein kleines Quantum Brühe. »Hmmm… Mike?«

»Ja.« Duke schöpfte mit dem Löffel ein bißchen heraus und kostete. »Braucht noch ein bißchen Salz.«

»Ja, Mike hat immer ein bißchen Nachwürzen gebraucht.« Jubal nahm den Löffel und kostete die Brühe. Duke hatte recht; sie schmeckte süß und hätte ein bißchen salziger sein können. »Aber laß uns ihn groken, wie er ist. Mit wem müssen wir noch teilen?«

»Das ist für dich allein. Tony hat mich mit der strikten Anweisung an den Herd gestellt, mit der Hand umzurühren, nach Bedarf Wasser hinzuzufügen und auf dich zu warten. Und es ja nicht anbrennen zu lassen.«

»Dann hol zwei Becher. Wir werden es teilen und gemeinsam groken.«

»Gut, Boß.« Zwei Becher kamen heruntergesegelt und stellten sich neben die Kasserolle. »Das ist ein Witz auf Mikes Kosten«, sagte Duke. »Er hat immer geschworen, er werde mich überleben und zu Thanksgiving auf den Tisch bringen. Oder vielleicht geht er auch auf meine Kosten – weil wir darauf gewettet hatten, und jetzt kann ich meinen Gewinn nicht einkassieren.«

»Du hast nur durch Nichtantreten gewonnen. Teile es gerecht auf.«

Duke tat es. Jubal hob seinen Becher. »Wir teilen.«

»Wir wachsen immer mehr zueinander.«

Langsam tranken sie die Brühe, nahmen sich Zeit, schmeckten sie, priesen und ehrten und grokten den Spender. Jubal stellte zu seiner Überraschung fest, daß ihn, obwohl er vor Emotionen überfloß, ein ruhiges Glücksgefühl erfüllte, das keine Tränen hervorrief. Was für ein wunderlicher und tapsiger junger Hund sein Sohn gewesen war, als er ihn das erste Mal sah… so eifrig bedacht zu gefallen, so naiv in seinen kleinen Fehlern – und was für eine stolze Kraft war er geworden, ohne dabei seine engelhafte Unschuld zu verlieren. Endlich groke ich dich, Sohn – und möchte keine Zeile ändern!

Patty wartete mit dem Lunch auf ihn. Er setzte sich und hieb ein, denn er hatte Hunger, als seien seit dem Frühstück Tage vergangen. Sam sagte: »Ich habe Saul erzählt, daß ich keine Notwendigkeit groke, unsere Pläne zu ändern. Wir machen weiter wie bisher. Wenn man die richtige Ware hat, wächst das Geschäft, auch wenn der Gründer verschieden ist.«

»Ich war doch absolut nicht dagegen«, verwahrte sich Saul. »Du und Ruth, ihr werdet einen neuen Tempel gründen – und wir gründen weitere. Aber wir müssen uns jetzt die Zeit nehmen, Kapital anwachsen zu lassen. Das ist

keine Erweckungsveranstaltung an der Straßenecke und auch nichts, was man in einem leeren Ladenlokal betreiben kann; es erfordert Inszenierung und Ausrüstung. Das bedeutet Geld – ganz zu schweigen davon, daß wir Stinky und Maryam ein oder zwei Jahre auf dem Mars ermöglichen wollen… und das ist ebenso wichtig.«

»Ich *habe* doch schon zugestimmt! Wer erhebt denn Einspruch? Wir warten auf die Erfüllung… und legen los.« Jubal sagte plötzlich: »Geld ist kein Problem.« »Wie war das, Jubal?« »Als Rechtsanwalt sollte ich nicht darüber sprechen… aber als Wasserbruder tue ich, was ich groke. Einen Augenblick – Anne!« »Ja, Boß.« »Kauf den Platz! Den, auf dem sie Mike gesteinigt haben. Am besten alles in einem Umkreis von hundert Fuß dazu.«

»Boß, der Platz selbst ist ein öffentlicher Parkplatz. Ein Umkreis mit einem Radius von hundert Fuß schneidet ein Stück von einer öffentlichen Straße und eine Ecke des Hotelgeländes ab.«

»Widersprich mir nicht!« »Ich habe dir nicht widersprochen, ich habe Tatsachen angeführt.« »Entschuldigung. Sie werden verkaufen. Sie werden die Straße verlegen. Teufel, wenn man ihnen die Arme richtig verdreht, werden sie das Land *stiften* – und das Verdrehen sollte Joe Douglas übernehmen, finde ich. Und veranlasse Douglas, daß er beim Leichenschauhaus Anspruch auf alles erhebt, was noch übrig war, als diese Ghouls mit Mike fertig waren. Dann werden wir ihn an dieser Stelle begraben – sagen wir, in einem Jahr… und die ganze Stadt wird als Trauergemeinde kommen, und die Polizisten, die ihn nicht geschützt haben, werden in Habacht-Stellung dastehen.« Was sollten sie auf sein Grab setzen? Die zusammengebrochene Karyatide? Nein, Mike war für seinen Stein stark genug gewesen. Die kleine Seejungfrau wäre besser – aber das würden die Leute nicht verstehen. Vielleicht eine Skulptur von Mike selbst, so wie er ausgesehen hatte, als er sagte: »Seht mich an! Ich bin ein Menschensohn.« Falls Duke davon keine Aufnahme gelungen war, würde New World eine gemacht haben – und vielleicht gab es einen Bruder oder würde es einen Bruder geben, der einen Funken von Rodin in sich hatte, um es richtig zu machen und nicht zu verkitschen.

»Wir werden ihn dort begraben«, fuhr Jubal fort, »ungeschützt, so daß die Würmer und der sanfte Regen ihn groken können. Ich groke, das wird Mike gefallen. Anne, ich möchte mit Joe Douglas sprechen, sobald wir nach Hause kommen.«

»Ja, Boß. Wir groken mit dir.« »Jetzt zu dem anderen Punkt.« Er erzählte ihnen von Mikes Testament. »Ihr seht also, jeder von euch ist zumindest Millionär – wie hoch sein Vermögen darüber liegt, habe ich in letzter Zeit nicht mehr nachgerechnet… aber es ist viel höher, sogar nach Abzug der Steuern. Bedingungen sind damit absolut keine verbunden… aber ich groke, ihr werdet die nötigen Beträge für Tempel und ähnliche Dinge verwenden. Es hindert euch jedoch nichts daran, Yachten zu kaufen, wenn ihr möchtet. Ach ja! Joe Douglas bleibt zum alten Honorar Verwalter für jeden, der das Kapital hecken lassen möchte… aber ich groke, Joe wird es nicht mehr lange machen, worauf das

Amt auf Ben Caxton übergeht. Ben?«

Caxton zuckte die Achseln. »Es kann unter meinem Namen laufen. Ich groke, daß ich einen richtigen Geschäftsmann dafür engagieren werde. Saul heißt er.«

»Das wäre dann geregelt. Es ist einige Zeit zu warten, aber niemand wird wagen, dieses Testament anzufechten; dafür hat Mike gesorgt. Ihr werdet sehen. Wann können wir hier aufbrechen? Ist die Rechnung bezahlt?«

»Jubal«, sagte Ben freundlich, »uns *gehört* dieses Hotel.« Nicht lange danach waren sie in der Luft, ohne daß die Polizei ihnen Schwierigkeiten gemacht hätte. Die Unruhe in der Stadt hatte sich ebenso schnell gelegt, wie sie aufgeflammt war. Jubal setzte sich zu Stinky Mahmoud nach vorn und entspannte sich. Er entdeckte, daß er weder müde noch unglücklich war und nicht einmal ungeduldig, wieder in sein Sanktuarium zu kommen. Sie sprachen über Mahmouds Pläne, den Mars zu besuchen, um die Sprache gründlicher zu lernen… nachdem – Jubal freute sich, es zu hören – das Lexikon fertiggestellt war. Mahmoud schätzte, daß er noch ein Jahr brauchte, um die phonetische Schreibweise zu redigieren.

Jubal brummte: »Vermutlich werde ich gezwungen sein, die vertrackte Sprache selbst zu lernen, nur damit ich verstehe, was rings um mich geredet wird.«

»Wie du es grokst, Bruder.«

»Aber, verdammt noch mal, ich werde mich nicht mit vorgeschriebenen Lektionen und regelmäßigen Schulstunden abquälen! Ich werde arbeiten, wie es mir paßt, so wie ich es immer getan habe.«

Mahmoud schwieg eine Weile. »Jubal, im Tempel haben wir Schulstunden und Lehrpläne benutzt, weil wir es mit Gruppen zu tun hatten. Aber einige Personen haben besonders Aufmerksamkeit erhalten.«

»Das wäre das Richtige für mich.«

»Anne zum Beispiel ist viel weiter fortgeschritten, als sie es dich je hat wissen lassen. Mit ihrem eidetischen Gedächtnis hat sie, im Rapport mit Mike, Marsianisch in null komma nichts gelernt.«

»Nun, diese Art von Gedächtnis habe ich nicht – und Mike steht nicht zur Verfügung.«

»Nein, aber Anne. Und so widerborstig du auch bist, Dawn kann dich trotzdem in Rapport mit Anne bringen wenn du sie läßt. Und für die zweite Lektion brauchst du Dawn nicht mehr. Dann ist Anne imstande, es allein zu tun. Innerhalb von Tagen wirst du auf marsianisch denken – das heißt, nach dem Kalender gerechnet; in subjektiver Zeit wird es viel länger sein, aber wen kümmert das?« Mahmoud grinste. »Die Übungen, die dem Aufwärmen dienen, werden dir Spaß machen.«

Jubal sträubte das Gefieder. »Du bist ein niedriger, böser, geiler Araber – und außerdem hast du eine meiner besten Sekretärinnen gestohlen.«

»Dafür stehe ich auf ewig in deiner Schuld. Aber du hast sie nicht völlig verloren; auch sie wird dir Unterricht geben. Das läßt sie sich bestimmt nicht

nehmen.«

»Geh weg und setz dich woanders hin! Ich möchte nachdenken.«

Etwas später brüllte Jubal: »Dienst!«

Dorcas kam nach vorn und setzte sich neben ihn, ihre Steno-Ausrüstung zur Hand.

Er betrachtete sie, bevor er mit der Arbeit begann. »Kind, du siehst noch glücklicher aus als sonst. Du leuchtest.«

Dorcas sagte verträumt: »Ich habe mich entschlossen, ihn ›Dennis‹ zu nennen.«

Jubal nickte. »Passend. Sehr passend.« Eine passende Bedeutung, auch wenn sie sich der Vaterschaft nicht sicher sein sollte, dachte er. »Ist dir nach Arbeiten zumute?«

»O ja! Ich fühle mich großartig.«

»Fang an! Fernsehspiel. Erster Entwurf. Arbeitstitel: ›Ein Marsianer namens Smith.‹ Beginn: Transfokatorfahrt auf den Mars unter Benutzung von Archiv- oder Trickaufnahmen, ungebrochene Sequenz, dann Überblendung auf Modell-Nachbau des tatsächlichen Landeplatzes der *Envoy.* Raumschiff in mittlerer Entfernung. Sich bewegende Marsianer, typisch, aus verfügbaren Archivaufnahmen. Schnitt auf Nahaufnahme: Inneres eines Raumschiffs. Patientin liegt auf…«

39. KAPITEL

Es war nie daran gezweifelt worden, welches Urteil über den dritten Planeten Sols gefällt werden würde. Die Alten des vierten Planeten waren nicht allwissend und auf ihre Weise ebenso provinziell wie die Menschen. Auch wenn sie sich auf eine weit überlegene Logik stützen konnten, grokten sie doch nach ihren eigenen lokalen Wertvorstellungen, und sie waren überzeugt, eine unheilbare ›Verkehrtheit‹ an den geschäftigen, ruhelosen, streitsüchtigen Wesen des dritten Planeten wahrzunehmen, eine Verkehrtheit, die des Aussiebens bedurfte, sobald sie gegrokt und geehrt und gehaßt worden war.

Aber bis die Alten langsam damit würden anfangen wollen, mußte sich die Unwahrscheinlichkeit, daß sie überhaupt fähig waren, diese erstaunlich komplexe Rasse zu vernichten, sehr stark der Unmöglichkeit angenähert haben. Die Gefahr für den dritten Planeten war so gering, daß diejenigen, die sich um ihn kümmerten, nicht den Bruchteil eines Äons darauf verschwendeten.

Foster tat es gewiß nicht. »Digby!«

Sein Assistent blickte auf. »Ja, Foster.«

»Ich werde ein paar Äonen auf einem Sondereinsatz sein und möchte dich deinem neuen Vorgesetzten vorstellen.« Foster drehte sich um und sagte:

»Mike, das ist Erzengel Digby, dein Assistent. Er weiß, wo alles im Studio ist, und du wirst ihn als einen sehr zuverlässigen Vorarbeiter bei allen deinen Planungen kennenlernen.«

»Oh, wir kommen bestimmt miteinander aus«, versicherte Erzengel Michael ihm. Zu Digby sagte er: »Sind wir uns nicht schon einmal begegnet?«

Digby antwortete: »Nicht daß ich wüßte. Natürlich bei so vielen Wann-wo…« Er zuckte die Achseln.

»Es spielt keine Rolle. Du bist Gott.«

»Du bist Gott«, erwiderte Digby.

Foster unterbrach: »Laßt doch die Förmlichkeiten. Ich habe euch einen Berg von Arbeit hingelegt, und ihr habt nicht die ganze Ewigkeit dafür zur Verfügung. Natürlich bist du Gott – aber wer ist es nicht?«

Er ging. Mike schob seinen Heiligenschein zurück und machte sich ans Werk. Er hatte fest vor, eine Menge Veränderungen vorzunehmen…

Ende